



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

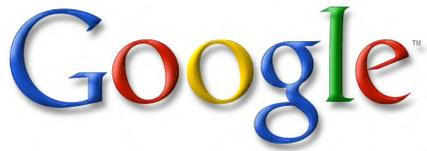
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

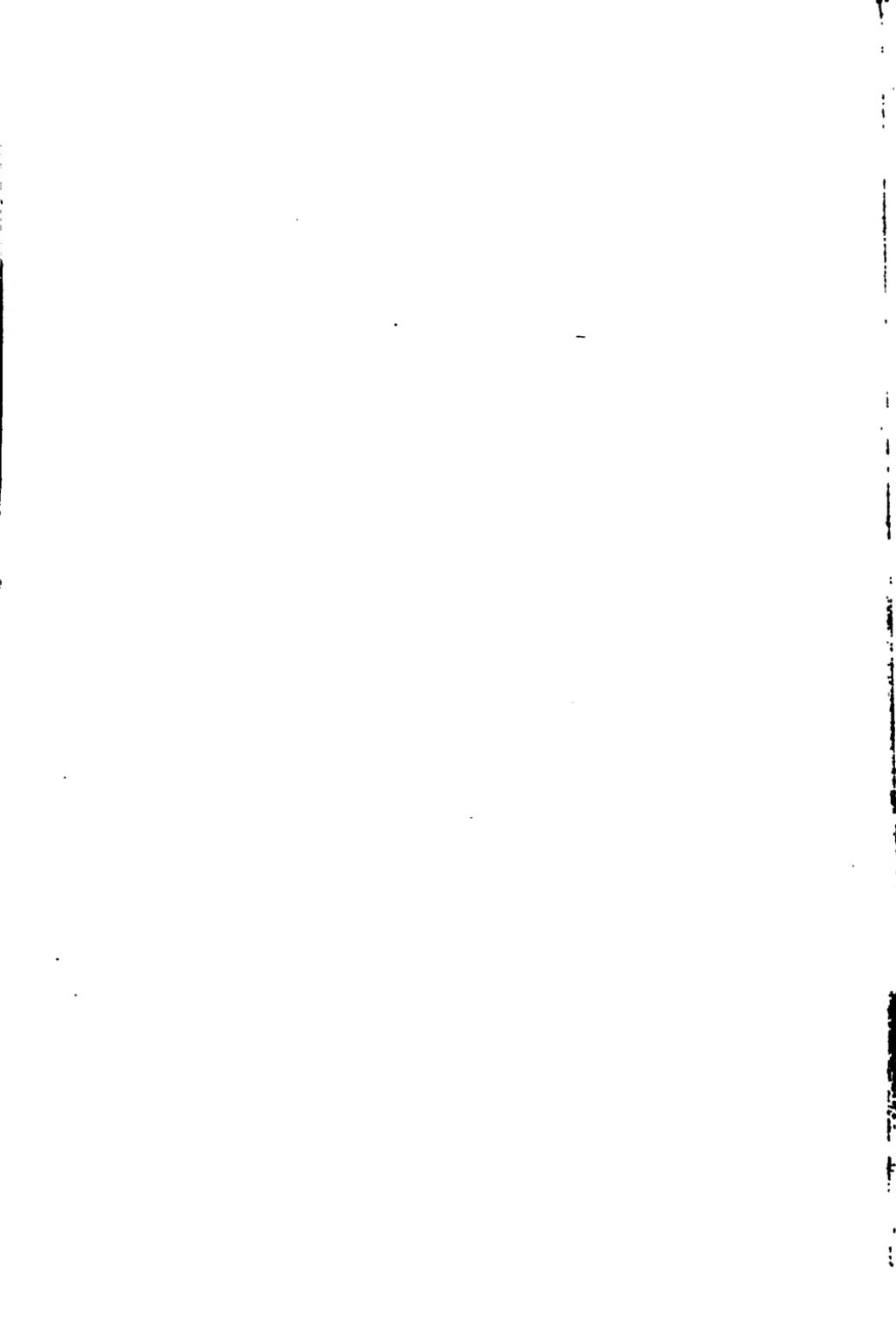
- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

830.6

294



Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Sechshunddreißigster Band.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

1901.

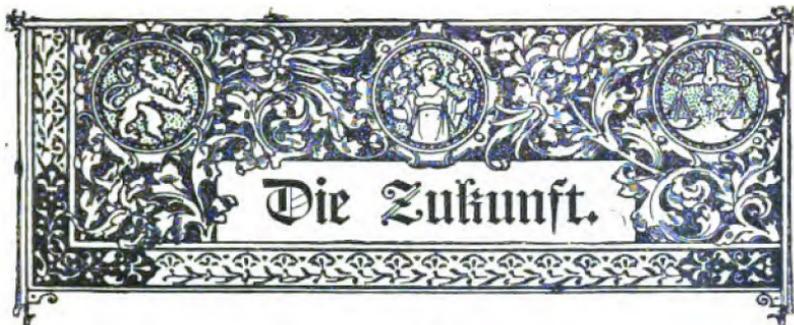
4

Das Wort
 Nr. 100
 4-23-31
 22211

Inhalt.

<p>Alte und neue Tonkunst f. Tonkunst. 465</p> <p>Antialkoholismus 465</p> <p>Baugeschichte f. Berlins. Berlins Baugeschichte 144</p> <p>Berliner Sezession f. Sezession. Bismarck-Denkmal f. Diener. Bosse, Robert f. Männer. Briefe, drei 251</p> <p>Bülow, Graf f. Revirement. Crispi 357 f. a. Männer.</p> <p>Dame, die 496</p> <p>Darmstädter Künstlerkolonie 112</p> <p>Deutsche Zukunft f. Zukunft. Diener, der stumme 1</p> <p>Drama, das moderne 190</p> <p>Edmann contra van de Velde f. Notizbuch 95, f. a. Er- klärung. f. a. 35. Band 540.</p> <p>Einzug 309</p> <p>Erklärung 123</p> <p>Faktoren, die, des Jch 7, 59</p> <p>Gasthöfe, f. Reisebücher. Gibraltar 197</p> <p>Goldwährung f. Wittes. Gruß an Richard Voß 406 in, der 362 lau und Terlinden 214 belsgesellschaft, die, in Nau- eim 373 monifazug, im 525 industrie f. Notizbuch 334. ob 476 königsburg, die 432</p>	<p>Gomer bei Salomo 38</p> <p>Japan f. Sozialismus. Journalistendeutsch 158</p> <p>Italiens rother Sommer 82</p> <p>Kaiserin Friedrich 257</p> <p>Kampf, der, um den Zoll 248</p> <p>Ketzereien, kriminalistische 377</p> <p>Mahyham, Omar. 243</p> <p>Klavier, f. Zukunft. Müller, Mathias von f. Männer. Kriminalistische Ketzereien f. Ketzereien.</p> <p>Kunst f. Land. Künstlerkolonie f. Darmstädter. Kachesis 68</p> <p>Land, das, der Kunst 278</p> <p>Landaus 292</p> <p>Landestruer f. Notizbuch 335. Leben, das, ein Traum 441</p> <p>Legende von der Mutter Gottes 58</p> <p>Lehrweisheit, neugriechische 272</p> <p>Lendemain 283</p> <p>Leuzstimmen : 108</p> <p>Lucas Offenbarung 137</p> <p>Männer, Tote 297</p> <p>Marten, Dragoner 337</p> <p>Medizinische Pfaffen f. Pfaffen. Miegel, Agnes. 310</p> <p>Miquel f. Notizbuch 92. Moral, f. Naturwissenschaft. Moritz und Nina 505</p> <p>Musikalienhandel f. Briefe. Naturwissenschaft und Moral 399</p> <p>Notizbuch 92, 334, 536</p> <p>Opern, f. Sommeroperen. Parallelen, sittengeschichtliche 29</p>
--	---

Personentarif und Rückfahrarten	161	Stahlarbeiterstrike, der	175
Pfaffen, medizinische	104	Stoß, der erste	331
Preußen in Sachsen	88	Sudermann als Bekenner	366
Rechtsanwalt, der	205	Szilagyi, Desider f. Männer.	
Reisebücher und Gasthöfe	124	Terlinben f. Hanau.	
Revirement	49	Theorie und Praxis	411
Rock, der vornehmste f. Revire- ment.		Tonkunst, alte und neue	511
Rückfahrarten f. Personen- tarif.		Tote Männer f. Männer.	
Schlegel-Lied	222	Treber	45
Schoftag	531	Unten durch!	97
Schuckert	119	Welbe, van de f. Edmann. f. a. Erklärung.	
Schule, die hellenische	72	Verleger, mein letzter	165
Schulreform	217	Verse	168
Selbstanzeigen 43, 85, 117, 169, 287, 407, 490.		Voss, Richard f. Grub.	
Sezession, Berliner	322	Waldersee, Graf Alfred f. Männer.	
Sieg, der, des Drachen	417	Waterproof	529
Sittengeschichtliche Parallelen f. Parallelen.		Weltgeschichte	238, 386
Sommeropern	450	Weltmeisterschaft, um die	200
Sozialismus in Japan	319	Wittes Goldwährung	448
Sozialreform, deutsche	457	Zeichen, das, des Thieres	20
Spinnengewebe	171	Zolltarif, der	177
Staatsanwalt, der	370	f. a. Kampf.	
		Zukunft, deutsche	391
		Zukunft, die des Klaviers	36



Berlin, den 6. Juli 1901.

Der stumme Diener.

Ein paar Jahre ist es her. Lächeluden hatte ein Lächelnder eben erzählt, in der Rheinprovinz seien am selben Tage zwei Kommandirende Generale, ein Oberpräsident, ein Divisionär und ein Brigadier durch „unaufschiebbare Geschäfte“ verhindert gewesen, von einem Bismarck-Denkmal die Hülle fallen zu sehen. Die Tragikomik des Vorganges führte auf grader Straße in die Geschichte des Planes, der Hauptstadt des Reiches ein Standbild des Mannes zu schenken, dessen persönliche Lebensleistung der Schulweisen Traum vom Reich zur Wirklichkeit gewandelt hatte. Ein „Nationaldenkmal.“ Bürger hatten das Geld aufgebracht; eine runde Million. Dennoch glaubte das Komitee, in dem eine sichere Mehrheit bewährter Banausen schrankenlos herrschte, zunächst die Meinung des Monarchen ermitteln zu müssen; und bald vernahm man, der Kaiser wünsche, daß erst seinem Großvater in Berlin ein Denkmal errichtet werde, und er habe den Gedanken, Bismarck zu Pferde darzustellen, mit dem Wort zurückgewiesen, die Ehre eines Reiterdenkmals müsse Herren vorbehalten bleiben, die auf einem Thron saßen. Lange hatten des Hortes würdige Hüter dann geschwiegen; es schien ihnen wohl ungeschicklich, allzu viel von Einem zu reden, der, trotz allem Bitten und Drohen, nicht sterben, nicht einmal in die vornehme Statistenrolle des repräsentativen Greises sich fügen wollte. Als am östlichen Saum des Sachsenlandes mild leuchtend aber die Gnadensonne aufstieg, gab das Komitee wieder Lebenszeichen. Reinhold Wegas, so ward verkündet, soll des Denkmals Opfer sein, das unmittelbar vor der Haupttreppe des Reichstagshauses

errichtet wird. Zwar erklärte in einem an mich adressirten, aber zu weiterer Resonanz bestimmten Brief Paul Wallot, „an dieser Stelle erscheine ein wirklich großartiges Denkmal, das zugleich den vorhandenen bedeutenden Mitteln entspricht, ausgeschlossen.“ Doch was konnte dem Dilettantencomitee das Urtheil des Meisters gelten, dessen Bau der Kaiser den Gipfel der Geschmacklosigkeit genannt hatte? Die ehrenwerthe Versammlung ließ das ungeberdige Genie aus ihrer Mitte scheiden und brauchte sich, als der Sachverständigste weggedrängt war, nicht darum zu bekümmern, daß hier — vor drei Jahren — gesagt wurde, schon jetzt müsse man fürchten, ein großer Aufwand werde schmähslich verthan und ein aus dem reinsten Empfinden des deutschen Volkes geborener Plan von anmaßendem Lakaiensinn elend verstümpert werden . . . Das Alles wurde besprochen, belacht, beseufzt; und Jeder suchte dem Bismarck-Denkmal seiner Phantasie Gestalt zu geben. Schon waren die wunderlichsten Vorschläge ans Licht des Zeichimmers gekommen; da jagte, zuletzt, Einer, auf den längst Alle geschaut hatten: „Dem darf man kein Dugenddenkmal anthun. Der ist ein Einsamer, ist hinter dem Gitter heute wie der eingesperrte Löwe, der wohl die Jungen und deren Mutter mal zärtlich tätschelt, doch, ohne innere Gemeinschaft mit ihnen, seine große Vision lebt. Dem sind die Menschen nur Möbel, bequem oder unbequem, stimmend oder verstimmend; und wenn sie glauben, daß er zu ihnen spricht, hält er einen Monolog. Nur Dem nicht die übliche Menagerie mit symbolischem Fokuspokus! In einem dichten, vom Geschäftssinn noch nicht durchforsteten Wald einen Riesenthurm; und oben, hoch über allen Wipfeln, er, — ein Wesen, das den Kleinen da unten ihm zu gleichen scheint. Das Ganze darf so wenig an ein anderes Denkmal erinnern, wie er an einen anderen Minister erinnert hat.“ Der so etwa sprach, hieß Franz von Lenbach.

Daß es gerade ein ungeheurer Thurm im Walde sein muß, wird Mancher nicht zugeben; doch Jeder, daß ein Bismarck-Denkmal der Deutschen keinem anderen Monument gleichen darf. Im Invalidendom lebt, zwischen dunkelrothen Granitmassen, Etwas vom Wesen Bonapartes, des ungekrönten, hageren Feldherrn, der, nach Taines hübschem Wort, drei Atlanten in der Wölbung der Schädels trug; nie sah, nie empfand der Betrachter Aehnliches. Auch die Vendomesäule, die doch antiken Vorbildern nachgebacht ist, läßt unter Schauern aus erregten Affoziationcentren die Gestalt des Merkwürdigen erstehen, der ein darbenber Unterlieutenant war und Weltherrscher und der ältesten Reiche Minderer wurde. Ein kleiner Mann, schmucklos wie ein Korporal, und auf so hoher Säule doch, — hoch über den Dächern der Paläste,

in denen, ehe Lätitia schwanger ward, des Bourbonenstaats Adel schwelgte und in denen seit dem Zusammenbruch der Parvenumonarchie zu des Korsen Füßen nun Modeschneider und Luxusherberger hausen. Ein solches Denkmal, vor dessen Sonderheit alle Erinnerungsbilder verblaffen, hatten wir auch für Bismarck geträumt. Es brauchte nicht gleich errichtet zu werden; man sollte nie Menschen, deren Gestalt bis ins Einzelne noch im Gedächtniß lebt, in deren Bild der Spürsinn noch nach Ähnlichkeit pürschen kann, Denkmale setzen; oder man muß sich mit einem großen Symbol begnügen, wie die Franzosen mit der bildlosen Gruft Bonapartes. Eines halben Künstlerlebens Arbeit mindestens forderte unser Traum; dieser Künstler konnte in Deutschland vielleicht Max Klinger sein. Der wäre einem Irrlicht am Ende in undurchdringlichen Hag gefolgt; doch sein Irren wäre noch bismärckischer gewesen als jedes Anderen gleißender Erfolg. Und wenn dem Beethovenbildner der große Wurf gelang! . . Mit Michelangelos Moses, mit dem Colleoni Verrocchios sollte das Werk den Jahrhunderten trogen; dem Germanengenius, den noch kein Denkmal deutet, sollte es plastischen Ausdruck geben. So hoch flog unser Hoffen; die Erfüllung hätten wir gern mit einer zweiten Million erkauf. Und war es so weit, konnte die Hülle sinken: keine offizielle Feier heutigen Stils, keine Abspernung noch Kastenscheidung, keine festlich stolzirende Besprechung des Bildes. Ins nächtliche Dunkel die Handwerkererei; eines Lenzmorgens sollte das Wahrzeichen dem wachen Blick sichtbar sein. Jeder konnte dann hintreten und, als Christ oder als Heide, dem Drang andächtiger Wünsche genügen: der Christ seines Gottes Walten im engen Menschenhirn preisen, der Heide in dem stolzen Bewußtsein sich wiegen, daß Einer von seiner Gattung der Menschheit Grenze so weit hinauszurücken vermochte. Liebe und Haß konnten hier, mußten empfinden, daß vor dieser Stätte laue Alltagsgeföhle schweigen, in leidenschaftlicher Wallung die Geister, die Herzen sich scheiden mußten.

Es ist anders gekommen; anders, als wirs träumten, nicht anders, als wirs gewöhnt sind. Hätte es sich um irgend einen Otto den Faulen gehandelt: Die Enthüllungsfier wäre ungefähr eben so verlaufen. Bei geringem Anlaß wurden die Bundesfürsten nach Berlin entboten und zu diesem Tag wäre Mancher von ihnen gern herbei geeilt; Einzelne haben es laut gesagt, — aber sie waren nicht geladen. Die Minister der deutschen Staaten ten, das Heer, dessen Ansehen Bismarck mit mächtiger Hand aus der demokratischen Fluth gerettet hat, war nicht vertreten, die Ehrencompagnie, die es doch nicht gut ging, im Dienstanzug aufmarschirt. Im letzten Augen-

blick soll für Offiziere und Mannschaft Paradeanzug befohlen, der Befehl aber so spät eingetroffen sein, daß die Ausführung nicht mehr möglich war. Und es war besser so, passender für den Rahmen, in den die ganze Veranstaltung gezwängt werden sollte. Ein paar Helmbüschel machen noch kein Nationalfest; und die Rüge, auf den Dächern der offiziellen Gebäude habe keine Fahne geweht, braucht den ernstesten Sinn nicht lange zu beschäftigen. Kein militärischer und kein höfischer Pomp konnte die frostige Feier erwärmen. Alle, so ward uns vorher erzählt, die dem Kanzler „nah gestanden“ haben, sollen zur Enthüllung gerufen werden; und wirklich: Herr von Lucanus war da und Herr von Boetticher hatte sogar die Reise von Magdeburg nicht gescheut. Auch durfte nach Vier Jeder das Bild betrachten — Die sogar, die es bezahlt hatten — und es war nur natürlich, entsprach nur der Sitte, daß bis zu dieser Stunde der Platz abgesperrt blieb. Ein Thorenhäuflein hatte von anderer Feier geträumt.

Und von einem anderen Denkmal. Reinhold Vegas gehört zu Denen, die man, nach des ihm im Wesen verwandten Grillparzer Forderung, nur mit dem Hut in der Hand kritisiren sollte. Er ist ein Meister in der Kunst, einen feinen Kopf, einen anmuthig bewegten Leib nachzuschaffen, eine Stimmung in Stein zu bannen. Die Sabinerinnen, der Centaur, das ungleiche Brüderpaar aus der Genesis, die Meer mädchen auf dem Rande des Neptunbrunnens, der Genius, der neben dem Kopf des alten Kaisers einhererschreitet, Schillers tragische Muse: sie Alle loben den Schöpfer laut. Schiller selbst ist, in der stolzen Haltung des leidenden Helden, sehr schön: zwei Pathetiker können einander empfinden. Dieses Bild wird, trotz dem ungünstigen Aufbau, bleiben und noch der Enkel heute lebender Deutschen wird schwören, so habe der Dichter der Räuber ausgesehen. Die Namen Bismarck und Vegas aber geben keinen Reim. Der Meister mag aus alten Mythen die berühmtesten Schatten rufen: der Mann, der in dieser Gespensterwelt leben soll, bleibt ihm fremd. Bismarck ist sehr verschieden gesehen worden. Vielen ist er der verschlagenste Diplomat, Vielen der wilde, rachsüchtige Junker, Manchen der treue Vasall, der Tronjer der Hohenzollern; und Treitschke hat kühn prophezeit, im Gedächtniß des Volkes werde nur der gelbe Kürassier fortleben, der an des Heeres Spitze wie ein Ungewitter ins Franzenreich brach. Vegas macht in seiner Sprache geistreiche Bemerkungen über Bismarck, aber er hat von der Welt, die dieser Name Jedem, dem Bewunderer wie dem Todfeind, bedeutet, keine eigene, in ihren Zauberkreis zwingende Anschauung. Das Ganze ist gewiß wirksam, im besten Sinn dekorativ und meisterlich ausgeführt; aber die große Vision fehlt, — und die ersetzt kein

Siegfried, kein Atlas, keine den trägen Michael aufrüttelnde Dame Germania und kein Tigerthier. Ein plastischer Künstler von höchst ungewöhnlichem Wuchs hat eines Malers geistreiche Alexandrinereinfälle gestaltet. Robin traf besser, als er Victor Hugo aus der modischen Hülle schälte und den nackten Myriker zeigte, den in jedem Gewand unveränderlich gleichen vates, dessen Seele stets in heller Begeisterung tönt; und der schwächliche Tilgner fand den Weg ins Innerste seines Helden, als er Hans Matart im Maskenkostüm eines Renaissancekünstlers auf den Sockel stellte. Für Vegas, den Heroenbewunderer, ist Bismarck wohl nur der Große, den die Meute der Kleinen umklaffte. Das war nicht genug. Des Großen besonderes, deutlich abgegrenztes Wesen mußte der Künstler mit inniger Andacht umfassen. Vor diesem Bilde wird der Betrachter nicht fromm.

Doch sollte der Künstler denn solche Stimmung wirken? War so sein Auftrag? Vor dem verhüllten Bilde sprach Herr von Levezow. Der war Reichstagspräsident, als Bismarck entlassen wurde. Denn Bismarck — schon scheint es nöthig, daran zu erinnern — ist entlassen, ist an einem Tage zweimal aufgefordert worden, schleunigst aus der Wilhelmstraße zu weichen, und war, nach seiner durch keinen Widerspruch entkräfteten Behauptung, gezwungen, Hals über Kopf seine Sachen zu packen. Damals also saß Herr von Levezow im Reichstag auf dem Präsidentenstuhl. Er sprach kein armes Wort; der Vorgang dünkte ihn, der jeder durch Volkswahl geweihten Null ein paar Phrasen ins Grab nachschickte, wohl nicht wichtig. Dann hatte er den Muth, dem Ausschuß zu präsidiren, der das Denkmal errichten wollte; und jetzt hat er über den „nationalen Heros“ allerlei Erbauliches zu melden gewußt. Das war der „Auftraggeber“. Ihm gelobte in des Reiches Namen der Kanzler, das Denkmal zu hüten; und er hielt eine noch viel schönere Rede. Daß Bismarck „unter und mit Kaiser Wilhelm dem Großen in gewaltiger Energie das Reich aufgerichtet hat,“ sagte er; daß „wir in jeder Hinsicht auf seinen Schultern stehen“; und daß „auf den Schultern des glorreichen Hohenzollernhauses die Zukunft der Nation ruht“. Das Hauptstück der wunderschönen Rede aber war der Satz: „Was uns Fürst Bismarck gelehrt hat, ist, daß nicht persönliche Liebhabereien, nicht populäre Augenblicksströmungen noch graue Theorie, sondern immer nur das wirkliche und dauernde Interesse der Volksgemeinschaft, die *salus publica*, die Richtschnur einer vernünftigen und sittlich berechtigten Politik sein darf“. Das, hört, Ihr Herren, und laßt es vom Bülow Euch sagen: Das ist die funkelagelneue, die über jeden Begriff genialische Weisheit, die uns Bismarck

gebracht hat, die vor ihm kein Mensch noch kannte; auf diesen Gemeinplatz schaute stumm künftig der bronzene Kanzler herab.

Ein revolutionäres Genie, das nur dienen konnte, so lange der legitime Herr an dem Schein der Macht sich genügen ließ und nach keinem ernsthaften Herrenrecht die Hand rechte? Solchen Leuten setzen die Offiziellen kein Denkmal. Nein: ein sehr bedeutender Minister, der eines sehr bedeutenden Fürsten treuer Gehilfe war. „Des großen Kaisers großem Diener“ widmete Wilhelm der Zweite seinen Kranz. Unter allen Feiernden war der Kaiser allein vielleicht ganz aufrichtig. Von dem Bismarck der neunziger Jahre will er nichts hören; genug, daß er ihm huldvoll verziehe. Auch will er, kann er nicht dulden, daß ein Diener geehrt wird wie ein souverainer Herr, an dem auch ohne Menschenhilfe Gottes Gnade das höchste Wunder zu wirken vermochte . . . Alles ist in schönster Ordnung und zu leisem Groll und lauter Scheltrede nicht der geringste Grund. Das Dienerdenkmal steht, neben der Siegessäule, am Ausgang der Puppenallee, ganz an seinem Platz, als das ragende Wahrzeichen einer Zeit, die mit bunten Lappen aus allen Kulturen den verkrüppelten Körper zu puken bemüht ist. Und der später Vorüberwandelnde wird erkennen lernen, daß der Mann da oben den Zeitgenossen in vielfach wechselnder Gestalt erschien, als tapferer Siegfried und gewaltiger Weltenträger, als General der Kavallerie, als scharfsägige Eule, als brutaler Thierbändiger, und daß in dem Ganzen ein Nationaldenkmal zu erblicken ist, — das Denkmal, das eine Nation aus der Hand beamteter Pfleger hinnahm. Ein anderes Geschlecht wird das Bismarck-Denkmal errichten. Mit dem Sammeln des Geldes könnte immerhin schon begonnen werden. Am Ende wird Etwas aus der Sache, wenn die Gegner der bismarckischen Politik sich zusammenthun, um dem Genius des Mannes Otto Bismarck den Denkstein zu setzen.



Die Faktoren des Ich.

In Welverbesserungsvorschlägen fehlt es heutzutage bekanntlich nicht. Manches muß daher wohl an unserem sozialen Organismus hapern; sonst wäre ein solches Bedürfnis nach Verbesserung nicht vorhanden. Zwar besitzen wir, wie zu allen Zeiten, Optimisten und Pessimisten, die Beide im Grunde auf das Selbe hinauswollen, die Einen, weil sie Alles so vortrefflich und den Fortschritt in allen Theilen so riesig finden, daß sie es für total überflüssig erachten, noch Etwas daran zu verbessern; die Anderen, weil sie Alles als so miserabel, schlecht, krank und entartet ansehen, daß nach ihnen Hopfen und Malz an der Menschheit verloren sind; sie finden ihre Wollust in der Entartung selbst, die sie auf allen Tönen ihrer poetischen Geige klingen oder in allen Farben ihres degenerirten Pinsels malen. Für Karikaturen und Romane eignen sich die Pessimisten wie die Optimisten vortrefflich. Von der Wirklichkeit sind aber Beide ungefähr gleich weit entfernt. Jede Sorte betrachtet die Menschheit durch ihre Brille und sieht daher immer nur die Seite, die der Krümmung ihres Glases angepaßt ist.

Die Wissenschaft müßte aber die Wahrheit, so weit sie erkennbar ist, auch wirklich erkennen. Den Pessimisten muß sie zugeben, daß Vieles besser sein könnte, und den Optimisten, daß viel Gutes, Förderliches vorhanden ist. Es kommt jedoch nicht darauf an, die Menschheit für strotzend gesund und wachsend oder umgekehrt für unheilbar totkrank und vergehend zu erklären. Das sind nur Worte, die die subjektive Gemüthsbetonung des Individuums, seine melancholisch gedrückte oder umgekehrt manialalisch gehobene Gehirnerfassung den anderen Leuten ausdrucksvoll vorleiern. Damit treibt man nur Theologie im Sinne Goethes, indem man durch bald mehr, bald weniger mythisch klingende Schlagwörter und falsche Verallgemeinerungen, durch dogmatische Aufstellung von Sätzen über die undurchdringlichsten Fragen der Metaphysik, über die ersten Ursachen und die letzten Ziele Gottes oder des Weltalls, alles Menschliche in dem trüben Schlamm unverdauter Phrasen und Gefühle verwurstet. Solches gefühlvolle Pathos dient höchstens dazu, den eigenen Egoismus und die eigene Unzulänglichkeit zu verdecken.

Wollen wir daher wissen, was für die „Menschheit“ „gut“ ist, so müssen wir zunächst feststellen daß die Menschheit aus einzelnen Menschen zehlt. Sind die einzelnen Theile gut, so dürfte wohl das Ganze auch gut werden können. Sie müssen aber ferner noch gut und zweckmäßig einander gepaßt sein, wenn ein gereimtes Ganzes zu Stande kommen soll. Aus rechten Menschen und aus fehlerhaftem Zusammenwirken einzelner an sich er Kräfte kann keine harmonische Menschheit entstehen.

Wir müssen jedoch ferner noch darüber einig sein, was „gut“ heißt.

Da theilen sich die Menschen in zwei scheinbar unverföhnliche Lager. Die Einen glauben bestimmt an ein zukünftiges ewiges Leben ihres lieben Ich, das nach ihrer Ansicht in den Himmel übertreten, ewig selig und glücklich werden wird. Zwar bewegt sich die Vorstellung dieses zukünftigen Lebens in den merkwürdigsten Phantasiesprängen. Die Eiren stellen sich dort als Menschen mit Haut und Haar, mit Hunger und Liebe, mit Willen und Gefühl, mit Sehen und Hören vor. Ihr wahres menschliches Ich versetzen sie in das Paradies. Sie wollen dort das Leben genießen, das ihnen hienieden so sauer vorkommt. Etwas verlegen sind sie freilich über gewisse Schwierigkeiten, zum Beispiel darüber, welches Alter ihres irdischen Daseins paradiesisch fortgesetzt werden soll, ob die Einfalt des Kindes, die Gebrechen des hohen Alters, die Leidenschaften der reiferen Jahre, die individuellen Schwächen, die den Charakter ausmachen, auch mitgenommen werden. Sie hoffen, ihre Lieben dort wieder zu finden und sie weiter zu lieben. Den Gegensatz zu dieser materiell menschlichen Vorstellung des Paradieses bildet nothwendig als Kumpelkammer eine Hölle, wohin der liebe Gott alles Schlechte, unter Anderen auch die Ungläubigen, die „Feinde“ aller Art, die sich nicht zum allein selig machenden Glauben bekehren wollten, schickt und sie einem unverbesserlichen Knecht, dem Teufel, zur ewigen Pein gnädig überläßt. Diese sogenannte orthodoxe Vorstellung erleidet zwar viele Einzelabweichungen. Aber sie bildet doch ein Ganzes, das zu folgender Auffassung führt: Der Mensch ist zwar mit Erbsünde belastet, aber doch absolut frei, „gut“ oder „schlecht“ zu handeln. Es giebt ein absolut Gutes: Gott; und ein absolut Schlechtes: den Teufel. Endzweck ist der Sieg des Guten in Gott. Folglich ist das irdische Dasein eine ziemlich werthlose Vorstufe des Seins. Der Mensch soll einfach danach trachten, den Willen Gottes, seines Herrn, genau zu thun, um nicht zu sündigen, ew'g selig zu werden und der Hölle zu entgehen. Gott hat ihm nach christlichem Glauben seinen Sohn gesandt, um die trotzdem unvermeidlichen Sünden der Menschen zu sühnen. Diese brauchen nur dem Wort des Sohnes Gottes zu folgen. Gehorchen sie seinen Geboten, so thun sie gut. Leider wird dieses „Gute“ in That und Wahrheit merkwürdig ausgelegt. Jeder findet das Schlechte gern beim Anderen; und im Namen Gottes und seines Sohnes haben die sogenannten Christen einander von je her zerfleischt und betrogen, so daß der Teufel, trotz allen Belehrungen und Erlösungen, noch lange nicht besiegt zu sein scheint. Außerdem weiß eigentlich doch Keiner, was „Gott will“, glaubt es aber zu wissen und fählt sich verpflichtet, seine Meinung darüber den Anderen aufzuzwingen, so daß statt des Friedens der Krieg, statt der Liebe der Haß und statt des Guten das Schlechte aus den Lehren der Apostel der Religion der Liebe vielfach entsteht. Das kommt daher, daß kein Einziger weiß, was die jenseitigen Ab-

sichten und Verhältnisse sind, da der Mensch nicht göttlich, sondern nur menschlich denken, fühlen, wollen und sich vorstellen kann. Deshalb kann auf diesem Gebiet Jeder im Erösen fischen.

Von solcher bescheidenen Erkenntniß ausgehend, sagen die Menschen des anderen Lagers etwa Folgendes: Ich bin Mensch und weiß in letzter Instanz nicht, woher ich komme und wohin ich gehe. Die göttliche Allmacht des Weltalls ist mir unergründlich. Bin ich wie ein Meteor im Weltall? Soll ich nach meinem Tode weiter bestehen oder wieder entstehen? Ich weiß es nicht und kann mir darüber keine Vorstellung machen. Ich höre wohl die Botschaft von allerlei Verzückungen, von Offenbarungen des Jenseits; es verklaut hierüber bald lieblich, bald drohend thnende Phrasen. Doch unter ihnen finde ich immer nur Menschen, ihre Leidenschaften und ihre Phantastievorstellungen. Mir will sich Gott nicht offenbaren. Ueber ein zukünftiges Leben weiß ich so wenig wie über die Nacht ewiger Vergangenheiten. Dagegen sehe ich um mich her das irdische Leben, mit Nacht und Kälte, aber auch mit Sonne und Wärme, mit glücklichen, munteren, lebensfrohen, aber auch mit unglücklichen, leidenden Wesen, mit guten und schlechten, gewöhnlich jedoch mit zugleich gut und schlecht gearteten Individuen. Ich sehe vor Allem Menschen, Meinesgleichen, und fühle mit ihnen, so sehr sie auch mich und zugleich sich selbst bewußt und unbewußt anlägen und betragen. Sie sind Blut von meinem Blut; Das wenigstens weiß ich. Ich hänge viel von ihnen ab. Erweisen sie mir Gutes, so genieße ich; thun sie mir Böses an, so leide ich. Wenn ich auch sonst noch leide oder mich freue, so kann ihr Mitleid und ihre Mitfreude mein Leiden wenigstens lindern und meine Freude erhöhen. Vor Allem aber liebe ich selbst den Menschen am Meisten, dem ich Gutes erweise. Für mich ist zunächst das „Gute“ Das, was mir und mit mir den Menschen „Gutes“ thut, was das Wohl der Menschheit fördert. Oft ist ein momentanes Leiden zur Erreichung einer dauernden Freude nöthig; dann rechne ich es zum Guten. Kann ich durch mein Leiden das Wohl vieler erreichen, so thue ich demnach damit auch etwas Gutes; und umgekehrt. Gut und schlecht sind für mich nur ein Verhältniß zur Menschheit. An und für sich giebt es nichts Gutes und nichts Schlechtes im Weltall. Da Gott mich zum Menschen einmal hat werden lassen und er mir sein göttliches Wesen nicht verräth, so glaube ich, den mir unbekanntem Willen des mir unergründlichen Gottes am Besten dadurch zu erlösen, daß ich mein irdisch menschliches Dasein mit allen den mir zu Gebot stehenden Mitteln möglich, nicht nur für mich und die Meinigen, sondern auch für das Wohl der jetzigen und vor Allem der zukünftigen Menschheit bethätigen trachte. Auf die Vergangenheit kann ich nicht einwirken. Dagegen hat mich die Natur mit Trieben und Gefühlen für den Schutz und

die Pflege meiner Kinder, der Kinder überhaupt, ausgestattet. Ist Das nicht ein Fingerzeig dafür, daß die göttliche Allmacht in mir den Keim zur Pflege einer Aufwärtsbewegung meiner Nachfolger gelegt hat? Weg mit den Dogmen und der Mystik! Ich arbeite für Das, was ich kenne, auf dem Gebiet, das mir zugänglich ist, nicht aus Selbstüberhebung, sondern, um die Aufgabe meiner Anlage als Mensch zu vollbringen.

Zwischen den beiden eben skizzierten Gegensätzen bewegen sich allerdings schillernde Anschauungen. Es giebt Menschen — Christen und Nichtchristen — die zwar an einen „persönlichen“, sich offenbaren Gott und ein zukünftiges Leben, aber nicht an den Teufel glauben. Alles sei gut und Gott könne nichts Schlechtes neben sich bestehen lassen. Das sind einseitige Optimisten, denn man muß blind sein, um das Schlechte leugnen zu können. Ist aber Gott eine „Person“ (zwar kann der Mensch von einer Person nur eine menschliche Vorstellung haben) und ist diese Person gut, so ist die „schlechte“ Person des Teufels ein nothwendiges Postulat der Logik zur Erklärung des Daseins des Schlechten. Andere glauben wohl an ein ewiges zukünftiges Leben, aber als „vergeistigtes“ Dasein, ohne Leib, ohne Schwächen, ohne Leidenschaften, ohne Alter, ohne Triebe, ohne Fehler, ohne . . . ja, schließlich ohne Menschen, wenn man alles Menschliche daraus wegnimmt. Und diese gasförmige, leib- und lebenlose Vorstellung soll mein zukünftiges, mein ewiges Ich sein? Nein! Ohne Materie und Kraft giebt es keinen Menschen. Ein körperloser, hirnloser Geist ist ein leeres Wort. Für einen solchen Schatten seines Ich kann sich kein denkender und fühlender Mensch begeistern. Lieber noch die Vernichtung als ein solcher Spuk. Gott hat die Welt zu saft- und kraftvoll gestaltet, um das höchstorganisirte Wesen der Erde in derartige Wechselbälge umzuwandeln, die sich nur eine krankhaft verirrte Phantasie ausmalen kann. Statt einer so langweiligen Seele sagt es mir persönlich viel mehr zu, meine Kinder, Enkel und Nefen, die Menschen der Zukunft, als mein nach dem Tode fortgesetztes Ich zu betrachten. Sie haben wenigstens ein gut verbürgtes Anrecht darauf. Metaphysische Vorstellungen über die Endziele Gottes und die Möglichkeiten eines zukünftigen Lebens sind private Glaubens- und Gefühlsache jedes Menschen.

Wir wollen bei unserem Thema bleiben, sofern dessen Diskussion zulässig erscheint.

Wir sehen erstens also, daß die Menschheit aus den einzelnen Individuen besteht, daß aber zweitens diese Individuen über den Begriff „Gut“ sehr getheilter Ansicht sind, je nachdem sie den Willen Gottes über ihr Handeln und Wandeln zu kennen oder nicht zu kennen meinen und je nachdem sie an ein ewiges Leben ihres Ich glauben oder nicht glauben. Soll man nun wegen dieses Zwiespaltes auf jede Verbesserung verzichten und dem tollen

Chaos der Meinungen freien Lauf lassen? Das wäre der Triumph der Bestimmten und der Egoisten.

Wenn wir jedoch genauer zusehen, so finden wir, daß es im Lager der Offenbarungskundigen doch nicht so herrlich verklärt und so einstimmig zugeht, wie die laut Schreienden glauben lassen möchten. Und wenn wir von den Fanatistischem absehen, geben doch die Besten und Vernünftigsten unter den Gläubigen zu, daß der Mensch seine Vernunft zur Verbesserung seines irdischen Looses und sogar seines eigenen Ich verwenden soll. Selbst die Frommsten pflegen Kräfte, Kuren und Arzeneien zu gebrauchen, Schulen zu besuchen, die Wissenschaften sogar zu studiren; und so dürfte ein neutrales Verständigungsterrain, auf dem Boden der Anerkennung des irdischen Daseins und der Pflichten und Rechte, die es uns als solches, ohne Präjudiz angebliher direkter Gebote Gottes, auferlegt, bei einigem guten Willen zu finden sein. Sterbliche, die vom Diesseits und seinem Werth für den Menschen absolut nichts wissen wollen, müssen wir, mit Bedauern, ihrem jenseitigen Dasein schon auf der Erde überlassen. Sie werden schließlich nicht viel dagegen einwenden können, wenn wir die „irdische Hülle“ des Menschen für uns bescheiden beanspruchen, denn ihnen ist hienieden doch nicht mehr zu helfen. Mit dem Paradies glauben sie ja das Große Loos zu haben.

Wir wollen die genannte Verständigung als gegeben annehmen und nun den einzelnen Menschen als Bestandtheil der Menschheit nach seinem Werth zu analysiren versuchen. Welche sind die Faktoren, die, unserer wissenschaftlichen Erkenntniß gemäß, das Ich, die Persönlichkeit eines jeden Menschen, an jedem Zeitpunkt seines Lebens zu Stande bringen?

Halten wir zunächst daran fest, daß Stoff und Kraft nur zwei Aeußerungsformen gleicher Dinge der Welt sind und daß auch Gehirnthätigkeit und Seele nur zwei Erscheinungsseiten des gleichen Dinges darstellen, die wir aber beide nur sehr unvollständig erkennen können. Diese Unvollständigkeit beruht nur darauf, daß ein großer Theil der physiologischen Hirnthätigkeit theils wegen ihrer versteckten Lage, theils wegen der Unzulänglichkeit unserer Forschungsmittel uns unzugänglich ist und daß auf der anderen Seite das Feld unseres Oberbewußtseins sehr begrenzt ist, so daß nur ein kleiner Theil unserer Gehirnthätigkeit seine Schwelle überschreitet und seinen Inhalt darstellt. Aus diesen Thatsachen erklärt sich Alles, was sich nicht beden scheint. Außerdem erscheinen uns im Licht des Bewußtseins komplexe physiologische Vielheiten als einfache psychologische Einheiten, in Folge r beständigen Synthesenbildung. Ja, was im Beginn des Lernens zum Spiel im Bewußtsein Vielheit war, wird später in Folge der Übung zur Einheit. So beim Lesen die einzelnen Detailformen der Buchstaben und Buchstaben eines Wortes. Das hindert aber gar nicht, daß der psycho-

logische und der physiologische Vorgang des Lesens eines Wortes nur zwei Erscheinungsformen der gleichen Gehirnthätigkeit sind, die, wenn man will, das eine Mal von „innen“ und das andere Mal von „außen“ betrachtet wird. Freilich erkennt man bei jeder der beiden Betrachtungsweisen nur je einen Theil, und zwar je einen vielfach anderen Theil der darauf bezüglichen Gehirnthätigkeit. Daraus ergibt sich, daß es nicht darauf ankommt, ob ein Merkmal körperlich, funktionell oder geistig ist. Alle gehören zum gleichen Wesen und folgen den gleichen Grundgesetzen, also zum Beispiel die Form der Nase, die Farbe des Bartes, der Ton der Sprache, die Lage der Schrift, die Art des Ganges, die Triebe und Leidenschaften, die Willensrichtungen, die Gemüthsart, die Denkart, der Kunstsinne und das Pflichtgefühl. Es giebt keine Funktion ohne eine ihr entsprechende Struktur und keine psychologische Erscheinung ohne den ihr entsprechenden physiologischen Vorgang.

Die selben Naturstudien, die das Gesagte festgestellt haben, haben zugleich zwei große Gruppen zusammengesetzter Kräfte kennen gelehrt, die man kurz als — erstens — Vererbung und — zweitens — Einwirkungen der Umgebung auf das Individuum bezeichnen kann. Ein genaueres Studium lehrt aber, daß diese beiden Faktorengruppen Uebergänge unter sich zeigen. Ich will versuchen, sie zu analysiren.

I. Gruppe: Vererbung.

Wir wissen, daß aus dem Keim einer Thier- oder Pflanzenart stets die gleiche Art entsteht, aus der Eichel eine Eiche, aus dem Hühnerei ein Huhn, aus dem Menschenerei ein Mensch. Was ist dieser geheimnißvolle Keim?

Oskar Hertwig und van Beneden haben zuerst festgestellt, daß alle höheren Thiere aus der Vermischung (Konjunktion) von zwei mikroskopischen Zellkernen, einem männlichen und einem weiblichen, entstehen. Zwar ist die männliche Zelle (Spermatozoon) viel kleiner als die weibliche, aber ihr Kern ist gleich groß; und auf den Kern allein kommt es an. Das Dotterprotoplasma des Eies ist nur Futterstoff. Der Zweck der Befruchtung ist also die Konjunktion der Kerne. In jenen Kernen liegen nun alle Potenzen oder Energien der Vererbung. In der That entwickelt sich das Embryo eines jeden höheren Lebewesens aus den beiden konjungirten Kernen, und obwohl die weitere Entwicklung der Frucht im Mutterleib und mit Hilfe der Muttersäfte stattfindet, üben diese nicht den geringsten Einfluß auf seine Eigenschaften, denn bekanntlich ähneln die Nachkommen im Durchschnitt gerade so viel dem Vater wie der Mutter. Immerhin ist es nicht gleichgiltig, ob ein Keim gut oder schlecht genährt wird. Es giebt sogar Fälle — ich komme darauf zurück —, wo durch die Fütterung und verwandte Einflüsse der ganzen künftigen Entwicklung innerhalb gewisser Normen eine bestimmte Richtung gegeben wird. Aber die tiefsten Grundeigenschaften eines Lebewesens liegen potentiell in den konjungirten Zellkernen, aus denen es sich entwickelt.

Was sind nun diese „Potenzen“? Zunächst stellen wir fest, daß sie ungeheurer tief und weit zurückgreifen. Jedes Wesen verräth zuerst individuelle Abarten seiner beiden Eltern und seiner Ahnen. Je nachdem der väterliche oder der mütterliche Kern das Uebergewicht hat, ähneln er mehr der väterlichen oder der mütterlichen Familie. Aber im ersten Fall wird er der Mutter seines Vaters besonders ähnlich sein, wenn der väterliche Spermakern, der das mütterliche Ei befruchtet, zufällig ein solcher aus dem kolossalen Spermazellen-Vorrath des Vaters war, der mehr die Eigenschaften der Vatersmutter enthielt; und so fort. In der That lehrt die ganze Beobachtung der Natur, daß sowohl die Zellenindividuen selbst wie die großen Zellenaggregate, die wir Thier- oder Pflanzenindividuen nennen, unendlich viele individuelle Unterschiede in Form, Funktion und Potenzen aufweisen.

So besteht jedes Individuum aus anderen Prozentmischungen der Potenzen seiner Ahnen als das andere.

Aber es sind nicht nur die individuellen Eigenschaften und Abweichungen der unmittelbar verfolgbareren Reihe der ermittelbaren Ahnen, die in Form von Potenzen oder Energien in den Keimzellkernen liegen. Viel zäher, fester gebunden und weniger abänderungsfähig sind die Potenzen, die sich auf Eigenschaften der Urahnreihen der Art, der Gattung, der Familie, der Ordnung, der Klasse, des Reiches beziehen. Seit Lamarck und Darwin hat das Studium der Lebewesen die Lehre ihrer langsamen Evolution, Das heißt: der Deszendenz der Arten, in allen Richtungen bestätigt. Die jetzigen Arten stammen aus früheren Arten, die Merkmale der Artgruppen oder Gattungen stammen aus noch älteren Formen, die Merkmale der Familien oder Gattungengruppen aus bereits ungemein alten Formengruppen u. s. w. Wenigstens ist Das in den großen Zügen zweifellos zutreffend. Die Geographie der Arten, ihre anatomische Struktur und ihre Petrefaktenarchive geben uns den Schlüssel der Entstehung der diversen Formen der Lebewesen auf der Welt.

In den beiden Keimzellkernen eines Individuums, also auch eines Menschen, liegen demnach die vorgeschichtlichen Energien oder Potenzen seiner ganzen Ahnenreihe bis zur Urzelle; und diejenigen, die seit den ältesten Zeiten fixirt sind, sind die zähesten: sie zeigen so gut wie gar keine individuelle Variationsfähigkeit mehr. So kann zum Beispiel die Keimanlage eines Menschen weder Fischflossen noch Vogelflügel oder Federn produziren, weil sie bezügliche Differenzirung der thierischen Ahnen des Menschen von den Vögeln und Fischen zu alt ist, um an so eingewurzelten atavistischen Merkmalen Aenderungen zuzulassen. Die Kiemenbögen des menschlichen Embryos bilden sich dagegen nothwendig, als altes Erbstück unserer Fischahnen. Umgekehrt wechseln um und Farbe der Haare, weil ihre Vererbung nicht so alt ist und nie recht fixirt war. Ihre Potenzen wechseln noch stark je nach den konjungirten Zell-

ternen, während je zwei konjungirte menschliche Zellkerne in Bezug auf Riemenbögen, Flossen und Flügel genau die gleichen Potenzen haben oder nicht haben.

Wenn konjungirte Kerne verlegt werden oder erkranken, kommen sogenannten Mißbildungen vor. Eine Mißbildung, ja sogar ganz kleine Stücke einer solchen, die sich manchmal in einen sonst ganz gesunden Organismus als Dermoidcysten, Foetus in Foeto u. s. w. verirren, enthalten meist haarscharf die Potenzen der bezüglichen Organtheile ihrer Ahnen und entwickeln sich entsprechend.

Das sind Thatsachen, an denen nicht zu rütteln ist. Anders steht es mit der Erklärung oder der Theorie. Ich will hier konsequent den Boden der Hypothesen vermeiden und bei Dem bleiben, was ermittelt ist.

Fest steht nun ferner, daß weder im Embryo noch in den konjungirten Zellkernen das spätere Individuum präformirt ist. Es ist nur prädeterminirt, was nicht das Selbe ist. Es macht vielmehr bei den verschiedenen Wesen ganz wunderliche Formverwandlungen in seiner individuellen Entwicklung durch. Ich erinnere nur an den Schmetterling, aus dessen konjungirtem (befruchtetem) Ei eine Raupe, dann eine Puppe und erst dann wieder ein Schmetterling wird. Man muß also wohl mit Weismann annehmen, daß die Atome der Keimkerne eine besondere, unendlich feine Anordnung und Beschaffenheit besitzen, die bei den in der Art vorgesehenen normalen Ernährung- und Reifungsbedingungen die künftige Form des Individuums und seine Funktionen durch gegenseitige Einwirkungen und Rückwirkungen von Kräften vorausbestimmen. Allerdings sind, wie Hertwig richtig betont, die mechanischen und chemischen Energiebedingungen der Entwicklung im mütterlichen Körper oder in bestimmten umgebenden Verhältnissen mit auf die Form bestimmend und ihre Abnormitäten können die Richtung der Entwicklungsdeterminanten ändern. Kurz: die Keimkerne enthalten Energien, deren prädeterminirte Formenentfaltung in bestimmte Richtungen von ebenfalls prädeterminirten Entwicklungsbedingungen abhängen. Hätten wir die genaue Kenntniß jener mikroskopischen Kräfte und die Mittel, in ihr Spiel einzugreifen, ohne den zarten Bau zu verderben, so könnten wir wohl künstlich und direkt Artverwandlungen hervorrufen.

In der That giebt es Faktoren, die die Entwicklung der erblichen Potenzen oder Energien in gewisse Richtungen dadurch abzuändern im Stande sind, daß sie chemisch oder physikalisch oder in der Vermischung selbst in einer frühen Entwicklungsperiode des Keimes darauf einwirken. Sehen wir uns einfach die Thatsachen an:

Bei gewissen mehr niedrigen Lebewesen können sich Keimkerne einige Generationen hindurch parthenogenetisch, also ohne Konjunktion (ohne Befruchtung), fortpflanzen. Nun steht absolut fest, daß bei den Bienen, Osminen

und anderen Hymenopteren mehr stets aus den konjungirten Kernern Weibchen und aus den nicht konjungirten Männchen werden, während bei den Schmetterlingen eher das Umgekehrte der Fall zu sein scheint. Hier ist die Keimernmischung bestimmend.

Bei den gesellig lebenden Hymenopteren (Bienen, Ameisen u. s. w.) spaltet sich in einer frühen Embryonalperiode der Larve das weibliche Geschlecht in zwei Stippen von Individuen: die Arbeiter und die Weibchen, deren Formen sehr verschieden sind. Bei den Bienen genügt eine Aenderung des Futters, der Größe und Form der kleinen Wachswohnung der Larve, um zu bestimmen, ob ein Weibchen oder ein Arbeiter daraus wird. Die Arbeiterbienen können das je nach Bedürfnis ändern. Hier wirkt besonders das Futter auf die verschiedenen Entwicklungsrichtungen bestimmend, kann jedoch nur zwischen den zwei ziemlich gut definierten Formen des Arbeiters und des Weibchens — und nur im ersten Larvenstadium — entscheiden.

Je nachdem man gewisse kleine Krebse, die in Salzpflügen leben, in eine konzentrierte oder verdünntere Salzlösung versetzt, bekommen ihre Nachkommen eine größere oder kleinere Zahl Füße und überhaupt andere Körpermerkmale. Die früher als verschiedene Gattungen angesehenen Formen *Branchipus* und *Artemia* wandeln sich so in einander um (Schmankewitsch). Setzt man lange Zeit die Raupen oder Puppen des Tagpfauenauges einer starken Kälte aus, so entstehen daraus mehr oder weniger abgeänderte Falter, die sich dem kleinen Fuchs (*Vanessa urticae*) nähern. Merrifield und Standfuß haben darüber große Experimentenreihen in vielen Generationen gemacht und verschiedener solcher Farben- und sogar Formenverwandlungen erzielt. So bekommt auch der Zitronenfalter durch Wärmewirkung einen rothen Fleck auf den Flügeln, wie die sächsische Abart. Es ist Standfuß sogar gelungen, solche Kälte- oder Wärmeformen nach einigen Generationen durch eigentliche Vererbung ohne weitere Kältewirkung auf das Individuum zu fixieren.

Diese prachtvollen Beispiele genügen, um den Nachweis zu liefern, daß Einwirkungen auf die Energiedeterminanten der erst in der Entwicklung begriffenen Keime ihre definitive Gestaltung in bestimmte Richtungen zu ändern im Stande sind und daß solche Einwirkungen den Keim — Das heißt: seine Keimkeime — sogar so ummodellieren können, daß die Richtung der Determinanten seiner Nachkommen dadurch mehr oder weniger bleibend in gleicher oder ähnlicher Weise geändert werden kann.

Die Zuchtwahl Darwins wirkt anders. Wir sahen, daß jede Konstitution eine Kombination der Energiekomplexe von zwei Keimen bedeutet. Wenn diese Kombinationen Individuen, deren Eigenschaftenmischung schlecht — heißt: der Artterhaltung weniger günstig — sind, so haben diese Individuen Aussicht, im Lebenskampf zu unterliegen. Bilden sie dagegen eine gute —

Das heißt: der Erhaltung der Art günstige — Mischung, so haben sie dadurch mehr Aussicht, zu überleben und sich zu vermehren. Darauf fußt die Lehre der natürlichen Zuchtwahl, deren Richtigkeit tausendfach durch die Thatfachen der Naturgeschichte und durch die Experimente der künstlichen Zuchtwahl erwiesen worden ist. Aber die Zuchtwahl bildet, wie wir eben sahen, nicht alle Faktoren der Idententwicklung, sondern nur einen Hauptfaktor, den ich nur kurz erwähne, weil er allbekannt ist.

Die Analyse der Faktorengruppe der Vererbung hat uns also eine Thatfache von ungeheurer Tragweite verrathen: Man vermengt kritiklos unter dem Namen Vererbung Entwicklungsfaktoren ganz verschiedener Tragweite, die fast unmerkliche Abstufungen bilden und innig unter einander verwoben sind. Die Thatfache, daß eine Frau ihr Kind neun Monate im Leibe trägt und daß sich nach dessen Geburt Milch in den Milchdrüsen der Mutter bildet, ist, obwohl sie erst im erwachsenen Alter eintritt, eine durch sehr alte Energien oder Potenzen der Keimzellkerne jener Frau, des menschlichen Weibes überhaupt, prädestinirte Thatfache. Sie gehört daher zur echten, eigentlichen Vererbung. Die Thatfache dagegen, daß ein bestimmtes Futter der Larve einen Dienearbeiter statt eines Weibchens und eine Kältewirkung eine bestimmte Flügelzeichnung eines Falters an Stelle der gewöhnlichen erzeugen, ist bereits keine reine Vererbung mehr. Es ist schon eine Einwirkung der Umgebung auf das Individuum. Aber jene Einwirkung ist eine ganz andere je nach dem Entwicklungsgrad des Keimes, den sie beeinflusst. Und sie ist sehr verwickelt, denn sie ruft doch erbliche Energien hervor, indem sie das Keimplasma in bestimmte Richtung ändert; nur sind es andere, die sich dann entwickeln. Die Wirkung der Kälte auf die Raupe des Tagpfauenauges bringt erbliche Potenzen eines Nesselalters, die des Futters auf die Dienelarve bestimmte erbliche Determinanten, die die Arbeitereigenschaften ausmachen, zum Vorschein; und so weiter. Wir sollten also nach erstem Anschein die Faktorengruppe der Vererbung in zwei Hauptuntergruppen eintheilen:

A. Ererbte Energien oder Potenzen, die die Keimzellkerne vor ihrer Konjunktion schon besitzen, und die Mischung jener Energien durch die Konjunktion selbst. Das ist die eigentliche Vererbung.

B. Faktoren, die von außen auf den Keim nach der Konjunktion einwirken und dadurch seine Determinanten im Lauf seiner Entwicklung mehr oder weniger ändern. Das ist die Pseudoheredität oder die sekundäre Einwirkung auf die Keimpotenzen. Das ist aber noch nicht die eigentliche Einwirkung der Umgebung auf das Individuum als solches, denn diese läßt, um rein zu sein, keine Modifikation der Keimenergien und ihrer Richtungen zu.

Es genügt jedoch, die genannten beiden Kategorien A. und B. aufzustellen, um ihre Unzulänglichkeit und ihre unscharfe Trennung darzuthun.

Nehmen wir den Fall der Parthenogenese oder Jungfernzeugung an, so fehlt hier die Konjunktion, die Mischung von zwei Keimen. Wo soll hier die Grenze zwischen der echten Heredität und der Pseudoheredität gesetzt werden? Die Eizellen der Mutter setzen einfach die Potenzen der Mutterzellen mit individuellen Zellenvariationen fort. Was auf sie in der Anlage des mütterlichen Eierstockes einwirkt, ist bereits präindividual für das Produkt einer jener Zellen und wäre also echt hereditär, ohne sich jedoch wesentlich von den Einwirkungen auf die gleiche Zelle zu unterscheiden, wenn ihr Kern sich zu einem Embryo zu gestalten beginnt.

In der That kann auf Keimzellen schon vor ihrer Konjunktion in einer Art eingewirkt werden, die von den eigentlich ererbten Energien gänzlich verschieden ist. Zum Beispiel ergibt sich ein Mann dem Trunk. Er vergiftet dadurch seinen Spermatozoen-Vorrath. Ein solches alkoholisirtes Spermatozoon konjungirt sich nun mit dem Eiern eines gesunden Weibes, erzeugt jedoch einen Idioten oder einen Zwerg. Hier sind die Determinanten des einen Kernes allein durch Vergiftung der Atome so verändert worden, daß sie in der nachherigen Mischung der Konjunktion maßgebende wichtige Richtungen „im Keim“ vereitelt haben. Diese Einwirkung gehört aber nicht zu den atavistischen Komponenten der echten Keimpotenzen oder Energien. Obwohl präkonjunktiv, gehört sie dennoch logisch zu B., Das heißt: zu den Einwirkungen von außen auf den Keim.

Aber es giebt Uebergänge anderer Art. Wir sahen schon, daß die Folgen fortgesetzter Kältewirkungen auf Raupen (oder Puppen), auf die Färbung und Farbe des Falters nach Standfuß schließlich erblich fixirt werden können. Auf gleicher Weise können die Verküppelungen, die die Keimpotenzen oder Energien durch die Einwirkung des Alkohols und anderer Zellengifte erleiden, sich selbst als Determinanten im Keimplasma einnisten; und der durch das Trinken seines Vaters erzeugte Idiot oder Zwerg erzeugt nun wieder weitere Idioten oder Zwerge, ohne daß er selbst Alkohol trinkt, ja, selbst wenn er ganz abstinert lebt.

Es dürfte daher richtiger sein, die Gruppe A und B anders zu definiren und abzugrenzen, etwa wie folgt:

A. Echte erbliche oder atavistische Energien des Kernplasmas.

B. Folgen der Einwirkungen von außen auf das Kernplasma, sei vor, sei es nach der Konjunktion.

Es bleibt aber dabei feststehend, daß Einwirkungen der Faktoren B nach Fixation ihrer Folgen sich in Determinanten der Faktorengruppen A umwandeln können. Das soll nicht sagen, daß sie ewig zu bleiben brauchen. eitere Mischungen können sie mit der Zeit, im Lauf einiger Generationen, aber auswaschen.

Aber damit sind die Formen, durch welche die große Faktorengruppe der Vererbung zur Geltung kommt, noch nicht erschöpft.

Wir sehen, wie bei Bienen das Futter ein Geschlecht bestimmen kann. Mit dem eigentlichen Geschlechtsunterschied treten bekanntlich im ganzen Körper sogenannte korrelative Begleiteigenschaften auf, die bereits durch den Geschlechtsunterschied präbedeterminirt sind. Dadurch, daß zu einer frühen Embryonalzeit, in der sich die zuerst indifferenten Geschlechtsanlagen differenzieren, das sich nun zum Individuum entwickelnde Embryo zum Beispiel eine männliche Geschlechtsdrüsenanlage erhält, wird korrelativ präbedeterminirt, daß das betreffende Individuum später eine tiefere Männerstimme (und nicht eine hohe Weiberstimme), einen Bart, ein größeres Gehirn, kurz, alle männlichen Eigenschaften bekommen wird, die für die Art in einem gewissen Komplex voranzbestimmt sind. Trotzdem kann es dadurch, daß es mehr Keimatoome und Energien aus der mütterlichen Abzending erhalten hat, mit den Abweichungen der mütterlichen Familie behaftet sein. Und so erklärt sich zum Beispiel, wie der Sohn eines schwarzhäarigen Vaters den blonden Bart seines mütterlichen Großvaters haben kann und oft hat.

Wenn man jedoch ein männliches Wesen in frühem Alter seiner Geschlechtsdrüsenanlagen beraubt, werden die korrelativen Determinanten der übrigen Begleiteigenschaften des männlichen Geschlechtes noch zum Theil in ihrer Entwicklung gehemmt. Daher die Eunuchenstimme, die Eigenschaften, die den Ochsen vom Stier unterscheiden (schwächerer Nacken, längere Hörner u. s. w.). Jene Hirnmurgen können bei einer erst nach vollendeter oder weit fortgeschrittener Entwicklung vorgenommenen Kastration nicht mehr entstehen. Um diese Erscheinung zu begreifen, darf man nicht vergessen, daß die Determinanten jener Korrelate bis zur Zeit der beginnenden Geschlechtsdifferenzierung im Embryo noch unbestimmt waren.

Aber mehr: Der ganze Lebenszyklus des Individuums, von der Geburt bis zum Tode, ist in seinen großen Zügen von den erblichen Faktoren vorausbestimmt. Jedes Alter hat seine Alterseigenschaften und Neigungen. Jede Thierart erreicht ein gewisses Durchschnittsalter. Mit zwölf Jahren ist ein Hund bereits alt, ein Mensch dagegen noch ein Kind und ein Elefant noch kindlicher. Das Alles ist in den Keimenergien der Art enthalten. Oft erst im Greisenalter erscheint bei einem Menschen diese oder jene Eigenschaft oder Gewohnheit irgend eines längst verstorbenen Vorfahren. Unfehlbar verliert jedes Weib seine Menstruation zwischen vierzig und sechzig Jahren. Unfehlbar werden im Alter die Knochen zuerst härter und schwerer, später poröser und brüchiger, die Blutgefäße härter. Denken, Gemüth und Willen folgen den selben Gesetzen und der Greis kann so wenig nach Art eines Kindes denken, fühlen und wollen wie ein Kind nach Art eines Greises.

Alle Erscheinungen des Geschlechtes und des Alters, obwohl (besonders die des Alters) von der zweiten Faktorengruppe bei jedem Individuum beeinflusst, sind in ihren Grundzügen von den erblichen Keimeenergien vorausbestimmt.

Giebt man sich die Mühe, über die ungeheuer große Mannichfaltigkeit der Naturerscheinungen nachzudenken, die in dem besprochenen Gebiet wurzeln, so wird man bald Weismann zustimmen und finden, daß sehr viele Merkmale und Eigenschaften, die wir beim ersten Blick für individuell erworben halten, thatsächlich der Hauptsache nach aus einer der beiden großen Faktorkategorien A und B oder aus beiden zusammen der Hauptsache nach ererbt und also für das betreffende Individuum vorausbestimmt waren.

Alle ererbten Faktoren des Ich, mögen sie in früher Jugend oder erst in spätem Alter aus ihrer versteckten, sie prädestinirenden Energieanlage anschlüpfen, um zur Entfaltung zu gelangen, und mögen sie der Untergruppe A oder der Untergruppe B entspringen, haben einen gemeinschaftlichen Zug: sie erscheinen zwangsmäßig, wie aus innerer Triebfeder des Individuums entspringend. Von ihnen gilt der Spruch: *Naturam expellas furca, tamen usque recurret*. Gern werden sie daher mit den Ausdrücken „unfrei“, „automatisch“, „instinktiv“, „maschinenmäßig“ bezeichnet, obwohl der Vergleich der Lebensbedingungen der organischen Zelle mit einer Maschine keinen Augenblick selbst der oberflächlichsten Kritik Stand halten kann. Mit der Maschine haben sie jedoch das Eine gemeinsam: die bestimmte Triebfeder, die Determinante, die in bestimmter Art und Richtung ihre Thätigkeit zur Entfaltung bringt.

Wollte man eine Epigenese im Sinn Darwins und besonders Haeckels annehmen, nach der jede äußere Einwirkung auf solche Körperorgane, die nicht Keime sind oder werden können, durch geheimnisvolle Vorgänge (zum Beispiel die Pangenesehypothese Darwins) dem Kernplasma der Keime als solche mit ihren Detailsigenschaften übertragen werden könnte, so müßten die Arten und Individuen ungeheuer unbeständig werden und die alten Vererbungenergien durch diese beständigen Zusätze, Veränderungen und Abzüge bald bis zur Unkenntlichkeit verschwinden.

Dem ist aber nicht so; und darin liegt wohl die festeste Stütze des Satzes Weismanns: Eigenschaften, die das sogenannte Idioplasma des Körpers allein (was nicht zum Keimkernplasma gehört) im Laufe des Individualis neu erwirbt, können als solche den Nachkommen nicht übertragen werden. Ist müßten die väterlichen Eigenschaften der zwei konjungirten Kerne bald in die Fluth der mütterlichen Einflüsse während der Foetalperiode weggesaugt werden. Davon ist aber nicht die Spur zu bemerken.

ionq.

Professor Dr. August Forel.



Das Zeichen des Thieres.

Weslich von Suez endet auf irgend eine Art die direkte Kontrolle der britischen Vorsehung. Die Menschen werden dort der Macht der Götter und Teufel Asiens überlassen und die Vorsehung, wie sie die englische Kirche lehrt, sibt nur noch gelegentliche, verminderte Vorsorge, wo es Engländer betrifft. Diese Theorie ist die Ursache mancher überflüssigen Gräucl im Leben Indiens; und sie mußte hier erwähnt werden, um meine Geschichte zu erklären.

Mein Freund Strickland vom Polizeidepartement, der die Eingeborenen Indiens so genau kennt, wie es überhaupt gut ist, kann die Thatsache bezeugen. Auch Dumoise, unser Arzt, sah, was Strickland und ich sahen. Der Schluß aber, den er aus dem Augenschein zog, war völlig unrichtig.

Fleete kam nach Indien, um die Verwaltung eines kleinen Vermögens nebst Landbesitz nah bei Dharmasala, in den Himalayas, zu übernehmen, die er von einem Onkel geerbt hatte. Er war ein großer, schwersälliger, heiterer und harmloser Mann. Seine Kenntniß der Eingeborenen war natürlich beschränkt und er klagte über die Schwierigkeiten der Sprache. Er kam von seiner Besizung in den Bergen, um Neujahr in der Station zu feiern, und wohnte bei Strickland. Am Neujahrsabend war ein großes Festessen im Klub; die Nacht wurde ungemein feucht. Wenn Leute von den äußersten Grenzen des Kaiserreiches zusammen kommen, dürfen sie wohl ausgelassen sein. Das Grenzgebiet hatte ein Kontingent von mit Käufskämmen handelnden Hausfrern geliefert, die vielleicht kaum zwanzig weiße Gesichter im Jahre sahen und gewöhnt waren, fünfzehn Meilen weit bis zum Essen zu reiten; dabei mußten sie noch gewärtig sein, statt des Essens und Trinkens eine Khyber-Kugel zu erhalten. Sie benutzten die augenblickliche ungewohnte Sicherheit, um Billard mit einem zusammengeroßten Stacheligel zu spielen, den sie im Garten gefunden hatten; und Einer von ihnen trug den Aufschreiber, zwischen den Zähnen, in der Stube herum. Sechs aus dem Süden gekommene Pflanzler erzählten dem größten Lügner Asiens derbe Geschichten, die dieser Gewaltige aber sämtlich übertrumpfte. Alles, was Beine hatte, war da; keinen Unterschieb gab es noch Rang und Stand. Man nahm die Inventur der Toten und dienstunfähig Gewordenen des verfloffenen Jahres auf. Es war eine sehr feuchte Nacht; und ich erinnere mich, daß wir Auld Lang Syno sangen, mit unseren Füßen im Becher der Luft, mit unseren Köpfen in den Sternen, und einander für ewig treue Freundschaft schworen. Später gingen Einige von uns hin und eroberten Birma, Andere versuchten, den Sudan zu erschließen, und fielen in dem entseßlichen Gemetzel vor Suakin. Manche erlangten Sterne und Medaillen, Manche heiratheten, was schlimm war, und Manche thaten Anderes, was noch schlimmer war. Der Rest blieb in seinen Ketten und bemühte sich, seine mangelhaften Erfahrungen in Geld umzusetzen.

Fleete begann den Abend mit Sherry und Bitter, trank Champagner vom Anfang der Mahlzeit bis zum Dessert, dann rauhen kratgenden Capri, so stark wie Whisky, nahm Venediktiner zum Kaffee, vier oder fünf Whistys mit Soda, um besser Billard zu spielen, Bier und Bones um halb drei Uhr, — und schloß mit altem Brandy. Da war es natürlich, daß er, als er um halb vier Uhr morgens bei vierzehn Grad Kälte ins Freie trat, wüthend wurde, weil sein Pferd hustete, und daß er mit Vocksprüngen in den Sattel zu kommen versuchte. Das Pferd

ging durch und rannte nach dem Stall; so mußten Strickland und ich die Unehren-Garde bilden und Fleeete nach Hause bringen.

Unser Weg führte durch den Bazar, dicht an einem kleinen Tempel des Hanuman, des Affengottes, vorüber, der eine Gottheit ersten Ranges ist und große Ehrfurcht verlangt. Alle Götter sind bedeutende Wesen; wie alle Priester. Ich schätze Hanuman sehr hoch und bin seinem Volk, den großen, grauen Affen der Berge, wohlgefimmt. Wer kann wissen, wann er einen Freund braucht?

Es war Licht im Tempel; und als wir vorübergingen, hörten wir Männerstimmen Hymnen singen. In einem einheimischen Tempel erheben die Priester sich zu jeder Stunde der Nacht, um ihrem Gott Ehre zu erweisen. Bevor wir ihn zurückhalten konnten, rannte Fleeete die Tempelstufen hinauf, klopfte zwei Priestern auf den Rücken und rieb mit der Asche seines Cigarrenstummels ein Zeichen auf die Stirn des rothen Steinbildes Hanumans. Strickland versuchte, ihn fortzuziehen, aber er setzte sich nieder und sprach feierlich: „Seht Ihr Das? Das Zeichen des Diebes! Ich hab's gemacht. Nicht famos?“

Sofort wurde es im Tempel lebendig. Großer Lärm. Strickland, der wußte, was bei Götterentweihung herauskommen kann, sagte, uns könne noch Etwas passieren. Durch seine offizielle Stellung, seinen langen Aufenthalt in der Gegend und die Neigung, sich unter die Eingeborenen zu mischen, war er den Priestern bekannt. Das setzte ihn in peinliche Verlegenheit. Fleeete saß auf der Erde, weigerte sich, aufzustehen, und sagte: „Der gute alte Hanuman ist ein famoseres Rückenklaffen.“ Plötzlich, ohne jede Warnung, stürzte aus einem Schlupfwinkel hinter der Bildsäule des Gottes eine silbern schimmernde Gestalt*) hervor. Sie war vollkommen nackt, trotz der bitteren Kälte; der Körper erschien wie angelautenes Silber, denn es war, wie die Bibel sagt, „ein Ausfätiger, so weiß wie Schnee“. Er hatte kein Gesicht mehr, denn er war seit mehreren Jahren ausfätig und sein Uebel lag schwer auf ihm. Wir Beide blähten uns, um Fleeete mit Gewalt emporzuziehen. Der Tempel füllte sich mehr und mehr mit Menschen, die aus der Erde zu wachsen schienen. Da schlüpfte der Silberne mit einem Ton, der dem Seufzen einer Otter glich, unter unseren Armen durch. Mit beiden Armen umfaßte er Fleeete; und ehe wir ihn fortreißen konnten, warf er seinen Kopf auf Fleeetes Brust. Dann zog er sich in einen Winkel zurück und saß miauend da, während die Menge alle Thüren versperrte.

Die Priester waren in höchster Erregung, bis der Silberne Fleeete berührte. Sein Bemühen, sich in Fleeete einzuwühlen, schien sie zu besänftigen.

Nach einigen Minuten des Schweigens trat einer der Priester zu Strickland und sprach in vollkommenem Englisch: „Führt Euren Freund fort. Er ist mit Hanuman fertig, aber Hanuman noch nicht mit ihm.“ Die Menge gab Raum und wir brachten Fleeete auf die Straße.

Strickland war wüthend. Er sagte, wir hätten alle Drei erstochen werden und Fleeete solle seinen Sternen dafür danken, daß er ohne Schaden davon unmen sei. Fleeete dankte Keinem; auch Gott nicht. Er wolle zu Bett gehen, sagte Er war wundervoll betrunken.

Wir gingen vorwärts. Strickland ärgerlich und schweigsam. Fleeete wurde Schüttelfrost und Schweiß befallen. Er sagte, die Verläche aus dem Bazar

*) Ein Ausfätiger. Die Anglo-Indier nennen diese Kranken Silberleute.

seien aufbringlich, und wunderte sich, daß die Schlachthäuser so nah bei den englischen Wohnungen stehen dürfen. „Riecht Ihr das Blut nicht?“ fragte er.

Endlich, die Dämmerung begann schon, hatten wir ihn ins Bett gebracht und Strickland forderte mich auf, noch einen Whisky und Soda mit ihm zu trinken. Beim Trinken sprach er über den Skandal im Tempel und gestand, daß die Sache ihn ganz aus der Fassung gebracht habe. Zu dumm, von den Eingeborenen mystifizirt zu werden, da es gerade seine Aufgabe war, sie mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Noch hatte er keinen Erfolg; in fünfzehn oder zwanzig Jahren wird er vielleicht einen kleinen Fortschritt gemacht haben.

„Hätten sie uns lieber halb tot geschlagen“, sagte er, „statt uns anzumauern! Ich möchte wissen, was Das bedeuten sollte. Es will mir gar nicht gefallen.“

Ich meinte, die Verwaltung des Tempels werde wahrscheinlich Anklage wegen Beschimpfung ihrer Religion gegen uns erheben. Es gab einen Paragraphen im indischen Strafgesetzbuch, der genau auf Fleetes Vergehen paßte. Strickland sagte, er wünsche dringend und hoffe, daß es so kommen möge. Beim Fortgehen blickte ich noch einmal in Fleetes Zimmer und sah ihn auf der rechten Seite liegen; er kratzte sich seine rechte Brust. Dann ging ich, frierend, verstimmt und traurig, um sieben Uhr morgens ins Bett.

Um ein Uhr ritt ich nach Stricklands Haus, um mich nach Fleete zu erkundigen. Daß sein Kopf arg schmerzen mußte, konnte ich mir wohl denken. Fleete war beim Frühstück und schien unwohl. Seine gute Laune war vorüber; er schimpfte den Koch, weil seine Kotelettes zu scharf gebraten seien. Ein Mann, der nach einer feuchten Nacht rohes Fleisch essen kann, ist ein Kuriosum. Das sagte ich Fleete; er lachte und rief: „Ihr züchtet hierzulande sonderbare Mosquitos. Wir haben sie Stücke herausgebissen, aber nur an einer Stelle.“

„Laß uns die Stiche sehen“, sagte Strickland. „Sie sind wohl seit dem Morgen schon nicht mehr so geschwollen?“

Während die Kotelettes gebraten wurden, öffnete Fleete sein Hemd und zeigte uns gerade über seiner linken Brust ein Zeichen, das vollkommen einer schwarzen Rosette glich; oder den fünf oder sechs im Kreise stehenden unregelmäßigen Flecken auf des Leoparden Fell. Strickland betrachtete das Zeichen und sagte: „Heute früh war es nur rosa. Jetzt ist es schwarz geworden.“

Fleete rannte nach einem Spiegel.

„Wahrhaftig!“ rief er; „abscheulich! Was ist's nur?“

Wir konnten nicht antworten. Eben wurden die Kotelettes gebracht, roth und saftig, und Fleete verschlang drei, auf höchst unangenehme Art. Er laute nur mit den linken Backenzähnen und drehte den Kopf über die rechte Schulter, wenn er das Fleisch schnappte. Als er fertig war, schien ihm einzufallen, daß er sich sonderbar benommen habe, denn er sagte zur Entschuldigung: „In meinem Leben bin ich noch nie so hungrig gewesen. Ich habe geschlungen wie ein Strauß.“

Nach dem Frühstück sagte Strickland zu mir: „Gehe nicht. Bleibe nachts hier.“

Da mein Haus nicht drei Meilen von Stricklands entfernt war, schien mir dieses Verlangen sonderbar. Aber Strickland bestand darauf und wollte eben Etwas hinzufügen, als Fleete uns unterbrach und fast verschämt sagte, er sei schon wieder hungrig. Strickland schickte einen Boten nach meinem Hause, um mein Nachtzeug und ein Pferd zu holen. Wir Drei gingen inzwischen hinunter nach Stricklands

Ställen, um die Zeit hinzubringen, bis wir ausreiten konnten. Der Pferdebelieber ist, wird stets Interesse für dies Thema haben; und wenn zwei Leute auf diese Weise die Zeit totschlagen, sammeln sie Erfahrungen und Lügen ein.

Fünf Pferde waren in den Ställen. Nie werde ich den Auftritt vergessen, als wir versuchten, sie zu besichtigen. Sie schienen toll geworden zu sein. Sie bäumten sich, schrien und rissen beinahe ihre Pfähle heraus. Sie schwitzten und zitterten, schäumten und waren rasend vor Furcht. Bei Stricklands Pferden, die ihn so gut wie seine Hunde kannten, war Das noch besonders merkwürdig. Wir verließen den Stall, aus Furcht, daß die Thiere in ihrer Panik sich erdroffeln könnten. Dann lehrte Strickland um und rief mich. Die Pferde waren noch furchtsam, aber sie ließen sich schon streicheln und lieblosen und legten den Kopf an unsere Brust.

„Sie fürchten sich nicht vor uns“, sagte Strickland. „Weißt Du, ich würde drei Monate Gehalt drum geben, wenn Outrags hier reden könnte.“

Aber Outrags war stumm und konnte nur seinen Herrn lieblosen und seine Kälbern aufblähen, wie es die Art der Pferde ist, wenn sie Etwas erklären wollen und nicht können. Fleete kam zurück, als wir noch im Stall waren; und sobald die Thiere ihn erblickten, fing der Schrecken wieder von vorn an. Wir mußten hinaussteilen, um nicht einen Hufschlag abzubekommen. Strickland sagte: „Sie scheinen Dich nicht zu lieben, Fleete.“

„Unfinn“, antwortete Fleete; „meine Stute folgt mir wie ein Hund.“ Er ging zu ihr; sie war in einem Stand, wo sie sich frei bewegen konnte; aber als er den Riegel zurückschob, schlug sie aus, warf ihn nieder und war mit einem Satz im Garten. Ich lachte; Strickland aber blieb ernst. Er faßte seinen Schnurrbart mit beiden Händen und zerrte daran, als ob er ihn ausreißen wollte. Statt seinen Gaul zurückzujagen, gähnte Fleete und sagte, er sei schläfrig. Er ging ins Haus und legte sich schlafen. . . . Eine sonderbare Art, den Neujahrstag zu verbringen.

Strickland saß mit mir im Stall und fragte, ob ich irgend etwas Auffälliges in Fleetes Benehmen gefunden hätte. Ich antwortete, er habe sein Essen wie ein Thier verschlungen. Das komme aber wohl daher, daß er so allein in den Bergen lebe, fern von jeder gebildeten, besseren Gesellschaft, wie zum Beispiel der unseren. Strickland blieb ernst; ich glaube, er hörte mir gar nicht zu, denn seine nächsten Worte bezogen sich auf das Zeichen an Fleetes Brust. Ich meinte, es könne am Ende von einer Spanischen Fliege herrühren oder sei vielleicht ein erst hervorgetretenes, erst sichtbar gewordenes Muttermal. Daß es abscheulich aussehe, sagten wir Beide; und Strickland fügte hinzu, ich sei ein Narr.

„Ich kann Dir noch nicht sagen, was ich denke,“ fuhr er fort, „denn Du würdest mich für verrückt halten; aber Du mußt die nächsten paar Tage bei mir bleiben, wenn Du kannst. Ich wünsche, daß Du Fleete beobachtest; aber sprich aus, was Du denkst, bis ich selbst mir meine Meinung gebildet habe.“

„Aber heute esse ich abends außerhalb.“

„Ich auch“, sagte Strickland; „und Fleete auch, wenn er seine Absicht nicht aufgegeben hat.“

Bir gingen im Garten umher und rauchten, ohne zu sprechen — denn wir Fremde und Sprechen verdirbt guten Tabak —, bis unsere Pfeifen aus waren. Dann wollten wir Fleete wecken. Er war aber schon wach und lief in seinem Zimmer unruhig auf und ab.

„Kinder, ich muß mehr Kotelettes haben,“ sagte er. „Kann ich sie bekommen?“
Wir lachten und sagten: „Zieh Dich um. Die Ponies werden gleich da sein.“
„Schön,“ sagte Fleete. „Ich will mich umkleiden, sobald ich die Kotelettes bekomme. Aber halb roh. Bestellt Das!“

Er schien ganz im Ernst zu sprechen. Es war vier Uhr und um Eins hatten wir gefrühstückt; trotzdem verlangte er immer wieder nach rohen Kotelettes. Dann zog er seinen Reitanzug an und kam auf die Veranda. Das Pony — seine Stute war nicht wieder eingefangen worden — wollte ihn nicht dicht heran kommen lassen. Alle drei Pferde waren nicht zu regiren, waren rasend vor Furcht; endlich sagte Fleete, er wolle zu Hause bleiben und sich Etwas zu essen geben lassen. Strickland und ich ritten ein Bißchen unruhig fort. Als wir am Tempel des Hanuman vorbeikamen, trat der Silberne heraus und miaute uns an.

„Es ist kein ordentlicher Priester des Tempels,“ sagte Strickland. „Ich hätte große Lust, ihn festnehmen zu lassen.“

An diesem Abend war kein Feuer in unserem Galopp auf der Rennbahn. Die Pferde waren matt und schlichen, als seien sie ganz abgeritten.

„Der Schreck nach dem Frühstück war zu viel für sie,“ sagte Strickland.

Das war die einzige Bemerkung, die er während des Rittes machte. Ein- oder zweimal hörte ich ihn leise fluchen. Das aber war nichts Seltenes bei ihm.

Wir kamen in der Dunkelheit, um sieben Uhr, zurück. Es war kein Licht im Dungalow. „Nachlässige Schufte sind meine Diener!“ sagte Strickland.

Mein Pferd bäumte sich vor Etwas auf dem Fahrweg: dicht unter der Nase des Thieres erhob sich Fleete.

„Was kriegst Du da im Garten herum?“ fragte Strickland.

Aber beide Pferde sprangen zur Seite und hätten uns fast abgeworfen. Wir stiegen bei dem Stall ab und kehrten zu Fleete zurück, der auf Händen und Knien unter den Orangebüschen herumkroch.

„Was zum Teufel ist los mit Dir?“ rief Strickland.

„Nichts, nicht das Geringste“, sprach Fleete sehr schnell und schwer verständlich. „Ich arbeitete im Garten, botanisirte, wißt Ihr. . . Der Geruch der Erde ist entzückend. Ich will einen Spaziergang machen, einen langen Spaziergang, die ganze Nacht hindurch.“

Da begriff ich, daß etwas Ungewöhnliches vorging, und sagte zu Strickland: „Ich speise nicht außer dem Hause.“

„Dante“, erwiderte Strickland. „Heh! Fleete, steh auf! Du holst Dir da das Fieber. Komm herein zum Essen. Wir wollen die Lampen anzünden. Wir werden Alle zu Hause essen.“

Fleete stand unwillig auf und sagte: „Keine Lampen. . . keine Lampen! Es ist viel hübscher hier. Laßt uns draußen essen. Mehr Kotelettes. . . haufenweise. . . und roh. . . blutig und zäh.“

Ein Dezemberabend im Norden Indiens ist bitter kalt. Fleetes Vorschlag war also der eines Wahnsinnigen.

„Komm herein“, sagte Strickland streng. „Komm augenblicklich herein!“

Fleete kam. Als die Lampen gebracht wurden, sahen wir, daß er von Kopf bis Fuß mit Schmutz bedeckt war. Er mußte sich im Garten herum gewälzt haben. Er schauderte vor dem Licht zurück und ging in sein Zimmer. Seine Augen waren

schrecklich anzusehen. Es war ein grünes Licht hinter, nicht in ihnen — man wird diesen Ausdruck doch verstehen? — und seine Unterlippe hing herunter.

„Es wird was Schlimmes geben, was sehr Schlimmes, diese Nacht“, sagte Strickland. „Behalte Deinen Reitanzug an.“

Wir warteten und warteten auf Fleetes Rückkunft und bestellten inzwischen das Essen. Wir hörten ihn in seinem Zimmer rumoren, aber Licht hatte er nicht. Plötzlich erscholl aus dem Zimmer das lang gezogene Geheul eines Wolfes.

Man spricht oft leichtsin in den Adern erstarrtem Blut und sich emporkräubendem Haar. Beide Empfindungen sind zu schrecklich, als daß man mit ihnen scherzen dürfte. Mein Herz stand still, als wäre es von einem Messer durchstoßen. Strickland war so bleich wie das Tischtuch. Das Geheul wiederholte sich und wurde von einem anderen Geheul, weit über die Felder her, beantwortet. Entsetzlich . . . Strickland stürzte in Fleetes Zimmer. Ich folgte; und wir sahen Fleeete aus dem Fenster klettern. Thierische Laute kamen tief aus seiner Kehle. Er konnte nicht antworten, als wir ihn anschrrien. Er spie.

Ich erinnere mich nicht ganz genau, was folgte, denke aber, Strickland muß ihm einen betäubenden Schlag mit dem Stiefelknecht gegeben haben; sonst hätte ich nicht auf seiner Brust sitzen können. Fleeete konnte nicht sprechen, nur knurren; und sein Knurren war das eines Wolfes, nicht eines Menschen. Der menschliche Geist mußte wohl im Laufe des Tages geschwunden und im Zweifelicht erloschen sein. Wir hatten es jetzt mit einem Thier zu thun, das einst Fleeete gewesen war.

Dieser Vorgang lag jenseits aller menschlichen und vernunftgemäßen Erfahrung. Ich versuchte, von Hydrophobia (Tollwuth) zu reden, aber das Wort wollte nicht über meine Lippe, denn ich wußte, daß es eine Lüge war. Wir banden das Thier mit Lederriemen vom Puntahzug, wir banden ihm Daumen und große Zehe zusammen und knebelten es mit einem Schuhanzieher. Das ist ein sehr wirksamer Knebel, wenn man ihn richtig anzuwenden weiß. Dann schleppten wir das Thier ins Schlafzimmer und schickten einen Mann zu Dumoise, dem Arzt, mit der Bestellung, er müsse sofort kommen. Nachdem wir den Boten abgesandt hatten und zu Athem gekommen waren, sagte Strickland: „Unnütz. Dies ist keine Aufgabe für einen Arzt.“ Ich wußte, daß er die Wahrheit sprach.

Der Kopf des Thieres war frei; es warf ihn von einer Seite auf die andere. Ein ahnungslos Eintretender hätte gewiß geglaubt, wir hätten einem Wolf das Fell abgezogen; eine abscheuliche Idee. Strickland saß da, das Kinn auf die Faust gestützt, schweigend und das Thier beobachtend, das sich da auf der Erde wand. Das Hemd war bei dem Ringen ausgerissen und ließ die schwarze Rosette auf der linken Brust frei, die wie eine Blase hervorstand.

In der Stille unserer Wache hörten wir draußen Etwas wie eine weibliche Witter mianen. Wir sprangen Beide auf. Ich fühlte mich krank, richtig physisch krank. Wir sagten uns, es müsse eine Katze sein.

Dumoise kam. Nie sah ich einen Arzt so berufswidrig erschrecken. Er meinte, es sei ein fürchterlicher Fall von Hydrophobia; da sei nichts zu thun. Lindernde Mittel würden die Agonie nur verlängern. Das Thier hatte Schaum vor dem Mund. Wir sagten Dumoise, Fleeete sei ein- oder zweimal von Hundten gebissen worden, wie Jeder, der ein halbes Duzend Terriers hält, ab und zu auf einen neuen Biß gefaßt sein müsse. Dumoise konnte keine Hilfe leisten und nur ver-

sichern, daß Fleete an Hydrophobia sterbe. Die Bestie heulte gerade, da es ihr gelungen war, den Schuhanzieher auszuspeien. Dumoise erklärte sich bereit, die Todesursache zu bescheinigen; das Ende sei nah. Er war ein guter kleiner Kerl und erbot sich, bei uns zu bleiben; aber Strickland lehnte ab. Er wollte Dumoise das Neujahrsest nicht verderben, bat ihn aber, die wirkliche Ursache von Fleetes Tod nicht zu veröffentlichen.

Dumoise verließ uns; er war sehr bewegt. Als wir das Rollen seines Wagens nicht mehr hörten, theilte Strickland mir flüsternd seinen Argwohn mit, der so unglaublich war, daß er selbst ihn nicht laut auszusprechen wagte. Und ich, der diesen Verdacht theilte, schämte mich so, es einzugestehen, daß ich vorgab, es nicht zu glauben, und sagte: „Selbst wenn der Silberne Fleete behert hätte wegen der Beschimpfung von Hanumans Bild, so hätte die Strafe nicht so rasch folgen können.“

Während ich so flüsterte, wurde der Schrei draußen wieder laut: das Thier fiel in einen neuen Paroxysmus, in neue Krämpfe, so daß wir fürchteten, die Stricke, die es hielten, könnten reißen.

„Paß auf!“ sagte Strickland. „Wenn Das sich sechsmal wiederholt, nehme ich das Gesetz in meine eigene Hand und befehle Dir, mir zu helfen.“

Er ging in sein Zimmer und kehrte nach einigen Minuten zurück, schwer beladen: mit dem Lauf einer alten Schrotflinte, einem Stück Angelschnur, einigen biden Stricken und seiner hölzernen Bettstatt. Ich berichtete, die Konvulsionen seien dem Geschrei stets nach zwei Sekunden gefolgt und das Thier scheine merklich schwächer.

Strickland murmelte: „Aber er kann doch das Leben nicht nehmen! Er kann das Leben nicht nehmen!“

Ich sagte, obgleich ich wußte, daß ich gegen meine Ueberzeugung sprach: „Es wird eine Rahe sein. Es muß eine Rahe sein. Hätte der Silberne schuld: würde er dann wagen, hierher zu kommen?“

Strickland zündete Holz auf dem Herd an, legte den Flintenlauf in die Gluth des Feuers, breitete das Tauwerk auf dem Tische aus und brach einen Spazirstock in zwei Stücke. Eine meterlange Fischerleine, aus Darm geflochten, mit Draht umwickelt, wie sie zum Fang des Masheers — Das ist ein großer Fisch — gebraucht wird, knotete er an beiden Enden zusammen.

Dann sagte er: „Wie können wir ihn greifen? Er muß lebendig und unverletzt gefangen werden.“

Ich antwortete, wir müßten auf die Vorsetzung bauen. „Laß' uns mit Polo-Stöden leise in das Buschwerk vor dem Hause hinausgehen. Der Mensch oder das Thier, das solches Geschrei macht, muß sich um das Haus herum, so regelmäßig wie eine Nachtwache, bewegen. Wir könnten im Gebüsch warten, bis er heran kommt, und dann über ihn herfallen.“

Strickland stimmte dem Vorschlag bei. Wir schlüpfen vom Badezimmerfenster auf die vordere Veranda und über den Fahrweg ins Gebüsch.

Im Mondlicht sahen wir den Ausfägigen um die Ecke des Hauses kommen. Er war ganz nackt. Von Zeit zu Zeit miaute er und tanzte mit seinem Schatten. Es war ein entsetzlicher Anblick. Und als ich mir den armen Fleete vorstellte, der durch dies widerwärtige Geschöpf in solche Erniedrigung gebannt war, ließ ich jeden Zweifel fahren und beschloß, Strickland zu helfen, mit dem heißen Flintenlauf, mit der geknoteten Leine — von den Hüften bis zum Kopf und wieder zurück —, mit allen Foltern, die nöthig wären.

Der Ausfägige blieb einen Augenblick vor dem vorderen Eingang stehen; wir sprangen mit unseren Stöcken auf ihn los. Er war merkwürdig stark und wir fürchteten, daß er entwischen oder gefährlich verwundet werden könne, ehe wir ihn fest hatten. Wir hatten geglaubt, Ausfägige seien schwache Kreaturen. Das war ein Irrthum. Strickland schlug ihm gegen die Beine, daß er niederfiel, und ich setzte meinen Fuß auf seinen Nacken. Er miaute gräßlich und selbst durch meinen Reifstiefel hindurch konnte ich fühlen, daß sein Fleisch nicht das Fleisch eines gesunden Menschen war. Er schlug nach uns mit den Stummeln seiner Hände und Füße. Wir schlangen den Riemen einer Hundepeitsche, den wir unter den Armhöhlen verknöteten, um ihn und schleppten ihn rückwärts in die Vorhalle und in das Schlafzimmer, wo das Thier lag. Dort banden wir ihn mit Lederriemen fest. Er wehrte sich nicht; er miaute nur.

Die Szene, als wir ihn dem Thier gegenüber stellten, ist kaum zu beschreiben. Das Thier sprang im Bogen rückwärts, als wäre es mit Strychnin vergiftet, und stöhnte zum Erbarmen. Noch manches Andere kam vor, kann aber hier nicht beschrieben werden.

„Ich hatte doch Recht. Nun will ich ihn auffordern, den Fall zu kuriren.“

Aber der Ausfägige miaute nur. Strickland wickelte sich ein Tuch um die Hand und nahm den Flintenlauf aus dem Feuer. Ich steckte den zerbrochenen Spazirstock durch den Knoten der Fischerleine und schnallte den Ausfägigen mühelos an Stricklands Bettstatt. Ich begriff damals, wie Männer, Frauen und kleine Kinder einst ertragen konnten, eine Heze lebendig verbrennen zu sehen. Das Thier jammerte auf dem Boden. Wenn der Silberne auch kein Gesicht hatte, so konnte man doch einen Ausdruck des Schreckens unter dem jähen Schlamme, der es ersetzte, sich verbreiten sehen, wie Hitze wellen über glühendes Eisen spielen.

Strickland bedeckte seine Augen mit den Händen; dann gingen wir ans Werk. Was da geschah, soll nicht gedruckt werden.

Der Tag begann zu dämmern; da sprach der Ausfägige. Sein Miauen hatte uns nicht befriedigt. Das Thier war ohnmächtig vor Erschöpfung und das Haus ganz still. Wir banden den Ausfägigen los und befahlen ihm, den bösen Geist zu vertreiben. Er kroch zu dem Thier hin und legte ihm seine Hand auf die linke Brust. Das war Alles. Dann fiel er, das Gesicht nach unten, hin und winselte; dazwischen holte er tief Athem.

Wir beobachteten das Thier und sahen Flectes Seele in seine Augen zurückkehren. Seine Stirn bedeckte sich mit Schweiß und die Augen — es waren wieder menschliche Augen — schlossen sich. Wir warteten eine Stunde. Flecte schlief. Wir brachten ihn in sein Zimmer und befahlen dem Ausfägigen, zu gehen. Wir gaben die Bettstatt, die Decke, seine Nacktheit zu bergen, die Handschuhe, die Tücher, mit denen wir ihn berührt, und die Peitschenschnur, mit der wir ihn gebunden hatten. Hällte sich in die Decke und ging, ohne zu sprechen oder auch nur zu miauen, zu frühen Morgen hinaus.

Strickland trocknete sich die Stirn und setzte sich. Ein Nacht-Gong, weit entfernt in der Stadt, zeigte sieben Uhr an.

„Genau vierundzwanzig Stunden!“ sagte er. „Und ich habe genug gethan, meine Entlassung aus dem Dienst gewiß zu machen, nebstbei vielleicht dauerndes — im Irrenhaus zu erlangen. Glaubst Du, daß wir wach sind?“

Der glühend heiße Flintenlauf war zu Boden gefallen und hatte den Teppich versengt. Der Geruch war durchaus real.

Um elf Uhr morgens gingen wir zu Fleete, um ihn zu wecken. Wir bemerkten, daß die schwarze Leoparden-Rosette von seiner Brust verschwunden war. Er war milde, noch schlaftrunken, aber sobald er uns erblickte, rief er: „O, zum Teufel, Ihr Burschen, wünsch' Euch glückliches Neujahr! Misch' nur niemals Eure Getränke! Ich bin halb tot davon.“

„Danke für Deine Freundlichkeit; kommst aber zu spät,“ sagte Strickland. „Heute ist der Zweite. Du hast geschlafen, daß es eine Art hatte.“

Die Thür wurde geöffnet. Der kleine Dumoise steckte den Kopf herein. Er war zu Fuß gekommen und meinte, wir schickten uns eben an, Fleete in den Sarg zu legen. „Ich habe eine Wärterin mitgebracht“, sagte er. „Ich denke, sie wird machen können, was nöthig ist.“

„Auf jeden Fall“, rief Fleete lustig und richtete sich im Bett auf, „wollen wir die Wärterin sehen.“

Dumoise war stumm. Strickland führte ihn hinaus und erklärte, es müßte in der Diagnose ein Irrthum sein. Der Arzt blieb stumm und verließ hastig das Haus. Er betrachtete seinen ärztlichen Ruf als angetastet und nahm's als persönliche Beleidigung. Auch Strickland ging fort. Als er zurückkam, erzählte er mir, er sei in dem Tempel Hanumans gewesen und habe Sühne für die Entweihung des Gottes angeboten. Man habe ihn aber feierlich versichert, daß kein weißer Mann jemals das Götterbild berührt habe; er sei wohl die Personifikation aller Tugenden, leide aber an Sinnesäuschungen. „Was sagst Du dazu?“ fragte Strickland.

Ich sagte: „Es giebt mehr Dinge...“

Aber Strickland haßt dies Citat. Er sagt, ich hätte es schon allzu sehr abgenutzt.

Anderes noch kam vor, das mich fast eben so erschreckte wie die Vorgänge der Nacht. Als Fleete angekleidet ins Eßzimmer trat, schnüffelte er: Er hatte eine seltsame Art, seine Nase zu bewegen, wenn er schnüffelte. „Scheußlich häßlicher Geruch hier“, sagte er. „Du solltest wirklich Deine Terriers besser in Ordnung halten. Versuche es mit Schwefel, Strid.“

Strickland antwortete nicht. Er griff nach einer Stuhllehne; ein heftiger Weinkrampf befiel ihn. Es ist schrecklich, einen starken Mann weinen zu sehen. Ich wußte: wir hatten in diesem Raum mit dem Silbernen um Fleetes Seele gerungen, hatten uns als Engländer erniedrigt, — und auch ich lachte und leuchtete und gurgelte krampfhaft, während Fleete dachte, wir seien Beide verrückt geworden.

Wir haben ihm nie gesagt, was wir für ihn gethan hatten.

... Einige Jahre später, als Strickland geheirathet hatte und, seiner Frau zu Liebe, ein regelmäßiger Kirchgänger geworden war, besprachen wir den wunderlichen Vorfall einmal ruhig und Strickland schlug mir vor, ihn zu veröffentlichen. Ich selbst glaube kaum, daß diese Veröffentlichung das Geheimniß aufklären wird; weil erstens Niemand gern eine unangenehme Geschichte glauben mag und zweitens jedem vernünftigen Menschen bekannt ist, daß die Götter der Heiden aus Stein und Erz sind und jeder Versuch, etwas Anderes in ihnen zu sehen, thöricht wäre.



Sittengeschichtliche Parallelen.

I. Das Theater.

We tiefer uns die geschichtliche Forschung in das staatliche und kulturelle Leben der römischen Kaiserzeit einführt, um so mehr überrascht uns die Ähnlichkeit sowohl der Zustände als auch der Anschauungen mit unserer Epoche. Die Welt war in ein heidnisches und ein christliches Lager gespalten, wie auch heute im Grunde, und es ist merkwürdig, zu hören, wie bekannt unserem Ohr Töne klingen, die schon damals aus beiden Lagern hervorschallten.

Aus den Schriften der christlichen Apologeten ist bekannt, welcher heftige Kampf von den Lehrern des Evangeliums gegen Cirkus und Theater geführt wurde; dieses Kampfes Nachwirkungen sind noch heute zu spüren; denn die Opposition eines Savonarola und später der Pietisten gegen Theater, Fälschung und alle lärmende Vollstufbarkeit geht auf die geistige Anregung dieser alten Patres Ecclesiae zurück. Freilich war bei den Kirchenvätern dieser abweisende Standpunkt innerlich besser begründet als bei ihren Nachtretern. Sie verdammen das Theater als einen Schauplatz der Lüge. Der Mensch betritt die Bühne mit erlogenen Gefühlen, die er thatsächlich gar nicht besitzt; er giebt sich als Einen, der er nicht ist, — und darum läuft die ganze Schauspielkunst auf Heuchelei hinaus. Das ist der Grundton ihrer sehr verschiedenartigen Ausführungen, der immer wieder angeschlagen wird. So eifert Tatian, der finstere assyrische Sittenprediger und Asket: „Ich habe einen Nimen auftreten sehen und habe seine Kunst bewundern müssen. Doch bei aller Bewunderung mußte ich denken: Wie ist er doch innerlich ein ganz Anderer! Und äußerlich läßt er uns Etwas vor, das er nicht ist, da er sich einmal ganz geziert und weiblich verzärtelt (effeminirt) giebt, dann wieder die Augen rollt, seine Hände pathetisch hin und her wirft, mit maskirtem Gesicht rast, bald die Aphrodite, bald den Apollo darstellt. Dieser Mann ist ein Ankläger aller Götter, eine Quintessenz des gesammten Aberglaubens, eine Travestie der glorreichen Heroenthaten, ein Darsteller von Mordgeschichten, eine lebendige Illustration des Ehebruchs, eine förmliche Fundgrube jeglicher Lohheit, ein Großmeister für alle Weiblinge, die Zuflucht der Verbrecher; d ein solches Subjekt wird von Allen gepriesen! Ich wandte mich mit schen von seiner Gottlosigkeit, seinem argen Treiben und dem ganzen Kerl. Ihr aber schwärmt für einen solchen Menschen und verhöhnt Jeden, dieses schändliche Treiben nicht mitmacht. Ich jedoch will nicht bei der Herstellung dieses Gesellen hingerissen stannern, nicht seinem gemeinen Augenweinkern und seinen zweideutigen Gesten Beifall klatschen. Was ist denn so wunderbar und außerordentlich an Dem, was er vor Euch agirt? Sie näseln zotige

Couplets, sie tanzen den schändlichsten Cancan und Eure Töchter und Söhne sind die andächtigen Zuschauer dieser patentirten Lehrmeister des Ehebruchs. Wahrlich: ausgezeichnete Hörsäle, wo man laut versteht, was nachts Schändliches geschieht, und wo man die Zuhörer mit der Deklamation von Zoten ergötzt! Trefflich sind auch Eure Lügen dichtenden Poeten, die mit erfundenen Reden die Zuhörer betragen . . .“

Ganz ähnlich äußert sich der heißblütige und leidenschaftlich fanatische Afrikaner Tertullian in seinem Essai über das Theater (de spectaculis), der zwar mit seiner unverhüllten Offenheit keine Lecture für eine präde und heuchlerische Gesellschaft ist, aber um so mehr von Dem beachtet werden muß, der den Sittenzuständen der antiken Völker seine Aufmerksamkeit schenkt.

„Gehen wir nun zum Schauspiel über . . . Das Theater ist ein Tempel der Venus. Denn so weit ist es in unserer Zeit damit gekommen. Oft hat zwar die Polizei der Censoren aus Fürsorge für gute Sitte und Anstand neuerrichtete Theater niedergedrückt. Sie erkannte in ihnen eine ungeheure Gefahr, eine Brutstätte der Lächerlichkeit. Und so hat das Zeugniß der Heiden unserer Anschauung Recht gegeben. Pompejus der Große ist Klein wegen seines Theaterbaues, weil er jene Burg der Schamlosigkeit errichtete. Aus Angst vor des Censors Tadel hat er einen Venusempel darauf gesetzt und zur Einweihung hat er das Volk durch amtliche Verkündung eingeladen. Ausdrücklich nannte er es nicht ein Theater, sondern einen Tempel der Venus, zu dem wir Stufen angefügt haben.“ So hat er den verruchten Schandbau unter dem Namen eines Tempels verfleckt und die gute Sitte durch den Schein der Frömmigkeit verhöhnt. Doch Das paßt zu Venus und Bacchus. Denn diese beiden Teufel der Böllerei und der Wollust gehören als Geschwister zusammen. Das Theater der Venus ist auch eine Bejagung des Bacchus. Die ganze Schauspielerei steht unter dem Protektorat von Venus und Bacchus . . . Lotterwesen ist das Venus und Bacchus genehme Opfer: für Jene ist der Geschlechtsverkehr, für Diesen das Zechen . . . Lieder und Arin, Saiteninstrumente und Leier gehören den Sklaven Apollon, der Musen, der Minerva und Merkurs. Verabscheue die'e Werkzeuge, o Christ, der Du deren Erfinder verabscheuen mußt . . . Wohl wissen wir, daß Alle, die unter diesen Namen und Heuchelinstiuten agiren, fröhlich toben und eine angebliche Gotttheit erlügen, thatsächlich unsaubere Geister sind . . . Kann Gott Wohlgefallen an dem Wagenlenker haben, dem Dreher aller Herzen, dem Erreger so wilder Leidenschaften, bekränzt wie ein Gözenpriester, bemalt wie ein Zuhälter? Der Teufel hat diese Gestalt zur Nachäffung des Elias erfunden, der auf seinem Wagen in ähnlicher Weise davonsauf. Kann Gott an einem Menschen Wohlgefallen haben, der sein Gesicht mit dem Rasirmesser entstellt? Nicht einmal seinem Antlitze hält er Treue. Nicht genug, daß er es bald dem

Saturn, bald der Jfis, bald dem Bacchus ähnlich macht, fest er es noch der Schmach der Backpfeifen aus, wohl auch, um ein Gebot des Herrn zu verhöhnen. Denn auch der Teufel lehrt, man solle gebuldig seine Wangen den Streichen darbiehen. So hat Satan auch die Tragoeden auf den hohen Rothorn gestellt; wil Niemand seiner Länge eine Elle zusetzen kann, wollte er Christum zum Lügner stempeln. Aber ich frage: Kann denn an der Schauspielkunst überhaupt Gott sein Wohlgefallen haben, er, der streng verbietet, irgend ein Abbild herzustellen, besonders eins von seinem Ebenbild? Der Vater der Wahrheit verabscheut das Falsche. Alles Erfundene gilt ihm so viel wie Ehebruch. Niemals werden erlogene Stimme, erlogenes Geschlecht, gehauchte Liebeschmerzen und Leidenschaften, gemachte Seufzer und Thränen bei Dem Billigung finden, der alle Heuchelei verurtheilt. Und da das Gesetz gebietet: ‚Verflucht sei der Mann, der Weiberkleider trägt‘, — wie wird Gottes Urtheil über den Pantomimen ausfallen, der in Weiberkleidern auftritt? Wird unter den Artisten der Faustkämpfer strafflos ausgehen? Hat er die Schmarren von den Bozerriemen und die Geschwülste vom Faustschlag oder die Schwämme um die blutenden Ohren etwa bei der Schöpfung von Gott empfangen? Hat ihm der Schöpfer die Augen verliehen, daß er sie durch einen Faustschlag verlieren solle? Ich schweige von Dem, der zur Befriedigung seiner Schaulust einen Löwen auf einen Menschen heßt; ist er weniger ein Mörder als der Andere, der ihm nachher den Gnadenstoß versetzt?“

Uns scheinen auf den ersten Blick solche Ergüsse lediglich der Ausdruck leidenschaftlichen Fanatismus und beschränkter Engherzigkeit. Doch man vergesse nicht, daß das antike herrliche Theater Athens längst tot war. Zugkraft hatte im Rom der Kaiserzeit nur noch die Pantomime, das genre bouffe und die Variétés, auf der Bühne agirte kein ernsthafter Schauspieler, sondern der Damenkomiker, ein im Privatleben kaum minder bedenkliches Subjekt als auf den weltbedeutenden Brettern. Daß die kirchlichen Lehrer die Berührung der christlichen Jugend mit diesen abgebrühten und moralisch durchaus eindeutigen Gesellen zu hindern suchten, kann man nur völlig in der Ordnung finden.

Es ist nun höchst merkwürdig, daß diese Gedankenreihen der altchristlichen Väter von der verlogenen Heuchelei der Schauspielkunst bei einem sehr hochstehenden Franzosen des neunzehnten Jahrhunderts fast genau erlehren. Natürlich sind sie aus der grotesken Sprache eines Tatian, ‚magaras oder Tertullian in unsere heutige Denkart übersetzt. Der ungenannte geistvolle Verfasser von *Le monde où l'on s'ennuie* hat 1886 bei seinem Eintritt in den Kreis der vierzig Unsterblichen eine höchst bemerkenswerthe Rede gehalten, die mit eben so viel Wig und Verve gegen die Unsterblichkeit des Theaters ankämpft, wie es Tertullian mit dem verzehrenten

den Feuer überströmender Leidenschaftlichkeit gethan hatte. Für Pailleron ist das Theater unter allen Künsten „die reizendste Lüge des Lebens“. „Wie muß ich lachen, wenn ich von der Wahrheit auf dem Theater reden höre! Da ist ja Alles falsch, konventionell, arrangirt; Alles, vom Musselinhimmel bis zur Gassonne, vom Schauspieler, der das Werk in einem Kostüm, mit einem Gesicht, einer Stimme, mit Geberden darstellt, die nicht die seinen sind, bis zum Werke selbst, das in Musik, in Versen oder in einer Prosa, die man kaum mehr spricht, Befehle ausdrückt, die man nicht hat, vom Autor, der seine natürlichsten Ausdrücke reiflich überlegt, seine Kühnheiten berechnet, seine Nührungen genau zugemessen hat, bis zum Zuschauer, dem nichts von diesen Schlichen unbekannt ist, so lange der Vorhang nicht aufgezogen ist, und der sie in dem Augenblick vergißt, wo der Vorhang aufgeht.“ Pailleron denkt sich gleichsam einen zwischen Autor und Publikum stillschweigend geschlossenen Vertrag, in dem der Zuhörer also spräche: „Ich bin nicht hier, um zu urtheilen, sondern, um zu fühlen. Du bist nicht da, um mich zu belehren, sondern, um die Belehrung zu meiden; ich will andere Menschen sehen, ein anderes Lachen lachen, andere Thränen weinen, die noch süßer sind als das Lachen. Zeige mir das Leben weniger schal und rascher, das Unglück verbienter, das Glück seltener als in der grauen Wirklichkeit. Verehle meine Leidenschaften durch ihre Gewalt, vergrößere meine Kämpfe durch ihre Verwickelungen, erheitere meine Gemeinheiten und meine Schande durch das Lächerliche; sei übertrieben; sei unwahrscheinlich; sei falsch; fürchte nichts: meine Phantasie wird der deinen folgen, so weit die Zauberkraft Deiner Kunst sie zu führen vermag. Geh, ertathe, was ich will, sage, was ich fühle, und gib Dem Gestalt, was ich träume; und wenn Du durch Deine reizenden Betrügereien (impostures charmantes) die Täuschung, die ich Dir verdanke, verlängerst, wenn Du meiner Chimäre bis zum Ende schmeichelst, so werde ich Dich großartig belohnen, vielleicht reichlicher, als Du verdienst. Aber nimm Dich in Acht! Laß mich nicht zu Boden fallen, nachdenken, in mich einkehren; oder meine Vernunft, der Drache, den Du eingef schläfert, erwacht und verschlingt Dich... Das ist die wahrhaftige Ursache, die tief wurzelnde Ursache der Macht unserer Kunst, ist der geheime Pakt, den die Menge mit dem Künstler schließt.“ Aus Tertullians Munde sprach ein einfacher und ursprünglicher Mensch, dessen berbe Naivetäten uns ein Lächeln abnöthigen; hier spricht der hochgebildete Sohn einer verfeinerten, überreizten und übersättigten Welt mit geistvollster Eleganz und einer bestückenden Liebenswürdigkeit, die uns unwillkürlich gefangen nimmt und uns beinahe zwingt, alle seine Paradoxien ohne Protest hinzunehmen. Aber in dem Grundgedanken, daß das Theater eine Schule der Unwahrscheinlichkeit sei, daß der Schauspieler etwas Anderes spiele, als er ist: darin stimmen jene antiken Christen mit diesem modernen Franzosen überein.

II. Der Cirkus.

Besonders charakteristisch für den römischen Adel und ganz an heutige Zustände erinnernd ist die Sportwuth und Theaterwuth, die damals die gesammte höhere Schicht der Bevölkerung ergriffen hatte. Der knabenhaft eitle Nero hatte, wenn er auch zum Regiren wenig taugte, entschieden mimisches Talent und war musikalisch begabt, so daß er mit Erfolg als Sänger und Citherspieler auftreten konnte. Dieser Musikenthusiasmus wirkte ansteckend. Die ganze Erbitterung der Opposition kommt daher in des Tacitus Worten zum Ausdruck, der Kaiser habe gemeint, seine Schande wäre geringer, wenn er Andere veranlasse, sich auch zu entehren. Schmach war aber nach römischer Anschauung jedes öffentliche Auftreten auf der Schaubühne. Verarmte Sprößlinge der edelsten Familien gaben sich dazu her. Tacitus will keine Namen nennen; er spricht nur von großen Häusern, die damals unauslöschliche Schande über sich brachten. Viel offenerziger ist Juvenal in der achten Satire. Damasippus tritt in einer Pantomime, dem Phasma Catulls, auf, einer damals sehr beliebten Dichtung. Damasippus ist der Beiname einer der vornehmsten Adelsfamilien; der Junier, der Familie des Tyrannenmörders Brutus. Da der edle Sproß dieses erlauchten Hauses sein Vermögen durchgebracht hatte, vermietete er sich für die Pantomime. Cornelius Lentulus, ein Mann, der viele Konsuln zu Ahnen hatte, spielte den Laureolus, einen Mimus, worin die Titelrolle, ein Räuber durchtriebenster Sorte, ans Kreuz geschlagen wurde. Eben so traten hochgeborene Fabier und Aemilier in den Pantomimen auf. Die rohen Späße der Clowns (triscurria) hört man aus dem Munde von Patriziern, die damit ihren bürgerlichen Tod bestiegeln. In Neros Zeit war ein solches Benehmen nöthig, um dem Argwohn und der Hinrichtung zu entgehen; aber in Trajans freiem Zeitalter: wer zwang da den Adel zur Hingabe an die Sportleidenschaft? Als höchste Schande gilt das Auftreten im Gladiatorenspiel. In den verschiedenen Rüstungen der Gladiatoren, als Murmillo, als Thyro, als Retiarius, treten die vornehmsten Männer auf. Man kann zusehen, wie der Nachkomme der Gracchen als Retiarius den Dreizack schwingt. Er tritt auf, ohne unter dem Helm sein Gesicht zu verbergen; frech zeigt er sein Antlitz den Zuschauern und eilt, von Allen erkannt, durch die Arena. Sein Partner im Gladiatorenkampf, Artist von Fach, betrachtet es als die größte Schmach, mit solchem ehr-
 • Gegner fechten zu müssen.

Tacitus sagt, Nero sei es nicht genug gewesen, daß einzelne Patrizier Große sich an seinem Sport theiligten; er bewog die gesammte Ritterschicht, sich zu entehren. Reiche Ritter wurden durch Geschenke getrieben, nämlich im Cirkus aufzutreten. Zu diesem Zweck richtete er das Spiel *lanae* (Jugendsport) in dem von Augustus hergestellten kaiserlichen

Park jenseits des Tibers ein. Ursprünglich spielte man in diesem kaiserlichen Spezialitätentheater nur vor einem ausgewählten Zuschauerkreis; bald aber durfte das ganze Volk die Leistungen des kaiserlichen Mimens und seiner Standesgenossen bewundern. Bei diesen Festspielen sang der Kaiser selbst. Und in den griechischen und lateinischen — wie Tacitus zu verstehen giebt, durchaus unanständigen — Stücken (Mimen) mußten vornehme Männer, die die höchsten Ehrenämter verwaltet hatten, mitwirken. Auch die römischen Damen wurden, ungefähr wie bei uns in den Bazaren, für diese kaiserlichen Feste verwendet. Im Park bei dem künstlichen See des Augustus wurden Buden und kleine Kneippzelte aufgeschlagen, wo dann die Blüthe der hochgeborenen Damenwelt die Wirthinnen und Verkäuferinnen machte. Natürlich ließen sie sich die ausgestellten Nippes und Lederbissen theuer bezahlen; und nach Tacitus scheint es bei diesen Gelegenheiten ein Bischof frei hergegangen zu sein. Der Glanzpunkt der Feste war immer das Auftreten des Kaisers. Musiklehrer — Phonasci — waren anwesend, Männer, die seine Stimme ausgebildet hatten und konserviren mußten. Ihre Haupt Sorge war, daß der Kaiser sich nicht überanstrengte. Sorgfältig wurde deshalb sein Hals vor Erkältungen gehütet; manchmal trug er einen Respirator. Außerdem umschwärmte ihn eine Schaar römischer Ritter — Augustiani —, kräftige Leute, die den Dienst der Claque versahen. Ihr Chef wurde recht anständig mit 40 000 Sesterz (8500 Mark) bezahlt.

Diese ganze Sport- und Theaterwuth erinnert merkwürdig an heutige Zustände. Um zu zeigen, wie sehr die Sittenschilderungen eines Tacitus, eines Sueton, eines Juvenal ein Spiegelbild unserer Zeit sind, brauche ich nur Drumont, dem Verfasser der *France Juive*, das Wort zu geben: „In den höheren Klassen hat die Schauspielmuth einen ganz römischen Charakter angenommen. Im Circus geben junge, als Clowns verkleidete Stutzer jährlich zwei Vorstellungen, eine für die Damen der großen Welt und eine für die Damen aller Welt. Die Einladungen sind sehr gesucht und die Französinen erscheinen hier, um ihren Söhnen und Brüdern zuzusehen, die sich auf dem Trapez produziren, auf dem Seil tanzen und durch die Reifen springen. Die Schauspieler, die, in zartfarbige Tricots gekleidet und mit Goldflitter bekängt, Gesichter schneiden, Sprünge machen und auf dem Seil tanzen, heißen Graf von Nyon, Graf von Pullly, Graf Bernard de Gontaut, Graf von Maille, Beauregard und Duélen. Graf Hubert de la Rochefoucauld, bekleidet mit einer blau seidnen Tunika und einer Schärpe mit goldenen Glöckchen, schreit zum Orchester hinauf: ‚Miousic!‘ mit dem Accent der englischen Clowns. Ich wiederhole: dieses Bedürfnis, sich selbst zu erniedrigen und zu entehren, ist geradezu ein pathologisches Symptom. Darüber aber empört Niemand sich. Die Blätter, die sich rühmen, für die Erhaltung der

Gesellschaft zu arbeiten, geben das Programm ganz ernsthaft in ihren Spalten wieder, vielleicht zwischen einem Erguß über die Laster des niederen Volkes und der Anzeige einer Fastenpredigt; sie widmen den einzelnen Nummern ausführliche Besprechungen und erklären weitläufig die Stammbäume der Familien dieser hochgräßlichen Histrionen. Das Stärkste in diesem Genre leistete die Vorstellung im Cercle der Rue Royale, wo der Herzog von Normy als Weib verkleidet erschien und einen Pas aus dem Ballet Excelsior tanzte.*) Alle waren davon entzückt. Die Zeitungen behandelten eine ganze Woche lang die Frage, ob der Herzog wohlgethan habe, seinen Schnurbart zu rasiren. Der ‚Gaulois‘ bejahte sie mit Entschiedenheit: ‚Es war richtig, ganz ausgezeichnet‘. Der ‚Figaro‘, etwas zurückhaltender, meinte, man könne das für und dawider sprechen. Wie im Théâtre-Français stand auch hier kein Greis, der die alte Ehre zu repräsentiren hatte, und keine Frau, die noch einiges Gefühl für Würde besaß, auf, um zu protestiren und zu pfeifen bei der Schaustellung dieses jungen Mannes, der in Weiberkleidern mit sehr zweideutigen Gesten tanzte. Tout-Paris besaß nicht die Schamhaftigkeit des alten Athen, das nur den Sklaven erlaubte, das obszöne Ballet Mothou zu tanzen. Ist es nicht merkwürdig, bei diesem immerwährenden Wiederbeginn der Geschichte, wo die Schlange sich unaufhörlich in den Schwanz beißt, festzustellen, daß der Verfall sich stets in den selben Formen zeigt, zu sehen, daß nach dem Verlauf so vieler Jahrhunderte die gesellschaftliche wie die physische Auflösung in ihren Aeußerungen absolut gleichartig sind? Der zur Ballerina umgewandelte Herzog und Heliogabalus im syrischen Gewande, die Augen durch Henna vergrößert und die Wangen geschminkt: scheinen sie nicht das selbe Wesen zu sein? Diese blaublütigen Clowns: sind sie nicht eine neue Inkarnation jener entarteten Patrizier Juvenals, eines Damasippus, eines Lentulus, eines Cracchus?“

Diesen Betrachtungen des Franzosen kann man nur das Bekenntniß hinzufügen, daß die symptomatischen Vorgänge, die er schildert, keineswegs eine ausschließlich französische Besonderheit sind.

Jena.

Professor D. Dr. Heinrich Gelzer.

*) Es macht den Franzosen alle Ehre, daß sie den Herzog, als er sich ein ar Jahre später um ein Kammermandat bewarb, mit aus diesem Grunde schfallen ließen.



Die Zukunft des Klaviers.*)

I.

Sehr geehrter Herr,

Unsere heutigen erstklassigen Klaviere stehen auf einer sehr hohen Stufe der Vollendung. Trotzdem hoffe ich, daß kein Stillstand in Folge bequemer Zufriedenheit eintritt. Fortschritt, immer Fortschritt auch hier. Das Klavier der Zukunft bringt uns vielleicht einen noch tragungsfähigeren und musikalisch reineren Ton. Immer, wenn behauptet wird, der Klavierton als solcher besitze nur eine relative Reinheit, tröste ich mich umgekehrt mit seiner „relativen“ Unreinheit. Unsere großen Weltfirmen werden auch in Zukunft nicht unthätig sein. Im Uebrigen ist und bleibt ein Hauptfaktor am Klavier: der Spieler.

Ihr ergebenster

Conrad Ansforg.

II.

Sehr geehrter Herr, ich muß Ihnen gestehen, daß mir das von Ihnen gestellte Thema bei näherer Betrachtung immer unsympathischer wird. Das Klavier ist allerdings das Instrument, durch das ich als reproduzierender Künstler in der Öffentlichkeit bekannt geworden bin und auf dem ich das Publikum mit den Gedanken der großen Meister in meiner Auffassung bekannt mache; aber die Zukunft des Klaviers interessiert mich wenig, ja, kaum interessiert mich das Instrument als solches überhaupt. Der Musiker bedarf zur Wiedergabe seiner Gedanken eines Ausdrucksmittels, das ihm das Orchester ersetzen kann, und dazu eignet sich — und wird es wohl immer thun — am Besten das Klavier. Ich habe es immer nur von diesem Standpunkt aus betrachtet und benutze es in der Öffentlichkeit kaum aus Liebhaberei; daher interessire ich mich auch nicht für technische Vervollkommnungen. Der Musiker kann sich eine Verbesserung des Instrumentes kaum wünschen oder denken, denn auch in seiner primitivsten Form hat es genügt, um die gewaltigen Gedanken eines Bach und eines Beethoven zu gestalten. Eine Vervollkommnung könnte nur dem absoluten Virtuosenenthum zu Gute kommen, — einer Kunstentartung also, die zum Glück mehr und mehr verschwindet.

*) Auf die Frage, wie die Hauptvertreter künstlerischen Klavierspieler sich die künftige Entwicklung ihres Instrumentes denken, trafen einstweilen drei Briefe ein, die hier veröffentlicht werden.

Daher — wie gesagt — kann es dem Musiker völlig gleichgültig sein, welche Verbesserungen und Veränderungen das Klavier in der Zukunft erfahren wird.

Mit vorzüglicher Hochachtung
ergebenst

Careggi.

Eugen d'Albert.

III. Sehr geehrter Herr,

auf Ihre Anfrage wegen der „Zukunft des Klaviers“ glaube ich, erwidern zu können, daß — meiner Ansicht nach — in Bezug auf die Verbesserung und Vervollkommnung der Mechanik, die Klangschönheit und Fülle des Tones und die Elastizität des Anschlages das Menschenmögliche bisher gethan worden ist. Wenn ich damit auch nicht sagen will, daß auf diesen Gebieten die Grenze der absoluten Vollkommenheit schon erreicht sei, so würde ein weiteres Eingehen hierauf doch zu Fragen führen, deren Beantwortung einzig und allein dem Klavierbauer und nicht dem Pianisten zusteht; jedenfalls können und sollen wir mit den bisherigen Fortschritten und Resultaten zufrieden sein. Was die Klaviatur anbelangt, so bemerke ich, daß die Versuche, unser bisheriges System durch ein vollständig neues zu ersetzen (Janko u. s. w.) in keiner Weise meinen Beifall gefunden haben. Das System der alten Klaviatur hat sich durch Jahrhunderte so bewährt, daß mir alle Revolutionversuche auf diesem Gebiet als unnöthig und zwecklos erscheinen. Aber vorbehalten bleibt uns, angesichts der im Lauf der Zeit völlig veränderten Spielweise und der heutzutage außerordentlich gesteigerten technischen Ansprüche, auch hier eine größtmögliche Vervollkommnung anzustreben. Und in diesem Sinn sei es mir verstatet, hier auf eine Neuerung hinzuweisen, die nicht eine Verdrängung des bisherigen bewährten Systems, sondern dessen Verbesserung bezweckt, ihm die letzte Unvollkommenheit nimmt und so die alte Klaviatur in höchster Vollendung darstellt. Ich meine die von Theodor Wichmayer konstruirte verbesserte Klaviatur, die kennen zu lernen und praktisch zu erproben, ich vor einiger Zeit Gelegenheit hatte. Die nähere Beschreibung muß den Fachzeitschriften überlassen bleiben. Hier sei nur gesagt, daß diese verbesserte Klaviatur in denkbar vollendetster Weise den Fingern angepaßt ist, in Folge der überaus zweckmäßigen Vertheilung der Anschlagsflächen das schwierige Spiel in der Obertastelage beträchtlich erleichtert und durch eine vollkommene Jelmäßigkeit der Obertasten-Abstände die Sicherheit des Spiels (Sprung- und Anschlag) u. s. w.) bedeutend fördert. Ohne ein Prophet sein zu wollen, glaube ich sagen zu können, daß diese Klaviatur auf Grund ihrer vorzüglichen Eigenschaften „die Klaviatur der Zukunft“ sein wird.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ernst

Alfred Reifenauer.



Homer bei Salomo.

Nals Schliemann einft mit Hacke und Schaufel und dem nöthigen Kleingeld ſich aufmachte, Troja auszugraben, ſchüttelten gelehrte Leute die weiſen Köpfe und ſprachen: Wer ſich unterfängt, die Spuren dichterifcher Phantaſiegebilde als wirkliche Reſte aufzufinden, Der iſt ein Thor, ſintemal die Geſänge Homers eitel Hirngeſpinnt eines alten Herrn ſind und die Männer vom Fach immer noch ſtreiten, ob dieſer Herr überhaupt gelebt habe oder nicht. Dinge ans Tageslicht ziehen zu wollen, die in der Einbildung eines fahrenden Sängers entſtanden, deſſen Exiſtenz überdies mehr als zweifelhaft iſt: Das mußte grammatikfeſten Formenklauern als Ueberthorheit erſcheinen, zumal Solchen, denen die Fähigkeit angeboren iſt, Altgriechiſch mit völliger Brachlegung des helleniſchen Geiſtes zu treiben.

Und Schliemann gehörte nicht zur Zuſt. Er war Kaufmann und auf philologiſchem Gebiet ein Autodidakt. Er hatte ſich die Kenntniß der engliſchen, franzöſiſchen, holländiſchen, ſpaniſchen, italiſchen und portugieſiſchen Sprache angeeignet. Dazu Ruſſiſch. Und Griechiſch, ohne das Gymnaſium beſucht zu haben. Das waren acht Kapitalverbrechen, das letzte das größte von allen. Denn auf den Gymnaſien werden Sprachen gelehrt; der Schüler aber kann ſie nicht. Von ſeinen Büchern in fremde Lande verſetzt, bleibt er ſtumm. Schliemann aber, der Unzünftige, wußte mit den Fremden zu reden und zu handeln und verſtand in den alten Schriften zu forſchen; und er fand Ilion, die Stadt des Priamus, das Babel der Trojaner, unter dem Schutt der Jahrhunderte. Die Kunſtſcherben der alten Stätte ſchenkte er Berlin, wo ſie im Muſeum für Völkerkunde zur Beſchämung einſtiger Zweifler und Spötter ſichtbar aufgebaut ſind. Homer hat auch von dem goldreichen Mykenä geſungen. Deutlich wies er hin auf das Edelmetall, aber Niemand glaubte ihm. Er exiſtirte ja nicht. Schliemann aber ging nach Mykenä und grub und fand mehr Gold in den Gräbern und Schatzhäuſern der verſchütteten Akropolis als mancher Goldſucher in dem Lande Kalifornien. Ueber hundert Pfund wiegen inſgeſammt die im Mykenä-Muſeum zu Athen aufbewahrten Goldſachen, zum Augenergößen der Fremden und patriotiſch denkender Athener, zum großen Verbruß jedoch verſchiedener Griechen, die ſich vor die Stirn ſchlagen und ſich ſagen, daß auch ſie den Schatz hätten heben können, wenn ſie ihren Homer mit dem ſelben Verſtändniß geleſen hätten wie der Landsmann Fritz Reuters, der Mecklenburger Schliemann. Wiederholte Verſuche, in das Muſeum einzubrechen, ſind bis jetzt von pflichttreuen Wächtern glücklich verhindert worden; noch prangt der goldene Krans des Agamemnon im gläſernen Schrein, noch glänzen die Becher, aus denen Agamemnon und Menelaos Sieg tranken, als ſie Thyreſtes und Sohn vertrieben hatten, noch ſind die Spangen da, die vielleicht Helena, der holde Zankapfel des männermordenden Krieges, trug, und die goldenen Knöpfe, die am Rücklein des Dreft ſaßen. Noch iſt das viele, viele Gold da; ich habe es mit meinen eigenen Augen geſehen. Aber wie lange noch?

Man spricht wohl vom Golde der Dichtung; dies wirkliche Gold jedoch aus den Gräbern Mykenä ist mehr als Dichtung: es ist ein so starker Beleg für die Sachlichkeit des angeblich nicht existirt habenden Homers, daß es wirklich an der Zeit war, den alten Beisbauer nicht farder abzuleugnen. Und da Troja aufgedeckt worden ist und die Gräber des goldreichen Mykenä ihre Schätze abgeliefert haben, so gebührt es der Forschung, zu ermitteln, ob denn der ganze Trojanische Krieg nur eine Mythe ist, ob die Helden des Feldzuges und der Irrfahrten nur personifizierte Himmels- und Naturerscheinungen sind oder ob sie einst lebten, Menschen unter Hiresgleichen. War Agamemnon eine Personifikation des Sonnengottes, war Menelaos die Verfinnbildlichung der Vergessonne: was fingen die bloßen Begriffe mit den wirklichen Goldbeckern an, die annoch im Museum zu Athen stehen? Und war Orest, wie in der Mythendeutung Geübte behaupten, die persönlich gedachte Sonnenwende: wozu dann die goldenen Knöpfe, die von dem Festgewande des königlichen Knaben übrig blieben? Und nun gar Odysseus. Er sei die Sonne in mythologischer Auffassung, so wird gesagt; die zwölf Schiffe, die er nach Troja führte, seien die zwölf Zeichen des Tierkreises und seine Irrfahrten die Reise der Sonne durch den Zodiacus. Und so weiter.

Wem soll man nun folgen: Homer, dem Sänger, oder den amuffischen Gelehrten? Es ist ein wahres Unglück, daß Homer nicht schon bei Lebzeiten einen Biographen fand wie heutzutage mancher knospende Dichter, dessen Lebensgeschichte, von befreundeter Hand geschrieben, auf Kosten des Gefeierten gedruckt wird, bevor noch die Tinte seines Erstlingswerkes trocken ist. Nun müssen wir uns u it Wahrscheinlichkeitsrechnung begnügen, wenn wir wissen wollen, was Alles in die homerischen Gesänge hineingeheimnißt ist.

* * *

Einen schätzenswerthen Beitrag zur Beantwortung der vielen Fragen, die jeden von der gewaltigen Einwirkung des göttlichen Sängers auf die führenden Völker Ueberzeugten interessiren, hat nun vor Kurzem Professor Josef Schreiner mit einem bei Richard Sattler in Braunschweig erschienenen Werk geliefert, das den Titel trägt: Homers Odyssee ein mysteriöses Epos. In diesem Buch sucht der gelehrte Autor auf historisch-geographischer Basis den Beweis anzutreten, daß die Epen Homers keineswegs nur der dichterischen Phantasie ihres Verfassers entsprungen sind, sondern daß dem Dichter zweifellos historische Begebenheiten der alten israelitischen Geschichte als Vorbild dienten.

Man weiß doch, wo und wie, rief ich, als ich davon gehört hatte, und vertiefte mich in Schreiners Arbeit. Der sonnermythischen Auslegung stand ich mißtrauisch gegenüber, seit Eschleemann Troja gefunden und das Gold in Mykenä; die Annahme, Ilias und Odyssee seien eine Sammlung von Volksdichtungen, wollte mir nie recht einleuchten, denn das Volk dichtet nicht. Einer dichtet und das Volk merkt sich, was er sang, und bewahrt es; so wenig der Reichstag auch nur einen Gesang des Nibelungenliedes fertig brachte, etwa den „Wie Siegfried erschlagen ward“, eben so wenig vermag das vielköpfige Volk sich zusammenzuthun und ein Heldenlied auszuhecken. Solche Vorstellungen können nur unpoetische Köpfe haben. Schreiner aber giebt uns den Homer, den Sänger, wieder.

Nur Troja nimmt er uns, nämlich das Ilion, dessen Trümmer Schliemann zu Hissaktil fand. Nach ihm war das Troja Homers nämlich das alte Jericho.

Die Ähnlichkeit in den Umständen zwischen der Eroberung Jerichos und Trojas hat, was Schreiner entgangen scheint, schon Baur in der Läßlinger Zeitschrift für Theologie im Jahre 1832 hervorgehoben. Von ihr geht Schreiner aus, um zu der Behauptung zu gelangen, „daß die glorreiche Geschichte des Volkes Israel vom Dichter Homer unter dem undurchbringlichen Schleier einer geheimnißvollen Sprache zur musterhaften Darstellung gebracht und dem Andenken aller Zeiten überliefert worden sei.“

War Jericho das heilige Ilion, so konnte Obeffeus kein Anderer sein als Josua und die bergende Kalypto war Madame Naahab, die die Rundschaffier auf dem Dach unter Flachstengeln versteckte. Das ist zwar kühn gebeutet, aber die Auslegung läßt uns doch den Homer; und damit ist viel gewonnen, denn wenn Der nicht existirt hätte, wäre es ihm auch nicht möglich gewesen, an den Hof des Königs Salomo zu gelangen. Der nämlich war Alkinoos, der König der Phäaken. So sagt Professor Schreiner. Vergeblich haben die Archäologen den Wohnsitz der Phäaken gesucht, das Land Scheria, worunter Schreiner, dem Klang nach, Syrien versteht, der Beschaffenheit nach aber das Land, wo Milch und Honig fließt, Kanaan, das mit Fruchtbarkeit gesegnete. Fröhlich waren die Phäaken, sie aßen und tranken, spielten und sangen und tanzten. Homer lernte sie kennen, während sie gerade das Laubhüttenfest feierten. Er schildert den königlichen Palast und die königlichen Gärten. Es waren die Gärten Salomos, die viel gepriesenen. Wie Homer sie beschreibt im siebenten Gesange der Odyssee, so sind sie auch beschrieben im *canticorum*, im Hohen Liede. Nur Eins stört Schreiner. Homer lobt die Birnen, die dort gebeißen; im Hohen Liede aber, wie in der ganzen Bibel, kommt die Birne überhaupt nicht vor. Vielleicht hat Homer da des Geheimnißvollen zu viel gethan. Doch warum diese Geheimnißkrämerei? Schreiner meint, Homer hätte sich für die Heldengeschichte eines fremden Volkes begeistert und es verstanden, ihre Darstellung den heimathlichen Verhältnissen anzupassen. Das läßt sich hören, denn wenn unsere Dichter fremde Stoffe benutzen, schleitern sie das Entlehnte auch nach Kräften ein. Es könnte aber auch sein, daß andere Gründe vorlagen, das Gesehene, Erlebte und Gehörte zu verundeutlichen.

* * *

Homer kam auf seiner Studienreise zum König Salomo, von dessen Weisheit — auch sein Alkinoos strotzt von Weisheit — er eben so gut vernommen hatte wie die übrige Welt; und warum sollte er den berühmten Fürsten nicht interviewen, der selbst Sänger war? Homer wurde gastlich aufgenommen und Salomo mochte es angenehm sein, einmal mit einem Kollegen ein Wenig zu sachkuppeln. Denn wer vor den Unterthanen hätte es wohl gewagt, Etwas an seinen Versen auszusprechen oder ihm ein anderes Lob zu spenden als das besangene des Basallen? In des Königs Wort ist Gewalt; und wer mag ihm sagen: Was machst Du? Salomo aber war weise und so kam ihm der fremde, *documents humains* sammelnde griechische Poet gerade recht. Als wirklicher Weiser verschloß er sich einer sachlichen Kritik nicht, zumal er wußte, daß die

Griechen in der Dichtkunst Bedeutendes leisteten. Um Dessen ganz gewiß zu sein, fragte er Homer, wie es mit der Poesie in Griechenland stehe. „Sie dient uns zur Erziehung der Jugend“, antwortete der Sänger. „Die Sprüche weisen Männer, die Thaten des Alterthums und fruchtbare Gedanken umkleiden wir mit dem Reize des Silbenmaßes, damit die Jünglinge sie um so leichter im Gedächtniß behalten. Und während sie von Heldenthaten und Werken hören, die im Gesang fortleben, regt es sich allmählich in ihnen und treibt sie zur Nachahmung, damit auch sie einst besungen und bewundert werden.“

„Ich habe auch einen Band Sprüche verfaßt“, sagte Salomo, „und verfolge damit ähnliche Zwecke. Nicht aber zum Ruhm feuere ich an, sondern zur Tugend. Alles ist ja eitel, zumal der Ruhm. Werden Sie über mich schreiben?“

„Das ist meine Absicht“, entgegnete Homer. „Oder wäre es Eurer Majestät etwa nicht angenehm?“

„Ob angenehm oder nicht“, antwortete der König: „vor Indiskretionen ist kein gekröntes Haupt sicher. Darum will ich Ihnen selbst Alles zeigen, was Sie zu sehen wünschen, und Ihnen Auskunft geben und mir dadurch den Aerger ersparen, mich vor der Deffentlichkeit entstellt zu sehen. Doch als Sängler haben Sie natürlich Durst. Trinken Sie Wein oder ziehen Sie ein Glas Schies vor? Ich lasse Bier aus Egypten kommen. Meine Frau, die Tochter Pharaos, verlangt ihren heimischen Gerstenwein und den Frauen muß man sich fügen.“

„Dieser Wunsch der Königin scheint leicht erfüllbar“, versetzte Homer.

„Es sind nur der Wünsche zu viele. Nicht nur ihre aus der Heimath gewohnten Getränke und Gerichte wollen sie haben, nein: auch ihre Götter. Und darunter habe ich zu leiden, bei meinen Priestern, bei meinem Volk.“

„Die Königin hat andere Götter?“ fragte Homer erstaunt.

„Nicht sie allein, die übrigen Weiber auch.“

„Welche übrigen Weiber, Majestät?“

„Ich habe siebenhundert“, seufzte Salomo. „Und dazu der Kebsweiber dreihundert.“

„Zeus soll lassen alle phäakischen Kinder gesund sein“, rief Homer, der bereits Einiges von der Landesweise angenommen hatte. „Aber die Frauen kann ich nicht eindichten; für Vielweiberei haben die Griechen kein Verständniß. Die würden mir Ihre geschätzten Gemahlinnen nicht glauben. Und Dem, der bei uns von den Staatsgöttern abfällt, wird der Schierlingsbecher gereicht.“

„So viel Schierling wächst hier nicht, wie ich gebrauchen müßte, wenn Ihre Sitten hier herrschten“, sprach Salomo. „Aber schreiben Sie Das nicht, denn ich selbst sage in meinen Sprüchen: Ein gut Gerücht ist besser denn Reichthum.“

„Ich werd' es schon machen“, erwiderte Homer. „Ich werke Alles so und verdrehen und verzwicken, daß Niemand herausfinden soll, wer und was gemeint ist. Den Josua, von dem ich mir schon sagen ließ, nenne ich Odysseus, icho wird Troja genannt, die Rahab Kalyp'o und Eure Majestät Alkinoos. Hochvero Frauen mache ich mehlmahlende Dienerinnen. Nichts leichter als ... Ich darf ohnehin nichts dichten, was den Censor verletzen könnte.“

„Hier darf Keiner den Dichter behindern“, sagte Salomo. „Auch ich : es mit dem Spruchschreiber Sirach, der da sagt: Und wenn man Lieber ... , so wasche nicht darein.“

„Weil ja die Muse sie gelehrt den Gesang und huldreich waltet der Sänger“, fiel Homer ein.

„Mir gefällt Ihr Verdrehungssystem außerordentlich“, begann Salomo wieder. „Senden Sie doch ein Exemplar Ihres Werkes an die Königin von Saba; Die ist groß im Rathe. Es wird ihr Vergnagen machen, den wahren Sinn aus dem geheimnißvollen Gewebe zu ziehen, und sicher verleiht sie Ihnen die große sabaische Goldleite für Kunst und Künstlichkeit. Von mir bekommen Sie den Hofrathstitel, für den Sie aber dreihundert Silberskel Steuer entrichten müssen, — nach meinem eigenen Ausspruch: Ein stolz Herz ist dem Herrn ein Gräuel und wird nicht ungestraft bleiben.“

Homer bedankte sich tiefgeruhrt für die mit Bitterni gemischte Erfreuerung.

„Nun gehen wir in meinen Garten; dort will ich Ihnen das Lieblichste zeigen, was ich mein nenne. Aber diskret, lieber Hofrath, diskret.“

„Mein Epos soll mehr als mystris werden“, behauptete Homer.

Wie es sich ziemt, ging der König mit dem Sänger in den Wurzgarten und dort stellte er ihm ein wunderherrliches Mädchen vor mit den Worten: Die Helbin meines Hohen Liebes, die Blume des Felbes . . . Sulamith.“

Sulamith gruhlte anmuthig; man setzte sich. Feigen, Granatäpfel, Trauben und feuriger Wein boten Labe. Der König holte seinen Gesang der Gesänge hervor und forderte Homer auf, ihm rückhaltlos zu sagen, wo es fehle; an seinem Urtheil liege ihm besonders viel. Alle Drei waren so glücklich, wie nur Phäaken es sein können, denn selig ist der Dichter, der sein Werk verständigem Ohr vorliest, selig eine schön besungene Schönheit und selig ein neugebackener Hofrath, der wirklich bei Hofe zu rathe hat.

* * *

Daß es so zuging, wie hier mit ergänzender Versenkung in die Vergangenheit geschildert wurde, ist durchaus wahrscheinlich, denn Professor Schreiner führt seine besten Gründe ins Treffen, um zu beweisen, daß die Naufikaa der Odyssee die Sulamith des Hohen Liebes sei. Ihm ist Homers Odyssee ja die verschleierte Geschichte Israels, und wenn auch Professor Dorpfeld neuerdings in der Insel Leukas das historische Ithaka entdeckt hat: Professor Schreiner weiß es anders und erklärt, Ithaka sei ein Rehnwort, worin leicht der hebräische Eigennamen Jischak — Jaak — wiedererkannt werden könne.

Vor dieser etymologischen Klust mache ich Halt; sie ist mir zu unergründlich, als daß ich den Sprung darüber hinweg wagen möchte. Im Uebrigen bin ich dem gelehrten Archäologen und Sprachforscher mit Vergnagen gefolgt; hat er mir doch den persönlichen Homer wiedergegeben, so daß ich ihn bei Salomo, dem großen König, antreffen konnte. Und noch schlauer als der schlaue Odysseus ist der Alte, so schlau, daß er eine Geschichte Israels schrieb, deren Verständniß erst dem zwanzigsten Jahrhundert möglich wurde.

Doch ein Schelm, der Homer.

Julius Stinde.



Selbstanzeige.

Ein Fabelbuch. Mit Buchschmuck von H. Frenz, Horst-Schulze und J. J. Brieslander. Albert Langen, München. Preis: 3,50 Mark.

Wir — Theodor Egel und ich — legen der Kritik und dem Publikum ein kleines Werk vor, für das wir bei einem bestimmten Kreise von Lesern einiges Interesse voraussetzen dürfen. Zunächst bei denen, die moderne literarische Produkte, so weit sie überhaupt bemerkenswerth sind, als Faktoren der Fortentwicklung und Ausbildung — sei sie auch Ausartung — der in Betracht kommenden speziellen Dichtungsgattung aufzunehmen versuchen, in erster Linie also bei den wirklichen Literaturkennern und Literaturhistorikern. Diesen gegenüber mögen die folgenden Zeilen die Herausgabe unseres modernen Fabelbuches rechtfertigen. Die Fabel ist in der deutschen Dichtung nach Gellert und Lessing, also seit der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, bekaunlich sehr vernachlässigt worden; ihre Bedeutung sank immer mehr, bis sie schließlich, besonders durch Hey, Reinick und Andere, fast ganz in das Gebiet der Kinderliteratur hinabgedrückt wurde. Ein solches Stiefkind der Dichtkunst ist die Fabel leider bis heute geblieben. Welch hohen Werth man der Fabel früher beilegte, tritt in den Abhandlungen unseres größten Kritikers Lessing und unseres größten Sprachforschers Jakob Grimm zu Tage. In ihrer Definition über das Wesen der Fabel gehen Beide freilich sehr verschiedene Wege, namentlich auch in Hinsicht auf die geeignetste Kunstform. Während Lessing die epigrammatische Kürze für die Seele der Fabel erklärt und gemäß solcher Ansicht die Behandlung in Prosa allein für richtig hält, zieht Grimm die naive behagliche Erzählung des Fabelstoffes, gleichgiltig, ob in gebundener oder ungebundener Rede, entschieden vor und bezeichnet die von Lessing geforderte Kürze geradezu als den Tod der Fabel. Wir haben uns in keiner Hinsicht nach der einen oder anderen Theorie gerichtet, sondern „frisch von der Leber weg“ unsere durchweg selbsterfundnen Stoffe theils kurz, theils in behaglicher Breite, stets aber in Vers und Reim oder auch in Strophen bearbeitet, wie es uns von Fall zu Fall in die Feder floß. Wir verfolgten nur das eine Prinzip: weder der Phantasie noch der Form irgend welchen Zwang anzuthun. Auch in Bezug auf die Wahl unserer Fabelwesen haben wir uns keinerlei Beschränkung auferlegt: neben Thieren vom Affen bis zum Wurm sind eben so menschliche, mythische und mystische Gestalten wie leblose Dinge Träger unserer Dichtungen. Der These Grimms, die Fabel sei ihrem Charakter nach harmlos und dürfe also keine Satire enthalten, können wir nicht beistimmen; wir meinen sogar, daß die Fabel nur durch solche Behandlung auf die Stufe des Kindergedichtes herabgesunken ist. Eine Neubelebung der Fabel und ihre volle Wiedergewinnung für die Dichtkunst ist unseres Erachtens überhaupt nur durch Einflchtung der Satire zu erwarten, wie schon die paar Fabeln unseres hüßeldorfer Landmannes Heine lehren. Unsere Zeit verlangt entschieden schärfere Kost. So ist denn auch die Mehrzahl unserer Fabeln satirischer Art; und das verständnißvolle Entgegenkommen des Publikums gelegentlich der Rezipirung unserer Fabeln Wolzogens „Buntem Theater“ und der „Freien Volksbühne“ hat uns in der Hoffnung bestärkt, auf dem richtigen Wege zu sein. So viel für den

Literaturhistoriker. Wir hoffen aber, auch den übrigen Lesern durch die Lecture des von berufenen Künstlerhänden reich geschmückten Buches einige fröhliche Stunden zu bereiten. Für die Kinderstube und den deutschen Reichstag sind unsere Fabeln allerdings nicht geschrieben. Eine Probe wird gestattet sein:

Die Wurzelmännchen.

Tief unter einer tausendjährigen Eiche
In Erdenhöhlen hausten voller Glück
 Die Wurzelmännchen. Aus dem engen Reiche
 Von Quarz und Lehm hob nimmer sich ihr Blick
 Zum Tag empor; sie hochten in den Ecken
 Des Wurzelwerks Jahrhundert um Jahrhundert;
 Sie kannten keine Furcht und keinen Schrecken
 Und hatten sich ihr Lebtage nie verwundert.

Doch rastlos nagt der scharfe Zahn der Zeiten:
 Die Regensürze spülten unterm Stamm
 Das Erdreich fort; es reckten sich im weiten
 Umkreis die nackten Wurzeln aus dem Schlamm.
 Und schließlich drangen auch die Sonnenstrahlen
 Ins tiefe Reich der Wurzelmännchen ein.
 Die jammerten voll Qual ob der brutalen
 Gewalt und huben kläglich an zu schrein.

Dann aber frochen kühn die kleinen Rader
 Zum heiligen Streit aus ihrem Nest hervor
 Und warfen Stein um Stein gar fest und wacker
 Mit Kriegsgeschrei zum Sonnenball empor.
 Und wo ein Sonnenstrahl im Waldgras spielte,
 Da peitschten sie mit Ruthen in das Licht.
 Jedoch wie trefflich auch das Völklein zielte,
 Die Sonne lachte nur und wankte nicht.

Die Wurzelmännchen kämpften unverdrossen,
 Stein slog um Stein zum hellen Himmel auf.
 Manah Tröpflein Schweiß war schon im Kampf vergossen,
 Da senkt am Abend sich der Sonne Lauf.
 Nur Muth! Nur Muth! Bald wird der Feind erliegen!
 Zum letzten Sturm drang wild der Zwerglein Schar;
 Zum Himmel sah man Kiefelschauer fliegen,
 Bis daß der Sonnenball versunken war.

Nun feierten in lustigem Ueberpurzeln
 Bei Tanz und Sang sie froh ihr Siegesfest
 Und gruben unter dicken Eichenwurzeln
 Sich noch in selber Nacht ein neues Nest.
 Daß andern Tags mit frischer Kraft und Stärke
 Die Sonne wiederkam —: Das sahn sie nicht!
 Sie träumten tief von ihrem großen Werke:
 Dem stolzen Siege über Tag und Licht!

Viri obscuri, — wie zu allen Zeiten
 Der Wahrheit Sonne ihnen giebt Verdruß!
 Wie sie mit Steinen gegen Männer streiten:
 Bruno, Spinoza, Lessing, Hutten, Huß!
 Ein Jeder fällt zur Stund' der Abendröthe.
 Freut Euch der Sieg? . . . Ein andrer Tag bricht an.
 Stirner und Nietzsche, Luther, Kant und Goethe —
 Für jeden Toten steht ein neuer Mann!

Hans Heinz Ewers.



Treber.

Als ich im vorigen Heft dieser Zeitschrift über die an dem Aktiengesetz wünschenswerthen Aenderungen sprach, schweiften meine Gedanken noch nicht bis zur Leipziger Bank. Als aber die Leser den Artikel in Händen hielten, war das Unglück bereits geschehen und mir wurde das größte Glück zu Theil, das einem Schriftsteller widerfahren kann: die Praxis hat meine Forderungen gerechtfertigt. Ich behauptete vor acht Tagen, der Aktionär könne sich selbst aus der mit peinlichster Genauigkeit aufgestellten Bilanz über den Zustand seiner Gesellschaft nicht genau informieren, weil eine ganze Reihe von Verpflichtungen aus technischen Gründen in der Bilanz nicht aufgeführt werden kann und das Gesetz die eingehende Angabe solcher Verpflichtungen für den Geschäftsbericht nicht verlange. Aktionär, so schloß ich meine Ausführungen, müsse sich klar werden, daß in dem mangelhaften Zustand der Gesetzgebung eine Gefahr für ihn liege. Bei dem Zusammenbruch der Leipziger Bank scheinen nun gerade diese verborgenen Verbindungen die wichtigste Rolle gespielt zu haben. Eine Menge von Accepten der Berggesellschaft ist mit dem Giro der Leipziger Bank weitergegeben worden dadurch aus den Büchern dieses Institutes verschwunden. Aber über alle ist hier, wie es scheint, ferner auch das Spiel mit den Garantien getrieben

worden. Das Geld haben andere Leute gegeben; aber die Leipziger Bank hat in erheblichem Umfang dafür gebürgt. Deshalb scheint mir auch der Status ganz illusorisch, den die Leipziger Bank veröffentlicht hat. Danach betragen die Passiva allerdings nur 92 Millionen, gegenüber einem Aktivbestand von 159 Millionen. Das giebt einen beträchtlichen Aktivüberschuß. Mit Recht haben schon die meisten unbeflügelten Tagesblätter die Ansicht geäußert, es sei nicht wohl anzunehmen, daß die Debitoren in Höhe von 111 Millionen vollwertig seien. Darin sehen die Meisten mit sicherem Instinkt den Kernpunkt der Frage nach dem Konkursresultat. Aber man übersieht dabei eben, daß in dem offiziellen Status der großen Garantien für die Trebergesellschaft mit keinem Wort gedacht ist. Daher ist die Situation sehr unklar; denn man weiß weder, ob die auf 80 Millionen angegebene Beteiligung an der Trebergesellschaft, von der immer die Rede ist, innerhalb der bilanzmäßigen Posten zu suchen ist, noch ob und wie Herr Exner sich über die Höhe der Garantien ausgelassen hat. Jedenfalls geht aus dem Bestehen der Garantien zunächst hervor, daß der Konkurs der Leipziger Bank ein sehr langwieriger sein wird; denn voraussichtlich werden sich die Gläubiger zunächst an die Trebergesellschaft halten und erst, wenn da nichts zu holen ist, an die Leipziger Bank herantreten.

Das Merkwürdigste an dem jetzigen Banktrach scheint mir der Umstand, daß Alle sich von ihm überraschen ließen. Als ob das Unglück plötzlich, wie durch Urzeugung, aus der Zeiten Schoß gesprungen wäre, guckt Jeder nun erstaunt zum Himmel empor und fragt, wie „so was“ habe kommen können. Wie so was hat kommen können? Mir scheint Das gar nicht so verwunderlich. Freilich: bei der Leipziger Bank wußten es nur die Eingeweihten. Aber daß es um die Aktiengesellschaft für Trebertrocknung überaus faul bestellt sei, Das mußte Jeder, der überhaupt Zeitungen liest, schon lange wissen, da mit solcher Einmütigkeit wie in diesem Fall fast sämtliche Zeitungen nur selten gegen eine Gründung Front gemacht haben. Gleich, als die Trebertrocknung anfing, ins Große zu gehen, und das bergmannsche Patent für trockene Holzdestillation mit hohen Lizenzgebühren an mehrere Tochtergesellschaften verkauft wurde, erfand ein amerikanisches Blatt das Wort, das seitdem zum geflügelten geworden ist: air bubble! Für die Gesellschaft nahmen, außer einigen anständigen Journalisten, die sich durch die Beredsamkeit des Herrn Schmidt leider beschwären ließen, nur die Finanzchronik des jetzt in London lebenden, früheren berliner Journalisten Hofenborff und die berliner Finanz- und Handelszeitung des Herrn Hugo Voewy Partei, die von dem von der Poffischen Zeitung entfernten Professor Moritz Meyer — unseligen Angedenkens — geleitet wird. Die letzten Jahre vollends brachten der Trebergesellschaft so niedererschmetternde Schlägen, daß eigentlich Niemand mehr an die Wahrhaftigkeit ihrer Leiter glauben konnte. Der Prozeß in Szegawa entthüllte die Produktionsunfähigkeit der ungarischen Tochtergesellschaft, die schlesische Fabrik in Weißwasser erlitt, trotz allen gegentheiligen Versicherungen, Mißerfolg auf Mißerfolg. Der freche Schwindel in Nantes — wo schon das erste Betriebsjahr mit einem Verlust von 1¼ Millionen Francs abschloß, nachdem man noch wenige Monate vorher der Kommission, die von der Handelskammer in Staffl abgesandt worden war, einen Gewinn von drei Viertelmillionen vorgezeigt hatte — mußte schließlich Jedem,

der hören und sehen konnte, die Augen öffnen. Nun fragt man sich erstaunt: Wie kam die Leipziger Bank dazu, sich mit einem so unsinnigen Betrag zu engagiren? Der Fall ist typisch für unsere deutschen Provinzbanken. Auch die Leipziger Bank ist — so wenig wie die dresdener Kreditanstalt — kein Parvenuinstitut, sie ist vielmehr eine alte, ehrwürdige Bank, die einst für Sachsen eine ganz hervorragende Bedeutung gehabt hat. Vor mir liegt eine Festschrift, die zu ihrem fünfzigjährigen Jubiläum, am zwanzigsten Dezember 1888, erschienen ist. Wenn man sie durchblättert, kann man sich eines an Ehrfurcht grenzenden Gefühls kaum erwehren. Die Vorgeschichte des Unternehmens reicht bis in das Jahr 1824 zurück, wo der Leipziger Kassenverein gegründet wurde, um der Unzulänglichkeit der vorhandenen Zahlungsmittel abzuweichen. Die Erinnerung führt uns in die gemüthliche Zeit der deutschen Kleinstaaterei, wo jedes Territorium in Deutschland zugleich auch ein abgeschlossenes Zollgebiet für sich bildete und Messen, wie die Leipziger, blühende Organisationen waren. Aus dem Leipziger Kassenverein wurde dann im Jahre 1838 die Leipziger Bank. Sie war als Notenbank gedacht und hat bis zum Jahre 1875 als solche geblüht. Mit welchen stolzen Erwartungen war ihre Geburt begrüßt worden! Und mit welcher feierlichen Umständlichkeit wurde die Zeichnung ihrer Aktien vollzogen! In den Tagen zwischen dem sechsten und dem ersten August 1838 sollte auf dem Leipziger Rathhause in den Räumen des ehemaligen Oberhofgerichtes die große Aktion vor sich gehen. „An den Tagen der Subskription hielten je zwei Rathsdienere vor der äußeren und inneren Thür der Richterstube Wache und durften je weilig nicht mehr als fünfzig Zeichner in das Vorzimmer und höchstens sechs Personen in das Zeichnungslokal selbst eintreten lassen. Auch der Akt der Zeichnung, bei der außer einem Buchhalter drei Kassirer mitwirkten, war sehr aufhältlich. Jede Einzahlung wurde, nachdem sie vom Kassirer durchgesehen war, selbst wenn es sich nur um die Einzahlung für eine winzige Aktie handelte, vom Zeichner in einen von ihm mitzubringenden Beutel mit seinem Petschaft und außerdem noch mit dem Siegel der Bank verschlossen. Die am Tage eingegangenen versiegelten Geldbeutel wurden täglich abends an den Rath abgeliefert und von diesem in dem Saal des vormaligen Schöppentuhles untergebracht, worauf dessen Thür jeden Abend notariell versiegelt und von zwei Rathsdienern bewacht wurde. Die langathmigen, feierlichen Notariatsprotokolle, die über diese Vorgänge aufgenommen worden sind, füllen einen ganzen Aktenband.“ Die ersten Leipziger Firmen standen bei der Gründung Pathe. Namen wie Karl Lampe, Heinrich Brockhaus und Friedrich Gontard, die in der Handelswelt historische Bedeutung erlangt haben, figuriren unter den Mitgliedern des Bankauschusses.

Seit dem ersten Juli 1887 leitet Direktor August Heinrich Exner die Bank. wandelte anfangs in den Bahnen der Tradition. Aber die glänzenden Jahre nach 90 raubten ihm die Freude an der beschaulichen Verwaltung seines Amtes: der Ehrgeiz packte ihn, auch einer von den Großen zu werden. Er begann eine lebhaftere Gründungsthätigkeit und gerieth, bei der Umschau nach Intrativen Verbindungen, auf die Trebergesellschaft, deren Direktor es offenbar verstand, alle Leute, mit denen er schätlich zu thun hatte, durch seine Persönlichkeit zu bestechen. Diesem Jauder wohl auch Herr Exner zum Opfer, der übrigens auch in Kassel geboren ist. Er die ganz ungewöhnliche Fähigkeit des Treberdirektors Schmidt, auf dem

Wege der Suggestion Seelen zu fangen, scheint mir folgendes Beispiel typisch: Das Emissionhaus für Treberaktien in Berlin ist ein kleines, unbedeutendes Bankgeschäft, dessen Inhaber aber wegen seiner Solidität recht angesehen ist. Er gehört zu jenen Menschen, von denen erzählt wird, sie gönnten sich das Sattessen nicht. Er ist von so ängstlicher Gemüthsverfassung, daß er lange alle Speculationengeschäfte ablehnte und sicherlich kaum je mit einem noch so geringen Betrag für eigene Rechnung spekulierte. Und trotzdem fiel er auf die Treber herein! Trotzdem setzte er auf einen beträchtlichen Betrag von Wechseln das Giro seiner Firma! Herr Exner war weder so ängstlichen Gemüthes, noch hatte er einen besondern Hang zur Solidität. Er glaubte wohl auch an die phantastischen Zukunftsträume des Herrn Schmidt. Schließlich hatte er sich mit einer erheblichen Summe engagirt. Als dann allmählich das Mißtrauen gegen die Trebergesellschaft wuchs und allgemein wurde, konnte er nicht mehr zurück. Von mehreren Seiten zugleich wurde der Trebergesellschaft der Kredit gekündigt, — und Herr Exner mußte, wenn er seine Bank nicht ruiniren wollte, einspringen. Jetzt kam gar nicht mehr in Frage, ob er noch an die Zukunft des Unternehmens glaubte oder nicht: er mußte, um sein eigenes Institut aufrecht zu erhalten, Summen auf Summen vorstrecken. Als dann die eigenen Mittel nicht mehr ausreichten, griff er zum Hilfsmittel des Acceptes. Und vom Accept zur Garantie ist nur ein kleiner Schritt. So erklärt sich das Verschulden des Direktors.

Dieser Versuch, das verfehlte Handeln Exners psychologisch zu erklären, zeigt, daß wir hier keinem Einzelfall gegenüberstehen, sondern daß mit der Leipziger Bank ein System zusammengebrochen ist. Allerdings wird nicht jeder Bankdirektor durch Schwindel und Betrug so lange seine Verfehlungen zu decken suchen. Aber ich behaupte ruhig, daß es namentlich in der Provinz eine Reihe von Banken giebt, deren Direktoren leider den richtigen Moment verpaßt haben, sich aus der Affaire zu ziehen. Ist aber einmal dieser Moment vorüber, so giebt es kein Zurück mehr. Es gehört ein nicht geringes Maß von Voraussicht und Willenskraft dazu, bei Zeiten einen Strich unter die Rechnung zu machen, den ganzen Verlust abzuschreiben und den Aktionären klaren Wein einzuschänken. Welcher Bankdirektor aber vermag Das? Wie Viele besitzen diese Einsicht und Willenskraft? Es ist ein Fehler der deutschen Bankwelt, daß nicht auch, wie in England, tüchtige Nationalökonomien im Rathe der Banken sitzen. Solche Leute sind nöthig, weil sie an höheren Maßstäben messen. Ihnen sind die allgemeinen Gesetze der Wirtschaftsentwicklung geläufig, sie fangen bei gewissen Symptomen an, ängstlich zu werden, und drängen zur Vorsicht. Der Mann der Praxis ist in guten Jahren sehr brauchbar. Aber sein Blick ist doch nur auf seinen engen Geschäftskreis eingestellt. Die Zusammenhänge der einzelnen Wirtschaftszweige sind ihm unklar. Wenn es ihm Jahre lang gut gegangen ist, denkt er, so müsse es immer so bleiben. Er verfällt in den typischen Größenwahn der erfolgreichen Praktiker, ist in der Regel Belehrungen unzugänglich und spottet der Mahnungen der Theoretiker, die bei jeder Transaktion nach den Garantien ihres Erfolges fragen. Dieser Größenwahn führt dann zum Fall.

Plutus.



Berlin, den 13. Juli 1901.

Revirement.

Am zwanzigsten Juni.

Promenadenklatzsch. Mehr als je; und die beim Klettern ausgeruhte Phantasie kann was leisten. Sonst waren die Toquaden der blauschwarzen Rumänin das Höchste gewesen und eine Woche lang hatten sämtliche ehrbare Damen sich mit der Frage beschäftigt, ob das Medfernkleid der Bielgeliebten wirklich so frisch geblieben wäre, wenn sie es bei der Nachtpartie auf die Alm — Seine gebrechliche Durchlaucht waren unten geblieben — nicht mehr geschont hätte, als den keuschen Schatz ihrer Tugend. Der übliche tour de la corniche um den einen Punkt rum, aus dem Medikus Mephisto alles Weh und Ach der Weibsen kuriren wollte. Heute viel seriöser; ich rochs gleich, als ich den Fuß in den Bereich der society setzte. Man sollte wie Sportfeste die Bäder meiden, die von Diplomaten und anderen politischen Handwerkern aufgesucht werden. Aber wohin? Für die kleinste Hütte ist man nachgerade doch zu erwachsen. Wenn die lieben Leute nur nicht so verdächtig still geworden wären, als ich in Hörweite trat. Ein genirliches Gefühl; als ob an der Toilette irgend was nicht in Ordnung ire. Und die kleinrussische Gräfin (guter alter Adel, aus Katharinchens ukoven stammend) sah mich fast unverschämt spöttisch an, während die Kurpelle — übrigens viel zu schnell, gar nicht sevillanisch schmachtend — die abanera spielte. Prends garde à toi? Heilige Calvé! Hatte drei Stunden zitungen durchgeackert und war ziemlich verblödet. Bismarck und kein rde. Der Mann und das Denkmal. Da ich meine Kunstpuschel nicht ab-

schneiden kann, habe ich aufgepickt, was an Rezensionen erreichbar war; wenige Körner in der großen Spreu. Keine ernsthafte Stimme für Begas; fast überall blutigster Hohn. Und dabei haben wir doch keinen Besseren zu versenden. Hilbrand zu frostig, Klinger offiziell unmöglich. Wann wird man einsehen, daß wir keine Plastik haben? Daß neun Zehntel — darunter die ganze Puppenallee — mittelmäßige Handwerkserei sind? Daß die kultivirte Welt sich über unsere Monumentalmuth lustig macht? Mit Recht, leider. Wir können eine Masse. Das nicht. Entspricht nicht dem génie de la race. Nicht mal eine Sache wie den russischen Peter mit dem famosen Gaul kriegen wir heute raus. Schließlich kein Unglück; in sechzig, achtzig Jahren wird die Neue Markgrafenstraße abgeräumt und der gelbliche Plunder an einen Gastan verhandelt werden. Schlimmer ist schon der Unfug, der uns den Mann entstellt. Welche Tintenfluth wieder! Und welche Verdunkelung! Hat ihn denn Keiner gekannt? Oder reden Die immer nur, die ihn nicht sehen, nicht fassen konnten? Ein Fridolin war er nicht; und über seine Frömmigkeit, die er im Verkehr mit der strenggläubigen Johanna Jahrzehnte lang stark betonte, wäre allerlei hohen Konfistoriis Unwillkommens zu sagen. Auch der ewige „Realpolitiker“ stimmt nur sehr cum grano salis. Warum wurde er mit dem Centrum nicht fertig? Das ward viel Kleineren doch leicht. Weil er die Idee einer ultramontanen, vom fremden Priesterkönig gelenkten Politik haßte und die minder gefährliche Realität nicht sah: eine von wirtschaftlichen Interessen gespaltene Partei, die aus der großen Schüssel miteffen möchte und hinter der idealen Firmatafel die innere Schwäche verbirgt. Die Epigonen zweifeln nicht, daß es dem Centrum nicht auf die weltliche Herrschaft des Papstes, nicht auf die Jesuiten und auf den Kampf gegen einen Reiterkaiser ankommt, sondern auf gute Behandlung und Parität in den Staatsprüfunden. Das hätte der Fürst nie geglaubt. Eben so wenig, daß die Sozialdemokraten nicht die feste Absicht haben, mit Eisen und Feuer aus Deutschland eine kommunistische Republik zu machen. Wer ihm einreden wollte, diese Leute trieben auf ihre besondere Weise „wissenschaftliche Politik“ und warteten geduldig auf die Wunder einer fabelhaften „Entwicklung“, Der kam schön an. Dummes Zeug; auf den Schwindel ließ er sich nicht ein: die Leute halten sich still und heucheln, bis sie stark genug sind, — und dann wirds noch toller als anno 48. Menschen von solcher Leidenschaftlichkeit sind nie reine Realisten. Da müßte die große Passion schon Pose sein . . . wie bei Elisawetha Fedorowna da drüben. Die umrändert ihre kleinen Stakenaugen tiefschwarz und guckt dann die Männer

an, als wollte sie ein Opfer entkleiden und kommerecta aus Messalinens Gladiatorenkneipe. Nichts dahinter; kalt wie 'ne Hundsnase, beichtete bei der dreizehnten Flasche Ayala der stramme Gardereiter, der in diesen Feuerfchein geflattert war. Daß sie, nach so vielen Abenteiuren, nun aber gar mich aufs Korn nehmen sollte, trotz dünnem Haar und schwächtigem Wuchs . . . Nicht ihr Typ. Und dennoch: Prends garde à toi? Bitte: nach Ihnen, jungfräuliche Coeurkönigin aus Taganrog! Ihr ergebenster Diener war nie der Mann bleicher Furcht.

Aber bis in seine alten Tage ein gräßlicher Geck, der, wenn ein Frauenzimmer ihn anschielt, gleich glaubt, er sei zum béguin ausersehen. Die Enkelin des von Katharina glorreich Besiegten hatte ganz andere Hunde zu peitschen. Keinerlei Gefahr für Leib und Leben. Nicht vor ihren Arsenikaugen sollte ich mich in Acht nehmen, sondern vor dem großen Revirement, das bei uns bevorstehe. Daher das Tuscheln und noch verdächtigeres Verstummen. Ich scheine allgemein als diplomatischer Todeskandidat zu gelten. Sehr schmeichelhaft, daß man mich wenigstens nicht für Berlin kandidirt. Und warum das ganze Trara? Bei uns seien wieder mal kritische Tage gekommen. Schluß der kurzen Aera Bülow. Bernhard der Brillante habe seit seiner Rede über Bismarck ausgespielt; S. M. werde es nun mit einem ganz anderen Faden versuchen.

Möglich. Alles ist möglich. Aber so sensationell fand ich die Rede nicht, — ganz abgesehen davon, daß in den Hauptzügen sicher vorher zur Begutachtung unterbreitet. Mir schien das Laviren bernhardisch geschickt; und nichts eigentlich Anstößiges. „Wilhelm der Große“, wie sichs gehört (vor fünfzehn Jahren hätten die dem alten Kaiser Ergebensten nicht im Traum an solchen Namen gedacht). „Persönliche Liebhabereien“ und „populäre Augenblicksströmungen“: sehr gut gegen die Pro-Boers. Zimmerhin stugte ich bei der Stelle, wo auf die salus publica als suprema lex gedeutet wurde. Etwas lebhaft pointirt. Und vor versammeltem Kriegsvolk, im Angesicht des Monarchen, blieb die Erinnerung an das münchener Goldene Buch vielleicht besser weg. Sollte der Kluge diesmal klug genug gewesen sein . . . Beim zweiten Lesen — Autosuggestion? — sieht der Enthüllungsspech mir nicht mehr so einfach aus. Die Worte sind zierlich gejeht, aber il y a des gouffres dessus. Trotzdem glaube ich vorläufig nicht an die Götterdämmerung in der Wilhelmstraße.

* * *

Am dritten Juli.

„Man sagt, er wollte sterben.“ Und Max Piccolomini sprach noch ängzender als unser hoher Chef. War freilich auch unvorsichtiger.

Der Russe hat die Geschichte aufgebracht. Ein wunderlicher Heiliger, der, glaube ich, selbst in der Badewanne nur Metier reden kann. Deshalb hat Elisawetha auch für ihre persönlichste Politik so viel Muße. Erst hat er die Geheimgeschichte aller Ressorts im Reußenreich durchgehehelt. Ein Dekameron. Ueberall Mangel an brauchbaren Menschen. Lambsdorff und Osten-Sacken, der poetische Schafzüchter Kapnist doch kaum noch erträgliches Niveau. Schon werde der Landsturm mobil gemacht: Wannowskij und Tschertkow (Warschau) über Siebenzig. Nun ist auch Trozkij gestorben, den des Zaren Gunst so rasch auf die Höhe gebracht hatte, Wilna und Dmsk sind zu vergeben, für den Kaukasus wird mit der Laterne ein neuer Mann gesucht und Nikolaus weiß nicht, wie er die wichtigsten Stellen besetzen soll. Er reißt nicht, wie Nikolai Balkin und Alexander der Galante, lernt keine Leute kennen und will keine große Adjutanten suite hinter sich sehen, unter der, wenn Noth am Mann war, seine Vorgänger die Gehilfen wählten. Auch haperts oft mit der Damenfrage. Die Frau eines Generalgouverneurs ist eine kleine Königin und darf nicht den geringsten Fleck auf dem Kleide haben; mindestens darf er nicht sichtbar sein. Sie steht an der Spitze der provinzialen Wohlthätigkeitgesellschaften, die da unten einen wesentlichen Theil der Sozialpolitik besorgen, und hat nicht nur repräsentative Pflichten. Bei den Ministerfrauen nimmt mans nicht so genau. Ein Thema für unseren Newaschwadronneur! Von den verschiedenen und geschiedenen Gräfinnen Murawiew (Seitenblick über die Grenze; Glossen über Schmuck und Palast der berühmten Lachmann = Paiva = Hencel) bis zur noch immer nicht hoffähigen Madame Mathilde, die im Finanzministerium vom Adel boykottirt wird. Wie Zmeritinskij sich mit seiner Frau versöhnen, Bobrikow eine bejahrte Comtesse heirathen mußte, ehe der Eine in Polen, der Andere in Finland herrschen durfte. Und so weiter, ohne allzu viel Grazie. Schon müsse man fürchten, die spezifisch russische Form der Leutenoth werde den Zaren zwingen, wieder bei seiner Mutter Rath zu suchen. Und könne aus dem Anitschkow-Palais Gutes kommen? Die dort fabrizirte Qualität sei seit Michael Murawiew ja genugsam bekannt. Ein wahrer Segen, daß Den nach dem Abendessen bei Wittes der Vertilger aller Lebemänner holte. Und wenn nun gar wieder ein Ignatiem erste Geige spielte . . .

Bequemer Uebergang zu deutschen Verhältnissen. Ein neuer Paphros und die Brauen wichtig hochgezogen. Dieser slavische Diplomat der ältesten Schule ist natürlich über unsere Zustände genau informirt. Hat noch neben

Gortschakow gegessen. Bin gegen ihn der reinste Waisenknaube. „Ihr Kaiser findet auch keine Leute.“ „Wissen Sie nicht, daß Bülow durchaus nach Petersburg sollte (hauptsächlich, um unseren Gossudar nach Danzig zu lootsen, aber auch wegen des Roggenzolls) und daß seine Unlust zu solcher Sommertour Frictionen herbeigeführt hat?“ Ich mußte mich zu arglosester Säuglingsunwissenheit bekennen; vielleicht zähle ich deshalb zu den toten Männern. Na, wenigstens liege ich nicht allein in der Gruft. Auch Bülow ist hier schon einbalsamirt. Nur die Person des Erben ist noch nicht sicher. Die wildesten Kombinationen. War nicht Radowiz neulich des Kaisers Frühstücksgast? Wurde nicht in der Wilhelmstraße gegen Philialarmirt? Und der alte Favorit Waldersee schwimmt ja schon gen Europa.

Das Sprichwort vom Rauch und Feuer hat mir nie viel Respekt eingeblüht. Schließlich aber wird durch anhaltendes Gerede auch der Abgebrühteste neugierig. Doch gut, daß ich in Berlin noch ein tuyau finden kann. Wenn die Postanschlüsse von hier nur nicht so schlecht wären!

* * *

Aus der Luft gegriffen war die Sache nicht. Der Chef wackelt wirklich. Hat vor ein paar Wochen sogar sehr gewackelt; alle Ratten kamen bereits an Bord. Schon länger latente Erkältung. Solche Siege wie den über Miquel errungenen verzeiht ein selbstbewußter König nicht leicht. Außerdem Widerstand gegen die Siemensgruppe auf der einen, gegen Podbielski als Staats- und Statminister auf der anderen Seite. Und die heikle Pflicht, den caprivischen „Markstein“ auszubuddeln. Dabei ist Waldersees Position sehr stark; er hat einen großen Theil des Kapitals und der Presse hinter sich. Sehr fein, wie er sacht den Feldherrn auszieht und sich als diplomatisches Genie feiern läßt. Hat den fernsten Orient gesehen, den Franzosen von deutschen Militärkapellen gallische Operetten vorspielen lassen, ist am Hauptstük der Hansa beliebt, „voll und ganz“ Exportpolitiker und Schwärmer für die Zukunft, die auf dem Wasser liegt. Der gegebene Kanzler. Früher ging's nicht, weil die Russen in ihm den Erzfeind sahen. Jetzt ist er alt, denkt nicht mehr an die Molterrolle, ist, wegen seiner Zurückhaltung in Sachen Tuan und Tschen, beim Zaren persona grata, in Berlin noch nicht, wie Bülow, Bremser lästig geworden und Wilhelm Hammerstein und Normannmann sind vergessen. Er hätte nicht in spigen Briefen den Anspruch, vom Inhalt kaiserlicher Reden vorher unterrichtet zu werden, hätte die Verantwortung für den erfolgreichen Fortgang der Politik abgefallt schon jetzt wieder von der allerhöchsten Stelle aus eine neue Flot-

tenvermehrung propagirt werde. Enfin: der Kanzler steckt in keiner guten Haut. Schon seit dem Tage, wo der französische General so hörbar gefeiert und das kühle Telegramm des Reußenherrschers im Kasino verlesen wurde. Ob er die Nerven hat, durchzuhalten?

Er zweifelt wohl selbst; und organisirt, ehe es zu spät wird, den Rückzug. Als Auswärtigem ist ihm noch kein Vorber gewachsen. China und Transvaal waren schwer verbauliche Gerichte. Er hat aber über das Portefeuilletonistenmaß hinausreichenden Ehrgeiz und möchte nicht „so klein aufhören, der so groß begann“. Nicht als ein verbrauchtes Werkzeug weggeworfen werden. Vorüber die Zeit, wo er mit bescheidenem Lächeln sich den Manager Seiner Majestät nannte. Jetzt will er Kanzler sein, nicht nur heißen. Selbständig Politik machen. Heutzutage etwas kühn. Doch er wagt sich auch nicht ohne Balancirstange aufs dünne Seil. Er weiß: als Kanzler bene vixit, qui bene latuit; siehe Chlodwigs selige Verschollenheit. Wer aber was thun will, muß das Ende bedenken. Weich fällt jetzt Der nur, der als Opfer des vor dem Königsthron bewährten Mannesstolzes angestaunt wird. Das Schema ist gegeben: Otto der Zweite; zwar kleiner, aber nicht minder muthig. Hinc illa oratio. Stürzt er jetzt ab, dann ist er guter Nachrede sogar in der Zukunft mit Anführungsstrichen sicher. Dann fiel er, weil er nicht kriechen wollte, und der gefährliche Ruf, für einen selbständigen Kanzler sei im Reich kein Raum mehr, wird nicht zu unterdrücken sein. Eine starke Verschanzung. Und mühelos läßt sich in die Presse glissiren, der Stein des Anstoßes sei die Lobrede auf Bismarck gewesen. . . Taktisch bewundernswerth. Auch mittlere Advokaten zeigen sich in foro manchmal als Meister, wenn sie für Kopf und Kragen kämpfen. Einerlei: die Leistung war ungewöhnlich. Eine en tout cas-Rede: billigt sie der Monarch, dann nützt sie ihm, der Beifall nickte, als die *salus publica* über „persönliche Liebhabereien“ gestellt wurde; mißbilligte er sie, dann hat der Minister wenigstens einen guten Abgang. Ich muß dem Chef das Kompliment machen, daß er rechtzeitig die Situation vorausah, in die seine Briefe wegen der Hansarede ihn bald darauf brachten. Als Lucanus dann kam, fand er einen Gewappneten. Es ist schwierig, einen Kanzler abzufügen, der sich eben zu Goethe, Bismarck und Fichte bekannt und das liberale Orchester zu Jubelhymnen begeistert hat. Pends-toi, Miquel; tu na's pas trouvé ça!

Das Register hatte vielleicht ein Loch, denn impulsiv Naturen setzen sich in Stunden der Erregung über alle Bedenken hinweg, nur um die Nerven-
spannung zu lösen. Da half das Muttererbe des Fürsten Herbert Bismarck

nach. Den hatte in Bülow's Rede der richtigste Satz geärgert: nur Thoren oder Fanatiker könnten behaupten, der erste Kanzler habe nie geirrt oder habe jemals „Maximen aufgestellt, die nun unter allen Umständen, in jedem Falle und in jeder Lage, blindlings anzuwenden wären“. Das sollte im Ernst nicht bestritten werden. In guten Söhnen und Enkeln pflegt die Pietät aber stärker zu sein als die Kritik. Deshalb nennt Wilhelm der Zweite seines Vaters Vater den Großen; deshalb fordert Herbert für Otto Bismarck den Ruhm der Unfehlbarkeit. Solche Irrungen sind schön. Und für Bülow war es ein kaum zu überschätzender Gewinn, daß er gerade in diesem Augenblick von Bismarck's Sohn angegriffen wurde.

* * *

Am siebenten Juli.

Der alte Hohenlohe ist tot. Und er hat eine merkwürdig gute Presse. Er war ja liebenswürdig und in jedem Sinn bequem. Wer ihn aber in der Nähe arbeiten sah, mußte doch staunen, daß solche Karriere möglich war. Arbeiten ist eigentlich nicht das rechte Wort; er schnupperte nur an den Dingen herum, so weit seine belletristischen und lebemännischen Neigungen ihm auch nur dazu Muße ließen. Ahnte kaum noch, was außerhalb der Hofspähre vorging; und vom Detail, besonders in Angelegenheiten der Volkswirtschaft und Verwaltung, nicht das blasseste Dämmern. Unmöglich, den Unterschied zwischen Valuta und Währung aufzuklären. Geht auch so, wie es scheint. Ein großer, rechtzeitig am Traualtar frisch vergoldeter Name; und, nach eigenem Geständniß, immer den Mund gehalten und einen schwarzen Rock angehabt. Probatum est. Am Besten paßte er noch nach Straßburg. In Berlin wunderten die zum Vortrag oder zur Audienz Befohlenen sich doch manchmal, wenn des Deutschen Reiches höchster Beamter, während er den Besucher zum Sitzen einlud, einen französischen Roman unter die Akten schob. Und dabei wäre er als Kanzler gestorben, wenn er über Waldersee's Argonautenfahrt und über das Programm zur Saalburgfeier, wie über so vieles Andere, geschwiegen hätte . . .

Statthalter in Straßburg will jetzt Philipp Eulenburg werden. Wahrscheinlich ist Wien für seinen Rheumatismus zu windig. Und Straßburg hohes Gehalt, Puttkamer als entlastenden Arbeiter und weit vom Schuß war ja immer sehr begehrt. Für Phili ist noch die Nähe von Wiesbaden, Baden-Baden und Urville wichtig. Und er könnte, als erster Statthalter: Ausnahmegesetz, populär werden; auch ein Punkt, wo Bülow nicht nachhen will. Am Ende löst Spägle, nach Absolvierung der Balkanschule,

den Troubadour an der Donau ab? Ganz sicher hats der Herr von Hertefeld aber noch nicht. Die wunderschöne Stadt war auch Waldersees Sehnsuchtziel. Wenigstens bis zu Bismarcks Tode, in der Zeit, wo der Kommandirende in Altona mit klug berechneter Offenheit sagte: so lange der Mann im Sachsenwald lebe, werde es immer zwei Reichskanzler geben. Und er wollte der zweite nicht sein. Lieber der Erste im Elsaß. Will ers noch, dann kann der Herrschaftstreit recht amusant werden. Und dann haben auch die Affiliirten der „eigentlich regirenden Familie“ ein Interesse daran, den Weltmarschall a. D. in der Wilhelmstraße konsumiren zu lassen. Bernhard, Philo und Alfred hinter einander her. Das kann in der Presse ein lustiges Echo geben. Für den Rest mag Eckhartstein sorgen.

Einstweilen hat Bülow, was die Anderen erst haben wollten, ist ihnen also um einen Point voraus. Abwarten. Ein Promenadenklatsch macht noch keine Krijis. Deren Häufung wäre dem deutschen Prestige übrigens nicht gesund. Der Chef wird in diesem Sommer jedenfalls mehr arbeiten als bisher je in seinem Leben. Ist auch nöthig, wenn er in Preußen wirklich führen und sich im Reich von den Staatssekretären emanzipiren will. Der Boden wird ihm heiß werden und Empfindlichkeit muß er sich abgewöhnen.

* * *

Am neunten Juli.

„Der vornehmste Rock ist der preußische Soldatenrock“, hat der Kaiser vorgestern im potsdamer Lustgarten gesagt. Nicht in den Bundesstaaten nur wird man mit seltsamen Gefühlen den Satz lesen; auch dem Kanzler, der diesen vornehmsten Rock ja nicht trägt, wird er sonderbar klingen. Das sind so die Momente des Dienstes, wo Bismarck Lust hatte, Vasen zu zerbrechen. Und Waldersee rückt näher schon und jedes kleinste Symptom zeigt, wie schwierig das Terrain geworden ist; jetzt zum Beispiel die Weigerung, einen demokratischen Stadtrath als berliner Bürgermeister zu bestätigen. Sofort Mieselnärm in den Blättern. Wozu? Der Mann wäre gewiß im Superlativ loyal.

Daß der Kanzler den Gedankengang der potsdamer Rede vorher kannte, scheint mir ausgeschlossen. Er wird sich salbiren: rein militärisch-familiäre Feier. Ganz schön; aber wo fängt die Politik an, wenn ein Kaiser öffentlich spricht, und wo hört sie auf?

Die hiesige männliche und geschlitzte Diplomatie ist noch nicht wieder reuig zur Numänin zurückgekehrt. Schwelgt in den Artikeln über den krach allemand. Unsere Schreiber wieder unglaublich thöricht. Thun, als handle

sichs um vereinzelte Erscheinungen und um den bekannten „Abschaum der Menschheit“. Wenn die Treberei und ähnliche Thosen gut gegangen wären, würden die Abgeschäumten jetzt als Helden gefeiert. Und wenn Abschaum: warum wurden wir dann nicht früher vor Schmidt, Gyner & Co. gewarnt? Dazu, nicht, um nachträgliche Jeremiaden zu hören, halten wir doch Börsenzeitungen. *Primo loco* aber wäre zu sagen, daß es nach menschlicher Voraussicht noch viel schlimmer kommen wird. Rehrseite der Aufschwungsmedaille. Kein Wunder, daß die Fremden sich darüber freuen. Wir haben ins Blaue gewirthschaftet, uns für beträchtlich reicher gehalten, als wir sind. Und kein Mensch hat uns gesagt, was jenseits des Wassers vorgeht. Wir haben nach China geguckt und nicht gemerkt, daß der Yankee auf dem Wege zur Weltherrschaft ist. Die an tropischen Pflanzenwuchs erinnernde Entwicklung der amerikanischen Industrie ist im Grunde das einzig der Rede werthe Ereigniß. Ein jüdischer Bankdirektor — der hellste Kopf in der ganzen Kurgesellschaft — hat mich mit einleuchtenden Argumenten gestern für die unfrohe Botschaft zu gewinnen versucht: unsere Zukunft liege zwar auf dem Wasser, werde uns aber nicht mehr bescheren als den Rang einer europäischen Hauptfiliale der U. S. A. Diese wurzellosen Leute haben eine Art, die Dinge beim Namen zu nennen . . . Mich überliefs. Nachher, im Bett, mußte ich mir sagen, der Mann habe ein Wischen grell gefärbt, aber die ökonomischen Thatsachen nicht gefälscht. *Finis Europae?*

Für die hohe Weltpolitik, Expansion, Imperialismus, brauche ich, Gott sei Dank, aus der Krachgeschichte nicht die Moral abzuleiten. Ein rechter Segen, wenn man nicht zu den kommenden Männern gezählt wird. Viel lieber zu den toten. *Prends garde à toi?* Ach, Elisabetha Fedorowna, Sie ahnen nicht, wie gleichgiltig mir ist, ob ich beim nächsten Reirement durch die Lappen gehe!

Uebrigens ist bis in den August Schonzeit. S. M. ist gestern nach Norwegen abgereist. Phil an Bord, Bernhard in Norderny, Alfred in der Nähe des Rothen Meeres. „Das Schiff streicht durch die Wellen, Frislin!“ . . . Und — das Wort geht mir nicht mehr aus dem Kopf — un-

Zukunft liegt jetzt wirklich auf dem Wasser.



Legende von der Mutter Gottes.

Als nun die Mutter Gottes kam,
 Ihren toten Sohn vom Kreuze nahm
 Und sah ihr Kind, das sie genährt,
 Vom Schmerz verzehrt, durch den Tod verheert,
 Sie fühlte das Blut in den Adern kochen,
 Ihr Herz stand still und verlernte, zu pochen,
 Und ward in ihrer Brust so schwer,
 Als ob es voll glühenden Bleies wär'.

Sie sank am Kreuze hin als tot.
 Keine Mutter litt je so bittere Noth,
 Als da die Mutter Gottes litt,
 Da sie am Kreuze niederglitt.
 Ihre Thränen, willig bei kleineren Leiden,
 Waren da schüchtern und waren bescheiden,
 Ach, kein Thränlein traute sich vor,
 Da die Mutter Gottes den Sohn verlor.

Sie sank am Kreuze hin als tot.
 Da spürt sie in ihrer bitteren Noth,
 Wie unter dem Hemd ihre Brust sich füllte,
 Mit der sie einstens ihr Kindlein stillte,
 Und wie sie warm ward und schwer und voll
 Und Tropfen auf Tropfen überquoll . . .
 Und da ihre Brust zu weinen begann,
 Hub wieder ihr Herz zu schlagen an.

Dies ist das Wunder, das Marien geschah.
 Es weiß drum Maria aus Magdala.
 Maria aus Magdala stand bei ihr
 Und hob sie auf und weinte mit ihr
 Und stand bei ihr drei Tage lang, —
 Und jeder Tag wie ein Jahr so lang;
 Am dritten Tage verfestigte die Brust,
 Da hat sie nicht mehr weinen gemußt;
 Und die neue Woche begann ihren Lauf
 Und der Heiland stand von den Toten auf . . .

Die Faktoren des Ich. *)

Das Ich wird, wie wir sahen, in seinen festesten Grundlagen in jeder Lebensperiode durch die erblichen Faktorengruppen A und B vorausbestimmt. Aber unser eigentliches Ich wird nicht aus den Funktionen der Leber, der Knochen oder der Lungen, sondern aus der unseres Gehirnes, des Herrschers im Körper, des wahren Menschen im Menschen zusammengestellt. Man wird mir erlassen, diese Thatsache hier näher zu beweisen; es ist genugsam an anderen Orten geschehen. Das Gehirn ist das Seelenorgan. Gehirn und Seele sind eins. Somit sind die erblichen Energien oder Determinanten des Gehirnes zugleich die der Seele, Das heißt des Denkens, Wollens und Fühlens, des Gewissens und der Ästhetik. In ihnen finden wir die Bestandtheile des Ich, die man als Charakteranlagen, als erbliche Anlagen des Geistes, des Gemüthes und des Willens bezeichnet, die Talent, Genie, Dummheit, Schlechtigkeit, Güte u. s. w. ausmachen. Die erblichen Anlagen zu schwarzen oder blonden Haaren, zu einem schönen oder kümmerlichen Bart, zu einer graden oder krummen Nase sind zwar werthvoll zum Studium der Vererbungsgeetze und mögen je nach Geschmack unsere Augen angenehm oder unangenehm berühren, sind aber für den Charakter absolut gleichgiltig. Weil sie oft Korrelate gewisser Gehirnanlagen einer Rasse (zum Beispiel der lateinischen und der germanischen) bilden, hat man ihnen eine ihnen absolut nicht zukommende Bedeutung beigelegt. So gelten die blauen Augen und die blonden Haare der Germanen als Zeichen ihres tiefen Gemüthes und die schwarzen Haare und Augen der Lateiner als Ausdruck ihrer Lebhaftigkeit und Leidenschaftlichkeit, während sie nur den Werth wenig zuverlässiger korrelativer Erscheinungen haben.

In Bezug auf das Gehirn, Das heißt: auf das eigentliche menschliche Ich im Gegensatz zu seinen mehr vegetativen Körperteilen angewendet, führen diese Auslegungen zu folgenden Ergebnissen:

Die Seelenanlagen eines Menschen sind schon sofort nach der Konjunktion der beiden Keimkerne, aus denen er entsteht, vorausbestimmt. Wie wir noch sehen werden, können sie zwar durch die zweite Faktorengruppe ungeheuer entfaltet, verborgen oder vernachlässigt, auch nach vielen Richtungen entwickelt werden, aber gegeben sind sie und aus einem Dummkopf kann fast so wenig ein Genie wie aus einem Mops ein Pudel entstehen. Neue Eigenschaften kann nur die Konjunktion durch Kombinationen von Keimenergien, nicht die Entfaltung der gegebenen Keimenergien, selbst nicht durch äußere Einwirkungen, entstehen lassen.

Da die atavistisch ältesten Keimbeterminanten, diejenigen der Art,

*) S. „Zukunft“ vom 6. Juli 1901.

Gattung u. s. w., zugleich die fixesten sind, sind sie auch im Gehirn am Automatischsten, Instinktivsten, am Wenigsten durch äußere Einflüsse zu verändern. Sie sind es namentlich, die die Instinkte und Triebe im Hirnleben bilden und uns daher ganz besonders den Eindruck der Unfreiheit machen. Daraus jedoch, daß jüngere und daher variabelere Reinkombinationen weniger fix, leichter durch äußere Einflüsse verändert werden können, folgt nicht, daß sie an und für sich freier sind. Sie sind nur plastischer, anpassungsfähiger. Im relativen Gegensatz zu den automatisch-instinktiven Gehirnthätigkeiten habe ich die leicht modifizierbaren plastisch genannt. Frei sind also tatsächlich keine von beiden. Die ersten sind aber stark innerlich prädeterminirt, die zweiten dagegen durch äußere Einflüsse und vor Allem durch das Spiel der Sinnesindrücke und ihrer aktuellen Verarbeitung durch das Gehirn in Wechselwirkung mit den Bewegungen leicht beeinflussbar; sie sind mehr äußerlich und mehr postdeterminirt. Den Urquell einer wirklichen und nicht nur scheinbaren Freiheit müßte man in dem uns unzugänglichen Wesen der Urenergien der Natur und in ihrer ersten Ursache suchen. Ihre Affirmation ist unserem Erkenntnisvermögen so unmöglich wie ihre Negation. Metaphysisch aber dürfen wir daran glauben.

Relativ zur automatischen Hirnthätigkeit ist aber unsere plastische, anpassbare Hirnthätigkeit für unser Subjekt eben nur deshalb frei, weil sie anpaßbar ist, und mit dieser Illusion können wir uns für den täglichen Gebrauch begnügen. Wir können uns dazu noch vorstellen, daß sich in der Tiefe des Betriebes der sekundär prädeterminirten Komplexe unseres Handelns eine verborgene Urfreiheit versteckt, deren letzte Wellen zu künftigen höheren Vollkommenheiten treiben. Das ist mindestens philosophisch-metaphysisch so berechtigt wie ein trostloser Fatalismus und fördert die menschliche Thätigkeit viel mehr, weil es sie nicht zwecklos erscheinen läßt.

Endlich noch ein Wort über die pathologische Vererbung. Wie sie entstehen kann, sahen wir besonders anschaulich durch das Beispiel des Alkohols. Aber viele Leute glauben, mit dem Wort krankhaft oder pathologisch Alles gesagt und derartige Erscheinungen aus dem Bereich des Normallebens entfernt zu haben. Nein: die pathologischen Eigenschaften, ganz besonders im Gehirnleben, stammen von den normalen durch individuelle Störungen oder Abweichungen in der Struktur und der Funktion des Gehirnes ab. Sie folgen den selben Gesetzen der Vererbung und Anpassung, sei es durch Uebertragung von Energiekomplexen im Kernplasma des Keimes (Gruppe A), sei es durch direkte Schädigungen des Keimes in seiner Entwicklung (Gruppe B), sei es durch direkte Schädigung des entwickelten Gehirnes und seiner Funktion (Hauptgruppe II, von der ich noch spreche.).

Besonders beim Gehirn giebt es alle nur möglichen Uebergänge von normalen

zu pathologischen Anlagen. Ich verweise hier auf meinen früher in dieser Zeitschrift veröffentlichten Aufsatz über verminderte Zurechnungsfähigkeit. Pathologisch geniale Menschen hat man schon als pathologisch überwerthig bezeichnet. Günstiger wäre es jedoch zweifellos für die Menschheit, eine normalere Ueberwerthigkeit des Gehirnes zu erreichen.

Selbstverständlich sind Schädigungen, die das fertige Gehirn treffen, als solche nicht erblich übertragbar, zum Beispiel eine Gehirnverletzung. Wenn sie aber ein allgemeines Siechthum des Körpers zur Folge haben, schädigen sie indirekt die Keimdrüsen mit. Als solche sind auch weder ein Säuferwahnsinn noch eine syphilitische Gehirnkrankheit (allgemeine Paralyse) erblich übertragbar. Die Ursachen beider jedoch, der Alkoholismus und die Syphilis, schädigen hochgradig die Keime, zerstören sie oft oder machen daraus Idioten, kongenitale Syphilitiker u. s. w.

II. Gruppe: Einwirkungen der Umgebung auf das Individuum.

Zu der Untergruppe B. der Vererbungsfaktoren haben wir eine höchst interessante Erscheinungreihe untersucht, die alle Abstufungen der Vererbung bis zu den jetzt zu besprechenden Erscheinungen bildet.

Der Keim wandelt sich nicht plötzlich, sondern ganz allmählich in das erwachsene Wesen um. Die Geburt des Menschen ist nur eine Episode seiner langsamen Entwicklung; und ein Embryo im neunten Monat steht einem Neugeborenen im ersten Lebensmonat unendlich viel näher als dem Embryo kurz nach der Konjunktion der Keimkerne oder als der Neugeborene dem nur sechsjährigen Kinde. Die Organe entwickeln sich auch sehr ungleich. Während zum Beispiel das Gehirn schon im Embryo sehr früh und ungeheuer wächst und am Ende des zweiten Lebensjahres fast fertig vorliegt, sind die Geschlechtsorgane und ihre Korrelate im siebenten bis achten Lebensjahr noch ungemein embryonal und unfähig zur Funktion. Der Begriff des Erwachsenen ist ein ganz relativer. Gewisse Eigenthümlichkeiten werden erst in einem hohen Alter „erworben“, entfalten sich erst dann aus ihren Keimenergien, während andere sehr früh entstehen und verschwinden, zum Beispiel die Milchzähne und die Jugendfrische der Mädchen. Dem gemäß kann die Kastration oder eine sonstige Einwirkung auf die Geschlechtsdrüsen im achten Lebensjahr noch als Einwirkung auf den Keim, auf das Embryo gelten, während Einwirkung auf das Gehirn im gleichen Alter schon, zu einem großen Theilstens, der Einwirkung auf das erwachsene Gehirn ähnlich wird. Noch mehr „Knochenbruch oder Dergleichen im siebenten Lebensjahr dem eines Erwachsenen ähnlich. Immerhin modelt sich zum Beispiel das Gehirn, besonders seinen Funktionen, noch gewaltig zwischen dem achten und dem achtzehnten Jahr um. Als allgemeine Regel der zweiten Faktorengruppe können Folgendes aufstellen:

Im Embryo bilden sich sogenannte Embryonalanlagen der Organe aus, die zunächst noch gar nicht funktionieren. So lange sie noch gar nicht funktionieren, sind sie wie unbeschriebene Blätter und stehen einzig und allein unter der Einwirkung der Vererbungsfaktoren A. und B. Oft, wie zum Beispiel im Zentralnervensystem, fangen gewisse Teile eines Organes an, zu einer Embryonalzeit zu funktionieren, wo die anderen noch als reine Anlagen völlig funktionlos dastehen. Während gewisse Centren des Rückenmarkes und der Gehirnbasis schon vor der Geburt funktionieren, bleiben große Teile des Großhirns oft noch längere Zeit nach der Geburt funktionlos als Anlagen stehen. Umgekehrt aber kann ein Organ noch lange halb embryonal, in kindlicher Weise, funktionieren und dennoch nicht nur weiter wachsen, sondern sich weiter verändern und differenzieren. In diesem Fall wirken Vererbungsfaktoren der Gruppe B. noch lange als die Entwicklung hemmend oder ändernd fort, natürlich um so weniger, je mehr das Kind sich dem Erwachsenen nähert. Zum Beispiel wird die Zerstörung der Willensleitung im Gehirn (Pyramidenbahn) bei einem kleinem Kind zur Folge haben, daß der Arm, das Bein und der ganze Körper auf der funktionell entsprechenden (entgegengesetzten) Seite in der Entwicklung zurückbleiben (kleiner bleiben). Beim Erwachsenen giebt es nur eine Willenslähmung. Wird ein Erwachsener blind, so behält er die Gesichtserinnerungen und fährt fort, damit zu denken und sogar sich mit ihrer Hilfe zu orientieren. Erblindet dagegen ein drei- oder vierjähriges Kind, so verliert es bald alles Denken mit dem Gesichtssinn und entwickelt an dessen Stelle das Denken und Orientieren mit Tastsinn und Gehörsinn, nach Art der Blindgeborenen. Bei älteren Kindern findet der Beobachter alle Zwischenstufen.

Ohne Grenze geht also die Einwirkung der Vererbungsfaktoren B in das Gebiet der Einwirkung der Umgebung über; denn was bei solchen pathologischen Fällen so klar zu Tage tritt, zeigt sich auch bei den normalen Einwirkungen. Was im ersten und zweiten Lebensjahr zum Beispiel „gelernt“ wird, wie das Gehen und sogar der Beginn der Sprache, beruht fast nur auf dem allmählichen Funktionieren reif werdender Hirnanlagen. Das „Lehren“ spielt dabei eine verzweifelt geringe Rolle. Man schreibt Vieles dem Lehren und Lernen zu, was ihnen nicht zukommt. Wenn ein eben geborenes Meerschweinchen schon springt und die Augen aufmacht, während ein nengeborenes Kaninchen Beides nicht thun kann, kommt es nicht daher, daß das Kaninchen es „lernen“ muß und das Meerschweinchen nicht, sondern daher, daß das Kaninchen in einer viel früheren Embryonalperiode geworfen wird als das Meerschweinchen. Ich wüßte kaum eine bessere Illustration zum Verständnis der Macht der erbten Potenzen und Anlagen, die wir irrig dem individuellen Erlernen zuschreiben.

Die ersten Einwirkungen der Umgebung und vor Allem der Sinne haben also die Aufgabe, fertige, zum Funktionieren bereitstehende Anlagen zur Funktion anzuregen. Die Anlagen entfalten und entwickeln sich dann weiter, substanzuell und funktionell. Das unbeschriebene Blatt bedeckt sich allmählich mit erworbenen Energien, Das heißt: mit Erinnerungs- und Übungsbildern oder Kräftekomplexen.

Hierbei fällt der Bewegung und dem Willen eine große Rolle zu. Sie treibt die Aufmerksamkeit der Sinne in die von ihr eingeschlagene Richtung. So wirken Sinnesempfindungen und Wahrnehmungen auf der einen und motorische Thätigkeiten (die automatischen wie die plastischen) auf der anderen Seite beständig auf einander, die Aufmerksamkeit rufend und ihre Komplexen in verschiedenen Hirnapparaten registrierend.

Beide Thätigkeitsgruppen, die Sinnes- und die Muskelthätigkeit, werden also im Gehirn verarbeitet, wo sie noch die alten, ererbten Geföhlslanlagen wecken. Dirigirt werden sie überhaupt von den ererbten Anlagen und entwickeln sich in deren Sinn. Alles, was der ererbten Anlage entspricht, geht leicht vor sich und zieht die Aufmerksamkeit von selbst an. Was ihr zuwiderläuft, stößt ab und kann nur durch Aufwendung großer Mühe zu Stande kommen. Man hätte schließlich Mozart die Integralrechnung und einen reinen Mathematiker die Regeln der Musikkomposition lehren können, — aber wie und mit welchem Erfolg! Mit großer Ausdauer kann das mächtige, so elementenreiche Menschenhirn sich sehr viele Dinge, sowohl in der Form von Erinnerungsbildern wie von technischen Fertigkeiten, aneignen, wofür es die geringsten Anlagen hat. Aber es reibt sich dabei auf und erzielt blutwenig Brauchbares. Das ist die individuelle Erwerbungsarbeit. Wird sie dagegen harmonisch und geschickt zur Entfaltung und Ausnutzung der besten vorhandenen Anlagen verwendet, dann kann Großes zu Stande kommen, falls die erblichen Anlagen hinreichend groß und gut sind. Das weiße Blatt des Gehirnes eines Kindes wird nun im Lauf eines langen Lebens und auf Grund seiner so sehr individuell wechselnden, erblichen Anlagen und Lebensgeschichte gar verschiedenartig, aber immer fortschreitend weiter beschrieben, — leider auch vielfach verschmiert.

Wie der Keim und wie jedes Organ, so kann auch das fertige Gehirn durch die Kräfte, die darauf einwirken, verdorben oder gekräftigt, gelübt werden. Pathologische Faktoren, Krankheiten, die Residuen oder gar Schrumpfungsvorgänge der Neuronen (Nervenzellen sammt zugehörigen Fasern und Ästen) interlassen, können ein Gehirn schwer, ja unheilbar schädigen, seine Entfaltung hemmen, sogar es ganz entarten lassen. Nicht nur anatomisch kennbare Schädigungen oder Vergiftungen, wie der Alkoholismus, sondern auch rein funktionelle Erschütterungen, wie tiefgehende Affekte oder die An-

gewöhnung eines verschrobenen, unzweckmäßigen Funktionirens können als individuell das Ich entartende Faktoren wirken.

Die Psychiatrie sollte nicht nur in den Irrenanstalten, sondern ganz besonders unter den Gesunden und Halbgesunden studirt werden. Man findet dabei sehr interessante Erscheinungen, die die Grundlage für eine gesunde Gehirnhygiene bilden. Ich lasse dabei die eigentlichen Geistesstörungen, namentlich alle ihre schweren Formen mit destruktiver Grundlage, bei Seite.

Erstens besteht ein Automatisirungsgesetz, das sowohl die Vorstellungsketten als die technischen Fertigkeiten, ja sogar die Gefühle und Willensentschlüsse durch häufige Wiederholung ausbildet, kräftigt, ordnet und weiter ausbaut, indem Das, was anfangs plastisch, durch mühsame Anpassungen, Schwierigkeiten überwand, allmählich automatisch, leicht und sicher, ohne Konzentration der Aufmerksamkeit geschieht. Das Verhältniß jener Uebungs- oder Ausbildungsfähigkeit zu den erblichen Anlagen habe ich bereits erwähnt. Ein weiteres Gesetz ist aber die Kräftigung und Entwidlung aller Organe sowohl als ihrer Funktion durch die gleiche Uebung. Bei den Muskeln ist im Sport diese Kräftigung durch die sogenannte regelmäßige Training wohl bekannt. Es gilt aber auch für die Funktionen des Gehirnes und anderer Organe. Sie vergrößern sich zwar nicht so wie die Muskeln, aber die Zellen werden durch Uebung stärker und leistungsfähiger, während Unthätigkeit sie schlaff, leicht erschöpfbar und in der Funktion minderwerthig macht. Freilich haben Automatisirungsgesetz und Training ihre Grenzen. Sie erfordern (fördern allerdings zugleich auch) den Stoffersatz durch die Ernährung und dürfen nicht einseitig zu sehr übertrieben werden; sie dürfen nicht eine zu große Erschöpfung nach sich ziehen, bevor Erfaß und Ausruhen das Gleichgewicht rechtzeitig hergestellt haben.

Durch die Uebung des Gehirnes im Sinn der Entwicklung vorhandener Anlagen kräftigt es sich und entwickelt zugleich immer höher seine Thätigkeit. Das richtige Beschreiben des unbeschriebenen Gehirnes des Kindes ist also die Voraussetzung der rationalen Pädagogik. Der Irrthum oder die Schwäche der meisten Pädagogen besteht nun darin, daß sie unfähig sind oder es veräumen, die natürlichen Anlagen des Gehirnes und des Körpers der einzelnen Kinder zu studiren und je nachdem zu entwickeln. Man giebt ihnen auch nicht die nöthigen Mittel dazu. Die üblichen Schulprogramme nehmen nicht nur viel zu wenig Rücksicht darauf, sondern vernachlässigen so gut wie gänzlich die Hygiene des Gemüthes und des Willens, zum größten Theil auf die einer gesunden Körperentwicklung. Schablone und einfältige Ausfüllung des Gehirnes mit blöden, starren Gedächtnißbildern, mit dem Memoriren von Dingen, die einfach in Büchern nachzuschlagen wären, daher vom Gehirn nicht mechanisch wiederholt, sondern nur verstanden werden sollten,

infiltriren die Programme unserer Schulen. Bei dieser Gelegenheit möchte ich auf die musterhaften Institute von Dr. Liez in Ilfenburg (Harz) und Hausbinda (Thüringer Wald) aufmerksam machen, die endlich mit den hergebrachten Ansitten der Pädagogik gebrochen haben und eine neue gesunde Aera anzubahnen versprechen, wenn die Tyrannei des Vorurtheiles, der Dogmatik, der Mode und der Dummheit diesen edlen Reformleim nicht noch durch ihre Feindschaft gegen alles Neue und Bahnbrechende ersticken.

Für sein Individuum, für sein Ich, bringt das Kind mit sich auf die Welt das heilige Recht, nach seinen ererbten Anlagen beurtheilt und behandelt zu werden. Diese sollen sorgfältig gepflegt und harmonisch entwickelt werden, ohne einseitige Uebertreibung. Die keimenden Flügel des Genies darf man dabei weder abschneiden oder verdorren noch die zarte Pflanze durch Ueberhizung frühreif werden und dadurch verderben lassen. Aus mittelmäßigen Anlagen soll durch Uebung und Arbeit das Beste herausgezogen und das Möglichste erzogen werden. Sorgfältig müssen durch Weckung von Sympathiegefühlen und edlem Ehrgeiz die Liebe zur Arbeit, das Gemüth und der Wille erzogen werden. Man hat bisher die Schule als ein langweiliges und nothwendiges Institut großgezogen, in dem das Gehirn des Kindes mit möglichst vielen encyclopädischen Kenntnissen angefüllt wird. Und obendrein hat man, veralteten, despotischen Vorurtheilen zu Liebe, sich bestrebt, die Disziplin durch Furcht und Strafe zu erlangen. Daß dieses System unselbständige, unaufrichtige Papageien züchten muß, ist allen einsichtigeren Pädagogen längst klar gewesen (Pestalozzi, Owen u. s. w.), aber kein Staat hat sich getraut, das Uebel anders als durch kleine Palliativmitteln zu bekämpfen. Die Schulzeit bleibt in der Regel für das Kind ein Gräucl, der Lehrer ein natürlicher Feind, den man so viel wie möglich zu täuschen oder nur formell zu befriedigen trachtet.

Umgekehrt besteht aber die Kunst der wahren Pädagogie darin, die Liebe zum Lehrer und zum Studium zu erzeugen. Ruthe, Strafe und strenge Glogaugen sind aber keine liebenswürdigen Dinge. Es ist ein grober Irrthum, die Disziplin als Tochter der herzlosen Strenge zu betrachten. Diese gebiert nur Lüge, Heuchelei und Verschlagenheit, während allerdings eine schlotterige Schwäche und schmeichelnde Gefälligkeit Verachtung und lose Indisziplin hervorrufen. Liebe, wahre Sympathie und Begeisterung für hohe Ideale lassen sich mit der schönsten Disziplin deshalb vortrefflich paaren, weil dann der Lehrer alle die besseren und sogar die mittelmäßigen Schüler in sich als Verbündete und Helfer, als Freunde und Mitarbeiter gewinnt. Die ganz ethisch Defekten, erblich mit durchaus schlechten Instinkten Behafteten bleiben dann als grollende kleine Minderheit in der Ecke; sie werden nicht überwältigt, manchmal sogar etwas, zeitweilig wenigstens, gebessert.

Also Bedingung der Sympathie, der Begeisterung und dadurch des Willens für höhere Arbeitsziele. Das ist A und D der Pädagogie.

Um jedoch Dieses fertig zu bringen, muß man sich von dem kindischen und unpsychologischen Aberglauben los machen, als ob das Auswendiglernen von trockenen Wörtern, Sätzen und Zahlen die Basis des Wissens und Abnennens bilden. Diese Methode mag vor zweitausend Jahren, zu einer Zeit, wo die Summe des in Schriften gesammelten Wissens eine noch sehr kleine war, ihre Berechtigung gehabt haben. Man vergißt aber, daß seitdem die Quantität und Mannichfaltigkeit des menschlichen Wissens fast ins Unendliche angewachsen ist, daß heute die kleinste Spezialität in Wissenschaft, Literatur, Kunst oder Technik mehr encyclopädische Schriften aufweist als damals das ganze Gebiet menschlichen Denkens und Fühlens, als die ganze Philosophie, Wissenschaft und Kunst des Alterthumes. Und dennoch steht die Qualität unserer heutigen Leistungen, wenigstens im Gebiet der Kunst, der Literatur und der Philosophie, kaum über derjenigen der Leistungen der Griechen, in manchen Hinsichten sogar noch darunter. Das kommt einfach daher, daß seit zweitausend Jahren unsere Gehirnanlage sich weder vergrößert noch verbessert hat. Unser Fortschritt liegt lediglich in den gedruckten Encyclopädien, deren Sammlungsmöglichkeit wir der Buchdruckerkunst und der Technik überhaupt verdanken. Daraus ergibt sich, daß es eine Thorheit ist, das immer gleich gebliebene kindliche Gehirn mit dem wachsenden Wust kristallisirter Kenntnisse auszustopfen und dadurch zu immobilisiren, Das heißt: es unfähig zu machen, für eigenes Denken und Ueberlegen, für Gefühle und Willen noch Zeit und Nervenkraft übrig zu haben.

Wir müssen umgekehrt trachten, das Gedächtniß möglichst zu entlasten, das Auswendiglernen auf ein kleinstes Minimum (Alphabet, Einmaleins u. s. w.) zu reduzieren und die Gegenstände einfachen Wissens in einfachen, gut registrirten und bequem zu konsultirenden gedruckten Encyclopädien wörterbuchartig zu sammeln. Diese soll man so wenig auswendiglernen wie einen Eisenbahnfahrplan. Man soll sein Gehirn für bessere Arbeit aufsparen und die Encyclopädien wie Konversationlexika, als Nachschlagebücher, als außenstehende kristallisirte Hirnarbeit seiner Vorfahren betrachten und benutzen. Man muß lernen, sich niemals des Wortes zu schämen: „Ich weiß nicht; schlagen wir nach.“ Das Gehirn soll als Denkinstrument für plastische Arbeit, zum Verstehen, Kombiniren, Forschen, Lieben, zur Begeisterung für Ideale, zur Durchführung fester Entschlüsse, nicht als mit Autoritätsglauben, Vorurtheil, Papageiwissen und Lehrerecho ausgestopfte Nachplappermaschine verwendet werden. Nur so werden wir bessere, freiere, stärkere Menschen statt hirnloser Philister, unterwürfiger Seelen, Autoritätsknechte, Soldaten und Dienerselen, materiell und bornirt denkender Anbeter des Mammons erziehen können.

Es läßt sich leicht nachweisen, daß Alles, was man mit Interesse, Freude und Verständniß liest, hört, thut, übt, nicht nur mit geringerer Anstrengung, sondern auch in viel produktiverer Weise, in der Form einer aus der eigenen Logik (nicht aus einer eingepaukten) gebildeten und mit Lustgefühlen assoziirten Gedankenkette vom Gehirn aufgenommen und verwerthet wird als auswendig (durch Klangassoziationen u. s. w.) und mit Langeweile Selernates. Wozu dann aber die Manie, solches Lernen zu erzwingen? Es ist nicht so schwer, selbst trockene Stoffe anziehend zu gestalten, wenn man sich bemüht, ihr Verständniß zu fördern, statt ihre leere Formelschale einzupauken. Geographie, Mathematik, Sprachen, selbst Chemie und Grammatik kann man sich eben so gut mit Amusement und sportartig wie Briefmarken- oder Käferwissenschaft aneignen. Spielend lernt der Philatelist seinen trockenen, blöden Stoff kennen, weil er sich damit amüßet; er müht sich nicht mit Memoriren ab und lernt es doch besser als der Schüler seine Aufgaben. Ich habe gewissen fleißigen Psychopathen (sogenannten Neurasthenikern), die sich abplagten, für das Hochschulexamen, wie es leider bei Schulbuben üblich ist, zu memoriren, und die darob so ermüdeten, daß sie verzweifelten und nicht weit von Psychosen oder schweren Neurosen standen, nicht selten dadurch geholfen, daß ich ihnen verbot, irgend Etwas zu lernen, ihnen dagegen gestattete, ihre Studien und Bücher als Amusement, als Sport zu benutzen. Das Examen ging dann spielend, in gewissen Fällen sogar glänzend vor sich, nachdem die Beschwerden ganz oder fast ganz verschwunden waren. In geringerem Maße leiden aber die meisten Schüler an solchen Beschwerden.

Liegt es nicht in unserer Macht, mangelhafte und schlechte erbliche Faktoren des Ich in einem bereits konjungirten Keim an und für sich qualitativ zu erhöhen, so können wir wenigstens direkte Schädigungen, die von außen kommen, ihnen fern halten. Da öffnet sich ein weites Feld zu erfolgreicher sozialer Thätigkeit.

Es ist hier nicht am Platz, die Alkoholfrage, die sexuelle Frage, überhaupt die Frage der Volkshygiene zu behandeln. Wir können aus dem Menschen keinen Uebermenschen machen, aber wir können verhindern, daß unsere Rasse zu einer verkommenen Sippe von Untermenschen herabsinkt, wenn wir erstens die Keime unserer Nachkommen vor Schädlichkeiten bewahren,

sie minderwertig gestalten, und zweitens unsere Kenntnisse der Vererbungsfaktoren und der Bedingungen der Zeugung zu einer rationellen Zuchtwahl isticr Menschen benutzen. Der Weg zu diesen beiden Zielen wird hauptsächlich durch den Kultus des Mammon, des Bacchus und des Nijizismus verrt. Das Geld als Lebensideal zur Fristung zunächst der Existenz d dann, in Folge der der menschlichen Natur innewohnenden Begierde, Lockvogel unersättlicher Gier nach_korrumpirenden und verweichlichenden

Genüssen. Das Mittel zur Erreichung nützlicher und natürlicher Zwecke wird zum Selbstzweck, führt zur Genußsucht und wird zum Mittel einer dauernden Erreichung der genannten, durch Angewöhnung zur Entartung führenden Genüsse. Das ist eine alte Lehre und Erfahrung der Geschichte aller Völker, eine Lehre, die jedoch immer wieder verkannt und mißachtet wird.

Narkotische Gifte, voran die alkoholischen Getränke aller Art, erzeugen eine Täuschung und Vergiftung des Gehirnes, ziehen den Menschen wie Sirenen an, täuschen ihn total über ihre schwächende, entartende Wirkung, täuschen ihm Stärkung, Glückseligkeit und Fata Morgana aller Arten vor. Sie sind die hauptsächlichsten Faktoren der Rassenentartung durch Bildung von Untermenschen und Krüppeln aller Varietäten in Folge der Keimvergiftung. Ohne radikale Beseitigung der sozialen Unsitte des Genußes des Alkohols und anderer narkotischen Mittel, dieses traurigen Produktes eines uralten affenartigen und gedankenlosen Nachahmungsgeistes, das als barbarische Sitte sich noch durch die moderne Kultur auf Grund des Trägheitsgesetzes alter Volksgefühle und Traditionen hindurchgeschleppt hat, ist an eine Hinaufzucht der Menschheit nicht zu denken. Wie können wir die Keime unserer Nachkommen verbessern, wenn wir sie beständig vergiften und verderben? Die Sicherung gesunder Nachkommenschaft aber ist, in Verbindung mit einer rationalen Pädagogik, die unerläßliche Vorbedingung eines künftigen dauernden Kulturfortschrittes. Rückschritt, Decadence, Chinesenthum stehen bereits in zahlreichen Mustern als warnende Beispiele der Menschheitsgeschichte vor uns. Entweder raffen wir uns auf, benutzen die Erfahrungen der Geschichte, verbinden sie mit den erweiterten Horizonten, die uns die Wissenschaft eröffnet hat und schreiten muthig zu den gebotenen Reformen des eigenen Fleisches; oder wir fallen wieder, langsamer oder rascher, dem alten geschichtlichen Decadence-terminus anheim, bis der Verfall durch das Fehlen an lebensfähigen Konkurrenzrassen auf der Erde allgemein wird. Das ist eigentlich nicht schwer an den Fingern abzuzählen. Man braucht nur die Folgen der entartenden Verweichlichung bei älteren Kulturovölkern Europas, zum Beispiel bei den Franzosen, leider auch schon bei den Deutschen, näher zu betrachten.

Chigny.

Professor Dr. August Forel.



Lachesis.

rau Nina Brendl trat ihrem aus dem Bureau kommenden Manne mit strahlender Miene entgegen. „Höre, Fritz, gerade ist Frau Regierungsrath Leher weggegangen und Dr. Bing und noch Einige. Es besteht hier ein Ver- ein für kränkliche Kinder von Handwerkern, weißt Du? Und da wollen sie mich jetzt zur Präsidentin machen.“

„Ein Verein für kränklige Kinder von Handwerkern?“ wiederholte ihr Mann erstaunt.

„Ja. Wenn solche Kinder aus dem Spital kommen oder krank zu Hause sind, werden sie dort aufgenommen und gesund gepflegt. Das ist doch rührend, nicht wahr? Ich werde dem Verein schon einen anderen Namen geben, einen schöneren, weißt Du?“

„Nun, und Du hast die Präsidentin Stelle angenommen?“ unterbrach Herr Brendl seine aufgeregte Frau. „Interessirst Du Dich denn für kränklige Kinder?“

„Natürlich! Das ist ja Pflicht!“ entgegnete sie scharf. „Es ist ein vornehmer Verein. Meine Vorgängerin war Excellenz Pilsey. Sie war aber selbst kränklisch und ist zurückgetreten. Dr. Bing sagte, ich wäre da ganz an meinem Platz und ich hätte doch schon so viel auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit geleistet.“

Herr Brendl konnte sich daran nicht erinnern; doch war er klug genug, zu schweigen.

„Du mußt mir helfen, Fritz“, schmeichelte Frau Nina mit süßer Stimme. „Zuerst wollen wir Mitglieder sammeln, nicht wahr?“

Als höhere Instanz gewissermaßen um Rath gefragt zu werden: Das befriedigt jeden Ehemann. „Ich meine“, begann Herr Brendl mit behaglicher Breite, „Du solltest lieber selbst einen größeren Beitrag geben und Deine Zeit mehr dem Verein widmen als dem Gewinnen von Mitgliedern, jede Woche wenigstens einige Stunden dort zubringen, die Pflege der Kinder überwachen...“

„Nein, wie Du Das wieder unpraktisch anfangen willst!“ fiel ihm Frau Nina lachend ins Wort. „Das macht man ganz anders. Viele Mitglieder: Das ist die Hauptsache. Man muß von dem Verein reden, ihn in die Öffentlichkeit bringen. Ich weiß nicht, wie Du glauben kannst, daß ich einen hohen Beitrag zahlen werde. Das erlauben unsere Mittel doch gar nicht. Aber ich werde Besseres leisten. Ich muß vor Allem repräsentiren. Das sagt auch Dr. Bing. Die Pflege besorgen schon die Wärterinnen; und dann wirkt da mein moralischer Einfluß sehr. Ich darf nicht einmal immer dort stehen, muß den Leuten mehr Respektsperson bleiben, nicht wahr? Natürlich werde ich ein anderes Leben führen müssen als bisher, viel geselliger, um Leute zu finden. Es ist eigentlich lästig.“ Sie versuchte, sehr ernst dreinzusehen, was ihr nicht recht gelang. „Was soll man machen? Mir ist ja nur um den Verein zu thun!“

Auch dem Gatten war Frau Nina „Respektsperson“; er sagte nichts mehr.

Frau Nina warb Mitglieder und repräsentirte. Ihr Mann führte, auf ihren Wunsch, die Bücher. Er besorgte Das sehr gewissenhaft und führte sogar doppelte Bücher. Auch einen neuen Namen hatte die neue Präsidentin für den Verein schon gefunden: „Lachesis.“ Der Verein sollte die Parze sein, die auf die Länge des Lebensfadens segensreichen Einfluß nimmt. Die Idee wurde ungeheuer poetisch gefunden und das Komitee feierte die Umtaufung durch ein großartiges Bankett, das Brendls natürlich in Form einer „Gesellschaft“ erwidern mußten. Ein Dichter fühlte sich sogar zu einem Poem begeistert, in dem Frau Nina schließlich selbst als Lachesis gepriesen wurde, die durch ihr Wesen den Lebensfaden beglückter Sterblicher verlängere. Frau Nina beschenkte zu dafür mit einer eigenhändig gemalten Cigarettenasche, deren Preis die Summe ihres Jahresbeitrages beträchtlich überstieg.

„Weißt Du, die Sobassys werden wir doch einladen müssen“, sagte Frau Nina eines Tages zu ihrem Manne. „Vier Personen! Es ist recht lästig, aber . . . des Vereines wegen! Der Mann ist sehr einflußreich, nicht wahr?“

„Wie viel haben sie Dir für die Sachesis schon gegeben?“ fragte Herr Brendl. Seine Frau wurde etwas verlegen. „Die Frau ist mit zwei Kronen beigetreten“, gestand sie zögernd, „aber der Mann wird uns einmal nützen, weißt Du? Ich mußte, mit Rücksicht darauf, auch dem Verein Jungfrauenhort beitreten, den die Frau gegründet hat.“

„Das ist nun schon der fünfte Verein, für den wir jetzt zahlen!“

„Ja, wenn man von den Leuten Etwas haben will, gehts eben nicht anders.“ Die Sobassys wurden also geladen und luden wieder; eine ganze Kette ähnlicher Einladungen schloß sich daran. Frau Nina wurde nervös und leidend vor Ueberanstrengung und der Arzt sprach von einer Erholungsreise. Der materielle Erfolg ihres Werbens befriedigte Frau Ninas Erwartungen nicht vollkommen. Das Komitee beschloß nach einem mißlungenen Konzert mit Absage der bedeutendsten Kunstkräfte, ein Kränzchen zu Gunsten der Sachesis zu veranstalten. Da gab es endlose Kostümproben, Besuche und Sitzungen.

Wie steht es denn mit den anderen Vereinsangelegenheiten?“ fragte der pedantisch gewissenhafte Herr Brendl einmal.

„O,“ entgegnete Frau Nina, „die müssen jetzt natürlich zurückstehen. Uebrigens lag, glaube ich, nur ein Aufnahmegesuch vor.“

Herr Brendl untersuchte den Fall und sorgte aus eigener Tasche für das Kind, dessen Aufnahme dem Kränzchen weichen mußte.

Der Abend verlief geradezu glänzend. Alle Zeitungen brachten Beschreibungen. Ganz Wien sprach von dem Sachesis-Kränzchen. Frau Nina feierte Triumph über Triumph. Auch der Ertrag war sehr günstig, obwohl man viele Karten verschenkt hatte. Freilich waren die Auslagen ungeheuer hoch. Aber trotzdem konnte man zufrieden sein. Leider hatte ein Angestellter die Erregung des Komitees wegen des Kränzchens, die mangelnde Ueberwachung benützt, um mit Vereinsgeldern durchzubrennen. Das mußte in der Stille gedeckt werden.

„Denke Dir: das Kind, mit dessen Aufnahme wir uns, des Kränzchens wegen, nicht befassen konnten, ist gestorben“, erzählte Frau Nina nach der nächsten Sitzung.

„Recht traurig!“ meinte Herr Brendl. „Das thut mir leid!“

„Ach ja, gewiß; aber wie günstig für den Verein, nicht wahr? Denke nur, wenn wir es aufgenommen hätten und es wäre in der Sachesis gestorben: wie lästig! Nein, da darf man nicht sentimental sein; Sterbende können wir nicht brauchen. Ich denke eben nur an den Verein!“

„Und vergißt darüber den Zweck des Vereins, scheint mir.“

„Sol' Frag mal unser Komitee, was die Sachesis ohne mich wäre. Aber der eigene Mann natürlich . . . Der wirft mir Herzlosigkeit vor. Dieser Unbänd!“ Mit zornigem Schluchzen stürzte Frau Nina aus dem Zimmer.

Ihr Mann seufzte. Also auch Das noch. O Sachesis!

Das Vereinsjahr näherte sich seinem Ende. Herr Brendl war mit der Abrechnung beschäftigt und wartete wieder einmal auf seine Frau, die aus einer Sitzung kommen sollte. Er hatte für sie einen eigenthümlichen Rechnungsauszug

vorbereitet, auf den er nicht wenig stolz war. Endlich erschien sie: häßlich, heiter, siegesicher, in entzückender Toilette. Der Gatte nahm alle seine Würde zusammen, um sich durch ihre reizende Erscheinung nicht entwaffnen zu lassen, räusperte sich und übergab ihr ein Blatt Papier. „Dies einmal, liebes Kind!“

Frau Nina überflog das Blatt. Da stand in deutlicher Schrift:

Unsere Ausgaben für die Sachsis:

4 große Gesellschaften im Interesse der Sachsis	. 750 Kronen,
7 Vereinen beigetreten " " " "	. 60 "
12 Karten zu Festen anderer Vereine " " " "	. 100 "
8 Kongertbillets " " " "	. 100 "
Wagen zum Besuchemachen " " " "	. 60 "
Geschenke " " " "	. 140 "

Zusammen: 1210 Kronen.

Und auf der anderen Hälfte: Gewinn des Vereines. Da stand nur wenig.

Neue Mitgliederbeiträge	400 Kronen,
Ertrag des Kränzchens	550 "

(Wodan aber 500 Kronen zur Deckung des Unter-
schleifs genommen werden mußten.)

Bleiben: 450 Kronen.

Die Sache machte nicht den erwarteten Eindruck; Frau Nina sah gar nicht beschämt aus. Der strenge Rechner runzelte die Stirn: „Was sagst Du dazu, liebes Kind? Du meinstest einmal, unsere Mittel gestatteten Dir nicht, einen höheren Jahresbeitrag zu zeichnen, und nun hast Du über 1200 Kronen im Interesse des Vereines ausgegeben, um ihm die große Summe von 450 Kronen zuzuführen. Dabei habe ich weder die Toiletten gerechnet, die Du dazu brauchtest, noch die Ausgaben des Vereines; auch Deine Zeit nicht. Doch“ — er bemühte sich, sarkastisch zu sein — „die hat für Dich vielleicht keinen Werth. Wenn Du die 1200 Kronen direkt für die Sachsis gegeben hättest: wie viele Kinder hätte man dafür pflegen können, wie stände der Verein und wie ständest Du da!“

Frau Nina lachte. „Wie komisch und pedantisch Du bist! Natürlich kann ich für mein Geld Kinder pflegen, wenn ich will, Das weiß ich; aber dazu braucht man auch keine Vereine. Ich habe nur im Interesse des Vereines gehandelt. Das sagen Alle! Ich bin in den weitesten . . . ich meine: die Sachsis ist in den weitesten Kreisen bekannt geworden; man spricht überall von dem Verein. Und nun höre mich an: man hat es mir heute in der Sitzung im Vertrauen mitgetheilt, ich bin in erster Linie vorgeschlagen, — rathe, wofür?“ Sehr langsam und feierlich: „Ich bekomme — einen Orden! Nun, wie stehe ich da? Und wie steht die Sachsis da, deren Präsidentin einen Orden bekommt? Ich denke bei ja natürlich nur an den Verein. Und Du kommst mir mit den paar unpiigen Kronen!“

Sie fiel ihm lachend um den Hals. „Nein, Fritz, wie wenig Du zu rechnen verstehst! Was ist das Bißchen Geld gegen einen geistigen und moralischen Er-
g, gegen einen Orden, nicht wahr?“

Herr Brendl kam sich wirklich sehr pedantisch und kleinlich vor. Daß er ran auch gar nicht gedacht hatte!

Wien.

Selene Migerka.

Die hellenische Schule.

Als um die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts Polybius aus Megalopolis die Geschichte der Mittelmeerwelt überblickte, die er uns als eine Einheit begreifen gelehrt hat, da ordnete sich seinem Blick das wogende Gedränge ihrer Völkerkämpfe zu einer weltgeschichtlichen Szene von einfach-großer, echt hellenischer Komposition: er schaut einen großen Wettkampf aller Nationen; Siegespreise sind Freiheit und Herrschaft. Schon ist der erste Gang vorüber, die Mächte zweiten und dritten Ranges sind geschlagen. Da treten aus den Reihen die Sieger des ersten Kampfes, die Großmächte des Ostens und Westens, zur Entscheidung hervor, Rom und Karthago, Makedonien, Syrien und Ägypten, und bereits ist dem scharfblickenden Betrachter kund, wer den höchsten Preis gewinnen, wer sich den Kranz der Weltherrschaft aufs Haupt drücken wird —: Rom.

Noch eine zweite Ernte neben dem imperium orbis führte Rom von jenen blutgebängten Schlachtfeldern heim: den geistigen Weltprinzipat. Wie ein Herrscherpalast hat er durch lange Jahrhunderte emporgeragt; seit der Emanzipation des modernen Menschen ist er allmählich stückweise zerbrochen worden. Noch hat sich auf einem Gebiet — dem unserer höheren Schule — wie eine letzte geborstene Säule, reif zum Fall, die Nachstellung des Lateinischen erhalten, aber nur bis in die ersten Dazennien des zwanzigsten Jahrhunderts; nicht weiter, so hoffen wir.

Lauter und hastiger als heute haben die Räder der gymnastischen Mühle wohl nie gellappert; doch spärlicher ist das Mehl kaum je den Mahlgängen entfloßen. Der pünktlich begonnene Unterricht wird gewissenhaft ertheilt. Eine herrliche, barsche Schulzucht hat des Aristoteles gutes Wort: „Vertrauen muß, wer lernen soll“ fast in sein Gegenteil verkehrt; das Mißtrauen, die Angst, die der bloße Anblick des Gefürchteten unter den Schülern verbreitet, gilt als beneideter Vorzug und als Kennzeichen des tüchtigen Lehrers. Eine stets verbesserte Unterrichtsmethodik sinnt unausgesetzt darüber nach, wie in jeder einzelnen der fünf täglichen Unterrichtsstunden dem Schüler ein möglichst gehäuftes Maß von fremdem Wissen aufgenöthigt, von eigener Geistesarbeit abgezwungen werden kann. Eine Lehrtechnik, die bei Tag und Nacht fleißige Federn in Bewegung setzt, hat die ganze Außenseite und jedes Detail des Unterrichtes auf das Genaueste untersucht und festgelegt. Die Theorie hat eine Höhe erreicht, auf der die Einzelstunde zum Kunstwerk erhoben ist —: siehe die glänzende Erfindung der Musterlektionen. Und der Erfolg? Trostlos für den Lehrer, der sieht, daß nichts mehr in den müden, überlasteten Seelen tief haftet, organisch verwächst, Wurzel schlägt. Trostloser wohl für den Schüler, der desto mehr zum Tempel hinausgepredigt wird, je schreiender die Stimme von der Stange schallt, bei dem der Widerwille gegen die Schule oft das einzige, im Voraus sichere Ergebniß zwölfjähriger Zwangsarbeit ist. Immer dichter hat sich der Wall der Reglements und Schablonen geschlossen, immer schmaler wird zwischen Pensum, Arbeitsplan, Methode, Examen und Kontrolle mancher Art die Lücke, wo statt des Lehrtechnikers und Staatsbeamten der Mensch auf dem Lehrstuhl auftauchen kann, — der Mensch, der einzig den Menschen erzieht. Freilich: das homo sum sich vom Leibe zu halten, sind Vorgesetzte und Untergebene der heutigen Schule mit Erfolg bemüht. Da sind Probelektionen und Revisionen, in denen eventuell die

Körperhaltung des Lehrers bis auf Krümmung und Beinstellung scharf beobachtet, nachher mit heiligem Ernst besprochen wird, wobei — wer sagt wie oft? — als wertvollste pädagogische Snabengabe von oben die Mahnung gesendet wird, doch ja die Antwort des Schülers nicht nachsprechend wiederholen zu wollen. Da sind Seminare, in denen unter Anderem die Kandidaten des höheren Lehramtes Belehrung finden können, wie eine Statistik über umherliegende Butterbrot-papiere aufzustellen und zu führen sei. Von den Direktoren sind selbst die besseren öfter umsichtige Verwaltungsbeamte und pünktliche Kontroluhren des äußeren Dienstes als die pädagogischen Flügelmänner ihrer Untergebenen. Auf den Rathhern allerlei Arten von „Lehrpersonen“. Abgesehen von den problematischen Naturen und schwankenden Gestalten, die namentlich in kleinen Städten nicht ganz selten sein sollen, abgesehen auch von den oft genug aus bitterer Noth betriebenen Geschäftsleuten der Privatstunden und den Pensionhaltern ist da am Zahlreichsten die Junst der pflichtgetreuen Subalternen, der Pensumstage-löhner. Weiterhin die Heber des gesellschaftlichen Standesansehens vom Stamme der Reservelieutenants und die Streber nach höherer Beamtenstellung, die guten Außer im Streit um Titel, Rang, Gehalt, königlich preussische Schulmandarinen vom blauen und rothen Knopf, — wollte sagen: Räte fünfter und vierter Klasse. Schulmeister alten Stils spärlich geworden. Pädagogen neuer Art nach Anlage und Selbsterziehung — wie selten! Bekrönt wird die ganze Hierarchie durch die preussische Schulkonferenz, eine ständige Einrichtung, die etwa alle zehn Jahre grundstürzend reformirt, indem sie durch leiseste Retouchen dem verwitterten Antlitz unserer höheren Schule den Anschein gesunden Lebens zu geben versucht, falls sie sich nicht, wie neulich, in trüber Resignation die Striche des Borgängers auszulöschen. Der Bureaokratismus: Das ist der Feind der Schule, der überall zu finden ist, oben und unten, in wie über den Lehrern.

Vieles ließe sich ohne große Reformen von oben her bessern. Das Erste wäre, die naturgemäße Basis aller Erziehung wieder zu gewinnen, an die Stelle einer zum Selbstzweck entarteten, absolut gewordenen Unterrichtstechnik die Kindespsychologie zu setzen, das Studium der jugendlichen Seele und ihrer Entwicklungs-gesetze, das Ausmaß ihrer Bedürfnisse und Fähigkeiten, die Mechanik ihrer Kraftansammlung und ihres Kraftverbrauches, die Hygiene des geistigen Ein- und Ausathmens, — überhaupt Hygiene statt des bisherigen Streckverfahrens. Eine Vorbildung des zukünftigen Lehrers ist notwendig, die von den Unversitätsjahren an den lebendigen Menschen in ihm wahrhaft, steigert und befreit und ihn nicht in spezialistischer Wissenschaft und in technischem Drill erstickt. Dringend nöthig ist die radikale Bestimmung, daß die Berechtigung zum einjährigen Dienst nur durch das Abiturientenzeugniß von der Schulbehörde erteilt wird. Nur wenn dadurch der niederziehende Ballast über Bord geworfen ist, er heute die mittleren und unteren Schulklassen belastet, kann der Begriff einer höheren Schule, von der es jetzt wenig mehr als den Namen giebt, Wirklichkeit werden. Von den äußeren Ansprüchen des Lehrers scheint berechtigt die Forderung eines Gehaltes, das auch im ersten Dezennium den nicht verstandes-räthlich Verheiratheten vom Joch des Nebenverdienstes frei hält. Um alles bere, Rang und Titel, mögen sich mühen, die Talent dafür haben.

Vieles ließe sich ohne tiefere chirurgische Eingriffe bessern; Eins nicht:

die Rückenmarkserkrankung der höheren Schule, die heillose Lage des altsprachlichen Unterrichtes, der, einst der Stolz, seit lange das Schmerzenskind des Gymnasiums ist. Merkwürdig, wie diese toten Sprachen immer schwerer, unbezwinglicher, man möchte sagen: toter werden! Trotz allen nicht geringen Anstrengungen: die Grammatik „sitzt“ nicht mehr und die Feder des „Extemporale“ schießt allmählich so hoch empor, daß ein immer längerer Anlauf und umsichtigerer Vorbereitung kaum noch mit leidlichem Gelingen den halbsprecherischen Sprung wagen läßt. Aber um Beides macht man sich nicht allzu schwere Sorgen. Lecture heißt jetzt das Erlösungswort. Nur Schade: auch bei den Schriftstellern der gleiche Vorgang; und Viele finden Das sonderbar. Ihr Latein und Griechisch dunkelt stetig nach, wie die Farben auf alten Delgemälden. Schon sind sie so schwärzlich, daß mit dem ganzen offiziell erlaubten Apparat der Kommentare, Präparationen und Speziallexika in der braunen Saucce dieses Galerietones kaum noch die großen Konturen zu entziffern sind, der Ueberblick des Ganzen und das sprachliche Verständniß des Einzelnen erst an der Hand der getreuen Klatsche gewonnen wird. Denn so weit auch nur äußerlich das Ziel dieses Unterrichtes heutigen Tages noch erreicht wird, ist es das Resultat eines fast allgemeinen Betruges, einer Mogelei so großen Stils, wie sie früher doch unbekannt war. Fast steht es noch trauriger mit dem inneren Ergebnis. Wer gewinnt heute aus der Jahre langen, täglich mehrstündigen Arbeit entsprechende Bereicherung? Wer trägt in dem Verständniß und der Liebe für die Antike vertieftes Verständniß, bewußtere Liebe der eigenen Zeit davon? Es ist davor gewarnt worden, junge Griechen und Römer zu erziehen. Der Kenner modernere, zumal großstädtischer Gymnasien sieht allerlei Volk heranwachsen: englische Sportjünglinge, amerikanische Businessnaturen, chauvinistisch angehauchte Jünger des glorreichen Großherdeutschtums. Aber junge Römer oder Hellenen? Offiziell findet die Ausbildung des Gymnasiasten ihren Abschluß durch den mehr oder minder befriedigenden Gang vor die Kommission des Abiturientenexamens. In Wahrheit ist der Abschluß viel logischer: die Antike fährt zum Antiquar! Wenn der junge Römer den stets befriedigenden Gang zum Erdbler angetreten hat, ihm die Erdbelwaare zu überliefern, so wird ihm an diesem schönen Tage vielleicht zum ersten Mal in der eigenen Brust deutlich, daß die Erbauungsbücher der Klassiker „mehr Werth“ besitzen als die grammatischen Forderwerkzeuge. Doch kein ernstes oder spöttisches Wort ist nötig, um eine Thatsache zu beweisen, für die laut genug die Uebereinstimmung Derer spricht, die heute aktiv oder passiv von diesem Unterricht betroffen werden. Vom Kultusminister bis zum jüngsten Tertianer sind Wenige nicht der Meinung, daß hier an Zeit und Mühe ein großer Aufwand schmähtlich verthan wird.

Aber ist nicht heute oder wird nicht morgen das Alterthum überhaupt entbehrlich für deutsche Volks- und Schulbildung? Bei dem Selbstgefühl unserer Tage mehren sich die Stimmen, die künden, daß die stets mächtig ergiebigen Schächte der Antike völlig erschöpft und daß bereits in unzähligen Regierungen moderner Wissenschaft, Kunst und Bildung ihr ganzer, von je beschheidener Goldgehalt im Umlauf sei. Und doch: für reformatorische That war sie der archimedische Punkt, um von außen her an den Globus unserer Kultur den Hebel zu setzen. Dem reformatorischen Denken und Anschauen war sie die große Antithese jugendfrischen, einfacheren Menschenthumes gegen die abgeleitete, mit Tradition belastete

Spätwelt mit ihrem tausendjährigem Wurzelwerk und dem verschränkten Gewirr welt-überschattender Zweige. Was aber von den Thatmenschen der Renaissance bis zu den Männern der großen Revolution, was von den Humanisten bis auf Goethe und Niepce Gegengewicht und Korrektiv des Modernen gewesen ist — ausgenommen sind die religiösen Erneuerer, denen von den Bergen eines anderen Alterthumes das Heil gekommen ist —, Das wird nach dem weiträumigen Maß geschichtlicher Entwicklung noch für eine nicht zu enge Zukunft in der Kraft des großen Widerspruches wirken. So vielfältige und starke Fäden, wie sie von der Gegenwart zu dieser Vergangenheit führen, lassen sich am Wenigsten durch einen Ruck zerreißen. Mag der Freiheitruf: „Laßt uns jung sein! Weg mit dem historischen Ballast!“ noch so laut erschallen: einer so späten Epoche kann kein Dampfgeschrei und kein Weihespruch Jugendursprünglichkeit und Wesenseinfalt zurückjaubern. Zur Zeit hat die Kenntniß des Alterthumes noch, wie für die fährenden Geister, so für die gefährdete Masse unerseßlichen Werth. Nur von diesem jenseitigen Ufer aus können die oberen Hunderttausend der Bildung den befreienden Blick thun über unser Gestebe hin. Aller andere Bildungstoff der Schule ist ein Stück modernen Lebens, ein Immanentes unserer Kultur. Selbst Evangelium und Urchristenthum, neben dessen Größe fast alles spätere religiöse Leben zusammenfließt, nehmen in der Schulausgabe von heute mindestens für das jugendliche Auge zu oft und leicht die starren Jüge des Kirchenthumes vom Jahre des Heils 1900 an. Nirgends sonst entrinnt der Schüler der heimischen Welt, dem heutigen Tag. Nur das Alterthum ist das Andere und Ferne, das Ehemals.

Wenn das Alterthum auf unseren höheren Schulen nicht leben kann und nicht sterben darf, so ist es nur durch eine große Amputation zu retten. Der altsprachliche Unterricht, der zu wenig erreicht, weil er zu viel umfaßt, muß seine schwachen, zu ausgedehnten Stellungen räumen, um eine rückwärtige, festere einzunehmen. Das heißt: eine Sprache muß fallen; und diese Sprache kann nur Latein sein. Die These scheint befremdlich; und doch ist nur eine Voraussetzung nöthig: daß wir — ein heute noch nirgends erkennbarer Entschluß — nicht länger an der Schule der deutschen Vergangenheit herumflücken mit Danaidenmühe, sondern endlich den Muth fassen, eine Schule der deutschen Zukunft zu erbauen. Latein ist eine täglich sinkende Größe. Freilich nicht für das echte Römerthum, aber für die lateinische Sprache und für die pseudorömische Literatur hat die letzte Stunde bereits geschlagen; es lohnt nicht, die Stundenuhr immer wieder umzustellen, wenn nach jedem Umstürzen der Sand stets spärlicher rinnt.

Nach ihrem anatomischen Bau freilich, der grammatischen Struktur, wirkt die Sprache Roms in ihrer Formenstrenge und Regelstarrheit wie ein ehernes Gesetz; und ihre Wort gewordene Logik ist von je her für schweifenden Knabenfimmel heilsame Zuchttrühe gewesen. Aber der Schönheit solches ebenmäßigsten schenbaues entspricht nicht an Werth das umkleidende Gewebe und Geäder lebendigen Sprachkörpers. Einst war die römische Sprache nichts als das lebend passende Wortgewand eines in starrer Beschränktheit kraftvollen bürgerlichen Daseins: der platt nüchterne oder hart abstrakte Ausdruck des Geschäftsrats- und Rechtslebens. Dann ward dies Kind des Alltags mit römischer Strenge und Willenskraft in die hohe literarische Schule genommen, durch Jahrhunderte kultivirt, verfeinert, geglättet, herausgeputzt und ausgelockt. Viel wurde

erreicht: Würde, Erganz und Vollklang, schlagende Prägung wie rauschende Fälle des Wortes; doch mehr ging verloren. Wohin man sieht: überall grelle Mittel; darum der ewige Superlativ Ciceros. Welcher römische Schriftsteller übt seine ganze Macht, wenn er schlicht schreibt, seine tiefste Wirkung, wenn er leise spricht? In einer Sprache, deren Wort arm an Nebenwerthen, deren Satz dürftig an Oberdönen, deren Stil von beschränkter Farbenskala ist, muß Alles hart und scharf umrissen sein, ohne den umspielenden Hauch leicht bewegter Luft. Und mögen die Formen und Linien dieser Sprachlandschaft noch so rein und edel sein: es fehlt der Sonnenglanz trunkener Phantasie wie der Mondesdämmer unbewußt seligen Gefühls. Hier ist Geistesstärke und unerbittliche Klarheit, Schönheit des Stils, Klang des Wortes; aber was die deutsche Sprache in höchstem Maße ihr Eigen nennt, was auch die griechische reichlich besitzt, — das Latein hat es kaum: eine Seele. Wenigstens spricht sie uns nicht.

Geschaffen haben die römische Literatur, nach Mommsens Ausdruck, „der Schulmeister und der Schauspieler.“ Auf dem Fundament, das sie gelegt, ist kann der Bau errichtet. Gebaut hat die vornehme Gesellschaft, — Rom W., wenn der Ausdruck erlaubt ist. Das überladene Kranggestirn hat die äble Kunstpflege eines ruhmstüchtigen Fürsten aufgesetzt. Katheder, Coullisse, Salon und Kaiserhof: es ward geschaffen, was unter so äblen Verhältnissen geschaffen werden konnte, die Fassade einer großen Literatur, freilich eine Fassade von zum Theil außerordentlicher Schönheit. Sie haben perlende, zuweilen wundervolle Verse geschrieben, zum ewigen Entzücken der Feinschmecker des Wortes die herrlichsten Perioden gethürmt, die Wände des römischen Pantheons mit historischen, in ihrer Art großen Fresken geschmückt. Aber welcher Römer schreibt für sich, wer singt sich selbst seine Lieder? Wer unterliegt dem göttlichen Zwange innersten Müßens? Wen führt der Taumel des Entdeckers auf einsame Wege, fernab von seinem Publikum? Wo ist hier irgend das Maß männlicher Selbstgenugsamkeit, deren Hauch drüben den Großen von Homer bis Plato und darüber hinaus die Segel schwellte? Den Herzschlag lebendiger Persönlichkeit und geschichtlicher Wahrheit vernimmt der Schüler doch fast nur dann, wenn Caesars schmudlofeste Erzählung die Einfachheit jedes großen Menschen und alles großen Handelns widerspiegelt, wenn Cicero Briefe schreibend, sein Hauskleid in malerische Falten zu legen weniger beflissen ist als sonst die Toga, wenn in des Tacitus Geschichtswerk um das bittere Sterben des stolzesten Abels der Welt die Totenklage erhoben wird und die wunde Tuba der römischen Größe den letzten Schrei voll Schmerz um ihre Erschlagenen ausstößt; vielleicht noch, wenn Horaz, ein feines Rä heln um das kluge Auge, so behaglich daherbummelt durch seine Satiren und Episteln. Sonst ist Alles wie gebunden unter dem Bann der bloßen Form; und diese Form ist eine entlehnte. Eine römische Literaturgeschichte unserer Tage hat kurzweg ausgesprochen, was harte, aber unleugbare Wahrheit ist: daß es eine römische Literatur überhaupt nicht giebt. Was so genannt wird, ist lediglich hellenistische — nicht einmal hellenische — Literatur in römischem Gewand. Der Römer hat in Dichtung und Veredelmheit nicht eine neue Form gefunden, hat die Philosophie mit keinem neuen Gedanken bereichert und keinem neuen Gefühl das sprachliche Gewand erfunden. Je mehr er literarisch wurde, desto untrömischer wurde er. Jeder Schritt vorwärts im Gebiet der Kunst ist

mit Einbuße an nationaler Eigenart erkaufte worden. Dem, der Ohren hat, zu hören, erzählt jeder Pflasterstein der Via Appia mehr von Roms Art und Kraft als Vergils ganze Aeneis. Denn grell schon heute und greller in Zukunft tritt der tiefe Riß in jenem Volksthum hervor, das wie kein zweites in der Welt der That geherrscht und wie kein anderes Herrenvolk in der Welt des Geistes gedient hat. Noch auf lange wird das Schaffen, Kämpfen und Bauen dieses Mannervolles erziehende, kraftstählende Wirkung auf junge Seelen ausüben, wenn der Widerspruch und Widerwille gegen seine Literatur, dies Erzeugniß von Konvention und Nachahmung, über deren meisten Werken der fatale Beigeschmack euphuistischer Berebtheit liegt, immer stärker sich erhebt. Schiebt man endlich diese Sprache und Literatur aus der Schule hinaus und richtet von der schwachen Kopie den gesammelten Blick auf das hellenische Urbild, so ist diese Hinwendung zu Hellas nichts als der Abschluß einer langen Entwicklung. Seit fast zweihundert Jahren hat sich deutscher Geist dem hellenischen mit stetem Schritt von Stufe zu Stufe genähert, um nun endlich Auge in Auge vor ihn hinzutreten. In den Tagen Gottfrieds empfing man die Gaben Griechenlands wesentlich aus dritter Hand, vermittelt und verummumt durch Römer und Franzosen. Als Lessing den Romanen ausschaltete, blieb noch immer der Römer, anerkannt, an erster Stelle vor dem Hellenen, als Hauptträger antiken Geistes. Ueber die Gleichstellung, die sich weiterhin anbahnte, ist die Wissenschaft, die inzwischen den Primat des Griechenthumes aufrichtete, eben so entschieden hinweggeschritten, wie die Schule mit ihrem Festhalten an der Vorkherrschaft des Lateinischen bis heute dahinter zurückblieb. Da doch der antike Stoff quantitativ eingeschränkt werden muß, ist es auch für sie Zeit, sich ganz dem Uiquell antiken Geistes zuzuwenden. Mögen halb jugendlich und halb barbarisch ungelente Jahrhunderte mit Nutzen den geschickten Kopisten auf die Finger geschaut haben, wie sie so ziellich nach fremden Vorlagen ihre Verse drehelten und Worte kräuselten —: die besten Tendenzen der Gegenwart rufen zu laut nach echter Kunst, eigenem Wort und ursprünglicher Empfindung. Wenn es gilt, sich fester auf eigenen Grund zu stellen und die — nach deutscher Art — neuerdings aufgenommene Masse fremden Stoffes in autochthone Schöpfungen umzugießen, so wird auch bei diesem Werk der Deutsche keine chineische Mauer gegen Mitwelt und Vorwelt um sich ziehen. Ihm dabei Handreichung zu leisten, ist Niemand mehr berufen als der Hellene; und es hat wahrlich keine Noth, daß dieser Helfer sich noch einmal aus einem Diener in den Herrn wandelt und ihm sein Joch des klassischen Ideals auflegt. Dies klassische Ideal selbst ist verschwunden, was auch hier und da noch fossile Schulmeister predigen mögen; das Dogma vom „klassischen“ Alterthum als einem ewig Mustergiltigen, einer absolut vollendeten Kultur, gehört bereits selbst dem Alterthumsmuseum des deutschen Geistes an. Während aber jenes Ideal zur Rüste gegargen ist, steigt wie ein neues Tagesgestirn über den Fluren hellenischen Geisteslebens der große Begriff eines organischen Volkslebens ohne Gleichen herauf. Wie dies Volk sich selbst gelebt hat und sich ausgelebt hat in Freiheit und Reichthum, sein eigener Schöpfer, darum Sohn seiner eigenen Natur, nicht Enkel, ist es ein ewiger Mahner zu Selbständigkeit und Eigenart. So selbstsüchtiger hat nie ein Volk das Heiligthum nationaler Kultur gebaut. Es ist, als wenn noch heute von dem Giebel

dieses stolzesten Tempels menschlicher Gesittung jedem Nahenden entgegenlänge Apollon's Spruch: Erkenne Dich selbst, worin liegt: Sei, was Du bist. Es giebt auf der Erde keine Stelle, von wo der rückwärts gewandte Blick einem aufsteigenden Volk reicheren Ertrag und größere Stärkung heimbrächte als von diesem kleinen Land im Süden. Die konkreten Ziele und Ergebnisse griechischer Kultur gehören der Vergangenheit und der Geschichtsbetrachtung an. Von lebendigem Werth sind nicht die Rhythmen ihrer Verse, sondern der große Rhythmus ihres Daseins. Nicht die Formen ihres Kunstschaffens oder die Formeln ihrer Weltbetrachtung, sondern die Kraft und Feinheit ihres künstlerischen Empfindens und die Schärfe und Klarheit des geistigen Blickes, überhaupt nicht die entdeckten Resultate, sondern ihre Entbederkühnheit und -freudigkeit. Davon gilt es, in kommende Generationen einzupflanzen, damit der Deutsche in seiner Art Das wird, was der Hellene in der seinen war. Wenn er in Zukunft das Land der Griechen mit der Seele sucht, wird er nicht in Devotion und in Wehmuth das Haupt beugen vor einer ewig vollendeten, aber auf immer verlorenen Herrlichkeit, sondern frei das Auge erheben zu dem freisten, königlichen Volksthum, um daran sein nationales Gewissen zu schärfen. Unendliche Befruchtungskeime liegen noch unaufgeschlossen in den Geschichten dieses Volkes, das aufstieg zu heroischer Jugendblüthe, niederfiel in frühem Tod, wie sein Feld, der göttliche Theissohn. Eindringlich reden seine Fehler: der kraftverzehrende Ueberreichtum seiner Entwicklung und Produktion, dem ein ausreichendes Gegengewicht dumpf beharrender, Kraft ansammelnder Elemente fehlte; der jede nationale Einigung sprengende Freiheitfanatismus der Stämme und Städte, die zuletzt Staat und Gesellschaft zersetzende Selbstherrlichkeit des Individuums. Wie nöthig ist dem jungen Jahrhundert diese Warnung, nicht alle Hebel und Schrauben eines Volkslebens aufzudrehen, nicht all seine Lebensenergie in Bewegung und Befreiung, rapide Entwicklung und intensive Schaffenskraft umzusetzen!

Lauter sprechen die Vorzüge der Hellenen. Diese Geisteskultur, die zwischen dumpfem Unbewußtsein und überfeinerter Reflexion so unvergleichlich glücklich die Mitte hält — schon die wundervolle Sprache giebt wie kaum eine zweite den Bund von Naivetät und seelischer Feinheit kund —, die harmonische Durchbildung des Einzelnebens und die Allseitigkeit eines Volksdaseins, das fast so gewaltig den Speer der Athene wie volltönend die Citer jeder Muse meisterte, die Fühlung zwischen Hoch und Niedrig als das Resultat einer unerreicht hohen mittleren Kammböhe der Geistesbildung: Dies und Anderes zu gewinnen, mögen selbst dem genialen Volk nur die besonderen geschichtlichen Voraussetzungen seiner Entwicklung erlaubt haben, jener Frühmorgen der Menschheitsgeschichte, die häusliche Abgeschlossenheit eines vergleichsweise isolirten Volkslebens und der tragende Unterbau einer auch rechtlich versklavten Masse. Und doch wird vor der schönen Menschlichkeit dieser Nation immer wieder der tiefste Sehnsuchtslaut echter Menschen und starker Zeiten Kraft und Stimme finden. Vor Allem wird das Volk der Kunst die deutsche Zukunft bereichern können. Wenn es einst gilt, den verheerenden Strom des Materialismus und Merkantilismus, dessen Schlammgewässer noch immer im Steigen sind, durch eine große Renaissance innerlichen Lebens zu dämmen, so wird man auf vielen Wegen die Erde zu dem Wall heranzuführen. Schon scheint die gradeste und breiteste Straße, eine hohe nationale Kunst, im

Ausbau begriffen. Gehen wir einem Zeitalter mehr künstlerischen Gepräges entgegen, so kann die Schule an der Wegbereitung nicht besser theilnehmen als dadurch, daß sie heranwachsende Schauer und Hörer einer Zukunftskunst in die Hallen griechischen Geistes hineinführt, — um sie hindurchzuführen; denn deutsche Kunst wird Gegenstück und Abschluß sein müssen. Wer auf dem Weg von Homer zu Faust, von Plato zu Luther, von Phidias zu Dürer sein Auge und Ohr geschärft, das Kunstempfinden entwickelt hat, der wird durch seine individuelle Erziehung gelernt haben, den Werth ästhetischer Kultur für ein ganzes Volksthum zu schätzen, wird in den Stand gesetzt sein, zu der bescheidenen und doch unentbehrlichen Pflichterfüllung eines kunstempfindlichen Publikums seinen bescheidensten Antheil beizusteuern. Sollte dabei Etwas von fremder Habe und fremdem Gut über die Grenze deutschen Kunstschaffens gebracht werden, so schützt gegen blöde Hellenisterei das recht verstandene Hellenenthum am Besten. Wenn germanischer Tiefinn und deutsche Ewigleitempfindung mit hellenischer Formenstrenge und griechischem Stilgefühl, wenn Ueberschwang gothischer Phantasie mit der Reinheit antiken Geschmacks sich paarte, wäre ein Gipfel erreicht. Aber weit über das Gebiet der Kunst hinaus läßt sich für den deutschen Geist, wenn er zu neuem Kampf gegen die furchtbare Verdrängung der Gegenwart sich erhebt, kein mächtigerer Helfer werben als der wahlverwandte Helle.

Gerade die umgekehrte Forderung schallt aus dem sich mehrenden Kreise der Gymnasiallehrer, die schon heute den Verzicht auf eine alte Sprache als unvermeidlich anerkennen; Latein sei beizubehalten oder gar zu verstärken, Griechisch müsse fallen. Eine Schule, die das Römerthum durch die Originalquellen, seine sogenannte Literatur, breit wirken läßt und die die griechische Literatur auf das bescheidene Altentheil von Uebersetzungen beschränkt, verkehrt nicht nur das natürliche Werthverhältniß der beiden Völker unerträglich ins Gegentheil, sondern schiebt auch bei jedem die unbedeutendere Seite ihres Lebens in den Vordergrund, hält den Schüler bei den sekundären literarischen Emanationen des größten Thatenvolkes fest und stellt von dem reichsten Künstler- und Denkervolk die minder wichtigen Thatsachen seines praktisch-politischen Handelns voran. Das zukünftige Gymnasium würde die Erziehungswerthe ersten Ranges an die zweite Stelle setzen und seine Erleuchtung consequent von der unbeleuchteten Seite des griechischen und römischen Lebens her holen. Alles wäre auf den Kopf gestellt.

Wohl wird man darauf hinweisen, daß mit dem lateinischen Unterricht mehr aufgegeben wird als nur das alte Rom der Römer. Unentbehrlich scheint in dem Horizont unseres Lebens eine Sprache und Kultur, die in ungeheurer geschichtlicher Auswirkung das große Gelenk der Weltgeschichte geworden ist, die der Schlüssel für die Runenschrift der romanischen Sprachen, der kostbare Rezensionsstein für die Heiligthümer des Katholizismus ist und für alle Zeit sein wird. Tausendfach ist unsere nationale Entwicklung, sind die internationalen Beziehungen damit durchwebt und verflochten . . . Doch nichts soll beseitigt werden als der obligatorische Unterricht der Sprache und das unmittelbare Studium der Literatur Roms; nichts weiter. Zwei Zugeständnisse oder Vorurtheile nämlich sind zu machen. Erstens hat das eigentliche Rom — Das heißt: virtus romana und ihr schöpferisches Bauen von Familie, Recht, Staat und — nicht nur dauernde Existenzberechtigung in der Schule, sondern Anspruch

auf breitere Wirksamkeit als bisher. Hier, in einer vorwiegend kulturgeschichtlichen Darstellung, die nur ein oder zwei Stunden mehr in einer Klasse erfordert, findet auch die römische Literatur, in einzelnen Meisterübersetzungen geboten, ihren Platz: eine exotische Blume, deren Formen- und Farbenpracht sich leidlich bei einer Uebertragung konserviren läßt, während der unübertragbare Waldbesuch einer Heimathskunst schon den Originalen fast-ganz fehlte. Zweitens mag für die wissenschaftlichen Führer der Nation Latein auf lange hinaus nöthig oder wünschenswerth bleiben. Wer den Gesamtschatz geistiger Kultur durch eigene Produktion zu mehren oder an seinem Theil durch akademische Lehrthätigkeit zu überliefern hat, Der mag in der Regel — nicht für Jeden und in jeder Disziplin gilt es — die europäische Kulturentwicklung aus den Originalquellen studiren. Anders sieht es mit der breiten Masse der akademisch Gebildeten. In der philosophischen Fakultät ist Latein nur für das tiefere Sprach- und Geschichtstudium unentbehrlich; die Jünger der naturwissenschaftlich exakten Fächer und eben so die Mediziner haben weder in allgemein geistiger noch in praktischer Hinsicht größeren Nutzen davon. Bleibt Theologie und Jurisprudenz. Ob der Durchschnittsbesorger sich in Zukunft nicht wirklich mit den beiden Muttersprachen der christlichen Religion, Griechisch und Hebräisch, wird begnügen, ob nicht die Richter und Verwaltungsbeamten das Korpus in der Ära des Bürgerlichen Gesetzbuches bloß in der Uebersetzung werden zu lesen brauchen: diese Frage werden Viele übervorsichtig zur Zeit noch nicht zu bejahen wagen. Gewiß bleibt nebenamtlicher Sprachunterricht dann fakultativem Schulunterricht, akademischen Vorbereitungskursen oder privatem Unterricht überlassen. Das ist allzu oft ein halbes oder äußerliches Thun. Aber wenn das Griechische in solcher Weise um nahezu alle Wirkung kommen würde, behält eine kürzere und selbst oberflächliche Beschäftigung einen relativ hohen Werth für die Sprache, die vorweg dem Schüler ihre höchsten Krämpfe ausspielt. Nach Grammatik und Caesar läuft der Lateinunterricht im Ganzen in ein großes Detrescendo aus. Darum wird vielen — nicht den schlechtesten — Lehrern der Verzicht auf den freilich werthvollsten Bestandtheil des Lateinunterrichts, die Elementargrammatik, unumgänglich erscheinen. Mir scheint, sie unterschätzen die eigene philologische Tüchtigkeit. Auch aus dem reicheren und plastischeren Stoff der griechischen Sprache werden sie die härtesten Turnapparate zu schnitzen verstehen.

Ein nicht zu unterschätzender Vortheil wäre, wenn Latein fielen, die schmerzlose Beseitigung des Realgymnasiums mit seiner geklärten Halbatur und die einfache Zweitheilung der höheren Schule in einen gymnasialen Zweig, der durch Griechisch, und einen realen, der ohne Griechisch erzieht. Das Griechische könnte in die heutige Stellung des Lateinischen nach Klassen und Stundenzahl einrücken. Ginge man in der untersten Klasse an und käme im dritten Jahr zur Anabasis, die, ausgedehnt und frisch vorwärts gelesen, ein gefährlicher Konkurrent für Indianergeschichten und Räuberromane sein würde, so könnte man unter solchen Voraussetzungen wirklich an der Hand von Wilamowitz's großem Programm über die „Klassiker“, den engen Kreis der Schriftsteller von heute, hinaus in alle Hauptgebiete griechischen Denkens und Dichtens einführen, neben Poeten von allerlei Art käme der Naturwissenschaftler, Geograph, Astronom und Arzt, der ästhetische wie der politische Theoretiker zum Wort und würde so ein Ueberflut über den ganzen Reichthum hellenischen Lebens ermögligt. Dann ist ein centraler

Unterricht, ein Schwerpunkt und organische Einheit diesem neuen Gymnasium gewonnen und damit die erste Voraussetzung erfüllt, um das *multum, non multa* der neuesten Schulreform aus dem Schattenreich der frommen Wünsche in die Wirklichkeit zu übertragen. Die jetzt für das Griechische verwendeten Stunden — wöchentlich sechs Stunden für sechs Jahrgänge — fielen am Besten ganz oder zum größten Theil aus, würden einfach vom Stundenplan abgesetzt. Es ist Zeit, daß die innere Ueberlastung und ihre Folgen, die Zucht hausgefähle und Zuchthäuserfeindseligkeit der Ueberanstrengten gegen die Schule, daß diese schwereu Schäden von heute beseitigt oder wesentlich verringert werden.

Also: jeder Blick auf das Verhältniß von Latein und Griechisch, der Blick rückwärts in die deutsche Geistesgeschichte mit ihrer steten Annäherung an die hellenische Welt, der Blick auf die Noth und Bebrängnisse der Gegenwart, endlich der Blick in die Aufgaben der Zukunft —: diese Sehnlinien laufen sämmtlich in dem einen Augenpunkt zusammen, vereinen sich zu der Forderung, von deren Erfüllung mehr als das Gedeihen der höheren Schule abhängt: ein deutsch-hellenisches, lateinloses Gymnasium zu schaffen. Weit und rauh mag der Weg sein bis zu diesem Ziel, durch Jahre lange staubige Arbeit in Verein und Zeitschriften mag er führen, um eine zweite Philhellenenbewegung fast hundert Jahre nach der ersten zu entfachen. Unterwegs wird an Hohn und Spott zunächst kein Mangel sein. Wird doch jeder neue Gedanke von nicht allzu winziger Kleinheit zur Fastnachtzeit auf Erden geboren, genöthigt, eine gute Weile im bunten Narrenkleid der Utopie herumzuwandern zum Ergötzen der Menge, um, falls er sich durchsetzt, zuletzt im unscheinbaren Alltagsgewand des Allzuvertrauten, Selbstverständlichen an seine Arbeit gehen zu dürfen. Ein Trost, daß so wie heute doch nicht lange weiter „reformirt“ werden kann. 1891 wurden die Lateinstunden vermindert, 1901 vermehrt. Damals das Abschlußexamen in Sekunda eingeführt, heute beseitigt. Jahre hindurch wurde eine Entlastung der überbürdeten Schüler auch offiziell gefordert und zum Schluß die Gesamtstundenzahl jetzt um einige vermehrt. Nach allgemeiner Wehklage über die Buntschiedigkeit und Zersplitterung des Unterrichtsplanes folgt konsequenter Weise die zunächst bescheidene Einfügung einer neuen Sprache. Wahrlich: dieses ganze Hin und Her geht noch über Schternach und seine Projektion . . . Nicht bewusster Unfreiheit sind Versammlungen schuldig, die Namen wie Wilamowitz und Harnack neben anderen guten Klängen in sich schließen. Aber ein Druck liegt über Allem, hemmend die Kraft und Kühnheit der Initiative, auch wo sich bereits starke Gedanken der Erneuerung kristallisirt haben mögen. Endlich einmal muß doch die preussische Schulkonferenz, die sich in Zukunft wie bisher in kurzen Zwischenräumen versammeln wird, des sonderbaren Schauspiels, das sie heute giebt, müde werden. Dann wird Wirklichkeit werden, was heute ein Traum scheint: eine Schule, in der die beiden reichsten Volksgenien der Welt verbündet herrschen, und eine Zeit, in der die stolze Fichte des Nordens hinweg über das nun niedrig gehaltene Gestrüpp seelenarmer Sprache und sekundärer Literatur freie Eröske austauscht mit Hellas' königlicher Palme. Kom aber, das in des Polybios Zeit sich mit blutigem Schwert den Lorber geistiger Welt Herrschaft geschnitten, fällt in die Reihe der Geistesmächte zweiten Ranges zurück.

Dr. Max Pomtow.



Italiens rother Sommer.

Nehr noch als sonst im Monat der vollen Aehren steht diesmal in Italien der Ackerbau im Vordergrunde des Interesses. Denn der ganze Bauernstand scheint sich in einer Bewegung humanitären Sozialismus erheben zu wollen. Ein Reg von Bauerngenossenschaften zieht sich heute über ganz Ober- und Mittelitalien. Die einzelnen Genossenschaften haben sich zu provinziellen Trupverbänden — *Leghe* *do* *resistenza* — vereint und diese Verbände umschlingt wieder ein gemeinsames Band. Der Zweck der Genossenschaften ist die Uebernahme von öffentlichen Arbeiten auf gemeinsame Rechnung, der der Provinzialverbände die Vermittlung zwischen den Centralbehörden und den Genossenschaften. Die alten Konsumgenossenschaften werden von den Erwerbsgenossenschaften verdrängt. Die Schutzbündnisse werden zu Trupbündnissen, deren wirksamste Waffe natürlich der Strike ist. Nur einen davon will ich einstweilen erwähnen. In Fimal Marina haben zehntausend bei der Austrocknung der Sümpfe beschäftigte Tagelöhner die Arbeit niedergelegt, weil sie die Stunde gekommen glauben, bessere Lebensbedingungen durchzusetzen. Fast ausnahmslos haben sich die Bürgermeister und Präfekten der Genossenschaften angenommen und die Forderungen der Leghe bei den Grundbesitzern oder Pächtern vertreten. Die Landleute stellten ihr Ultimatum weislich zu einer Zeit, wo sie den Grundbesitzern unentbehrlich waren: als die Palme unter ihrer goldenen Aehrenlast schwankten und der Weinstock die schwere Bürde der saftigen Frucht kaum noch zu tragen vermochte.

Einige Artikel der Satzungen solcher Genossenschaften, die alle nach dem selben Muster zugeschnitten sind, beweisen, daß der Teufel nicht immer so gartig ausfieht, wie die Feindbilder ihn zu schildern lieben. So lauten einige Paragraphen der scheinbar untergeordneten, thatsächlich aber recht wichtigen Genossenschaft der Bisfolco (Biehhüter). 1. Jeder Bisfolco, der Mitglied der Genossenschaft ist, verpflichtet sich, in keinem Fall unter niedrigeren Bedingungen zu arbeiten, als die Satzungen sie angeben. 2. Jedes Mitglied muß die ihm von dem Arbeitgeber zugewiesene Arbeit mit Eifer und Gewissenhaftigkeit ausführen, so daß sie ihm selbst wie der Genossenschaft, der er angehört, zur Ehre gereicht. 5. Der Bisfolco hat Anspruch auf sechs Ruhetage im Jahr, ist jedoch verpflichtet, auch an diesen Tagen für das ihm anvertraute Vieh zu sorgen. Außer den sechs Ruhetagen, zu denen auch der erste Mai gehört, werden alle von der katholischen Kirche eingesetzten Feiertage gehalten.

Der Ausgangspunkt der Bewegung ist Mantua, wo die Gegensätze schroffer hervortreten als in anderen Provinzen. Neben den *coloni* organisirten sich dort die *obbligati* und die *giornallori*. *Coloni* sind Leute, die für einen Antheil an den Bodenerzeugnissen eine kleine Landwirtschaft auf eigene Rechnung betreiben. Die *obbligati* verbingen sich auf eine bestimmte Zeit, die *giornallori*, wie schon das Wort besagt, nur auf Tage.

Ihre Berechtigung schöpfen die Leghe aus dem nur zu oft an den Pranger gestellten Eigennutz der Großgrundbesitzer. So hatten in Trecenta mehrere Hunderte von Arbeitern seit Monaten in musterhafter Ordnung im Strike aus. Trecenta mit seiner Umgegend ist das Hauptquartier der venezianischen Agitationen und gerade hier weigern sich die Pächter besonders hartnäckig, die bescheidenen

Ansprüche der Feldarbeiter zu erfüllen, weil sie selbst allzu sehr unter der Gewinn gier der Besitzer gelitten haben. Der größte Theil des Bodens um Trecenta gehört mehrfachen Millionären. Als das Syndikat zur Austrocknung der Sümpfe gebildet wurde, thaten sich diese Herren nur durch ihre Theilnahmelosigkeit hervor. Ihre ganze Thätigkeit beschränkt sich darauf, jährlich Hunderttausende an Pachtgeldern einzustreichen. Der Senator Graf Beneslav Spalletti, der in und um Trecenta 1400 Hektar vorzüglichsten Bodens besaß, hinterließ ein Vermögen von etwa 15 Millionen Lire. Die lachenden Erben, die ihren bauernben Wohnsitz in Rom haben, entblödeten sich nicht, der Congregazione di Carità von Trecenta die Summe von 300 Lire zuzuweisen, die sie später allerdings unter dem Druck der öffentlichen Meinung auf 1000 Lire erhöheten. Der Tote selbst hatte den Armen von Trecenta nie einen Pfennig zukommen lassen. Die Unterhaltung der Arbeiterhäuser ließ er von zwei Maureregesellen besorgen, die die Arbeit nicht leisten konnten, so daß es überall durchregnete. Wenn die kleinen Pächter, die ihr Stückchen Land meist selbst bestellen, die Pachtsumme nicht pünktlich zahlen konnten, so mußten sie, um der Exmittirung vorzubeugen, sechs Prozent Zinsen entrichten. Im Laufe von zwanzig Jahren hat dieser Philantrop seine Besitzungen in Trecenta ein einziges Mal besucht. Nur natürlich, daß arme Teufel, die solchen Vampyren in die Krallen gerathen, beim Sozialismus ihre Rettung suchen.

Am Meisten hat sich um das Gedeihen der Vegge am Gestade der Adria Dr. N. Babaloni, ein vom reinsten Idealismus erfüllter und doch praktischer Reformator, verdient gemacht. Als er ohne sein Routhun in die Kammer gewählt wurde, lebte er auf dem nicht billigen Pflaster Roms mit 125 Lire monatlich, da er die andere Hälfte des Gehaltes seinem Vertreter in Trecenta überließ; dort hatte er nämlich das anstrengende, schlecht rentirende Amt eines Armenarztes zu versehen. Sein Erfolg als sozialistischer Agitator scheint ihm leicht zu erklären: „Politik interessiert die Bauern nur insofern, als sie ihnen die Möglichkeit besserer Lebenshaltung bietet. Als ich, einem inneren Drange folgend, die Gründe meines Ueberritts aus dem demokratischen ins sozialistische Lager öffentlich darlegte, stellte sich heraus, daß Bündstoff sich bis zur Entladung angesammelt hatte. Heute sind bei uns 95 Prozent aller Bauern den Vegge beigetreten. Daß die Reichen nicht schuld an ihrem Elend sind, sehen sie vollkommen ein und sie denken nicht an eine Theilung des Bodens. Aber sie meinen: ‚Da die Besitzenden ihre Interessen vertreten, müssen wir Armen das Selbe thun.‘ Schon im März 1898 tauchten die Pläne zur Gründung der Trugverbände auf, wurden aber durch die blutigen Mat-Rundgebungen wieder in den Hintergrund gedrängt. Als aus Mantua die Kunde von der neuen Wirksamkeit der Vegge zu uns kam, war es wie eine Erlösung und Alles rief: ‚Das ist, was wir brauchen!‘ Die vorher spärlich besuchten Versammlungen hatten großen Zulauf. Ueber Nacht ir die erste Vega entstanden und bald wurden wir von allen benachbarten Orten um Rath und Beistand zur Gründung von Trugverbänden gebeten. Die Erhebung war kein plötzlicher Ausbruch; man konnte an eine reife Frucht denken, die durch eigenes Gewicht sich vom Zweige löst. Die Strikes verliefen musterhafter Ordnung. Selbst Richter und Staatsanwälte mußten zugeben, auf dem Lande Diebstähle, Trunkenheit, Schlägereien seit dem Eingreifen der Vegge abnehmen. Die Solidarität hat sich während der Einstellung der

Arbeit in glänzender Weise unter den Bauern bewährt. Die letzte Hand voll Mehl theilte der Strikende brüderlich mit seinem Nächsten.“

Die Zulage von 20 Centesimi pro Tag — Das ist die Summe, die die Leghe im Durchschnitt für ihre Mitglieder erkämpft haben — ist ja an und für sich gering, immerhin aber macht sie ein Viertel der ganzen Einnahme aus. Denn bei einem Lohn von 80 Centesimi mit durchschnittlich 220 Arbeitstagen verdient der italienische Tagelöhner bei elfstündiger Arbeitszeit im Jahr etwa 163,60 Lire. Die guten Seelen haben sich von je her mit rosigem Hoffnungen getröstet. So hoffen sie auch jetzt, die bösen Grundbesitzer würden die Pächter künftig nicht mehr so drücken, die Pächter wieder an sie geringere Ansprüche stellen, bessere Kulturmethoden die Ertragsfähigkeit des Bodens steigern, freie Wohnung gewährt oder wenigstens die Miethen herabgesetzt werden. Namentlich aber hoffen sie, daß man ihnen ein Stückchen bei der Arbeiterwohnung gelegenen Ackerlandes zur ausschließlich eigenen Bebauung überlassen werde. Graf Papadopoli, eine rühmliche Ausnahme unter den ausbeutenden Magnaten Venetiens — Giolitti hat ihn deshalb in der Kammer gelobt — hat auf seinen ausgedehnten Besitzungen dieses System Guyot mit bestem Erfolg erprobt.

Selbst der konservative Sonnino mußte zugeben, daß die Verbände bei dem Eigennutz der Grundbesitzer nöthig waren, daß ein großer Theil der Arbeiterforderungen berechtigt sei und er eigentlich nur protestire, weil die Regierung ruhig zusehe, wie das System des Einzelvertrages durch den Kollektivvertrag verdrängt werde, sie also selbst das Lebensrecht des Privateigenthumes schmälere. Giolitti hatte schon im Senat unzweideutig gesagt, die Regierung werde nicht gegen die Leghe vorgehen, so lange sie in den Grenzen der Gesetzlichkeit verharren. „Die friedliche Erhebung der Landarbeiter“, sagte er, „ist ein Verhängniß, dem keine menschliche Macht vorbeugen konnte. Die Großartigkeit der diesjährigen Bewegung kann kein Wahrhaftiger leugnen. Im vorigen Monat gab es 511 Strikes, an denen sich 600000 Arbeiter theilnahmen. Diese Bewegung erreichte eine Erhöhung des Jahreslohns um 48 Millionen. Ausschweifende Forderungen sind nicht zu befürchten, da die besseren Lebensbedingungen die Neigung zum Strike erheblich herabmindern. Daß die Leitung in den Händen der Sozialisten ruht, ist wohl nur natürlich.“

„Das Recht auf den Strike, auf die Koalition, ist die letzte, wichtigste Waffe der Arbeiter“, sagte in der selben Sitzung der greise Ministerpräsident Zanardelli; „ich kann unmöglich am Ende meiner Lebenstage der Freiheit untreu werden, nur um mich von der äußersten Linken zu trennen.“ Und die Kammermehrheit stimmte ihm zu. Seit dem Sturz des reaktionären Ministeriums Pelloux bekannte die aus den Herbstwahlen des Jahres 1900 hervorgegangene Kammer damit zum ersten Mal Farbe. Dem Ministerium Zanardelli-Giolitti gebührt für seine Sozialpolitik Lob. Und fast sieht es aus, als sollten für Italien nun bessere Tage anbrechen. Auch die Inperkonservativen müssen nachgerade eingestehen, daß die sozialistische Partei, als sie sich der verzweifelnden Bauern und Landarbeiter annahm, sich um das arme Land ein Verdienst erwarb. Die Landbevölkerung ist erwacht, die Massen haben sich zu ehrlichem, unblutigem Kampf geschieden, das Ministerium sieht mit wohlwollender Neutralität auf das Streben der allzu lange Unterdrückten und manches Wort des jungen Königs

konnte wie eine lichte Hoffnung begrüßt werden. Der sozialistische Abgeordnete Enrico Ferri rief in der Schlußsitzung der Kammer: „Viktor Emanuel steht, wie sein Großvater im Jahre 1848, an einem wichtigen Wendepunkt. Er hat zwischen Reaktion und Freiheit zu wählen.“ Giolitti's fast herausforderndes Auftreten wäre kaum denkbar, wenn er nicht an dem König einen festen Rückhalt hätte. Die in der italienischen Presse verbreiteten Äußerungen über den Monarchen stammen vielleicht von ihm; über Viktor Emanuel wird da gesagt: „Seine Bildung ist umfassend und gründlich. Er thut nicht, als sei er allwissend; in politischen und parlamentarischen Dingen aber weiß er mindestens eben so gut Bescheid wie Jeder von uns. Er hat seinen eigenen Kopf und weiß genau, was er will. Er ist fest entschlossen, selbst Männern der entschiedensten Opposition die Gelegenheit zu geben, ihre Reformpläne zu verwirklichen, so weit diese Pläne dem monarchischen Gedanken nicht feindlich sind.“

Ernesto Gagliardi.



Selbstanzeigen.

Mann und Frau. Die wirtschaftlichen Beziehungen der Geschlechter als Hauptfaktor der sozialen Entwicklung. Von Charlotte Perkins-Stetson. Deutsch von Marie Stritt. Verlag von Heinrich Minden, Dresden und Leipzig. Preis 3 Mark.

Jeder, der ein neues Buch über ein vielbesprochenes Thema, über eine brennende Tagesfrage schreibt, thut es in der Ueberzeugung, damit einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen, ein letztes, entscheidendes Wort gesprochen, die rechte Antwort auf diese Frage gefunden zu haben. Und der Uebersetzer handelt aus den selben Motiven, in der selben Ueberzeugung, wenn er Gedanken, denen ein Anderer glücklichen Ausdruck gab, die aber auch seine Seele unaufhörlich bewegten, seinen Volksgenossen übermittelt. Ueberall spricht man heute über die Frauenfrage. Kein Wunder, daß sich auf diesem Gebiet wie auf keinem anderen neben Vollwerthigem, Grundlegendem, der Dilettantismus breit macht, ein Dilettantismus, der vielleicht hier und da ein wissenschaftliches Mäntelchen umhat, der vielleicht auch ein einzelnes Gebiet der Frauenfrage mit Sach- und Fachkenntnis, aber ohne Berücksichtigung ihres innigen Zusammenhanges mit allen Kulturfragen und ohne Ahnung ihrer weltumfassenden Bedeutung behandelt und darum trotz Alledem Dilettantismus bleibt. Wie eine Erlösung aus ödem Wissensqualm, in dem man den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen kann, thien der Uebersetzerin das Buch der geistvollen Amerikanerin, das mit einer neuen Klarheit, Gründlichkeit und Objektivität die wirtschaftlichen Beziehungen der Geschlechter als Hauptfaktor unserer ganzen sozialen Entwicklung und als Kernpunkt der Frauenfrage enthüllt. Mit unerbitterlicher Folgerichtigkeit ist die Verfasserin aus der Thatsache, daß „die Menschen die einzige thierische Spezies sind, in der das Weib in Bezug auf seine Ernährung auf den Mann angewiesen ist, die einzige, in der daher die geschlechtlichen Beziehungen zugleich

öonomische Beziehungen bedeuten“, nach, daß diese Kombiniertung der wirtschaftlichen mit den Geschlechtsinteressen der Frau die Mutter der Menschheit und dadurch die Menschheit selbst übermäßig und krankhaft geschlechtlich belastet hat und so die Ursache nicht nur der bisherigen wirtschaftlichen, geistigen und moralischen Unterordnung der Frau, sondern aller sozialen und moralischen Uebel von je her gewesen ist. Und eben so weist sie nach, daß die durch die wirtschaftlichen und geistigen Umwälzungen unserer Zeit notwendig gewordene wirtschaftliche Befreiung der Frau nicht nur ihre Erhebung zum Vollmenschentum, sondern die Erhebung der ganzen Menschheit zu einer höheren, reineren, besseren Kultur bedeutet. Das Werk giebt die Quintessenz der Frauenfrage in gedrängter, objektiver, übersichtlicher Darstellung wieder, zeigt alte und neue Wege, die nächsten und fernsten Ziele und zieht die letzten Konsequenzen, die heute noch Wenigen erwünscht sein, den Meisten bedauerlich, aber allen Denkenden unausbleiblich und selbstverständlich erscheinen werden.

Dresden.

Marie Stritt.

Ostern. Ein Passionspiel von August Strindberg. Dresden, bei Pierfon.

Das Neue an diesem neuesten Drama August Strindbergs ist dessen Hauptfigur: die transzendente Mädchengestalt der Leonore. Aus der Naturwissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts hat Strindberg den Uebergang gefunden zu der Religion des zwanzigsten Jahrhunderts: auf der Grenzschelbe dieser beiden Welten steht seine Leonore. „Ja, ich fühle bereits, daß es sich draußen zu schönem Wetter aufgeklärt hat, daß der Schnee schmilzt . . . es riecht nach geschmolzenem Schnee bereits hier drinnen . . . und morgen schlagen an der Südwand die Wellen aus! Die Wolken haben sich gehoben . . . Geh und zieh die Gardinen fort, Benjamin; ich will, daß Gott uns sieht!“

Emil Schering.

Wilhelm Wundt. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag. Preis 2 Mark.

Wilhelm Wundt ist heute wohl nicht nur bei den Fachgelehrten, sondern auch in den weitesten Kreisen des gebildeten Publikums als Begründer einer neuen psychologischen Forschungsmethode und als einer der ersten philosophischen Denker unserer Zeit dem Namen nach bekannt. Die Zahl derjenigen Gebildeten, die jemals eins seiner Werke selbst gelesen haben, dürfte dagegen sehr gering sein, denn dazu gehören mannichfache Vorkenntnisse und ein eindringendes Studium. Die Idee, in Frommanns beliebte Sammlung der Klassiker der Philosophie auch ein Bändchen über Wundt einzureihen, entsprach daher gewiß den Wünschen vieler, wenn auch das Lebenswerk des unermüdblich thätigen Forschers noch keineswegs abgeschlossen ist. Für die besondere Art der Ausführung war freilich gerade dieser Umstand in mehrfacher Hinsicht von entscheidender Bedeutung. Der biographische Gesichtspunkt mußte von vorn herein ganz außer Betracht bleiben und auch bei der Besprechung der wissenschaftlichen Leistungen des Philosophen konnte von einer eigentlichen Kritik kaum die Rede sein, denn die sicheren Grundlagen für eine solche ergeben sich immer erst durch den Fortgang der

Wissenschaft selbst. So hat sich der Verfasser darauf beschränkt, aus der Fülle des Stoffes, der in den zahlreichen und umfangreichen Schriften Wundts niedergelegt ist, das Wesentliche herauszuheben und in systematischem Zusammenhang vorzuführen, wobei auf andere philosophische Bestrebungen der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit insoweit Bezug genommen wurde, wie es zum Verständniß des Eigenthümlichen der Philosophie Wundts nöthig schien.

Sondershausen.

Professor Dr. E. Rnig.



Aus Gründen und Abgründen. Seemanns Nachfolger, Leipzig.

Mein erstes Buch bringt „Skizzen aus dem Alltag und von drüben.“ Es ist selten genug, daß Einer mit Skizzen und nicht mit Dyril beginnt. Aber ich habe auch einen Band Dyril im Schreibtisch liegen. Nur ein gewisses Mißtrauen gegen mich selbst hat mich bis jetzt zurückgehalten. Es ist Dyril, zu der mir Holz seine neue Form geliehen hat. Und mein Mißtrauen richtet sich nun nicht gegen das Unterliegen der holzischen Reformgedanken, das ich — nebenbei gesagt — gar nicht befürchte, sondern gegen mich selbst und mich allein. Es ist das Mißtrauen, daß in den Oberdünen meiner Dyril zu viel „Phantasia“ mitzuschwingen könnte. Ich will abwarten, bis ich in die richtige Entfernung zur gefundenen Perspektive ohne Verkürzungen und Ueberschneidungen komme. Darum habe ich nicht mit Dyril begonnen. Mein Buch hat einen seltsamen Titel. Ich habe keinen besseren gefunden. Was mir eigentlich am Herzen liegt, sind nicht die Skizzen aus dem Alltag, sondern die „von drüben“. Warum ich die Skizzen aus dem Alltag schrieb? Um Uebergänge zu finden. Um Dissharmonien zu haben, die ich auflösen kann. Um die reale Basis zu zeigen, von der ich ausgehe, auf der ich stehe und die mich trotzdem aufrecken und hinter die Falten jenes geheimnißvollen Vorganges blicken läßt, der das „Drüben“ vom Alltag scheidet. Wie das „Drüben“ in unseren Tag hineinspielt, zeigt sich nicht in Spukerscheinungen, sondern in dunklen Vorgängen unserer Psyche, für die wir nirgends bekannte Beispiele finden und vor deren Gräßlichkeiten wir erschauernd verstummen. Oder gerade in jenen unheimlichen Parallelen, die uns ein Ton, ein Wort, ein Lichteindruck mit Gewalt aufdrängt. Hast Du Das gelebt oder geträumt — so, genau so war es schon einmal —, hast Du es hier erfahren oder als Erinnerung von drüben mitgebracht? fragen wir uns zitternd. Und gerade dieses Zittern beweist uns, in welche Abgründe unsere Seele in solchen Augenblicken sieht. Aus diesen Abgründen steigen Gestalten auf, verdichtete Töne, Worte, Lichteindrücke, Gerüche, sie bewegen sich und handeln, nicht wie Menschen, aber wie sichtbare, fühlbare Wesen; sie ringen mit uns und würgen uns. Ich will nicht jene Angst lehren, die uns vor solchen Blicken in die Abgründe faßt — der Rime-Eifer, irgend welchen Siegfrieden das Fürchten beibringen zu wollen, liegt mir fern —, ich will nur jene schlummernden Gewalten uns zeigen, auf ihre Aeußerungen mit dem Finger hindeuten. Abfinden öge sich Jeder von uns selbst mit ihnen. Ich will zeigen, daß diese Mächte sind, daß sie nicht nur im Pathologischen liegen, sondern in den Gesundesten uns wohnen. Und zum Zeichen meiner Gesundheit habe ich die Skizzen dem Alltag geschrieben. Wohin man mich einreihen wird, weiß ich nicht.

Ist mir auch vollständig einerle. Man wird sicher von E. Th. A. Hoffmann und Edgar Poe sprechen. Man vergesse aber nicht: Hoffmann hat die Gewalten einer Ueberwelt oder Nebenwelt (um das arg mißhandelte Ueber einmal zu entlasten) genommen und verkörpert in die Dinge und Wesen um uns gestellt. Da beginnen sie ihr gespenstisches Treiben und damit nun allerdings die Einwirkung auf seine Alltagsmenschen und deren Seelenvorgänge. Ich sehe keine Gewalt denn mein Ich, sehe keine Wirkungen als aus mir. Wahnvorstellungen oder Erleuchtungen können nur aus mir kommen. Meine Gespenster sind meine Nerven. Oft wird mir das Spiel meiner eigenen Geister so stark und selbständig, daß ich es vollständig von seinem Träger trennen kann. Es ist dann wie Blütenstaub, der in der Luft unhergewirbelt wird und der doch nicht vergessen läßt, daß er den Staubfäden irgend einer in der Realität vorhandenen Blüthe entstammt. . . Und Poe! Hier entstehen die äußeren Vorgänge in den hervorragendsten seiner genialen Schöpfungen wirklich aus der Seele seiner Menschen. Ich nenne die das schlechte Gewissen in seiner grauenhaftesten Gestalt symbolisirende „Rage“. Aber Poe empfindet diese Vorgänge niemals als Realitäten. Ihm sind sie nur Schöpfungen seiner krankhaften Phantasie. Er weiß nicht, ob diese Erscheinungen auch bei Anderen auftreten. Er hält sich für krankhaft, für abnorm und zugleich für interessant genug, um die Symbole seiner Abnormitäten in seiner Kunst den Anderen zu zeigen. Mir sind meine Skizzen aus dem Alltag und die „von drüben“ Realitäten, und zwar allgemeine Realitäten. In beiden Reichern, die zusammen, untrennbar, trotz dem geheimnißvollen Vorhang zwischen ihnen, das Leben bilden, giebt es nur ein Geschehen nach Geschehen. Die des Alltags werden wir wohl erforschen können. Die des anderen Reiches sind nicht an chemische oder mechanische Veränderungen der Gehirnzellen gebunden. Gesetze sind auch hier. Aber zu ihrem letzten Grunde werden wir wohl, trotz Fechner und Wundt und der modernen Psychophysik, niemals vorzudringen vermögen.

Brünn.

Dr. Karl Hans Strobl.



Preußen in Sachsen.

Der Leipziger Bankcrach hat in Sachsen Folgen gehabt, die man sich noch vor acht Tagen nicht träumen ließ. Viel schärfer als der Jammer um das verlorene Geld und um all das Unglück, das der Fall des angesehenen Instituts nach sich ziehen wird, tritt der Unmuth darüber hervor, daß auf den Trümmern der Leipziger Bank die Deutsche Bank ihr allzeit siegreiches Panier aufpflanzt. Die Deutsche Bank kommt aus Berlin. Das schon würde genügen, um die sächsischen Philister mit Mißbehagen zu erfüllen. Dieses Mißbehagen wird aber dadurch noch größer, daß mit der Deutschen Bank in die sächsische Handelsstadt ein Element einzieht, das man dort nicht gern sieht. Die Bank heißt nicht nur zum Unterschied von anderen Banken die Deutsche, sondern bietet thatsächlich in gewissem Sinn eine

Vertörperung des wirthschaftlichen Einheitgedankens, der politisch durch das Deutsche Reich repräsentirt wird. Sie ist in der Zeit der Zwangsgeburt des Reiches ins Leben getreten und mit dem Reich groß geworden. Natürlich liegt mir nichts ferner als der Glaube, den Gründern der Deutschen Bank habe ein hohes allgemeines Ideal vorgezeichnet; sie handelten lediglich aus geschäftlichem Interesse. Aber auch in diesem Falle, wie so oft, förderte der private Egoismus, ohne dieses Ziel vor Augen zu haben, das allgemeine Wohl.

Der in der Deutschen Bank verkörperte Reichskapitalismus ist also durch ihren Einzug in Leipzig plötzlich zu dem sächsischen Finanzpartikularismus in Gegensatz getreten. Dieser sächsische Partikularismus gehört zu den unangenehmsten Erscheinungen im Deutschen Reich. Man darf die Bedeutung des Partikularismus nicht überall als gleich betrachten. Die süddeutsche Eigenbrüdelei hat, obwohl auch sie im Gegensatz zum Reichsgedanken steht, doch eine ganze Menge sympathischer Züge, da gewisse freieitliche Regungen der individualisirenden Volksseele sich in ihr offenbaren. Wir Preußen namentlich fühlen instinktiv, daß der süddeutsche Freiheitdrang sogar bei uns das allzu forsche Streben der Dunkelmänner, namentlich aber die Eigenmächtigkeit der herrschenden Bureauraten immerhin hemmt. Das trifft nicht nur für rein politische und allgemein wirthschaftliche Fragen zu: auch in Sachen der Börsengesetzgebung blicken wir stets hoffnungsvoll auf die süddeutschen Bundesrathsvertreter. Ganz anders aber ist es um den sächsischen Partikularismus bestellt. In Sachsen ist die Reaction fast noch stärker als in Preußen. Dort sind die partikularistischen Anschauungen nicht freiheitlich gefärbt; ihre Schutztruppe bilden vielmehr jene sächsischen Industriebarone und Großbankiers, die den Haß der bedrückten Mittelschichten von sich auf Preußen und Juden abzulenken verstanden haben. Woher der Wind weht, sieht man nur zu deutlich, wenn man einen Blick in die antisemitischen Tagesblätter wirft. Da wird jetzt einstimmig das selbe Lied gesungen: die Leipziger Bank ist von den Juden ruiniert worden. In der Verwaltung saß nun aber merkwürdiger Weise kein einziger Jude. Auch die Verwaltung der Trebergesellschaft ist absolut rassenrein. Thut nichts: der Jude wird verbrannt. Und eine ganz besonders schwere Strafe hat er nach der Meinung aller biederen Sachsen noch gerade deshalb verdient, weil er aus Berlin stammt. Mit bedächtiger Schnelle hat sich in den sächsischen Köpfen die Ansicht festgesetzt, daß der Siegeszug der Deutschen Bank nach Leipzig von langer Hand vorbereitet war und daß man zu diesem Zweck kein Mittel gescheut hat, die Leipziger Bank in die Luft zu sprengen. Fast die gesammte leipziger Presse, mit Ausnahme des sozialdemokratischen und eines unparteiischen Blattes, benutzte die Gelegenheit, um in den höchsten Tönen lokalpatriotischer Phrasen zu schwelgen. Die Frage ist hier: cui bono? Die Antwort darauf ist nicht schwer zu finden. Ein starkes Interesse daran, von dem wirklichen Stande der Dinge die allgemeine Aufmerksamkeit abzulenken, haben, bei Licht besehen, eigentlich nur die Mitglieder des Aufsichtsrathes der Leipziger Bank, die ihre Pflichten gröblich verletzt haben. Diese Leute gehören zu den reichsten leipziger Familien und haben vor Allem einen Ausschlag gebenden Einfluß in der leipziger Stadtverwaltung, so daß man nicht staunen darf, wenn in dieser Körperschaft der Gedanke erörtert wird, mit den Mitteln der Stadt das Institut zu rekonstruiren. Die Idee wäre in jedem Fall ungeheuerlich, denn ihre Durchführung würde einen

breisten Mißbrauch des städtischen Steuerfädels bedeuten. Aber davon abgesehen, wäre sie im vorliegenden Fall um so schwerer zu verurtheilen, als dadurch die an dem Zusammenbruch Schuldigen der Verantwortung entzogen würden. Daß ein solcher Plan überhaupt ernstlich erwogen werden konnte, zeigt, welchen Einfluß das sächsische Patriziethum in Sachsen noch auszuüben vermag. Wenn die Sachsen wirklich so „helle“ wären, wie sie sich einbilden, so müßten sie gerade aus dem Krach der Leipziger Bank mit voller Deutlichkeit erkennen, wie völlig irrefeleitet sie bis jetzt waren und ein wie schwerer Schaden für das Land gerade die in geschäftlichen Dingen hervortretende partikularistische Abgeschlossenheit war. Es ist gleich nach dem Zusammenbruch der Leipziger Bank in *berliner* Blättern hervorgehoben worden, daß die Hypertrophie dieses Institutes in dem *eingetretenen Umfang unmöglich* gewesen wäre ohne die chinesische Mauer, mit der sie der Dünkel der sächsischen Geschäftsleute umgeben hatte. Ich möchte dieser Behauptung in ihrem vollen Umfange nicht zustimmen, gebe aber Denen Recht, die meinen, daß man ein Institut nirgends so aufmerksam zu kontrolliren vermag wie in Berlin, wo die Fäden des gesammten deutschen Finanzwesens zusammenlaufen. Hier kann man die Acceptverpflichtungen übersehen. Hier tauscht der Eine mit dem Anderen seine Meinung aus; und schließlich ist die Börse immer noch das beste Auskunftsbureau, das wir haben. Die Leipziger Bank aber trieb nur Inzucht mit anderen sächsischen Instituten. Sie diskontirte allenfalls wohl auch bei der Reichsbank. Aber das Schwergewicht ihres Kredites ruhte auf der Unterstützung durch die Leiter der Sächsischen Bank und, eigenthümlicher Weise, der sächsischen Lotteriedirektion. Dazu kam dann noch, daß ihr aus der Verwaltung der Vermögen einzelner thüringischen Potentaten und ihres Anhanges reiche Gelder zufließen; nur dadurch wird verständlich, daß man auf die Wechselreiterei zwischen der Trebergesellschaft und der Leipziger Bank nicht viel früher aufmerksam geworden ist. Die Leipziger sollten daher eigentlich froh sein, daß für sie das Unglück wenigstens eine glückliche Seite hat: es sichert ihnen die Verschärfung der öffentlichen Kontrolle über die Wirksamkeit ihrer Bandwelt.

Eine andere Frage ist aber die: Was veranlaßte denn die Deutsche Bank, nach Sachsen zu gehen? Der Plan dazu datirt nicht erst von heute und gestern; die Deutsche Bank geht vielmehr schon seit lange mit der Absicht um, auch in Leipzig eine Filiale zu errichten. Sie war in Sachsen bisher nur in Dresden vertreten, aber auch da nur durch eine ihren Verhältnissen nicht recht angepaßte Depositenkasse. Gerade auf Leipzig war deshalb schon längere Zeit ihr Blick gerichtet, ohne daß der Plan zur Ausführung gelangen konnte. Und zwar aus verschiedenen Gründen. Zunächst gab man vor, keine passende Persönlichkeit zu finden. Das mochte ja auch in der That der Fall gewesen sein, besonders da das angesehenste leipziger Institut, die Allgemeine Deutsche Kreditanstalt, aufs Engste mit der Diskontogesellschaft verkettert ist. In früheren Jahren mag die Deutsche Bank wohl daran gedacht haben, die Leipziger Bank sich anzugliedern. Aber der Mangel an einer geeigneten Persönlichkeit war so schlimm doch wohl nicht. Viel mehr fiel die Abgeschlossenheit der sächsischen Geschäftskreise ins Gewicht. Eigentlich nur ein Institut in Berlin protegirte diese Kreise: die Dresdener Bank, die von je her geschickt verstanden hat, mit den geeignetsten Mitteln ihre sächsische Herkunft auszuspielen. Sie fühlte, daß die Wurzeln ihrer Kraft in ihrem Geburtsort stecken, und

sie nahm darauf gebührende Rücksicht. Zwischen der Deutschen und der Dresdener Bank besteht deshalb auch schon seit Jahren ein heimlicher Krieg hinter den Coulissen.

Allgemein war das Staunen, als die letzte Emission der sächsischen Rente in Folge ihres billigeren Angebotes der Deutschen Bank zufiel. Dadurch wurde die ursprüngliche Sachsengruppe unter Führung der Dresdener Bank und Bleichroeders aus ihrer Monopolstellung verdrängt. Man schrieb Das damals dem Umstand zu, daß die Deutsche Bank von einem gewissen Großmachtdünkel befallen sein sollte, seit sie der Bankier des Deutschen Reiches geworden war. Daß thatsächlich manchmal ein gewisser Größenwahn durch die Direktionbureauz der Deutschen Bank spukt, will ich nicht bestreiten. Im Gegentheil. Er treibt gerade dort recht absonderliche Blüten. Aber gerade die Uebernahme der sächsischen Rente gehört nicht zu ihnen; sie stellt sich dem rückwärts gerichteten Blick keineswegs als eine Laune des Moments, sondern als ein geschickter, klug berechneter Schachzug dar. Es war gewissermaßen eine Kriegserklärung an die Dresdener Bank. Daß inzwischen hinter den Coulissen dieser Krieg weitergeführt worden ist, muß Jeder merken, der in dem jetzt veröffentlichten Bericht der anatolischen Bahnen die Nachricht liest: der Direktor der Dresdener Bank, Herr Konsul Guttman, ist bereits am elften März aus dem Aufsichtsrath geschieden und die Bank hat bisher noch keinen Ersatzmann für ihn gestellt. Nun kam der Fall der Leipziger Bank, der selbstverständlich von der Berliner Bankwelt nicht im Geringsten geahnt, viel weniger geplant gewesen ist, und damit eröffnete sich der Deutschen Bank plötzlich die Aussicht auf einen großen Kundenzufluß; denn ihre Leiter durften sich mit Recht sagen, daß in solchen Zeiten der Kapitalist seine Depots dahin giebt, wo sie am Sichersten sind, nicht aber dahin, wo Unrelichkeiten durch nationale Phrasen gedeckt werden. Trotzdem hätten die Leiter der Deutschen Bank die Ansiedlung in Leipzig vielleicht noch immer nicht gewagt, wenn man hätte annehmen dürfen, die Dresdener Bank könne in die Bresche springen; denn vermuthlich hätten die Leipziger diesem Institut den Vorzug gegeben. Aber wie Jeder, der nicht mit Blindheit geschlagen ist, hat auch die Direktion der Deutschen Bank aus der letzten Bilanz der Dresdener Bank ersehen, wie wenig geeignet gerade diese Bank zu jeglicher Hilfsaktion war. Namentlich haben große Acceptverpflichtungen die Dresdener Bank so festgelegt, daß sie in diesen kritischen Zeiten ihr ganzes Augenmerk darauf richten muß, sich selbst zu halten. Wie richtig solche Kalkulationen waren, bewies ja am Schlagendsten der run auf die Dresdener Bank, der nach dem Krach in Leipzig stattfand, so daß die Bank Millionen von Berlin nach Dresden schicken mußte, um ihre Depositäre zu befriedigen. Nun erwies sich für die Deutsche Bank als großes Glück, daß sie gerade in Sachsen in verhältnißmäßig sehr geringem Maße engagirt war. So zog sie denn als Triumphator in das bis dahin so spröde Leipzig ein und ihre Direktoren umgaben sich flink mit der Gloriole rettender Engel. Freilich waren diese rettenden Engel vom Egoismus nicht frei, denn zur Reise nach Leipzig bewog sie schließlich doch auch nur die Furcht vor einem allgemeinen Zusammenbruch. Ob sie den zu hindern vermögen, ist aber eine offene Frage.



dreisten Mißbrauch des städtischen Steuerfädels bedeuten. Aber davon abgesehen, wäre sie im vorliegenden Fall um so schwerer zu verurtheilen, als dadurch die an dem Zusammenbruch Schuldigen der Verantwortung entzogen würden. Daß ein solcher Plan überhaupt ernstlich erwogen werden konnte, zeigt, welchen Einfluß das städtische Patrizierthum in Sachsen noch auszuüben vermag. Wenn die Sachsen wirklich so „helle“ wären, wie sie sich einbilden, so müßten sie gerade aus dem Krach der Leipziger Bank mit voller Deutlichkeit erkennen, wie völlig irrefeleitet sie bis jetzt waren und ein wie schwerer Schaden für das Land gerade die in geschäftlichen Dingen hervortretende partikularistische Abgeschlossenheit war. Es ist gleich nach dem Zusammenbruch der Leipziger Bank in *berliner* Blättern hervorgehoben worden, daß die Hypertrophie dieses Institutes in dem eingetretenen Umfang *unmöglich* gewesen wäre ohne die chinesische Mauer, mit der sie der Dünkel der sächsischen Geschäftsleute umgeben hatte. Ich möchte dieser Behauptung in ihrem vollen Umfange nicht zustimmen, gebe aber Denen Recht, die meinen, daß man ein Institut nirgends so aufmerksam zu kontrolliren vermag wie in Berlin, wo die Fäden des gesammten deutschen Finanzwesens zusammenlaufen. Hier kann man die Acceptverpflichtungen übersehen. Hier tauscht der Eine mit dem Anderen seine Meinung aus; und schließlich ist die Börse immer noch das beste Auskunftsbureau, das wir haben. Die Leipziger Bank aber trieb nur Inzucht mit anderen sächsischen Instituten. Sie diskontirte allenfalls wohl auch bei der Reichsbank. Aber das Schwergewicht ihres Kredites ruhte auf der Unterstützung durch die Leiter der Sächsischen Bank und, eigenthümlicher Weise, der sächsischen Lotteriedirektion. Dazu kam dann noch, daß ihr aus der Verwaltung der Vermögen einzelner thüringischen Potentaten und ihres Anhangs reiche Gelber zuströmten; nur dadurch wird verständlich, daß man auf die Wechselreiterei zwischen der Trebergesellschaft und der Leipziger Bank nicht viel früher aufmerksam geworden ist. Die Leipziger sollten daher eigentlich froh sein, daß für sie das Unglück wenigstens eine glückliche Seite hat: es sichert ihnen die Verschärfung der öffentlichen Kontrolle über die Wirksamkeit ihrer Bankwelt.

Eine andere Frage ist aber die: Was veranlaßte denn die Deutsche Bank, nach Sachsen zu gehen? Der Plan dazu datirt nicht erst von heute und gestern; die Deutsche Bank geht vielmehr schon seit lange mit der Absicht um, auch in Leipzig eine Filiale zu errichten. Sie war in Sachsen bisher nur in Dresden vertreten, aber auch da nur durch eine ihren Verhältnissen nicht recht angepaßte Depositenkasse. Gerade auf Leipzig war deshalb schon längere Zeit ihr Blick gerichtet, ohne daß der Plan zur Ausführung gelangen konnte. Und zwar aus verschiedenen Gründen. Zunächst gab man vor, keine passende Persönlichkeit zu finden. Das mochte ja auch in der That der Fall gewesen sein, besonders da das angesehenste leipziger Institut, die Allgemeine Deutsche Kreditanstalt, aufs Engste mit der Diskontogesellschaft verkettert ist. In früheren Jahren mag die Deutsche Bank wohl daran gedacht haben, die Leipziger Bank sich anzugliedern. Aber der Mangel an einer geeigneten Persönlichkeit war so schlimm doch wohl nicht. Viel mehr fiel die Abgeschlossenheit der sächsischen Geschäftskreise ins Gewicht. Eigentlich nur ein Institut in Berlin protegirte diese Kreise: die Dresdener Bank, die von je her geschickt verstanden hat, mit den geeignetsten Mitteln ihre sächsische Herkunft auszuspielen. Sie fühlte, daß die Wurzeln ihrer Kraft in ihrem Geburtsort stecken, und

ſie nahm darauf gebührende Rückſicht. Zwischen der Deutſchen und der Dresdener Bank beſteht deſſhalb auch ſchon ſeit Jahren ein heimlicher Krieg hinter den Couliffen.

Allgemein war das Staunen, als die letzte Emission der ſächſiſchen Rente in Folge ihres billigeren Angebotes der Deutſchen Bank zuſiel. Dadurch wurde die urſprüngliche Sachſengruppe unter Führung der Dresdener Bank und Bleichroeders aus ihrer Monopolſtellung verdrängt. Man ſchrieb Das damals dem Umſtand zu, daß die Deutſche Bank von einem gewiſſen Großmachtsünkel befallen ſein ſollte, ſeit ſie der Bankier des Deutſchen Reiches geworden war. Daß thatſächlich manſchmal ein gewiſſer Größenwahn durch die Direktionbureauz der Deutſchen Bank ſpukt, will ich nicht beſtreiten. Im Gegentheil. Er wirkt gerade dort recht abſonderliche Blüthen. Aber gerade die Uebernahme der ſächſiſchen Rente gehört nicht zu ihnen; ſie ſtellt ſich dem rückwärts gerichteten Blick keineswegs als eine Lanne des Moments, ſondern als ein geſchickter, klug berechneter Schachzug dar. Es war gewiſſermaßen eine Kriegserklärung an die Dresdener Bank. Daß inzwiſchen hinter den Couliffen dieſer Krieg weitergeführt worden iſt, muß Jeder merken, der in dem jezt veröffentlichten Bericht der anatoliſchen Bahnen die Nachricht liest: der Direktor der Dresdener Bank, Herr Konſul Guttmann, iſt bereits am elften März aus dem Aufſichtsrath geſchieden und die Bank hat biſher noch keinen Erſatzmann für ihn geſtellt. Nun kam der Fall der Leipziger Bank, der ſelbſtverſtändlich von der berliner Bankwelt nicht im Geringſten geahnt, viel weniger geplant geweſen iſt, und damit eröffnete ſich der Deutſchen Bank plößlich die Ausſicht auf einen großen Kundenzufluß; denn ihre Leiter durften ſich mit Recht ſagen, daß in ſolchen Zeiten der Kapitaliſt ſeine Depots dahin giebt, wo ſie am Sicherſten ſind, nicht aber dahin, wo Unredlichkeiten durch nationale Phraſen gedeckt werden. Troßdem hätten die Leiter der Deutſchen Bank die Anſiedlung in Leipzig vielleicht noch immer nicht gewagt, wenn man hätte annehmen dürfen, die Dresdener Bank könne in die Breſche ſpringen; denn vermuthlich hätten die Leipziger dieſem Inſtitut den Vorzug gegeben. Aber wie Jeder, der nicht mit Blindheit geſchlagen iſt, hat auch die Direktion der Deutſchen Bank aus der letzten Bilanz der Dresdener Bank erſehen, wie wenig geeignet gerade dieſe Bank zu jeglicher Hilfsaktion war. Namentlich haben große Acceptverpflichtungen die Dresdener Bank ſo feſtgelegt, daß ſie in dieſen kritiſchen Zeiten ihr ganzes Augenmerk darauf richten muß, ſich ſelbſt zu halten. Wie richtig ſolche Kalkulationen waren, bewies ja am Schlagendſten der run auf die Dresdener Bank, der nach dem Krach in Leipzig ſtattſand, ſo daß die Bank Millionen von Berlin nach Dresden ſchicken mußte, um ihre Depositäre zu befriedigen. Nun erwies ſich für die Deutſche Bank als großes Glück, daß ſie gerade in Sachſen in verhältnißmäßig ſehr geringem Maße engagirt war. So zog ſie denn als Triumpator in das bis dahin ſo ſpröde Leipzig ein und ihre Direktoren umgaben ſich ſtink mit der Gloriole rettender Engel. Freilich waren dieſe rettenden Engel vom Egoismus nicht frei, denn zur Reiſe nach Leipzig bewog ſie ſchließlich doch auch nur die Furcht vor einem allgemeinen Zusammenbruch. Ob ſie den zu hindern vermögen, iſt aber eine offene Frage.

Plutus.



Notizbuch.

Allerliebste ist und bleibt die Mitternachtspsychologie unserer Zeitungsmacher. Fürst Chlodwig zu Hohenlohe, der die Umsturzvorlage und die Zuchthausvorlage, das Börsengesetz und die Waarenhaussteuer vertreten hat, ohne auch nur einen Augenblick an die Heilkraft dieser legislativen Versuche zu glauben, wird als eine vornehme, wahrhaft adelige Natur für das Parabedbett ausgepußt. Herr von Miquel aber soll, weil er — angeblich — wider seine innerste Ueberzeugung für die Kanalvorlage gesprochen hat, ein schwarzes Scheusal sein. Sehr nett; aber es kam in der selben Woche noch netter. Miquel, so lasen wir, war ein engherziger Fiskalist, der Tag und Nacht nur saun, wie er den armen Steuerzahlern möglichst viel Geld abpressen und den so schmäzlich gewonnenen Schatz zu einem Preußenhort häufen könne. Ein moderner Mensch aber und Alldeutschland ein Wohlthäter ist Herr von Thielen; denn er hat, als er den lästigen Kontrolleur endlich los war, eine von humanstem und modernstem Empfinden zeugende Verfügung erlassen. Der Leser, in dessen Ohr solche Fanfare tönt, horcht auf. Hat der Eisenbahnminister etwa dafür gesorgt, daß in seinem Ressort künftig die Beamten besser bezahlt werden, am Ende gar so gut, daß sie ihre Familien leidlich ernähren können? Oder hat er sich zu dem Geständniß entschlossen, daß die offenbacher Katastrophe durch die Gasbeleuchtung herbeigeführt war, und will er sich energisch bemühen, seinem Betrieb bald die Wohlthat elektrischen Lichtes zu sichern? Ach nein: er hat nur die Geltungdauer der Retourbillets verlängert. Die gelten nun auf fast allen deutschen Staatsbahnen — denn die meisten Bundesstaaten mußten, oft der Noth mehr als eigenem Triebe gehorchend, dem großmüthigen Beispiel der Preußen folgen — fünfundvierzig Tage. Das scheint eine ungeheure Errungenschaft, für die wir dem edlen Herrn von Thielen aus des Herzens Tiefe Dank spenden müssen. In den Parlamenten wird der gute Herr Nicker schon ausgelacht, wenn er in stammelnder Ergriffenheit anhebt: „Ich danke dem Herrn Minister . . .“ In der Presse aber darf man noch immer ungestrast einen Hymnus anstimmen, weil eine Excellenz endlich gethan hat, was sie zu thun längst verpflichtet war. Nach ein paar Jahren erst wird sich zeigen, wie die neue Maßregel auf die preussischen Finanzen wirkt, deren wichtigsten Fonds ja die Eisenbahnüberschüsse liefern; unsinnig aber ist die Behauptung, sie gehöre zu den „Reformen“, die Miquels böser Sinn verhindert habe. Und ganz albern ist der Versuch, diese kleine Verkehrs erleichterung als eine Heldenthat hinzustellen und sich zu geben, als sei das Ressort des Herrn von Thielen nun nicht mehr das rückständigste in den Grenzen des Preußenstaates. Auch jetzt noch bleibt die traurige Thatsache bestehen, daß man in Rußland billiger als in Preußen fährt; und auch jetzt noch muß das Ziel der Wünsche sein: nicht längere Geltungdauer, sondern Beseitigung der Retourbillets. Eine Eisenbahnfahrt ist heutzutage kein Ereigniß mehr. Statt den Kunden zuzumuthen, sechs Wochen lang ein Stückchen Pappe in der Tasche zu tragen, sollte man ihnen die Möglichkeit geben, sich für ein paar tausend Kilometer Fahrscheine zu kaufen, die sie dann nach beliebigen Richtungen und zu beliebiger Zeit benutzen können. Nichts kombinirtes und erst recht nichts kombinirtbares mehr; keine Sommerkarten, keine Rundreise- oder Retourbillets. Das wäre wenigstens eine „Reform“. Und ihre Durchführung wäre eben so einfach wie die Lösung des Räthfels, warum in der Presse immer die Hohenlohe und Thielen ge-

priefen, die Miquel verdammt werden. Ein kluger Minister, der sein Fach versteht, sollte an jedem Morgen bedenken, daß es für ihn keine wichtigere Sorge giebt als die, für seiner Ueberlegenheit Sünde Verzeihung zu finden.

* * *

Als ich diesen Satz geschrieben hatte, las ich in einem berliner Blatt, die That des Herrn von Thielen sei „ein Markstein in Preußens Verkehrsgeschichte“. Wieder einer; und wieder eine „rettende That“, die ein Markstein ist, ganz wie zur Zeit weiland des Handelsvertragsgrafen. Man weiß nicht: soll man mehr den Stil oder die Gesinnung loben? Doch wohl die Gesinnung. Uebrigens geht das Geschäft in Marksteinen gut. Neulich kam der Kronprinz von Bonn nach Düsseldorf, um den Prinzen von Homburg auf den Brettern zu sehen, — und siehe da: durch das Erscheinen des jungen Herrn wurde die Vorstellung zum „Markstein in der Geschichte der deutschen Kunst“. Kein Blumenberg hat dem biederen Schmod diesen Brillanten gestrichen.

* * *

Keiner auch hat mit rauher Hand die Stilblüthen abgeschnitten, die Schmod auf den Wegen der Automobilwettfahrer spritzen ließ. Einzelne Leser fragen zornig, warum hier gegen den Unfug nichts gesagt worden sei. Was denn? Ist's nicht am Besten, dieses traurige Kapitel neudeutscher Kultur nicht erst aufzublätern? Jeder Ernsthafte hat ja den Brechreiz gespürt, als er las, man habe die pariser Müßiggänger und Geschäftsreisenden in deutschen Städten wie Triumphatoren empfangen. Manchmal waren — natürlich — auch die braven Bürgermeister dabei; und in Berlin leistete ein leibhaftiger Minister einen Toast, aus dessen orphischer Weisheit nicht viel mehr als der Satz zu entziffern war, Frankreichs und Deutschlands Industrie hätten gleiche Interessen. Eine werthvolle Entdeckung. Bisher hatten wir nämlich geglaubt, die ganze Sache sei von französischen Automobilfabrikanten arrangirt, um wenigstens in einem Industriezweig Frankreichs Ueberlegenheit zu zeigen. Und da das siegreiche Fahrzeug aus der Fabrik eines Herrn Mors stammt und der Weg der neuen Olympier über Leichen führte, wollte ein Wigbold als Firmamarkte schon die Worte vorschlagen: Mors Imperator. Ein ganz dummer Gedanke. Denn die Wettfahrt hat den Weltfrieden gesichert und die Interessensharmonie der deutschen und der französischen Industrie enthüllt. Also sprach Moeller.

* * *

Zwei Notizen des Herrn Dr. Saenger:

I. Freunde Hermans Grimm werden die ihm von den „großen“ Blättern gewidmeten Nekrologe schal und matt finden. Von herzlicher Ergriffenheit keine Spur. Und von dem Bewußtsein, daß das Leben um eine selbständige Persönlichkeit, um einen geistigen Werth ärmer geworden sei, eing nur ungefähre Vorstellung. Grimm selbst hatte bei Lebzeiten vorahnend empfunden, daß sein Verhältniß zur deutschen Gegenwart, so weit sie jenseits des engen Bezirkes von Rodenbergs Deutscher Rundschau liegt, sich immer mehr lockere. Die letzten zehn Jahre seines Lebens verbrachte er im Gefühl sich steigender Vereinsamung. Um so eigeninniger wurde sein Denken, um so feierlicher wurden Tracht und Haltung, Wort und Weherde. Er wurde ablehnend und gab sich zuletzt keine Mühe mehr, das Getriebe ringsum zu verstehen,

Absonderlichkeiten, die von bewusster Pose nicht fern schienen, stellten sich ein und machten den Verkehr schwer, besonders, wo er auch nur objektives Verstehenwollen demokratischer Zeitströmungen witterte. Ueberhaupt hielt er das Streben nach objektiver Wissenschaftlichkeit — wenn nicht für einen schlechten Witz, so — für einen der Beschränktheit sehr benachbarten Gemüthszustand, war aber trotzdem tief verstimmt, als die preussische Akademie der Wissenschaften ihn, den Erben eines so erlauchten Namens, der Aufnahme unter ihre Unsterblichen für unwürdig befand. Man weiß, auf welches großen Historikers Betreiben. Auch an diesem Verhalten der Spezialisten konnte er den unermesslichen Abstand zwischen seiner dekorativen und der natürl. oder bewußt in der so freud- und leidvollen Wirklichkeit wurzelnden Existenz ermessen; er gab aber bis zuletzt die Hoffnung nicht auf, daß das Werthverhältniß sich doch noch einmal zu Gunsten des ihm so realen schönen Scheines umkehren werde, und wußte sich inzwischen an Blumensträußen hoher und höchster Personen zu beleben, die seinen Rundschaubelehrungen ein dankbares Ohr liehen. Und diese Hoffnung machte ihn auch stark, die sich mehrenden Angriffe auf seine „Forschungen“ zu ertragen. Er wußte, daß man in Fachkreisen ihrer spottete. Für die Leute vom Handwerk, die Maler und Bildhauer, war seine von fernsten Erinnerungen bevölkerte Phantasie meist ein fremdes Gebiet; und den Derberen unter ihnen mochten seine ins Idealische transponirten Stimmungen, die unerfütterliche Weihe und Feierlichkeit seines Sprechtones gar lästig fallen. Nicht weniger energisch lehnten vielfach die Schriftgelehrten seine an subjektiven Deutungen überreichen Interpretationen ab; es war schwer, seine Mißachtung ihrer Statistik wie ihrer Behutsamkeit im Konstruiren von Beziehungen — ihn dankte Das Veere der Phantasie — auf die Dauer zu ertragen. Und das ungezählte Heer dürrer Philologenköpfe, die im Schweiß ihres Angesichts den weiten Acker deutscher Literaturgeschichte bei Wind und Wetter, ohne je menschlicher Laune nachzugeben, unermülich eggen, wie mager gefütterte Säule vor die Pflüge gespannt, die sinnreiche Köpfe wie Scherer gebaut —: nie hat es in die Art dieses Schriftstellers sich einzufühlen vermocht, der aus geistreichen Einfällen und erfrischender Willkür einen poetisch reizvollen Notostil sich geschaffen hatte. Kein großer, kein unerhört reicher, auch kein starker, wohl aber ein eigener Geist, der das Erbe der Größten zu einer Lebensanschauung verarbeitete, die ganz sein, ganz durchtränkt war von hoch gesteigerter Sehnsucht nach dem Schönen, dem Würdigen, dem Erhabenen und sein Bild freihielt von der kläglichen Unbeständigkeit der Leute, die, gezwungen, Andere zu belehren, rathlos nach Quellen suchend herumirren, denen sie von Fall zu Fall Rath und Lehre abborgen. Natürlich ein Epigone, nicht mehr. Herman Grimm wußte Das selbst. Er empfand aber das Wort, wenn es, auf ihn angewendet, ihm begegnete, nicht als Vorwurf oder Verkleinerung — ich bin so glücklich, den persönlichen Beweis dafür in Händen zu haben —, sondern er ertrug es als Bezeichnung einer Mission, die, kleinen Geistern anvertraut, zur Verengerung, statt zur Bereicherung des Lebens führt.

II. Vor den französischen Automobilaristokraten hielt die neue preussische Handelsseceellenz Moeller im berliner „Kaiserhof“ eine Bankettrede, die als Nachtrag zu seinen früheren Bekenntnissen von der Presse mit auffälligem Eifer angekündigt worden war. Es enttäuschte, daß der Minister sich eines fremden Idioms — des Deutschen — bediente; daher sind Mißverständnisse der Berichterstattung nicht ausgeschlossen. So darf man noch immer zweifeln, ob Herr Moeller wirklich gesagt

habe, daß die Vervollkommnung der Automobiltechnik und der Eifer des Automobilsports in Frankreich auf die lebhaftere gallische Phantasie zurückzuführen sei. Lebhafter nämlich als die Phantasie der Engländer, der Deutschen, der Amerikaner. In den offiziellen Berichten fehlt dieser wichtige Passus. Ein preussischer Handelsminister muß eigentlich doch auch wissen, daß alle Wunder der Verkehrs- und Bewegungstechnik, von der Dampfmaschine und dem Dampfproß bis zur Telegraphie, Telephonie und Elektrodynamik, der Phantasietätigkeit des angelsächsischen und germanischen Geistes zu danken sind, muß die Namen Watt, Stephenson, Weber-Gauß, Faraday, Siemens, Edison, die Weltumspanner Morse und Hughes kennen und von den phantastischen Prophezeiungen des fast ausschließlich in Bewegungsvorstellungen denkenden Doctor mirabilis Roger Bacon gehört haben, jenes unglücklichen englischen Wunders aus dem dreizehnten Jahrhundert, der von künstlichen Flug- und Fortbewegungsmaschinen träumte. So wollen wir, nach dem berlinischen Schlagwort, „friedlich sein“ und annehmen, Herr Moeller habe nicht gesagt, was er nach ungläubigen Berichten gesagt haben sollte.

* * *

Herr Professor Edmann wünscht, die folgenden Zeilen gedruckt zu sehen:

„Reidlos reiche ich Herrn van de Belbe die Palme. Denn es ist Keiner, der so ärmlich und reichlich zu schimpfen verstünde wie er. Ein Artikel von mir in der ‚Umschau‘ hat ihn aufgeregt. Es scheint also, meine Ausführungen haben so sehr das Wesentliche der Art van de Belbes getroffen, daß er meint, mit einem Schwall von Schimpfwörtern dagegen auftreten zu müssen. Damit widerlegt man nicht. Ich habe sachlich auf Widersinnigkeiten in der Konstruktion von Holzarchitektur und Möbeln hingewiesen und an einem Schema gezeigt, worin der Nachtheil davon besteht. Herr van de Belbe fordert mich auf, zu zeigen, wo er solche Fehler gemacht habe. Diese Fehler hat er bei der Einrichtung von Keller & Reiner und bei der von Cassirer gemacht. Ich nenne absichtlich nur diese allgemein bekannten und zugänglichen Kunsthandlungen, deren Einrichtungen schon oft für und wider besprochen wurden, da es mir widerstrebt, anderen Besitzern das Vergnügen an Arbeiten van de Belbes zu vermindern. Auch kann dort Jedermann mit Muße studiren, wie die fehlerhaft konstruirten Eichenholzornamente zerrissen sind oder wie sich ein schwer gepolstertes Sofa auf leichten ausgefägten Rankenformen wiegt. Ich werde vielleicht demnächst an anderer Stelle ausführlich diese und andere Schädlichkeiten beleuchten, damit sie nicht, wie es schon vielfach geschieht, der aufblühenden Kunst als wesentliche Merkmale angehängt werden. Weiter heißt es, daß ich mit meinen kritischen Ausführungen Leute abschrecken wolle, die van de Belbes Kunst noch nicht kennen. Nun, anlocken wollte ich wirklich keine. Aber Herr van de Belbe übt schon Jahre lang an meiner Art der Ornamentik unentwegt in den ungewähltesten Ausdrücken Kritik, womit er ebenfalls schwerlich beabsichtigt haben dürfte, mir Freunde zu werben. Wenn man dann den Spieß einmal umbreht, so schreit er gleich: ‚Das gilt nicht!‘ und wendet sich etwas weinerlich ans Publikum, daß es doch sehe, was der böse Edmann dem guten van de Belbe Alles anthut. Dann behauptet er, daß ich ihm mit meinem Artikel einen Hieb von hinten geben wollte und daß er in Folge einer plötzlichen Wendung den Hieb von vorn empfangen habe, der für die rückwärtige Mitte ehört hätte. Daß er dabei etwas die Contenance verloren hat, wie er hinzusetzt, ist

begreiflich. Aber das Alles ist nur seiner lebhaften Phantasie zuzuschreiben; denn der Hieb war öffentlich in einer guten Zeitschrift geführt; also braucht Herr van de Velde nicht für seine Rückseite zu fürchten. Ich wollte ihn nur ein Wenig in die Achillesferse stechen und Das scheint mir recht hübsch gelungen zu sein.

Etto Eckmann."

* * *

Aus dem Brief eines agrarischen Politikers:

„Auch Sie haben in der ‚Zukunft‘ wiederholt die Anschauung vertreten, in Folge der Handelspolitik der neunziger Jahre sei thatsächlich eine volkswirtschaftliche Entwicklung in Deutschland bereits eingetreten, bei der das wirtschaftliche Schwergewicht in der industriellen Waagschale und in der Exportentwicklung zu suchen und zu finden sei. Statistisch erweisbar ist dagegen, daß die an sich vorliegende starke Steigerung des deutschen Außenhandels wesentlich eine Einfuhrsteigerung ist; die relativ geringe Steigerung des Ausfuhrhandels trifft obendrein wesentlich Zwischenhandel, nicht aber Ausfuhr inländischer Arbeitsprodukte. In Summa: die Steigerung des wirklichen Industrie-Exports erreicht nicht annähernd die Relation der Exportsteigerungen früherer Jahrzehnte, auch nicht annähernd das Verhältniß, in dem die industrielle Arbeit überhaupt (also für den Inlandsmarkt) gestiegen ist. Also: wo man als Folge der Vertragspolitik von einem Industrie-Aufschwung spricht, müßte es richtig heißen: Handels-Aufschwung; Das heißt: Zunahme der Einfuhr und des internationalen Zwischenhandels, damit also selbstverständlich in erster Linie der Rheberlei. Da dies Alles beweisbar ist, so fällt natürlich der — auch von Ihnen gelegentlich ausgesprochene — Satz: man müsse, nachdem man durch die bisherige Politik das Reich nun einmal so weit auf dem Weg der industriellen Entwicklung gebrängt habe, jetzt molens volens auf dem selben Wege weiter schreiten, wenn man nicht Unglück über die auf diesen Weg gelockten industriellen Massen bringen wolle. Das scheint mir falsch. Nicht das Wohl und Weh der industriellen Arbeit, sondern lediglich das Interesse der ganz beschränkten Kreise der Schiffsrheder und Zwischenhändler steht in Frage, wenn die künftige Politik wieder zu dem Grundsatz Bismarcks zurückkehrt: in erster Reihe den heimischen Markt, die heimische Arbeit zu schützen.“

* * *

Hat der Kaiser zu Herrn Ballin gesagt, es schade nicht, daß der Generaldirektor der Hamburg-Amerika-Linie Jude sei? Herr Ballin verneint, die Tante Boß bejaht die Frage. Es handelt sich, wie Jeder merken muß, um keine Kleinigkeit. Damit in der Sommerstille der Streit nicht zur Staatsaktion werde, sei hier verkündet: nicht zu Herrn Ballin, sondern zum Admiral Hollmann, der ihm den Generaldirektor vorstellen wollte, hat der Kaiser die den Antisemiten so unangenehmen Worte gesagt.

* * *

Die chinesischen Boxer, so wird uns erzählt, haben sich unter dem Namen „Vereinigung der Landleute“ neu organisiert. Merkwürdig, daß noch kein freimüthiger Redakteur die Uebersetzung nachgeprüft und entdeckt hat, in korrekter Uebersetzung laute der neue Name: Bund der Landwirthe. Daran ließen sich doch dann lohnende Parallelen knüpfen.



Berlin, den 20. Juli 1901.

Unten durch!

Der König von Preußen hat dem Stadtrath und Reichstagsabgeordneten Kauffmann, den Magistrat und Stadtverordnete zu Berlins zweitem Bürgermeister machen wollten, die Bestätigung versagt. Der König von Preußen hat dem berliner Oberbürgermeister Kirschner die erbetene Audienz nicht gewährt. Der König von Preußen hat das Projekt, die Linien zweier der Stadt gehörenden elektrischen Bahnen über die Straße Unter den Linden zu führen, abgelehnt und auf den ihm eingereichten Plan geschrieben: „Drüber weg nicht! Unten durch!“ Das sind die Thatfachen, die vielen unter Hitze und Stoffmangel leidenden Redakteuren Anlaß gaben, von einem zwischen Hof und Reichshauptstadt entstandenen Konflikt zu reden und Schreckbilder kommender Dinge in den Hochsommerdunst zu malen. Herr Kirschner, sagen sie, wird, des langen Haders müde, seiner Würde drückende Bürde abwerfen, Herr Kauffmann mit gewaltig vergrößerter Mehrheit wiedergewählt werden. Der durch schlechte Behandlung gezeugte Groll wird in den Herzen der annoch zahmsten Stadtverordneten den Bürgertroy wecken. Wachsende Macht des demokratischen Geistes. Achtundvierziger Stimmung. Die Vertreter der ersten Kommune Preußens bleiben allen höfischen Veranstaltungen fern und folgen dem Lockruf der Radikalen, zur Erfüllung königlicher Wünsche fortan jede Hilfe zu weigern. Dann wird zur Verwaltung der Stadt Berlin ein Staatskommissar berufen, über dem in purpurner Unerbittlichkeit ein Spreepräfekt thront. Die Versammlung der Stadtverordneten wird aufgelöst. Die Neuwahl bringt den Sozialdemokraten eine ungeheure Verstärkung

und an der Spitze einer dem plutokratischen Wahlrecht abgetrognen Mehrheit zieht Herr Paul Singer ins Rothe Haus ein. Chaos. Noch einmal be- zwingt der Weiße den Rothen Schrecken. Doch: nicht Ross' noch Reifige sichern die steile Höh', wo Fürsten stehn. Auch die Mauern und Schießscharten der Alexandriner-Kaserne können die Liebe des freien Manns nicht ersezen. Mit unwiderstehlicher Kraft erhebt sich das Bürgerthum und schüttelt die Fesseln ab, deren Last ihm so lange den Muth lähmte, und . . .

Und? Wird dann von der Wasserseite her auf das Alte Schloß der Sturmangriff unternommen, den in einem allzu schnell vergessenen Buch Herr von Massow so schön geschildert hat? Werden die Alexander-Grenadiere mit der Spitze der Bajonette dann unbotmäßige Bürger zu Paaren treiben? . . . Jedem, der solche Hundstagsphantasie bis ans Ende denkt, löst das Entsezen sich in herzhaftes Heiterkeit. Die in Berlin herrschende Klasse — den anglo-amerikanischen Ausdruck Caucus und das rheinische Wort Klügel muß man, weil sie als Kränkung empfunden werden, seit Bismarck's anti-berliner Fehde ja wohl vermeiden — hat sich in der Stadtverwaltung das Recht eines privilegierten Standes gewahrt. Die selben Leute, die im Reich und Staat ohne Ermatten rufen, nur ein Fürstentknecht und Volksverrätther könne gegen das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht Bedenken haben, sträuben sich gegen jede Erweiterung des städtischen Stimmrechtes. Zwar sollte man glauben, Gebatter Handschuhmacher und Genosse Fabrikarbeiter könnten eher an der Verwaltung der Stadt mitwirken, die sie bewohnen, deren Interessen sie in gewissem Umfange kennen, deren Verhältnisse sie überschauen, als an der Regierung eines Weltreiches, über die Aufgaben berlinischer Wohnungs-, Schul- und Bodenpolitik eher ein einigermaßen werthvolles Urtheil fällen als über die in Mogador und Kiautschou, in Süderisland und Usambara vom Reich zu erfüllende Pflicht. Da das in Berlin geltende Wahlrecht aber die Fortdauer ihrer Tyrannis verbürgt, findet die freisinnige Partei es eben so unentbehrlich wie die konservative Partei das preußische Wahlssystem, das Bismarck einst das erbärmlichste aller vorhandenen nannte. Natürlich: jede andere Wahlrechtsordnung würde der Partei, der längst keine Anhänger-schaar mehr nachwächst, die Herrschaft über die im Reichstag von fünf Sozialdemokraten vertretene Hauptstadt entreißen. Das weiß der fraktionelle Generalstab ganz genau und scheut deshalb, um sich auf der Machthöhe zu halten, nicht die schönödeste Rechtsweigerung. Und nun sollte er eine Stärkung der sozialdemokratischen Kommunalgewalt herbeisehnen und der eigenen Herrlichkeit den Anbruch der Götterdämmerung

wünschen, — nur, weil den König eine Untergrundbahn besser dünkt als eine Straßenbahn, weil Herr Kirschner im Juli nicht im Schloß antichambrieren durfte und Herr Kauffmann nicht an die Stelle befördert wird, deren Inhaber in kleineren Städten den Titel eines Beigeordneten trägt? Eine Bourgeoise, die solchen Kappalien ihr Klasseninteresse opferte, wäre noch aberwitziger als der Matrose, der über Bord sprang und im Sprunge rief: „Ich sterbe für den General Jackson!“

Die Frage, ob Herr Kirschner im August oder erst später seine Audienz haben wird, mag einstweilen unbeantwortet bleiben. Der zweiten — Untergrund- oder Straßenbahn? — haben Techniker die Antwort zu suchen. Daß zur Bewältigung des berliner Verkehrs die Straße nicht mehr ausreicht und an ein Untergrundbahnnetz ernstlich gedacht werden muß, kann kein waches Auge verkennen; die Liste der Straßenunfälle beweist es täglich. Und was würde an den zahlreichen Tagen, wo die Straße Unter den Linden Stunden lang, einer höfischen oder militärischen Feier wegen, allen Wagen gesperrt ist, aus dem Verkehr? Vielleicht ist das Gelände der Anlage einer Untergrundbahn gerade da, wo der König sie wünscht, nicht günstig; und sicher wäre es besser gewesen, wenn der städtische Plan nicht von einem gekrönten Laien, sondern von einem sachverständigen Techniker kritisiert und verworfen worden wäre. Jedenfalls aber ist auch diese Angelegenheit, in der die meisten Berliner der Ansicht des Königs zustimmen, nicht geeignet, die Gemüther zu erregen. Woher also stammt diese Erregung? In der Bostischen Zeitung, dem Moniteur der Hausbesitzer und Großhändler Berlins, las mans am achten Juliabend: „Die Nichtbestätigung“ — Das ist die neueste Errungenschaft journalistischer Sprachverlüderung — „des zum Bürgermeister erwählten Stadtrathes Kauffmann wird tief schmerzliche Empfindungen in der Bürgerschaft erregen.“ Wirklich? Herr Kauffmann war vorgestern noch kaum dem Namen nach bekannt. Nur Wenige wußten, daß er ein fleißiger Rechtsanwalt ohne große Praxis war, dem saubere Geschäftssitte nachgesagt und der dann in die Stadtverwaltung übernommen wurde. Ein Stadtrath wie andere Stadträthe. Und ein Reichstagsabgeordneter, der in dem kleinen Häuflein Derer hinter Eugen Richter niemals aufgefallen war. Keines neuen Gedankens Ausdruck war je aus dieses Mannes Munde gekommen. Der in der zweiten Lebenshälfte erst in den Kommunaldienst Beförderte hatte nie Gelegenheit gehabt, Weltkenntniß oder gar Verwaltungstalent zu zeigen. Als er nach kurzer Thätigkeit im Magistrat für das Amt des zweiten Bürger-

meisters vorgeschlagen wurde, konnte der nicht fraktionell Gedrillte nur lächeln. Ein lustiger Einfall, an die Spitze der Reichshauptstadt zwei frühere Rechtsanwälte, die Herren Kirschner und Kauffmann, zu stellen. An dem Ausgang der Wahl aber war nicht zu zweifeln. Herr Kauffmann gehört der Freisinnigen Volkspartei an und ist gegen Getreidezölle und — das Wichtigste! — Antisemitismus zu Felde gezogen. Das sicherte ihm die Mehrheit der Stadtverordneten; und dem Magistrat konnte nur daran liegen, keine überragende Persönlichkeit aufnehmen zu müssen. Welche Rolle hätte Herr Kirschner neben einem zweiten Bürgermeister gespielt, der auch nur über die Erfahrung und Leistungsfähigkeit der Herren Maasß oder Meubrink gebot? Der kauffmännische Genius würde das bleiche Gestirn des Oberbürgermeisters nicht verdunkeln. Da war der Mann, den Magistrat und Stadtverordnete brauchten, denn also gefunden, der Kommunal-Hohenlohe, dessen „tabellose Ehrenhaftigkeit“ man, in Ermangelung anderer Vorzüge, in Brusttönen rühmen durfte. Kein Talent, doch ein Charakter. Er wurde gewählt. Gewählt? Das Wort paßt eigentlich nicht. Wie fast alle Errungenschaften der Aera Gneist-Lasster, steht auch die „kommunale Selbstverwaltung“ nur auf geduldigem Papier. Die Provinzialregirungen haben in die Gemeindepolitik recht viel hineinzureden. Und die kommunalen Körperschaften haben kein Wahlrecht, sondern eine Vorschlagspflicht. Sie haben für erledigte Stellen Kandidaten vorzuschlagen, die der König dann nach Belieben ablehnt oder ernennt, ohne seinen Entschluß begründen zu müssen. Die ganze Selbstverwaltung ist, wie die Unabhängigkeit der Richter und das Preußenrecht, in Wort, Schrift und Bild seine Meinung zu sagen, eine hübsche Coullisse, deren Anblick artige Kinder erfreut. Der Mann, der sich nicht secundum ordinem „geführt“ hat, kommt auch im Kommunaldienst nicht auf die höheren Sprossen der Leiter. Der Bürgermeister, gegen den „Etwas vorliegt“, muß auf die Amtskette, den Rothen Adler und den Geheimrathstitel warten. Der Richter, von dem der Bericht des Staatsanwaltes nichts Gutes zu melden weiß, kann als Beisitzer schmornen, bis er grau und stumpf geworden ist. Und der Bürger, der in Wort, Schrift oder Bild eine anstößige Meinung zum Ausdruck bringt, wird eingesperrt. So will es die Ordnung. So ist in Preußen das Recht.

Diesen Zustand kennen wir nicht seit gestern. Und dennoch „tief schmerzliche Erregung“, weil der König von seinem Recht Gebrauch gemacht und den — im guten, faustischen Sinn — dunklen Ehrenmann Gustav Kauffmann nicht zum Bürgermeister ernannt hat? Vielen wird der Glaube an

solche Botschaft fehlen. Deshalb muß dem Entschluß des Königs schnell eine Begründung erfunden werden. Vor zwanzig Jahren, wird uns erzählt, fand ein militärischer Ehrenrath, Herr Kauffmann müsse, weil er für die Freisinnige Partei agitire, aus dem Offiziercorps der Landwehr scheiden. Der Spruch, heißt es weiter, war unbillig; denn warum sollte Herr Reiche nicht Konsistorialrath, Herr Kauffmann nicht Offizier bleiben (und, könnte ein Spaßvogel mit dem selben Recht hinzufügen, Herr Harden nicht fordern, daß der Verein Berliner Presse ihn zum Vorsitzenden kürt)? Einerlei: der Spruch ist gefällt wider ihren Willen, verabschiedete Offiziere sind nicht hoffähig und berliner Bürgermeister müssen hoffähig sein. Aber die Sache ist zwanzig Jahre her; und Tante Boß greint zum Erbarmen: man solle geneigtest doch erwägen, „ob nicht der Zeitablauf die etwaigen Fehler geheilt hat“. „Nichtbestätigung“, „etwaig“, „geheilte Fehler“: der Stil ist die Partei. Doch diese ganze Geschichtenträgererei verdient keine Beachtung. Der König hat das Recht, ohne Angabe von Gründen den Vorschlag des Magistrats abzulehnen oder anzunehmen. Diesmal hat er ihn abgelehnt. Basta. Alles Uebrige ist Geträtisch und soll die „tief schmerzliche Erregung“ erst schaffen, die der Blick des ruhigen Betrachters einstweilen vergebens sucht. Die Kommunaltyrannen haben den Wunsch, sich wieder einmal als Märtyrer freien Mannesmuthes zu verummnen. Den Wunsch und das drängende Bedürfniß. Ihre Leistung hat sich, wie die jeder abgeschlossenen, durch Inzucht entstandenen und inzüchtig fortzeugenden Raste, gemindert, die Zahl der winselnd hingegenommenen Schläge hat sich gemehrt. Da wird es denn höchste Zeit, das alte Fortschrittsbanner aus dem Futteral zu holen. Weht das „sturmerprobte Banner“ wieder im Wind, dann wird leicht vergessen, daß die hauptstädtische Gemeindeverwaltung seit Jahren keinen schöpferischen Gedanken hervorgebracht und an Byzantinismus die Hyperkonservativen überboten hat, und die süßen Quiritenstimmen fallen wieder den Wackeren zu, die auf offenem Markt im Kampf für die Freiheit empfangene Wunden entblößen. . . Es ist ein Jammer, daß dem Fähnlein der Impotenten immer wieder die Möglichkeit solchen Gaukelspieles gegeben wird.

Das im Treibhaus des neuen Reiches rasch aufblühende Hauptstadtwesen war mühelos zu verwalten, ohne Aufwand von Geist und Schöpferkraft. Der Wohlstand der Bevölkerung wuchs, ganze Stadtviertel erstanden, in modischem Prunkstil, aus dürrer Ackerboden: da war es, besonders vor Fremden, bequem, der Stadtväter Wirken in den Himmel zu heben und ihrer Weisheit Hymnen zu singen. Und Forckenbeck war wenigstens die

Fassade einer Persönlichkeit; er hatte, als Edelmann, Günstling des Kronprinzen und Reichstagspräsident, in größeren Verhältnissen gelebt und den Blick über das Weichbild Berlins hinausgeschickt. Er war auch zu anständig, um das Interesse der Stadt fraktionellem Vortheil zu opfern. Auch er aber war dem Gewimmel der Kleinen schon zu groß gewesen. Als er starb, wurde der Nachfolger nicht, wie man erwarten durfte, unter den Industriellen, den Großkaufleuten oder Technikern, den Exponenten moderner Stadtweesenentwicklung gesucht, sondern unter den Juristen, die jede kluge Kommune, wie ein gebranntes Kind das Feuer scheuen sollte. Die Namen der Erwählten: Zelle und Kirschner, Brinkmann und Kauffmann. Juristische Vorbildung bis ins reife Mannesalter und Bekenntniß zum Dogma der Freisinnigen Volkspartei: also doppelte Versteinering. Die Folgen blieben nicht aus; kein Kleinstaat hat heute eine so bureaukratisch rückständige Verwaltung wie die Stadt Berlin. Nur die Straßenreinigung wahrt noch den Ruhm der Mustergemeinde. Während man sich fast überall mit den neuen Problemen der Kommunalpolitik plagt, geschieht in Berlin, wo Geldmittel in Fülle vorhanden sind, nichts, nicht das Allgeringste. Wozu auch? Die Gemeinde ist reich, der Steuerzuschlag niedriger als in viel kleineren Städten und die Rechtsanwälte Kirschner und Kauffmann werden sich mit den Kollegen Cassel und Sachs leicht stets über den Weg einigen, den zu wandeln dem Bürger frommt. Allzu scharfe Kritik brauchen sie nicht zu fürchten, denn sie haben alle wichtigen Blätter von Partei wegen für sich. Die Unterbeamten mögen hungern, die Schulen verfallen, selbst der Hundetrah der Alltagsgeschäfte mag immer säumiger werden: Die freisinnige Presse wird das freisinnige Stadtre Regiment loben; sie lobt ja auch das Waarenhaus Tieck, so lange es Inzeratenseiten mietet. Der Zustand ist längst zum Skandal geworden. Kein Vernünftiger muthet berliner Stadtverordneten und Terrainspekulanten zu, dem König die Ernennung konservativer Agrarier zu empfehlen; was verlangt werden muß, ist nur, daß sie mindestens die Besten ihrer Klasse mitrathen und mitwirken lassen und die wichtigsten Stellen nicht an die Fischbeck, Kauffmann, Eichhoff und Konsorten vergeben. Ein Gemeindevürdenträger mag Stubenrauch, Goldberger, Kocjick oder Freese heißen, Freikonservativer, Nationalliberaler, Wildliberaler oder Bodenreformer sein: willkommen, wenn er was kann. Schon meldet sich Niemand mehr für eine in Berlin frei werdenden Posten, und wäre es der eines Bürgermeisters; des Werbens Mühe, man weiß es voraus, bliebe ja doch unbelohnt. Und droht irgendwo

einmal der Groll darüber zu erwachen, daß die hauptstädtische Gemeindeverwaltung zum Asyl für obdachlos gewordene Mitglieder der Freisinnigen Volkspartei umgewandelt werden soll, dann wird er mit dem Geschrei beschwichtigt: Wir sind der Freiheit tapfere, aus tausend Wunden blutende Kämpfer! Und das Banner wird, das „sturmerprobe“, so heftig geschwenkt, daß man das Klauschen der schweren Seide im ganzen Holzpapierwalde hört.

Wunderlich, daß der Angststuf der sieben Helden auch im Alten Schloß Glauben findet. Der König liebt die im Rothen Haus Regirenden offenbar nicht. Er hat Herrn Kirchner auf eine Toggenburgprobe gestellt, Herrn Brinkmann in der Puppenallee einen Nekrolog gesprochen, der nicht nach Trauer klang, und Herrn Kauffmann nun in die Niederung der Stadträthe heimgeschickt. Er wittert Etwas wie Rebellentrog hinter der Maske radikaler Wieder männlichkeit. Könnte der preussische Ministerpräsident, über dessen Stellung zum Fall Kauffmann jetzt so viel gefabelt wird, dieses Irrthums Binde nicht lösen? Also müßte er zu dem Monarchen sprechen: Jedem, den Eurer Majestät Diese empfehlen, sei jedes Gemeindeamt gnädig gegönnt, denn Jeder wird Alles thun, was irgend verlangt werden könnte: reisende Königinnen und heimkehrende Weltmarschälle submissiv begrüßen, zur Bäckerjungensstunde im Spalier stehen und andächtig Kasernenweihreden lauschen. Diese Leute sind viel besser als ihr Ruf. Sie müssen, um ihre Herrschaft zu retten, den Sozialismus bekämpfen und sind, weil sie keinen Nachwuchs, in der Masse keine Wurzel mehr haben, auf uns angewiesen. Damit ihnen nicht der Rest der Kundschaft entlaufe, schlagen sie von Zeit zu Zeit noch die Viriltoga um den fett gefütterten Leib. Doch lassen sie sich geduldig prügeln und nehmen sogar Fußtritte hin. Sie sind eben „unten durch“ und müssen sich strebend deshalb nach oben bemühen.



Medizinische Pfaffen.

En den Zeitungen las ich, in Verbindung mit dem Reichsgesundheitsamt solle eine amtliche Centralstelle für Prüfung neuer Medicamente und Heilmittel errichtet werden. Die Sache ist geschickt inszenirt worden. Auf der letzten Naturforscherversammlung in Aachen wurde ausführlich über die Gefahren debattirt, die der Medizin und dem Publikum aus dem voreiligen Vertrieb ungeprüfter neuer Mittel entstehen, und zunächst die Einsetzung einer Commission beschloffen. Diese genügt, wie zu erwarten war, den Anforderungen nicht; nun soll ein neues Reichsamt geschaffen werden.

Daß Mißstände der angegebenen Art vorliegen, kann nicht bezweifelt werden. Doch ist es mindestens problematisch, ob der zur Beseitigung des Uebels vorgeschlagene Weg nicht schlimmer ist als das Uebel selbst und ob man nicht auf einfacherem Wege mehr erreichen könnte.

Heute werden die neuen Medicamente in den Universitätskliniken, den Krankenhäusern und in der ärztlichen Praxis geprüft. Künftig sollen nur die „führenden Geister“ zu dieser Prüfung befugt sein. Daß man zu den führenden Geistern die praktischen Aerzte nicht rechnet, konnte man aus jedem Satz der Referate und Debatten herausfühlen.

Die heutigen Mißstände — die Abgabe flüchtiger Gutachten und die Annahme von Honoraren für die Prüfung der neuen Medicamente — sind aber, wie jeder Eingeweihte weiß, keineswegs nur den praktischen Aerzten zur Last zu legen. *Iliacos intra muros peccatur et extra.* Auch muß betont werden, daß die Annahme von Honoraren für die wirkliche, mühevolle Prüfung von neuen Mitteln nicht unehrenhaft ist. Jede Arbeit ist ihres Lohnes werth. Verwerflich wird die Sache erst, wenn sie gewerbsmäßig und leichtfertig betrieben wird. Wer hinter die Coulissen sieht, wird Menschlichkeiten an den verschiedensten Stellen finden. Doch muß zur Ehre des ganzen Standes festgestellt werden, daß die Zahl Derer, die vielleicht in dieser Hinsicht ein Vorwurf treffen könnte, sehr klein ist.

Irthümer und Voreingenommenheiten kommen von der modernen Publikationwuth, weil man unfertige Arbeiten als vorläufige Mittheilungen hinauswirft und einander mit möglichst „aktuellen“ Veröffentlichungen zu überbieten sucht. Der Ruhm, ein „exakter“ Forscher in der Heilkunst zu werden, ist zu verlockend und dabei billig genug. Um ihn zu erlangen, braucht man nur zwei bis zwanzig Kaninchen, das Stück zu einer oder anderthalb Mark. Sausst das Kaninchen, dem man das neue Mittel eingespritzt hat, wie verrückt im Lokal herum, so ist es ein erregendes Mittel, ein Excitans. Legt es sich wehmüthig auf die Seite und verscheidet still und traurig, so ist es ein beruhigendes Mittel, ein Nervinum, Narcoticum oder Hypnoticum.

Zittert es und fühlt sich kalt an, so ist es ein fieberwidriges Mittel, ein Antipyreticum u. s. w. Nun bestimmt man, wie viele Milligramm „Heilmittel“ pro Kilogramm Kaninchen diese Wirkung haben, sieht sich, um alle Gerechtigkeit zu erfüllen, noch Niere, Leber, Herz und Blut an, — und die „bahnbrechende“ Arbeit ist fertig. Wenn das Kaninchen reden könnte! . . . Aber so wenig der Mensch ein Reagensglas ist, wie Volkmann einst sehr treffend sagte, eben so wenig ist er ein Kaninchen.

Da an der Prüfung der neuen Mittel die Universitätskliniken und die großen Krankenhäuser bisher zunächst betheiligt waren, so sind sie es natürlich auch an den vorgekommenen Irrthümern. Einige naheliegende Beispiele liefern uns den Beweis. Ich will die große theoretische Bedeutung des Tuberkulins nicht antasten. Trotzdem dieses Mittel aus dem Reichsgesundheitsamt selbst hervorging — Koch war dort damals Direktor —, ist es ganz ungeprüft in die Praxis hinausgeschleudert worden. Ein anderes Beispiel bietet die Verwendung der Schilddrüsenpräparate. Die erste Anregung kam aus einer staatlichen Irrenanstalt, der Gedanke wurde dann, zunächst zur Behandlung des Kropfes, in der tübingen chirurgischen Klinik ausgebaut. Die anfängliche Begeisterung ist rasch abgeklaut, man hat die ungünstigen Wirkungen auf das Herz und andere Organe erkannt und heute ist die ganze Sache verlassen, wenn auch einige interessante Beobachtungen geblieben sind. Auch hier hat also das Ausgehen von einem hochangesehenen staatlichen Institut vor Rückschlägen und Irrthümern nicht geschützt.

Nicht anders ging es mit der Kokainisirung des Rückenmarkes; hier hatte die chirurgische Klinik in Greifswald angefangen. Es ist gewiß eine interessante Erfahrung, daß man durch Einspritzung von Kokain in den Lendenheil des Rückgratkanals die Beine gefühllos machen kann. Das Verfahren hat sich aber als so gefährlich herausgestellt, daß der Urheber es selbst auf dem letzten Chirurgenkongreß als unzulässig verwarf. Ob ein Centralinstitut Das herausgefunden hätte, was man auf der greifswalder chirurgischen Klinik erst nach der Veröffentlichung erkannt hat? Nicht minder unwahrscheinlich ist, daß diese Centralstelle die auch in Reichstag und Abgeordnetenhaus besprochenen Krebsimpfungen, die Versuche mit Syphilisserum, die ekelhaften Versuche an Harnruhrkranken verhindert hätte. Sie sind sämmtlich in großen staatlichen Anstalten gemacht worden. Ob diese sich dem Centralinstitut unterwerfen werden? Ob das Centralinstitut keimende neue Gedanken richtig erkennen und bewerthen wird? Lange vor der Entdeckung der Antiseptis durch den Engländer Lister hat der deutsche Professor Semmelweis in Prag die Thatsache verfochten und bewiesen, daß das Kindbettfieber durch Ansteckung von außen entstehe und durch peinlichste Reinlichkeit verhütet werden könne, eben so wie die accidentellen Wundkrankheiten. Er hat

bei seinen Kollegen nur Hohn gefunden und ist im Irrenhause gestorben. Hätten seine Kollegen damals die Lehre von Semmelweis in eine Lücke ihrer starren Meinungen eindringen lassen, so hätten wir die Antisepsis, die größte Entdeckung der praktischen Medizin im letzten Jahrhundert, nicht erst aus England erhalten, wir hätten uns nicht durch die giftigen Ströme von Karbolsäure und Sublimat hindurchbringen müssen zur heutigen Methode, der Behandlung der Wunden mit größter Reinlichkeit ohne antiseptische Mittel, zur Asepsis (deren erster Vertreter in Deutschland der frühere Privatdozent, jetzige oldenburgische Sanitätstath Neuber in Kiel war).

Irthümer sind das Schicksal jeder Wissenschaft; auch eine Centralstelle kann sie nicht verhüten, die Fluth der neuen Erscheinungen in der Krankenbehandlung nicht übersehen; Eins aber wird sie mit Sicherheit herbeiführen: sie wird die ärztliche Wissenschaft vollends monopolisiren, also brachlegen.

In den siebenziger und achtziger Jahren, die man hier und da als die „klassische“ Periode der deutschen Medizin bezeichnet, mögen die Universitätskliniken die Geburtsstätten neuer Heilmethoden gewesen sein, in der Zeit der Traube und Frerichs, der Billroth, Langenbeck, Thiersch, Esmarch, Volkmann, Schröder, eines Virchow, Ludwig und anderer Meister. Damals hatten die Professoren unbestritten die Leitung, sie waren die „führenden Geister“. Ob sie es heute noch sind, mag man füglich bezweifeln. Koch war ein einfacher praktischer Arzt in der Provinz Posen, als er seine berühmte Arbeit über die Wundkrankheiten — die Einleitung der heutigen bakteriologischen Aera — veröffentlichte. Charakteristisch ist, daß Koch, um ungestört weiter forschen zu können, seine Professur an der berliner Universität und seine Direktorstelle am Reichsgesundheitsamt niederlegte. Behring war Militärarzt, als er die Serumtherapie begründete. Die Infiltration-Anästhesie, die örtliche Schmerzstillung durch Einspritzung fast ungiftiger Substanzen, rührt von dem berliner praktischen Arzt Schleich her. Die operative Behandlung der Kurzsichtigkeit durch Entfernung der Linse wurde von dem pilsener Augenarzt Fakala eingeführt. Die wiener medizinische Fakultät soll ihm wegen mangelnder Kenntnisse die Niederlassung als Privatdozenten versagt haben. Die operative Behandlung der Leber- und Gallensteinkrankheiten ist von dem praktischen Arzt Rehr in Halberstadt auf ihren heutigen Stand gebracht worden. Die Behandlung der tuberkulösen Gelenkerkrankungen mit Jodoformeingspritzungen stammt von dem barmherzigen Arzte Heußner. Die meiste Förderung im theoretischen und praktischen Kampf gegen Hautkrankheiten verdanken wir dem praktischen Arzt Unna in Hamburg. Die heutige Tuberkulosetherapie — die Freiluftbehandlung — ist von dem praktischen Arzt Brehmer eingeführt worden. Wir sind heute über ihn kaum hinausgekommen. Daß die praktische Medizin auch den Laien eine Reihe

fruchtbarer Anregungen zu danken hat, ist bekannt. Der Massage haben die Laien Mezger und Thure Brandt die Bahn gebrochen. Die gymnastische Behandlung mit Maschinen hat Gustav Zandter erfunden. Die Orthopädie hat von Hefling neue Gedanken erhalten. Die Behandlung mit Wasser und Diät hat wichtige Anregungen von Laien empfangen. Nur zögernd fängt man in den letzten Jahren an, diesen Heilfaktoren einen Platz auf den Universitäten einzuräumen; und wie man hört, kam die Anregung nicht aus dem Schoß der Fakultäten. Daß auch den Universitätsprofessoren ihr Theil an der Fortentwicklung der Heilkunst zukommt, sei nicht bestritten. Aber es muß einmal öffentlich festgestellt werden, daß der Kunst, Kranke zu heilen, auch aus anderen Quellen Kräfte zufließen und daß es ein schwerer Fehler sein würde, diese Quellen zu verschütten oder zu verstopfen.

Die Hauptursache der heutigen unerfreulichen Zustände ist die Einseitigkeit gewisser Gruppen, das emsige Bestreben, „Schulen“ zu bilden und die heranwachsende Jugend in bestimmte wissenschaftliche und Interessentkreise zu bannen. Das wirksamste Mittel, diese Auslese zu vollziehen, sind heute die wissenschaftlichen Kongresse. Es gehört ein naiver Kinder Glaube dazu, anzunehmen, daß die Fortschritte der Wissenschaft sich an Kongresse knüpfen. Diese Kongresse sind vorbereitete Paraden, wo man Heerschau hält über sein Gefolge, sich selbst in die richtige Beleuchtung setzt und dem Gegner ein Bein stellt. Der Mann mit eigenen neuen Ideen spielt da meist eine traurige Rolle: man läßt ihn schadenfroh nach allen Regeln der Bühnentechnik abfallen. So ist Schleiß lokale Anästhesie auf dem Chirurgenkongreß durchgefallen. Heute ist es ein Kunstfehler, sie nicht bei geeigneten Fällen anzuwenden. Die Fortschritte der Wissenschaft sind heute, wie einst, wo es keine Kongresse gab, an die Studirstube, an den Experimentirtisch, an die nüchterne Beobachtung der Vorgänge in der Natur und im täglichen Leben gebunden. Hier bohrt sich der Einsame, oft in bewusstem Gegensatz zur Schulmeinung, in seinen Gegenstand ein und gewinnt neue „führende“ Gedanken. Solche einsame Menschen, solche Führer läßt die heutige Organisation der Wissenschaft immer weniger zu; die Masse haßt den Einsamen.

Die Centralstelle, die als eine Abtheilung im Reichsgesundheitsamt gedacht ist, wird an den bestehenden Uebelständen wenig ändern; sie wird das Genie unterdrücken und die Mittelmäßigkeit stützen. Sie wird eine weitere Stärkung des an sich schon übermächtigen Professorenthumes werden und den Stand der Aerzte, der sozial schon übel genug daran ist, auch noch wissenschaftlich proletarisiren. Nicht nur im Namen der praktischen Aerzte muß dagegen protestirt werden, sondern im Namen des Publikums, das doch auch einigermaßen dabei interessiert ist. Man klagt heute Kurpfuscher wegen fahrlässiger Gesundheitschädigung oder Tödtung an und bestraft sie mit Geld-

strafen und Gefängniß. Man lehre den Spieß auch einmal nach der anderen Seite. Wenn erst der Direktor einer chemischen Fabrik und etliche Aerzte ein paar Wochen gefessen haben, werden ungeprüfte Heilmittel sich nicht mehr so leicht hervordrängen, der fleißige, ehrliche Forscher wird aufathmen und die medizinische Wissenschaft kann sich frei, ohne bureaukratische Strüden und Fesseln, weiter entwickeln. Das Können unserer praktizirenden Aerzte ist auf dem Gebiet der inneren Medizin Jahrzehnte lang durch ein blindes idealistisches Vertrauen in Das, was man auf den Universitäten „lernt“, gelähmt worden. Das Vordringen der Laien in die praktische Medizin, das Aufkommen des Kurpfuschertumes, die wirtschaftliche Schädigung des Arztstandes sind allein darauf zurückzuführen, daß das Publikum allmählich früher aufstand als seine Doktoren und von den Müttern, die bei Erkältungen ihre Kinder mit bestem Erfolg „packten“ und „wickelten“, die Ueberzeugung in immer weitere Kreise hineinschlüpfte: die Kunst des Kurirens sei kein undurchdringliches Geheimniß. Ganz außerordentliche Anstrengungen und Leistungen werden erforderlich sein, um die einst innegehabte, jetzt verlorene Position zurückzuerobern. Noch glaubt man, durch ausgiebige Verkennung und Verwehmung Selbständiger sich um die beschämende Einsicht in die Größe der eigenen Unterlassungen herumdrücken zu können. Möchte wenigstens die eine Erkenntniß bei Zeiten tagen: daß keine Wissenschaft so wenig wie die Medizin zum Erlaß eines Syllabus und zur Aufrichtung einer Orthodoxie geeignet ist. Die Einsetzung medizinischer Pfaffen und Konsistorien: Das wäre wirklich der letzte, der entscheidende Fehler, der noch zu machen ist.

Mannheim.

Dr. Robert Hessen.



Lenzstimmen.

Im Garten, hinter dem Fenster meines Zimmers, hüpfen auf den nackten Nestern der Akazie Sperlinge und plaudern lebhaft. Auf dem Giebel des Nachbarhauses sitzt eine ehrwürdige Krähe und nickt, auf das Geplauder der grauen Vögelchen hinhorchend, ernst mit dem Kopfe. Die warme, ganz mit Sonnenwärme durchtränkte Luft trägt jeden Ton mir ins Zimmer. Ich höre die eilige und nicht laute Stimme des Vaches, höre das leise Raufchen der Nester, verstehe, wovon die Tauben auf meinem Fensterbrett gurren, und mit der Luft strömt mir die Musik des Frühlings in die Seele.

„Tschil tschiril!“ sagt ein alter Sperling zu seinen Freunden, „nun haben wir wieder den Frühling abgewartet . . . Nicht wahr? Tschil tschiril!“

„In der Tha—at, in der Tha—at“, erwidert mit grazids ausgestrecktem Hals die Krähe.

Ich kenne sie nur allzu gut. Sie ist ein vorfichtiger Vogel und drückt sich stets kurz und nie anders als zustimmend aus. Von Natur aus ist sie dumm, dabei, wie fast alle Krähen, furchtsam. Aber sie nimmt in der Gesellschaft eine hervorragende Stellung ein und veranstaltet jeden Winter irgend etwas Wohlthätiges für arme Dohlen und alte Tauben.

Ich kenne auch den Sperling. Wenn er von außen auch leichtfertig und sogar liberal scheint: im Grunde versteht er sich auf seinen Vortheil. Er umhüpft die Krähe mit scheinbarer Ehrerbietung, weiß im Innern aber ganz genau, was sie werth ist, und ist stets bereit, zweihundert pikante Geschichten von ihr zu erzählen.

Auf dem Fensterbrett sitzt ein junger, stutzerhafter Tauber, der mit heißen Worten sein schlechtes Täubchen zu überreden sucht.

„Ich werde sterren—ben, ich werde vor Enttäuschung sterren—ben, wenn Du meine Liebe nicht theilen willst!“

„Wissen Sie, Gnädigste, die Zeisige sind schon angekommen“, erzählt inzwischen der Sperling.

„In der Tha—at?“

„Sie sind angekommen und lärmen, flattern, zwitschern . . . Entsetzlich unruhige Vögel . . . Und die Meisen sind mit ihnen gekommen . . . wie immer. Gestern, wissen Sie, fragte ich Spafes halber Einen von ihnen: ‚Nun, mein Lieber, seid Ihr schon ausgeflogen?‘ Der hat mir frech geantwortet . . . Diese Vögel haben gar keine Achtung vor dem Rang, dem Ansehen und der gesellschaftlichen Stellung, die man einnimmt . . . Ich, der Hoffperling . . .“

In diesem Augenblick trat ganz unerwartet ein junger Rabe hinter der Esse hervor und berichtete mit halber Stimme: „Nach der Vorschrift lausche ich aufmerksam den Gesprächen aller Wesen, die Luft, Wasser, Erde und das Innerste der Erde bewohnen, und achte sorgsam auf ihr Benehmen; anjeko habe ich die Ehre, zu melden, daß die erwähnten Zeisige laut vom Benz zwitschern und auf eine baldige Wiedergeburt der ganzen Natur zu hoffen wagen.“

„Tschit tschirit!“ rief der Sperling, der unruhig den Angeber beobachtete. Die Krähe nickte wohlmeinend mit dem Kopf.

„Der Frühling kommt nicht zum ersten Mal“, sagte der alte Spaz. „Und was die Wiedergeburt der Natur angeht, so ist's uns natürlich ange-nehm . . ., wenn es mit höherer Erlaubniß geschieht.“

„In der Tha—at“, sagte die Krähe und sah den Redner wohlwollend an.

„Noch muß ich hinzufügen“, fuhr der Rabe fort: „Besagte Zeisige haben mit Unwillen vermerkt, daß die Quellen, aus denen sie ihren Durst löschen, trüb sind. So behaupten sie wenigstens. Ja, einige unter ihnen wagen sogar, von Freiheit zu reden . . .“

„Ach, so sind sie stets“, rief der alte Sperling aus; „kommt bei ihnen von der Jugend und ist ganz ungefährlich. Ich war auch jung und habe auch von . . . na, von ihr geträumt. Selbstverständlich in bescheidener Weise . . . Aber später . . . wars damit bald vorbei; es kam eine andere ‚sie‘, he—he—he, und, wissen Sie, eine angenehmere und für den Sperling nöthigere ‚sie‘ . . . he—he!“

„E—hm!“ Plötzlich ertönte ein eindringliches Mühspernen.

Auf den Zweigen der Linde erschien der Wirkliche Geheime Staatsrath Gimpel; er begrüßte die Vögel huldvoll und schnarrte sie an: „Aeh . . . benecken Sie nicht, meine Herren, daß es in der Luft nach Etwas riecht, äh? . . .“

„Frühlingsluft, Euer Excellenz“, antwortete der Sperling.

Und die Krähe bog schmachkend den Kopf zur Seite und krächzte so zärtlich, wie ein Schaf blökt.

„Ja . . . gestern beim Skat sagte mir der erbliche Ehrenbürger Uhu das Selbe . . . Es riecht nach Etwas in der Luft, sagte er; und ich erwiderte: Werdens schon ausspüren, werdens schon untersuchen. Vernünftig, was?“

„Zu Befehl, Excellenz, sehr vernünftig“; der alte Spaz stimmte ihm natürlich ehrerbietig bei. „Man muß nur abwarten. Ein vorsichtiger Vogel wartet stets.“

Auf das schneefreie Fleckchen des Gartens flog vom Himmel eine Lerche herab und begann, vor sich hinmurmeln, auf und ab zu laufen:

„Und mit seinem holden Lächeln löscht der Tag die Himmelssterne . . . Es erblaßt und es erzittert und wie Schnee vor Sonnenstrahlen schmilzt dahin die Finsterniß. Ach wie leicht und ach wie süß athmet dann das Herz im Busen, hoffend auf der Sonne Aufgang, Morgenröthe, — auf den Tag voll Licht und Freiheit.“

„Was ist Das für ein Vogel?“ fragte der Gimpel, während er ein Auge zukniff.

„Eine Lerche, Euer Excellenz“, antwortete streng der Rabe hinter der Esse hervor.

„Ein Dichter, Euer Excellenz“, fügte höflich der Sperling hinzu.

Der Gimpel blickte den Dichter von der Seite an und schnarrte: „Ach, hm . . . wie grau . . . so'n Ruder! Er sagte doch was in Bezug auf die Sonne und die Freiheit, nicht wahr?“

„Zu Befehl!“ rief der Rabe. „Er heßt die jungen Vögel auf und vergiftet ihre Herzen mit unerfüllbaren Hoffnungen.“

„Höchst tabelnswerth und . . . dumm.“

„Sehr richtig, Excellenz“, meinte der alte Sperling; „ganz dumm. Die Freiheit ist etwas Unbestimmtes, so zu sagen Etwas, Das man bei allem Bemühen doch nicht erfassen kann.“

„Doch wenn ich nicht irre, haben Sie selbst sich zu ihr bekannt?“

„In der Tha—at, in der Tha—at“, rief plötzlich die Krähe.

Der Sperling wurde verwirrt. „Wirklich, Euer Excellenz: einst bekannte ich mich zu ihr; aber ich kann mildernde Umstände für mich geltend machen.“

„Wie meinen Sie Das?“

„Nach dem Mittagbrot, Excellenz, unter dem Einfluß — Das heißt: unter dem Druck — von Weindämpfen . . . und ich bekannte mich nur mit Einschränkung zu ihr, Excellenz!“

„Wie meinen Sie Das?“

„Ich sagte leise: ‚Es lebe die Freiheit‘, fügte aber sofort laut hinzu: ‚Innerhalb der gesetzlichen Grenzen!‘“

Der Gimpel blickte den Raben an.

„So ist es, Excellenz“, erwiderte der Rabe.

„Als Hoffperling kann ich mir keine ernsthafte Beschäftigung mit der Frage der Freiheit gestatten, schon weil diese Frage nicht zu den in das Ressort schlagenden gehört, in dem beschäftigt zu sein ich die Ehre habe.“

„In der Tha—at“, krächzte die Krähe. Ihr ist es ja ganz gleich, was sie befaßt. Auf der Straße flossen aber die Bächlein und sangen leise das Lied vom Strom, in den sie einst am Ende ihres Weges sich ergießen werden, und von ihrer Zukunft: „Die schnellen Wogen nehmen uns auf und tragen uns hin dann zum Meer. Und wieder zum Himmel erheben uns Strahlen der glühenden Sonne. Vom Himmel dann fallen zur Erde wir nieder als kühlender Thau in der Nacht, als Schneeflocken oder als Regen.“

Die Sonne, die herrliche Frühlingssonne lächelt am klaren Himmel mit dem Lächeln eines von Schaffenslust glühenden Gottes. In einem Winkel des Gartens, auf den Zweigen der alten Linde, sitzt ein Flug Zeisige; und einer von ihnen singt begeistert seinen Freunden ein von ihm irgendwo gehörtes Lied, das Lied vom Sturmvogel:

Uebem schaumbedeckten Meere sammeln sich Gewitterwolken. Zwischen Wolken und Meer schwebt stolz der Sturmvogel. Das Auge glaubt, einen schwarzen Blitz zu sehen. Bald das Meer im Fluge streifend, bald als Pfeil gen Himmel schießend, schreit er und die Wolken hören Freude in dem Schrei des Vogels.

In dem Schrei ist Sturmesdurst. Kraft des Zornes, des Hasses Flamme und Siegesgewißheit hören die Wolken in diesem Schrei.

Vor dem Sturm stöhnen die Möwen, stöhnen, flattern überm Meere. Und sie möchten sich verstecken auf des Meeres tiefem Grunde.

Und die Taucher, auch sie stöhnen; sie, die Taucher, kennen nicht die Kampfesfreude; sie erschreckt des Donners Rollen.

Angstlich birgt der fette Pinguin seinen Körper in den Felsen. Nur der stolze Sturmvogel flattert kühn überm schaumbedeckten Meer.

Immer tiefer, immer schwärzer senken sich herab die Wolken; und die Wogen singen, tanzen; sie begrüßen auch den Sturm.

Donnerrollen . . . Meeresbrüllen. Schon umfangen finstre Wolken in Umarmung all die Wogen; und sie werfen sie dann wüthend auf die starren Felsenmassen.

Der Sturmvogel flattert schreiend, einem schwarzen Blitz vergleichbar, bald als Pfeil gen Himmel schießend, bald das Meer im Fluge streifend.

Wie ein Dämon flattert er, wie ein stolzer schwarzer Dämon des Gewitters: also lacht und schluchzt er . . . Ach, er lacht über die Wolken und er schluchzt gewiß vor Freude.

In dem Groll des Donners hört er lange wohl schon die Ermattung, und er weiß, daß nicht für immer Wolkennacht die Sonne deckt.

Und es pfeift der Wind . . . Es grollt der Donner . . . Bläulich schimmern die Wolken über weiter Meereswüste. Und das Meer, es fängt die Blitze und verlöscht sie in der Tiefe. Wie die Schlangen winden sie sich, spiegeln sie im Meere wider.

Sturm. Bald bricht der Sturm los.

Und der kühne Sturmvogel flattert zwischen Blitz und Wogen, wie ein Siegesverkünder rufend: Achtung! Bald nun bricht der Sturm los!

Nischnj-Kowgorod.

Maxim Gorkij.



Die Darmstädter Künstlerkolonie.*)

Schnell wandelt sich Alles in unserer raschlebigen Zeit. Was gestern vornehm war, ist heute schon vulgär. So scheint es manchmal. In Wahrheit ist es doch anders. Was wir heute vulgär nennen, ist nur scheinbar das Selbe, was wir gestern vornehm nannten. Es ist nur dessen Nachahmung, dessen Nachäffung, dessen Vulgarisierung mit einem Wort. Damit die breite Masse sich eine Sache aneigne, muß sie vulgär geworden sein. Das liegt schon im Begriff. Die Masse steigt vielleicht dabei einige Stufen empor, aber die Sache muß mehr Stufen herunter steigen. Besonders ist es selten die Sache aus erster Hand, die bei der Menge Glück hat.

Bis ins kleinste Provinzstädtchen herunter schwärmen heute die Leute für den „Jugendstil“. Man muß sehen und hören, wie die Pfarrerstochter oder die Frau Oberlehrer das Wort aussprechen oder wie das „Blatt für Alle“ darüber artiftelt. Wieder einmal ist eine feine Sache vulgär geworden. Dabei ist kein Unglück. Es muß so sein. Aber erinnern dürfen wir daran, was für ganz andere Gesichter die Leute machten, als ihnen die Sache aus erster Hand geboten wurde, noch rein und unbefastet, noch nicht vergrößert von knotigen Fingern, noch nicht verquickt mit dem Schund: als zum Beispiel Otto Eckmann zuerst seine überraschenden Zierleisten brachte, wo seine junge Phantasie, nicht ohne japanische Beeinflussung, aber durchaus selbstschöpferisch, eine ganze groteske Thierwelt in den schönen Fluß seiner linearen Rhythmen zwang mit souveräner Herrschaft über Form und Farbe. Kein Ausbruch der Freude war da, kein Aufjubeln, keine Dankbarkeit, sondern ein hochmütiges Naserümpfen und schlechte Witze. Eben so ging es zuerst Hans Christianfen, dessen Naturempfinden, obwohl seine Beiträge zur „Jugend“ aus Paris datirt waren, dem deutschen Naturgefühl eher noch näher stand. Er war weniger als Andere von dem japanischen Einfluß berührt. Er war zugleich der Raidsie von Allen. Aber Wenige nur vermochten Das damals herauszufühlen. Man hielt ihn lieber für raffiniert, obwohl deutlich genug zu sehen war, daß gewisse pariser Accente, die ihm in der Seinestadt angefliegen waren, den Kern seines Wesens nicht berührten und daß seine entzückenden Wirkungen in Farbenakkorden ein durchaus naives und ursprüngliches Naturgefühl verkündeten. Zwei Bedürfnisse seiner Seele bedingten den Charakter seiner Schöpfungen: sein starkes dekoratives Farbengefühl und seine echt germanische Liebe für die Schönheit und Fülle der lebendigen Naturformen, die ihn in einen wahren Rausch des Entzückens versetzen. Diese beiden Fähigkeiten treten gleich stark hervor in all seinem Schaffen und halten sich

*) S. auch „Darmstadt“ in der „Zukunft“ vom 22. Juni 1901.

in schönem Gleichgewicht. Sein starkes Gefühl für die dekorative und symbolisierende Kraft der Farbe an sich giebt ihm gegenüber der Natur die nöthige Freiheit in der Vereinfachung und in der Auswahl; sein kindliches Entzücken an den lebendigen Formen dagegen bewahrt ihn davor, in der Vereinfachung oder Stilisirung zu weit zu gehen, sich von der lebendigen Natur zu sehr zu entfernen, sich weiter zu entfernen, als es unserem deutschen Naturgefühl entspricht. Daß Christiansen diese Linie auch in seinen vollkommensten dekorativen Werken nicht überschreitet, ist zugleich sein persönlicher und sein spezifisch deutscher Accent. Seine Blumenornamente wirken manchmal wie lebendig gewordene uralte Erinnerungen unseres Volkes. Ich mußte ihn lieben von seinem ersten Werk an, das mir zu Gesicht kam. Und als dann der junge Großherzog von Hessen diesen deutschen Künstler aus Paris zurückholte und als künstlerischen Berather in seine Nähe zog, da fühlte ich eine starke Sympathie auch mit diesem Fürsten.

Und Anderen erging es wie mir. Altentwöhnte Hoffnungen wurden lebendig. Man versprach sich endlich wieder einmal Etwas für die Kunst von einem deutschen Fürsten. Und in der That wurden die Anzeichen dafür immer günstiger. In Darmstadt, so fühlt heute Jeder, soll ein werdendes Neues Förderung erfahren. Die Künstler, die nach einander von dem Großherzog dorthin berufen wurden, sind selber zum Theil noch Werdende, noch Ueberwindende. Ich nenne als Zweiten Peter Behrens.

Lange genug waren die deutschen Maler, mit wenigen Ausnahmen, bei den Franzosen in die Schule gegangen. Nicht zu ihrem Schaden. Sie haben dabei viel gelernt, — was eben Einer vom Anderen, was besonders ein Deutscher von einem Franzosen lernen kann. Aber die aus Frankreich stammende impressionistisch-technische Evolution hatte sich endlich erschöpft. Man hatte in der Wiedergabe des zitternden Sonnenscheines, der flimmernden Dämmerung, der wogenden Nebel, der ins Unendliche gebrochenen Farben das Menschen Mögliche geleistet und hatte zuletzt erkannt, daß mit dieser ganzen Kunst, die so viel Schweiß der Redlichen gekostet, doch nur die Haut und nicht auch die Seele der Dinge zu packen sei. Man fing aber an, sich wieder nach der Seele der Dinge zu sehnen. Und man sehnte sich zugleich nach der Linie, die fast verloren gegangen war, die, selber wie eine arme Seele, sich verflüchtigt hatte in all dem Lichtergelirre und Farbentongewirr.

Einer der Ersten unter den jungen Künstlern, die sich dem naturalistischen Impressionalismus entzogen, war Peter Behrens. Er folgte dabei nur seiner natürlichen Begabung. Sie drängte ihn zur Linie hin als zu dem geistigeren Ausdrucksmittel. Schon Klinger hatte in seiner kleinen Schrift von der Griffelkunst auf die Linie und speziell auf die Umrißlinien hingewiesen als auf ein Mittel von höchster geistiger Ausdrucksfähigkeit. In

seiner ausgeübten Griffelkunst hat Klinger von dieser Entdeckung keinen Gebrauch gemacht, sondern im Gegentheil höchste farbige Wirkung angestrebt. Die Nadirnadel erlaubt ihm Das nicht nur: sie forderte sogar dazu heraus. Behrens griff zur Holzschnitt-Technik. Und natürlich pflegte er den rein linearen Holzschnitt. Die Linie ist Alles auf seinen Blättern, wenn sie auch manchmal farbig ausgeführt sind. In seinen rein dekorativen Holzschnitten, wie Zierleisten, Titelrahmen, Initialen, ist er natürlich noch ausschließlicher Linienkünstler. Es ist interessant, hier Behrens mit Otto Edmann zu vergleichen. Diesem ist es natürlich auch nur, wie jedem echt dekorativen Künstler, um wohlthunende lineare Rhythmen zu thun. Die Naturformen, pflanzliche und thierische, sind ihm dazu nur Mittel. Aber sie sind ihm meist ein willkommenes Mittel; er benutzt sie gern. Behrens verzichtet darauf fast gänzlich. Er giebt der reinen Linie den Vorzug. Mit ihren bloßen Schwingungen eine schöne Augenmusik zu machen, hält er offenbar für die höhere Kunst. Dabei verschmäht er nicht, bei den alten Deutschen Holzschniderei zu lernen, was ich ganz besonders zu seinem Ruhm sagen möchte.

Peter Behrens wurde bald nach Christiansen vom Großherzog nach Darmstadt berufen. Damit war ein höchst interessanter Gegensatz gegeben. Den naiv heiteren Naturlauten, dem zwanglosen Frühlingjubiläum der Schmuckweise Christiansens stand der Stil von Behrens schroff gegenüber, der in der Farbe den hellen Dur-Tonarten weit ausweicht, im Linienornament aber, ob er es im Großen oder Kleinen verwende, alle organischen Gebilde abweist und sich immer konsequenter auf die geometrischen Formen, die zugleich die tektonischen sind, in strenger Selbstbeschränkung zurückzieht. Blumenformen und menschliche Körperformen stehen nach seiner Logik in keiner Beziehung zur Architektur und dürfen bei ihr also auch nicht schmückend auftreten oder in funktionellen Theilen vorgestellt sein. Der Prototypus des Architekturtonischen ist für Behrens der Kristall und von ihm nimmt er deshalb auch alle ornamentalen Motive.

Hans Christiansen gehört zu den Künstlern, die in unerschöpflichem Drang und mit großer Unbekümmertheit in Fülle schaffen und hervorbringen, Gutes und Beringes, wie es die Stunde giebt, und die neben der Liebe und Begeisterung auch viele strenge Urtheile über sich ergehen lassen müssen. Peter Behrens ist gegen sich selbst strenger und grüblerischer; sein Schaffen ist überlegter, bedachter. Darum hat auch kein Haus der „Kolonie“ einen so stark persönlichen Charakter wie seins. Das Haus Christiansens wird auf Viele einen phantastischen, vielleicht sogar einen unsoliden Eindruck machen, wenn auch die Schornsteine keineswegs Blumen sind, wie ein boshafter Kritiker gesagt hat. Und dabei ist dieses Haus im Aufbau wie in der Bemalung nicht ohne Anklänge an mancherlei nordische und bauerische Traditionen. Das von

Behrens ist davon frei. Seine Originalität weckt dennoch kein Unbehagen. Jeder, glaube ich, wird von der Solidität dieser doch recht fremdartigen und neuartigen Pracht gleich gewonnen und in ein Gefühl der Sicherheit versetzt, wenn ihn auch im ersten Augenblick die ägyptische Steifheit der Linien verblüfft haben sollte.

Eine Häuserausstellung ist das darmstädter Unternehmen geworden. Wenigstens in der Hauptsache. Es sind ihrer sechs oder sieben. Außer dem von Behrens sind sie von Olbrich gebaut. Von ihm ist auch das vom Großherzog gestiftete gemeinsame Künstlerhaus mit den sieben großen Werkstätten. Es ist Olbrichs originellste Schöpfung. Hier ist nicht der leiseste Anklang an irgend einen historischen Stil. Aber natürlich erinnert jeder Mensch wieder an einen Menschen und jeder Stil an einen anderen Stil. Und so giebt es denn auch Leute, die vor der Linien- und Flächenbehandlung dieses Bauwerks von ägyptisch-assyrischen Reminiscenzen reden. Sie haben vielleicht nicht Unrecht. Ich kann kein Unglück darin sehen. Alles ist freilich nicht gleich groß an diesem Werk. Manches kleinliche Ornament möchte man lieber wegwünschen. In dieser Beziehung ist Olbrichs Geschmack nicht immer einwandfrei.

Groß und angemessen wirken die beiden Kolossalgestalten, Mann und Weib, am Eingang des Hauses von dem Bildhauer Habich. Um Kolossalbilder machen zu können, meint Stendhal, braucht der Plastiker ein tiefgründiges Wissen und einen großen und kühnen Charakter: sonst sehen sie aus wie Miniaturen unter einem Vergrößerungsglas. Habich hat diese Klippe zu vermeiden gewußt. Die silhouettenartige Behandlung läßt seine Gestalten noch riesiger erscheinen, als sie sind. Besonders die weibliche Figur ist von hinreißender Wirkung.

Die Ausschmückung der Halle, in der Mitte zwischen den Werkstätten, hat Bürk besorgt. Von ihm sind auch die überlebensgroße Friesen am Eingangsthor der Ausstellung. Bürk ist ein junger Künstler, der in viele Sättel getreht ist. Einige nennen ihn ein dekoratives Genie ersten Ranges; Andere rühmen die Poesie seiner Landschaften, wieder Andere den Reichtum der Erfindung und die stilisierende Kraft seiner Musterentwürfe. Als Meister der plastischen Kleinkunst muß Bosselt genannt werden. Er hat in seinem Atelier bronzene Gefäße ausgestellt, die auch den Verwöhntesten noch entzücken.

Genug der Einzelheiten. Gerade in Darmstadt möchte man nicht durch das Einzelne wirken, sondern durch das Ganze. Ueberhaupt möchte das Unternehmen nicht als „Ausstellung“ betrachtet sein. Ein „Dokument deutscher Kunst“ nennt es sich und möchte vor Allem Eins ausdrücklich lehren: Nicht dadurch dokumentiren wir uns als Kulturmenschen, daß wir in unserer Umgebung dem isolirten Kunstwerk einen größeren oder kleineren

Raum gönnen, je nach Neigung oder Mitteln. Das ist nur eine Art beschönigter Barbarei. Kulturmenschen sind wir erst wieder, wenn wir mit tief innerlichstem Bedürfnis unsere Umgebung selber zum einheitlichen Kunstwerk gestalten. In diesem Sinn will die Kolonie Muster aufstellen. In diesem Sinn will sie erzieherisch wirken. Wenn ihr „Dokument“ auch nur ein Versuch bleibt, so kann doch schon dieser Versuch äußerst fruchtbar werden.

Man muß immer und immer wieder betonen, was ein Ding der Menschenhand überhaupt zum Kunstwerk macht. Emil Gallé, der große Zauberer in Schönheit, fragte einmal: Ist es richtig, daß wir von einer Sache, die auf Kunst Anspruch erhebt, mehr verlangen als sorgfältige Ausführung, Festigkeit, Dauerhaftigkeit, volle Bequemlichkeit im Gebrauch und möglichste Zierlichkeit? Daß wir auch eine gewisse Vornehmheit des Materials und seiner Bearbeitung fordern und obendrein verlangen, der innere Bau und der äußere Schmuck solle bis zu einem gewissen Grad einen Sinn aussprechen, auch wenn die Sache nichts weiter vorstellt als einen Stuhl zum Sitzen? Gewiß, lautet die Antwort. Das müssen wir verlangen, auch von einem Stuhl, und noch Einiges mehr, wenn dieser Stuhl ein Meisterwerk und eine Sache der Kunst sein soll, Etwas wie die Blüthe und höchste Kraftäußerung eines persönlichen Könnens, eines mächtigen oder geringen, — Etwas, das Du, Arbeiter, darbringst als Frucht Deiner Hand, als Gedanken Deines Gehirns und das von der Wärme Deines eigenen Herzens, Deines Arbeiterherzens und Menschenherzens, Etwas in sich haben soll. Das müssen wir verlangen, Arbeiter in der Kunst; wir müssen verlangen von Deinem Meisterstück, sei es Tafel, Stuhl oder Geschirr, wenn es zur Kunst gehören will, daß es uns von Dir selbst erzähle, von Dir, der uns so ähnlich ist. Das erfülle; und Der berufen war, Dein Richter zu sein, wird sich als Deinen Bruder fühlen . . .

Es ist erklärlich, daß der Mensch bei feierlichen Gelegenheiten gern große Worte in den Mund nimmt. Ich bin vielleicht selbst in diesen Fehler verfallen. Und manche darmstädter Programme mögen ihn nicht ganz vermieden haben. Aber die dort wirkenden Künstler denken sicher nicht daran, von heute auf morgen uns einen neuen „Stil“ bringen zu wollen. Ein neuer Stil wird, wie eine neue Sprache wird. Aus dem Lateinischen wurde das Italienische und Französische. Niemand wollte Das. Niemand merkte es auch nur. Erst nachdem es längst geworden war, kam das Neue überhaupt zum Bewußtsein. So wird auch jeder Stil immer nur historisch, immer nur rückwärts gesehen.

Mannheim.

Venzo Rattenauer.



Selbstanzeigen.

Wedruf an Deutschlands junge Geister. Schmaragdendorfer-Berlin, Verlag Renaissance. 30 Pfennige.

„Die Geister wachen auf!“ Ich will in die freien, starken Seelen einen Feuerbrand werfen; denn die Kraft des großen Wollens ist erstickt durch Utilitarismus und Mautherzigkeit. Es gilt den Umsturz des Menschen, die Revolution in der inneren Verfassung des Individuums. Aber ich maße mir nicht an, der Entdecker eines neuen geistigen Erdtheiles zu sein. Vor uns liegt das herrliche Testament der Geistesheroen. Das müssen wir vollziehen. Mein „Wedruf“ enthält das volkswirtschaftliche Programm des individualistischen Anarchismus. Auf der Grundlage der die Souveränität des Individuums bekennenden national-ökonomischen Prinzipien Warrens und Proudhons und durchweht vom Geist der künstlerischen Veredelung der Arbeit im Sinne John Ruskins, giebt mein „Wedruf“ den Umriss einer entsprechenden Wirthschaftsorganisation und eines damit parallel gehenden sozialen Verbandes; doch nicht in utopischer Form, sondern in einer freien, im Einzelnen unverbindlichen Aussprache eines Menschen, der sich sagt, es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn wirs nicht dahin zu bringen vermöchten, daß der Staat aufhört und der Mensch beginnt. Zwar ist Das zunächst allein eine Sache des persönlichen Vermögens und des inneren Erlebnisses; aber wir wollen nicht dulden, daß unser königliches Erbtheil uns noch länger vorenthalten wird.

Schmaragdendorf.

Otto Lehmann-Rußbüldt.

Zum Strande der Seligen. E. Pierfon, Dresden 1901.

Avenarius' Dichtung „Lebe!“ gab mir die Anregung, eine mit Geschick eingeführte, doch bald in Vergessenheit gerathene neue Kunstform wieder aufzunehmen. Avenarius bezeichnet sich im Vorwort seiner Dichtung als den Urheber der neuen Form und verlangt für die Lösung seines Problems „die überzeugende Darstellung einer Charakterentwicklung mit lyrischen Kunstmitteln“. Otto von Leizner nimmt, wie ich von ihm jetzt erfahre, die Priorität für sich in Anspruch, gestützt auf seine 1886 erschienene Dichtung „Dämmerungen“; aber ich glaube, er ist auf halbem Wege stehen geblieben. Wie Dem auch sei: ich glaube, auch die von Avenarius gesteckten Grenzen sind zu eng. Warum nur Charakterentwicklung? Ich verlange in meinem Vorwort für die große lyrische Form „die Darstellung seelischer Zustände unter Einwirkung eines Gefühles in allen seinen Stadien und Phasen . . .“ Vielleicht führt der erweiterte Spielraum der neuen Form neue Freunde zu. Philister und Pfaffen, die meine Dichtung zu einem höllischen Tendenzwerk stempelten, sind im Irrthum. Der Stoff war mir nicht Hauptsache. Ewige Schönheit sollte mit mir gehen durch das weite heilige Reich lyrischer Kunst. Sonst wollte ich nichts.

Zürich.

Emil Nellenberg.

Gerhart Hauptmann. Ein kurzer Ueberblick über Leben und Werke. Hugo Schildbergers Verlag, Berlin 1901.

Ich habe versucht, Gerhart Hauptmann besonders dem Volke näher zu

bringen. Bei der Besprechung der sämtlichen Werke, die uns dieser Poet bisher geschenkt hat, wurde die Entwicklung vom jugendlichen Lyriker bis zum Wegweiser des modernen deutschen Naturalismus aufgezeigt. Die Dramen aus dem Leben genialer Künstler und biederer schlesischer Bauern, die Komödien scharflicher Verschlagenheit und naiver Genußsucht werden in kurzer Form besprochen und erläutert. Auch die novellistischen Studien erwähne ich natürlich; insbesondere wird die Mittheilung eines Romanfragmentes eine den Freunden des Dichters interessante und willkommene Gabe sein. Auch sind Stellen aus dem Prometheus, ferner einige Gedichte, die ich da und dort in Zeitschriften fand, so weit es der Raum gestattete, abgedruckt worden.

Max Kirschstein.

Avalun. Blätter für neue deutsche Lyrik: Wortkunst. Herausgegeben von Richard Scheib im Selbstverlag zu München. Abonnement halbjährlich: 5, Einzelhefte: 1,50 Mark.

Die neuen Blätter sind bestimmt, dem gebildeten Freunde der neuen deutschen Wortdichtung die Uebersicht zu vermitteln, die er sich bisher nur durch mühseliges Lesen vieler Zeitschriften erwerben konnte. Die Zahl der jährlich und an einer bestimmten Stelle wiederkehrenden Mitarbeiter des ersten Jahres ist vierundzwanzig. Sie wird von Jahr zu Jahr vermehrt und so eine Encyclopädie der Berufenen, eine lebendige Geschichte der neuen deutschen Lyrik geschaffen werden. Auf dem neutralen Boden dieser Blätter kann der Einzelne unbehelligt das Bild seiner künstlerischen Persönlichkeit aufbauen; so sind sie für ihn ein jährlich wiederkehrender Spiegel der Entwicklung. Die kurzgefaßten biographischen und bibliographischen Notizen stellen die Verbindung mit der Außenwelt her. In der Beilage empfehle ich vorzüglich solche Werke, die geeignet sind, uns auf dem Wege zu einer neuen künstlerischen Kultur Stäbe und Ziele zu geben. Jedes Heft ist mit Steinzeichnungen oder mehrfarbigen Originalholzschnitten verschiedener Künstler geschmückt.

München.

Richard Scheib.

Briefwechsel zwischen Ernst Haedel und Friedrich von Hellwald. Mit Vorwort von Ernst Haedel. Ulm, Verlagskonto. 1901.

Hellwald ist der Verfasser der bekannten „Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung“, die als einer der ersten bewußten Versuche anzusehen ist, die Lehre Darwins auf die menschliche Geschichte anzuwenden. Haedel bezeichnete das Werk als bahnbrechend und freute sich seines bedeutsamen Erfolges im Interesse der von ihm vertretenen Welt- und Lebensanschauung; aber der Briefwechsel zeigt, daß er im Lauf der Jahre von der Ueberschätzung dieses Erfolges immer mehr abkam und sich über die Zukunft seines Glaubens keinen übertriebenen Hoffnungen hingab. Darin, daß der Briefwechsel diese immer stärker werdende Steifheit in Bezug auf die Ausbreitungsfähigkeit der Entwicklungslehre zum Ausdruck bringt, liegt, abgesehen vom Persönlichen, sein Hauptwerth.

Ulm.

Heinrich Erler.

Schuckert.

Die Generalversammlung der Elektrizität-Aktiengesellschaft vormals Schuckert & Co. in Nürnberg hat bereits stattgefunden. Aber es ist nicht meine Schuld, daß die nachstehende Kritik etwas post festum in die Hände der Leser gelangt. Denn die Direktion hat den Bericht über das abgelaufene Jahr zwar an dem statutengemäß festgesetzten Termin in ihrem nürnbergischen Geschäftsbureau ausgelegt, aber gedruckt ist er den Interessenten erst am neunten Juli zugegangen, obwohl die Generalversammlung längst für den dreizehnten Juli anberaumt war. Es ist eine alte Lehre, die sich auch diesmal wieder als richtig erwiesen hat, daß das Sprichwort „Was lange währt, wird gut“ auf Aktiengesellschaften nicht zutrifft. Man kann Hundert gegen Eins wetten, daß eine Gesellschaft mit einem Geschäftsbericht, der auf sich warten läßt, keinen „Staat“ machen kann. Die Aktiengesellschaften verhalten sich im Allgemeinen nicht anders, als die Schulkinder: sind die Censuren gut, so können die Kleinen nicht schnell genug die Treppen hinaufstürmen, um von ihren Triumphen zu berichten; sind sie schlecht, so schieben sie den Termin des Geständnisses möglichst weit hinaus. Schuckert hatte alle Ursache, zu warten. Man war freilich auf kein besonders schönes Resultat gefaßt, da man wußte, daß der große Besitz an Aktien der Kontinentalen Gesellschaft für elektrische Industrie dividendenlos blieb, und auch darüber längst klar war, daß das vergangene Jahr gerade für die elektrische Industrie in jeder Beziehung schlecht abschloß. Man gab sich also kaum Illusionen hin. Eine solche Misere aber, wie sie die vorliegende Bilanz offenbart, hatte man denn doch nicht erwartet. Schon das Gewinn- und Verlustkonto ergiebt im Vergleich zum vorigen Jahr ein durchaus trübes Bild. Die Abschreibungen sind — wenn auch nicht wesentlich — geringer als im Vorjahr und der Reingewinn zeigt gegenüber dem vorjährigen einen Ausfall von etwa drei Millionen Mark. Dieser Ausfall ist fast gänzlich durch die fehlende Dividende der Kontinentalen Gesellschaft verursacht, während der eigentliche Fabrikationsertrag sich nur wenig niedriger stellt als im Vorjahr. Das Fabrikationsgeschäft der Firma genießt einen Weltruf. Der 1895 verstorbene Schuckert, der sich aus kleinsten Anfängen emporgearbeitet hatte, galt als genialer Techniker; aber auch die jetzigen Leiter des Unternehmens galten als für alles Technische ungemein befähigte Leute. Das zeigen auch deutlich die angeführten Ziffern; denn es ist immerhin hoch zu veranschlagen, daß es der Gesellschaft gelungen ist, im vergangenen Jahre einen doch noch recht stattlichen Fabrikationsertrag zu erzielen. Das Gewinn- und Verlustkonto weist aber bereits durch den Dualismus zwischen Fabrikationsertrag und Finanzverlust darauf hin, daß die strahlende Sonne schuckertischer Technik durch die tiefen Schatten schuckertischer Finanzpolitik leicht verdunkelt werden kann.

Die Bilanz bietet ein trostloses Bild. Sie zeigt auf das Deutlichste, wohin die hier schon oft charakterisirte moderne Gründungsmethode schließlich führen muß. Unser Auge erkennt in den Ziffern dieser Bilanz bald die selben verschlungenen Pfade wie bei den Hypothekenbanken, die selbe Rechnerei von einer Tasche in die andere wie bei der Trebergesellschaft. Ich beeiße mich allerdings,

sofort hinzuzufügen, daß wir es hier, nach meiner festen Ueberzeugung, mit ehrlich aufgestellten Ziffern zu thun haben und daß die Leiter der Schudert-Gesellschaft natürlich mit den Herren Sanden, Schmidt, Egner und Genossen nicht in einem Athem zu nennen sind. Das, was bei den Hypothekenbanken und der Trebergesellschaft durch die Vertuschungsucht der Thoren und Schwindler künstlich ins Leben gerufen wurde, ist bei Schudert organisch aus den Verhältnissen herausgewachsen, die der gesammten elektrischen Industrie als Basis dienen. Alle unsere elektrischen Gesellschaften sind ja gar nicht mehr eigentliche Fabrikations-Unternehmungen. Die Pflege des Straßenbahnbaues, die Errichtung elektrischer Centralen für Rechnung kommunaler Körperschaften spielen eine große Rolle. Da giebt es wenig baares Geld; meist muß auf Pump gearbeitet werden. Wer am Längsten borgte, bekam den Auftrag. Auf diesem Wege sind fast alle Elektrizitätsgesellschaften zu Finanzgesellschaften großen Stils geworden. Sie waren so gezwungen, Tochtergesellschaften zu gründen, die die einzelnen Bahnen, Centralen und Ähnliches für eigene Rechnung übernehmen. Dadurch aber entstand gleichzeitig die Gefahr, sich an fiktiven Buchwerthen reich zu rechnen und dabei in den Jahren des Rückganges an allen möglichen Ecken und Enden an Verlusten theilhaftig zu sein. Dazu kommt natürlich noch, daß diese vielen Tochterunternehmungen nicht immer hochfein sein konnten. Die riesige Konkurrenz hat nicht nur die Preise gedrückt: sie hat auch veranlaßt, daß die Gesellschaften oft nicht ganz einwandfreien Kommunen und ähnlichen Körperschaften Geld zu bequemen Bedingungen liehen. Gerade die elektrischen Unternehmungen haben darum ja auch reichlich von der Gunst Gebrauch gemacht, die das Publikum den industriellen Obligationen zuwandte. Dadurch waren sie in der Lage, sich selbst sehr billig Geld zu verschaffen.

Die Kontrahirung von Obligationenschulden war auch den Aktionären sehr angenehm, da ihre Dividenden verhältnißmäßig wenig geschmälert wurden. Aber gerade in schlechten Zeiten wird sich die Gefahr größerer Obligationenschulden herausstellen; denn eine Gesellschaft, die frei von Obligationenschulden ist, kann sich stets dadurch saniren, daß sie einige Jahre hindurch keine Dividenden bezahlt. In dem Moment aber, wo eine Gesellschaft ihre Obligationäre nicht mehr befriedigen kann, ist sie gezwungen, ihre Zahlungen einzustellen. Die Obligationenschulden sind ja zum großen Theil aus den Buchschulden der theilhaftigen Banken hervorgegangen. Der Buchschuld gegenüber bietet die Obligationenschuld zwar einen wesentlichen Vortheil: die Buchschuld kann schließlich zu jeder Zeit gekündigt werden, während die Obligationen nach feststehenden Bestimmungen ratenweise getilgt werden. Doch bietet die Buchschuld dagegen wiederum den Vortheil, daß man auch die Zinsen durch Buchung begleichen kann, während die Obligationäre ihre Zinsen in baarem Gelde erhalten. Nun weist Schuderts Bilanz bei einem Aktienkapital von 42 Millionen und einem Reservefonds von 16 Millionen, eine Obligationenschuld von 35 Millionen auf. 15 Millionen davon sind erst im letzten Geschäftsjahr aufgenommen worden. Damit sind aber die Schulden der Gesellschaft noch nicht erledigt. Abgesehen von etwa 2 Millionen Hypotheken, die auf den Grundstücken lasten, finden wir unter 28 Millionen Kreditoren auch noch 5 Millionen Bankiersschulden. Allerdings soll nicht verschwiegen werden, daß das sogenannte Rückstellungsfonto sich von 3 auf 5 Millionen Mark erhöht hat. Aber der Schuldenlast steht an Baarmitteln so gut wie gar nichts gegen-

über. Ein Wechselkonto von etwa $1\frac{1}{4}$ Millionen und 252000 Mark Kassa —: Das ist Alles, was in Betracht kommt. Es ist sicher, daß die Schudert-Gesellschaft zur Zahlung einer zehnpromzentigen Dividende und vermuthlich auch zur Zahlung eines Theiles der Obligationenschuld schon wieder eine neue Anleihe aufnehmen muß. Betrachten wir nun aber einmal diesem Thatfachenbestand gegenüber den Theil der Bilanz, der die immobilisirten Konti enthält, so zeigt sich sofort, wie festgefahren die Gesellschaft ist. Der Grundbesitz, die Maschinen, das Laboratorium und die Werkzeuge stehen zusammen mit ungefähr 19 Millionen Mark zu Buch, mit einer Summe also, die den Reservefonds überschreitet. Rohmaterialien und Fabrikate sind mit 23 Millionen aufgeführt und die elektrischen Centralen in eigener Verwaltung mit $5\frac{3}{4}$ Millionen eingestellt. Nun kann man bei diesen zuletzt angeführten Konten wohl annehmen, daß darin erhebliche stille Reserven liegen, daß der Liquidationwerth dieser Dinge — mit Ausnahme des Laboratoriums und der Maschinen — ein beträchtlich höherer sei als der Buchwerth. Das ist aber bei dem Effektenkonto ganz und gar nicht anzunehmen, das mit 32 Millionen zu Buch steht. Nach den Daten des Geschäftsberichtes sind von den Effekten etwa 1,7 Millionen Mark sofort realisirbare Werthe; dann folgen Aktien der hamburgischen Elektrizitätswerke, der zwidauer Elektrizität- und Straßenbahngesellschaft, der mannheimer Straßenbahn, einer schwedischen Gesellschaft, der Elektrizitätswerke Steyer, eines norwegischen Werkes, der Compagnie Viennoise d'Electricité in Wien, des Elektrizitätswerkes Louza, der Straßenbahn Sankt Moritz, der königsberger Pferdeisenbahngesellschaft u. s. w. Bei diesen Unternehmungen handelt es sich durchweg um kleinere Beträge; dagegen finden wir auf dem Effektenkonto die Aktien der bosnischen Elektrizitätsgesellschaft mit fast 4 Millionen Mark und die Aktien der russischen Gesellschaft Schudert mit Coupons in Petersburg mit etwa $2\frac{3}{4}$ Millionen Mark. Was diese Gesellschaften werth sind, vermag der außen Stehende überhaupt nicht zu taxiren. Anders sieht es mit der *pièce de résistance* des Effektenbestandes aus: den Aktien der Kontinentalen Gesellschaft für elektrische Unternehmungen. Von diesen Papieren besitzt Schudert einen Nominalbetrag von 2882000 Mark, der mit $66\frac{7}{8}$ Prozent zu Buch steht. Der Börsenkurs dieser Aktien war zuletzt 74 Prozent. Seitdem sind die Aktien aber nicht wieder notirt worden. Ob augenblicklich auf der Börse eine Bewerthung zu mehr als 50 Prozent erfolgen würde, erscheint fraglich. Dieser Aktienbesitz ist in mehr als einer Hinsicht als dunkler Punkt der Schudert'schen Bilanz zu betrachten. Seine Dividendenlosigkeit ist schuld an dem geringeren Ertrag dieses Jahres. Gerade diese Aktien haben zu der inneren Verschlechterung der Bilanz Schudert's beigetragen. Denn um die selbe Zeit des Vorjahres standen die Aktien etwa 102. Sie sicherten also in der Stille der Schudert-Gesellschaft eine recht hübsche Reserve. Diese Reserve in Höhe von etwa 8 Millionen Mark ist diesmal nicht mehr vorhanden. Noch ein dritter Punkt kommt in Betracht. Wenn man nämlich selbst so optimistisch ist, anzunehmen, daß diese Aktien von der Börse augenblicklich mit 60 Prozent bewerthet werden könnten, so ist schon jetzt allein aus den kontinentalen Aktien für das nächste Jahr ein Kursverlust von $4\frac{1}{2}$ Millionen zu prognostizieren. Dieser Kursverlust ist eigentlich schon heute vorhanden, in einem Moment also, wo die Schudert-Gesellschaft 4,2 Millionen an Dividenden und 900000 Mark an Tantiemen auszuschiütten vorschlüg. Deshalb wäre weder

die Vertheilung der Lantieme noch der Dividende zu billigen. Wenn man bei der Aufstellung der Bilanz nach soliden Grundsätzen handelte, mußte man den ganzen Gewinn in Reserve stellen. Der Aufsichtsrath hatte denn auch einstimmig beschlossen, eine geringere Lantieme zu zahlen, als der Geschäftsbericht vorge schlagen hatte, und von der Vertheilung einer Dividende — in Aussicht genommen waren bekanntlich zehn Prozent — diesmal ganz Abstand zu nehmen.

Was den inneren Werth der Kontinentalen Gesellschaft betrifft, so entzieht er sich natürlich auch wieder einer genauen Beurtheilung; jedenfalls aber erbt sich in dieser Tochtergesellschaft das Prinzip der Tochtergründungen wieder traurig fort. Sie besitzt unter Anderem einen sehr großen Posten Aktien der Elektra-Gesellschaft in Dresden. Diese Gesellschaft hat für das vorige Jahr allerdings noch 3 Prozent Dividende vertheilt. Ob Das aber bei den sächsischen Verhältnissen auch noch für das nächste Jahr möglich sein wird, erscheint zweifelhaft, denn auch die Elektra ist wieder die besorgte Mutter einer ganzen Reihe von Tochtergesellschaften. Der Fluch des modernen, auf allen möglichen Schiebungen beruhenden Gründungsprinzips zeigt sich bei der Schudert-Gesellschaft in fürchtbarster Weise; mit dem Effektenbesitz sind nämlich die intimen Beziehungen Schuderts zu den Tochtergründungen noch gar nicht erschöpft. Die Gesellschaft weist auch ein Debitorenkonto von 45 Millionen auf, das also das Aktienkapital noch bedeutend übersteigt. In diesem Debitorenkonto, das im vorigen Jahr noch um 12 Millionen niedriger war, stecken irgendwo doch sicherlich allerlei Forderungen an Tochtergesellschaften; wenn man nun noch in Betracht zieht, daß neben Alledem auch noch ein Konsortialkonto von $8\frac{3}{4}$ Millionen besteht, so hat man es bei Schudert mit einem solchen Rattenkönig von Tochter-, Enkel-, Mutter- und Schwestergesellschaften zu thun, daß Einem dagegen sogar die „unerhörte“ Verquickung bei den Hypothekenbanken, über die man noch vor Kurzem so wundervoll empfört war, als ein harmloses Kinderspiel erscheint.

In der Stunde, wo ich diese Zeilen schreibe, ist mir der Ausfall der Generalversammlung noch nicht bekannt; aber selbst wenn es einer Mehrheit von Aktionären in Nürnberg gelingen sollte, der Direktion ein Vertrauensvotum auszustellen, so kann man ihr in ihrem eigensten Interesse doch nur wünschen, daß sie den gut gemeinten Rathschlägen nachgiebt, die ihr empfehlen, ihre Geschäftsprinzipien schleunigst einer Revision zu unterziehen. Die Schudert-Gesellschaft kann es so nicht weiter treiben und ich möchte besonders den mit Schudert in Verbindung stehenden Banken, unter denen die Kommerz- und Diskontobank und die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank die angesehensten sind, dringend rathen, auf eine Revision dieser Prinzipien hinzuwirken. Sonst wird die Verbindung mit Schudert ein theures Vergnügen. Denn der nürnberg'sche Karren ist so festgefahren, daß er nur mit äußerster Anstrengung wieder flott gemacht werden kann. Die Firma Schudert darf auf Jahre hinaus nur noch unter steter Anwendung der Bremse fahren.

* * *

Den ersten Griff nach der Bremse haben die Aktionäre schon verspürt. Die Direktion der Schudert-Gesellschaft hat selbst eingesehen, daß sie in diesem Jahr keine Dividende vertheilen kann, und sie hat der Generalversammlung vor-

geschlagen, auf dieses Vergnügen zu verzichten. Auch wurde die Ziffer der Lantienmen für diesmal auf ungefähr 700 000 Mark herabgesetzt. Beide Beschlüsse aber wurden nicht etwa aus Vorsicht, sondern im Drange der bittersten Noth gefaßt. In der von Aufsichtsrath und Direktion gemeinsam veröffentlichten Erklärung wird nur gesagt, man sei durch den Zusammenbruch der Leipziger Bank genöthigt worden, eine Schuld von 4 Millionen für die Erwerbung des bösnischen Elektrizitätswerkes gleich zu bezahlen, obwohl diese Millionen nach dem Vertrag erst in zwei Jahren fällig gewesen wären. Weshalb sie nun früher fällig sind? Darüber steht kein Sterbenswörtchen in dem Bericht. Die Frankfurter Zeitung aber weiß zu melden, die Schuckert-Gesellschaft habe der Leipziger Bank Gefälligkeitaccepte gegeben, die jetzt natürlich sofort einzulösen sind. Eben so natürlich aber ist, daß eine sichere Mehrheit guter Freunde der Direktion in der Generalversammlung das unerschütterte Vertrauen votirt hat. Ich hoffe, die leitenden Herren sind klug genug, um einzusehen, daß ihnen mit solchen rein dekorativen Wirkungen nicht lange genügt werden kann und daß dem ersten schwächernen Versuch, den nürnbergischen elektrischen Wagen zu bremsen, eine Periode dauernder und bewußter Mäßigung folgen muß. Plutus.

* * *

Herr Henry van de Velde bittet um Aufnahme der folgenden Erklärung, die sich auf den im vorigen Heft gedruckten Brief des Herrn Professors Gätmann bezieht:

„Ich habe Herrn Professor Otto Gätmann aufgefordert, auch nur ein einziges meiner Möbel mit jenem Konstruktionselement zu probuziren oder zu reproduziren, das er erfand, um mich bloßzustellen. Ich habe ihn aufgefordert, es unter meinen sämtlichen Arbeiten zu suchen; er aber hat das Gebiet willkürlich beschränkt, indem er auf die Einrichtungen von Keller & Reiner und Cassirer hinwies. Hat er wirklich, wie er behauptet, diese Wahl getroffen, weil das Publikum sich leicht an die genannten Orte begeben könne, oder in der Absicht, es auf die paar Risse im Holz hinzuweisen? Das wird Jeder nach den Gefühlen entscheiden, die er der Kritik des Herrn Gätmann unterschiebt. Was mich betrifft, so will ich ihm die denkbar besten einräumen: dann aber bin ich gezwungen, seine technische Unwissenheit zu konstatiren, die ihn Konstruktionsfehlern zur Last legen ließ, was nur die Folge davon ist, daß ich aus Handwerker gewissenhaftigkeit überall da massives Holz verwendet habe, wo Herr Gätmann oder seine Arbeiter zu furniren pflegen, also auch bei Fugen und Gelenken. Ich halte deshalb meine Aufforderung aufrecht, erkläre aber die Diskussion hier, wo der sündliche Beweis unmöglich ist, für geschlossen. Durch Worte allein werden wir Beide keinen Menschen überzeugen, weder Herr Gätmann noch ich. Aber was Herrn Gätmann in der „Zukunft“ unmöglich ist, kann er überall thun, wo er die mir zur Last gelegte, aber von ihm selbst erfundene Konstruktion in offigio denjenigen meiner Arbeiten zur Seite stellen kann, die er bei seinen Anschuldbigungen im Auge hatte. Diesen dokumentarischen Beweis erwarte ich also und werde Herrn Gätmann, wenn er ihn vergessen sollte, erinnern, daß er ihn dem Publikum schuldig ist.

Grünheide (Mart).

Henry van de Velde.“



Reisebücher und Gasthöfe.

Wie gewisse niedrigste Lebewesen, vermehren sich die fein organisirten Bädereisen-Reisebücher durch Spaltung. Norddeutschland spaltete sich in Nordost- und Nordwestdeutschland, Nordfrankreich in Nordost- und Nordwestfrankreich, Südf- r frankreich in Südwest- und Südostfrankreich. Dabei schieben die beiden Hauptstädte ganz oder theilweise aus dem Buchverband aus: es giebt einen Bädereifer für Paris und Berlin, wie es einen für London giebt. Wie oft wird sich in fünfzig Jahren der Bädereifer für Nordamerika gespalten haben! Wer dann in zwei Tagen im Luftballon über den Ocean fliegt, wird eine ganze Bibliothek einpacken müssen. Aber ein anderer Moritz Wädler wird für jene künftigen Tage einen besonders bequemen Reisebuchkoffer erfunden haben: den Bädereifer- oder Meyer-Koffer.

In einem einzigen Fall haben wir eine Verletzung des Naturgesetzes, eine Zusammenziehung, erlebt: nämlich damals, als Bädereifers „Italien in einem Bande“ erschien. Die Erklärung dieser auffallenden Thatsache? Wer heute Etwas erklären will, muß hanebüchene Gründe vorbringen, am Liebsten wirthschaftlicher und sozialer Natur, zum Beispiel: die „Konkurrenz“. Dann nennen wir Etwas, das Jedermann gesehen, gefühlt, gehört, empfunden hat; und wir befinden uns obendrein auf dem richtigen Wege. Denn wirklich hatte Gsell-Fels im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts sein „Italien in sechzig Tagen“ aus einem wirthschaftlichen Grunde erscheinen lassen. Der moderne Verkehr erzeugte die sechzig-tägigen Rundreisefarten und die sechzig-tägigen Rundreisefarten erzeugten „Italien in sechzig Tagen“: woraus man sieht, eine wie große Entdeckung die materialistische Geschichtsphilosophie ist. Leider kann sie uns noch immer nicht erklären, wie die wirthschaftlichen Verhältnisse gerade diesen Gsell-Fels erzeugten, der den Gedanken hatte und diesen Gedanken überaus geistreich in zwei Bändchen verkörperte. Aber selbstverständlich hatte auch Bädereifer einen Gedanken, als er ein ähnliches Werk unter dem Titel „Italien in einem Bande“ auf den Markt warf, womit er aber den vertrauenden Käufer irreführte. Denn er stellt uns nicht etwa ganz Italien vor: er begleitet uns nur bis Västum und überläßt uns dann unseren Schicksalen. Ganz das Selbe thut freilich Gsell-Fels auch, aber es ist etwas Anderes, ob nur so viel gegeben wird, wie sich in zwei Monaten sehen läßt, oder ob ganz Italien in einem Bande angeboten wird.

Wer erzeugte den wirthschaftlichen Verkehr, der die sechzig-tägigen Rundreisefarten zeugte? Ohne Zweifel die Menschen, die seiner bedurften. Mit der Zunahme des Reichthums und der Bevölkerung haben sich Schichten gebildet, die nach Italien fahren, wie sie ins Seebad oder nach Monte Carlo reisen: jene Klasse von Reisenden, die „dagewesen“ sein wollen, die auf einmal, hastig, ohne tieferes Eindringen, manchmal sogar ohne die oberflächlichste Vorbereitung Italien in Augenschein nehmen. Der Pessimist, der noch den letzten Abendganz der Sonne Goethes, Hegels, Schellings, Schleiermachers gesehen hat, behauptet fest und bitter: die ältere Generation sei tiefer, idealer gewesen, sei zwei-, drei-, viermal, manchmal unter Entbehrungen, über die Alpen gestiegen, bis sie Alles erkundet und sich mit edelster Schönheit und weitestem geschichtlichen Sinn erfüllt hatte. Aber die Erfahrung spricht gegen ihn. Unter der älteren Generation klassisch gebildeter, gelehrter Männer findet man eben so viele gegen die Kunst

stumpfe Leute wie unter der jüngeren begeisterte Jünglinge, die den Vätern nichts an Idealität und Tiefe nachgeben. Weder Gsell-Fels noch Bädeler haben diese Lage der Dinge klar erkannt. Beide setzen Leser voraus, die die Absicht haben, in sechzig Tagen Alles zu sehen, was sich sehen läßt. Es giebt thatsächlich solche Märtyrer, die vom frühen Morgen bis zum späten Abend unterwegs sind, die irgendwo ein Frühstück einnehmen, rasch ihr Diner verschlingen, sich für den folgenden Tag vorbereiten, die schon am Nachmittag sich nicht mehr klar darauf bestimmen können, was sie am Morgen gesehen haben, und nach sieben bis acht Wochen der Erholung in einem Zustande hochgradiger Erholungsbedürftigkeit nach Hause zurückkehren. Aber es fehlt nicht an Anderen, die die Kirchen „überschlagen“ oder nur Das sehen, was Bädeler mit zwei Sternen bezeichnet hat. Meyer ist ihnen selbstverständlich zu gründlich; aber auch der praktischere Bädeler bietet noch zu viel. In Rom kommt man ihren Bedürfnissen entgegen; da giebt es Führer, die Rom in acht Tagen durchspeitschen. Sie beschränken sich auf das Wichtigste, das Schönste, was auch einen noch unentwickelten Sinn erfreut und ohne Schaden an Gesundheit und Lebensfreude gesehen werden kann.

Wollte ein künftiger Reisebeschreiber nur das historisch Bedeutendste, das künstlerisch Vollendeteste, das landschaftlich Schönste vermerken, dann würde sich der Sinn für Kunst und geschichtliches Werden erschließen und die großen Opfer an Zeit und Geld, die von uns Deutschen Italien gebracht werden, würden belohnt werden, während man jetzt in sehr vielen Fällen darfst, ob nicht ein Aufenthalt im Gebirge oder an der See den Leuten weit bekömmlicher wäre. Ein solches Buch könnte dann auch ganz Italien umfassen; es wäre ein Gegenstück zu dem amerikanischen Werken Europas in one volume, von dem mein Freund Arthur Mac Twang behauptet, er könne es bequem in dem Billettäschchen seines Bratenrodes unterbringen. Freilich: Arthur kolorirt gern.

An einem Beispiel soll mein Vorschlag verdeutlicht werden. Auf den Wegen von Florenz nach Rom liegen vier den Kunst- und Naturfreunden wohlbekannte Städte: Perugia, Assisi, Siena, Orvieto. Perugia und Assisi sind von der schönsten mittelitalienischen Landschaft umgeben; die Wirkungsstätte Peruginos giebt Aufschluß über eine Seite des raffaelschen Geistes, Assisi lockt als der Geburtsort der modernen italienischen Freskomalerei. Siena und Orvieto sind im Besiz einer herrlichen gothischen Domkirche. Siena ist für Duccio, Pinturicchio, Lodovico, Orvieto für Signorelli bemerkenswerth. Den Sechzigjährigen würde ich nur den Besuch Sienas anrathen. Denn Peruginos und den von ihm ausgehenden Einfluß kann man genügend in den Gemäldegalerien von Florenz, insbesondere in der Academia delle Belle Arti, den Stil Giotto's und seiner Schüler in Santa Croce und Santa Maria Novella verstehen lernen; wer die Dome von Florenz und Siena kennt, ist durch den in Orvieto leicht enttäuscht. Und selbst in Siena sollte er nicht Alles sehen. Aber geleite ihn hinauf in den Dom, zu den Fresken der Bibliothek mit ihren blühenden, leuchtenden Farben, dann hinauf in das Rathhaus, endlich, an einigen Palazzi vorbei, auf die Aussichtspunkte der alten medicischen Festung, wo sich ein entzückender Blick in eine fremdartige Landschaft bietet. Dort empfängt er unverlierbare Eindrücke. Ein Reisebuch, wie ich es mir wünsche, sollte folglich auch nur gründlichere Ausführungen über Siena, aber kurze Notizen über andere Städte bringen;

betäubender Wärme in das Haus schallt. Auf fast alle vorher genannten Hotels trifft Dies zu, mit Ausnahme des „Grand Hotel“. „Quirinal“ liegt außerdem noch an den Zufuhrstraßen zum Teatro Costanzi. Zu den hierher gehörigen Gasthöfen treten weiter hinzu „National“ und „Laurati“. Wer also gegen schlechte Luft empfindlich ist, wird nicht gern in der unteren, wer den Lärm nicht ertragen kann, nicht gern in der oberen wohnen. So bleibt also nur ein Ausweg: in der unteren Stadt muß man Zimmer mit verhältnismäßig guter Luft, in der oberen verhältnismäßig ruhige Räume zu miethen suchen. Es giebt Gasthöfe, die diesen Forderungen entsprechen.

Nachdem der Reisende diese Erfahrungen gemacht hat, die ihm ein Reisebuch durch Wort und Zeichnung (in den Plan Roms in Vädeters „Italien“ sind nicht einmal die Himmelsrichtungen eingetragen) hätte ersparen können, bleibt ihm eine neue nicht vorenthalten. Er entdeckt, daß Rom mehr eine Pensionär- als eine Passantenstadt ist; wenigstens überwiegen von Mitte Oktober bis Anfang März bei Weitem die zu längerem Aufenthalt Bekommenen. Ein Theil zieht aus Gesundheitsrücksichten dorthin. Das Klima ist in normalen Jahren mild und erfrischend, vor Weihnachten weit angenehmer als das der Riviera, nach den Christtagen bis zum März nicht so feucht wie das süditalienische. Ein anderer Theil geht in der ewigen Stadt behaglich und gründlich seinen Kunstinteressen nach. Ein dritter, an Zahl recht beträchtlicher Theil, der meist aus England, in geringerem Umfang aus Holland, Amerika, Deutschland, Rußland stammt, verlebt den Winter in Rom, weil er ihn doch irgendwo erleben muß. So waren Mrs. und Mißes Truefriend vor vier Jahren auf den Kanarischen Inseln, vor drei in Korsika und Sizilien, vor zwei in Egypten, im vorigen Jahre bis Weihnachten in Brighton und Montreux, nachher an der Riviera; diesmal kamen sie zur Abwechslung nach Rom. Und dann eine gleichfalls zahlreiche, geräuschvolle Schaar, frisch und voll Humor, die Damen häufig schön und kokett, nicht selten sehr gebildet, die Männer trotz allem äußeren Firniß manchmal in Auftreten und Manieren von herber Waldursprünglichkeit, Alle mit ausgesprochener Anlage zur Reklame: unnöthig, zu sagen, daß sie in Nordamerika ihre Heimath hat. Wer in U. S. A. unter den höheren Klassen auf Bildung Anspruch macht, muß mindestens England, Frankreich, Deutschland, die Schweiz und Italien gesehen haben. Er wandelt die durch Ueberlieferung und Sitte vorgeschriebene Bahn und verweilt länger an den Orten, wo die Mitglieder der Familie Sam sich aufzuhalten pflegen, besonders also in Rom.

Die vorher in Aussicht gestellte neue Erfahrung wird nun der Leser schon im Geist gemacht haben. Die besten, ruhigsten, sonnigsten Zimmer sind Monate lang im Besitz der Ausbauernden, während der vorübergehenden Anwesenheit; um die Sprache der Bevölkerungsstatistik zu reden, Schwierigkeiten hat, ein passendes Unterkommen zu finden. Gewiß: Zimmer werden überall angeboten, aber es sind die „Hotelhüter“, die Niemand will. So erklärt sich die eigenthümliche Thatsache, daß Rom zu wenige Gasthöfe hat und zu viele, weshalb in der unteren Stadt ein partieller Hotelkrach, der nur durch das Heilige Jahr und die Saison 1901 aufgehalten wurde, wahrscheinlich bald noch weitere Opfer fordern wird. Die Ritterkeit dieser höchst unangenehmen neuen Erfahrung könnten die Reisehandbücher verfaßen, wenn sie dem Fremden Auskunft darüber ertheilten, welche Gast

höfe von den Ausdauernden bevorzugt werden und welche ſich hauptsächlich auf den Paſſantenvorkehr verlegen. Iſt nun der Unerfahrene in einen Waſthof gerathen, der, wie die meiſten römischen, in Wirklichkeit eine große Penſion iſt, ſo vermehrt er bald den Schatz ſeiner Gelebniffe um ein weiteres. Er findet, daß der von ihm gezahlte Preis nicht im Verhältniß zu dem Gebotenen ſteht. Allmählich macht er die Entdeckung, daß die Ausdauernden täglich zwei, drei, vier Lire weniger ausgeben, obwohl ſie in allen Dingen bevorzugt ſind. Es iſt nicht allein die Länge der Zeit, die die Unterſchiede erklärt, ſondern auch manchmal der commercial ſpirit des Italieners: er preßt den Harmloſen aus und wird von dem Geriebenen ausgepreßt. Feſte Preise giebt es für einen viel geringeren Bruchtheil aller Leiſtungen als bei uns: überall wird gehandelt. Bädeler behauptet, dann einen Stern zu verleihen, wenn Leiſtungen und Preise in einem gewiſſen Verhältniß ſtehen. Nun iſt die Frage: denkt er an das Verhältniß von Preiſen und Leiſtungen für Leute, die den ganzen Winter anſharren, oder für ſolche, die ſich zwei bis drei Wochen oder gar nur Tage aufhalten?

Wie nun einmal die Verhältniſſe in Rom liegen, wäre es unbedingt erforderlich, daß Bädeler den Penſionen und den Hotels garnis eine weit größere Aufmerkſamkeit ſchenkte, als er jezt thut. Um ſo mehr, als ein ſehr großer Theil der deutſchen Beſucher Roms in Penſionen Aufenthalt nimmt, in denen er nicht immer komfortabel, aber preiswerth untergebracht iſt, ſo daß ſie einen oder gar zwei Sterne verdienen. Bei der Beſchreibung der Hotels garnis wäre hervorzuheben: erſtens, daß der bei Weitem größere Theil in und in der Nähe unruhiger Straßen liegt, mit Ausnahme derjenigen in der Via Santa Chiara; zweitens, daß ſie gewöhnlich Geſellſchaftsräume, mit Ausnahme eines einzigen primitiven, ungeheizten Zimmers, nicht beſitzen; drittens, daß die Bedienung häufig ſchlecht iſt; viertens, daß ſie gewöhnlich mit Italienern von unten bis oben beſetzt ſind und der Fremde gute Zimmer nur bei unausgeſetztem Drängen erhält, falls er nicht dem Beſitzer ſchon vorher bekannt war. Wer dort wohnt, muß alle ſeine Mahlzeiten in Kaffeehäuſern und Reſtaurationen zu ſich nehmen. Obgleich nun Bädeler einer ziemlichen Anzahl von Speiſehäuſern Sterne verleiht, ſo ſei zu ihrer Würdigung Folgendes bemerkt. Beſtellt der Fremde eine Mahlzeit zu feſten Preiſen, ſo ſucht der Wirth gern ſeinen Vortheil darin, daß er ihm minderwerthige Gänge vorſetzt, zum Beiſpiel geringere Fiſchſorten, die berüchtigten frittura (Gehirn u. ſ. w.); denn ein feſtes Menu iſt gewöhnlich nicht ausgeſchrieben. Beſtellt er ſein Mahl nach der Karte, ſo findet er ſich anfänglich nicht zurecht und ſpäter wird ihm die geringe Auswahl und die Einförmigkeit des Speiſezettels klar. Die römischen Speiſehäuſer ſind bei jungen Gelehrten, Künſtlern, Journaliſten, Kaufleuten beliebt, weil man dort billig leben kann. Die wirklich guten Reſtaurants ſind theuer. Die ausgezeichneten Reſtaurationen und Trattorien Oberitaliens zu verhältnißmäßig mäßigen Preiſen habe ich weder in Rom noch in Neapel entdeckt. Dem in Rom verweilenden Reiſenden kann daher nur gerathen werden, in einem Gaſthof zu wohnen, wo er den Abend in behaglichen Geſellſchaftsräumen zubringen kann, und, wenn er ſich in Penſion begeben will, nur halbe Penſion — Das heißt: ohne Lunch — zu nehmen.

Das Meſſer der Kritik iſt nur an Bädeler gelegt worden, weil man ihn häufiger als andere Reisebücher in den Händen deutſcher Reiſenden findet. Die

Ansicht, andere „Führer“ seien werthvoller, liegt diesem Verfahren keineswegs zu Grunde. Auch sind Meinungsverschiedenheiten von den Angaben Bäckers über mehrere andere Länder nicht verwerthet worden, weil sie weniger häufig besucht werden und das Borgebrachte genügt, um daran einige Forderungen zu knüpfen, wie die Hotelbeschreibungen beschaffen sein sollten. Erstens: die Mittheilungen über die Lage eines Gasthofes sind nur dann werthvoll, wenn sie ein Urtheil darüber gestatten, ob sie den Zwecken des Reisenden förderlich ist, ob Omnibus- und Straßenbahnen in der Nähe vorüberführen, ob es frei oder in einem Gewirr von alten Häusern und übelriechenden Gassen steht, vor Allem aber, ob es ruhig gelegen ist. Diese Angaben sollen durch Zeichnungen genügend verdeutlicht werden. Zweitens: wir wollen wissen, ob es alt oder neu ist. Die Zimmer in alten Gasthöfen sind häufig niedrig, in einem Labyrinth von Gängen findet man sich oft schwer zurecht; ein widerlicher Altersgeruch läßt sich manchmal nicht vertreiben. Diese Empfindungen hatte ich in dem Rothen Hause in Trier, einem weit bekannten, jetzt eingegangenen Gasthof. Neue Gasthöfe sind frei von diesen Unannehmlichkeiten, aber sie haben andere. Sie sind in vielen Fällen so eingerichtet, daß alle Zimmer durch Thüren mit einander verbunden sind, eine Einrichtung, die im Interesse des Wirthes, nicht aber in dem aller Gäste ist. Die Wirths behaupten, es läme immer seltener vor, daß zusammengehörige Personen (wie Mann und Frau, zusammen reisende Verwandte und Freunde) in einem Zimmer schlafen wollen; Zimmer mit zwei Betten seien auf dem Aussterbeetat. Dagegen würden häufiger als früher von zusammengehörigen Personen Wohnzimmer, in der Hotel-sprache „Salons“, gefordert. Werde nun ein Gasthofgeschloß in eine Anzahl gleich großer, durch Thüren verbundener Zimmer getheilt, dann könne man den verschiedenartigsten Ansprüchen gerecht werden. So erklärt sich die Erscheinung, daß jenes Verbindungssystem nicht nur in neuen Gasthöfen angewandt wird, sondern auch alte, zum Beispiel französische, danach umgewandelt werden. Für den Reisenden hat es aber auch große Nachtheile; denn wohnt man nicht in einem Schlafzimmer, so muß man sehr viele Vorgänge in zwei Nachbarzimmern mit anhören, die den Schlaf stören oder beunruhigen. Die einfachste Forderung der Menschlichkeit ist daher, daß die Wände in neuen Gasthöfen besonders stark und für alle nicht gebrauchten Thüren Thürfüllungen vorhanden sind; denn der Schrank, den man mit Vorliebe vor die Thüren stellt, wirkt gewöhnlich nicht als Hemmung, sondern als Resonanzboden. Es ist aber eine Rücksichtslosigkeit, die Wände bloß aus Drahtgeflechten, die mit Tapeten überklebt sind, bestehen zu lassen; da wird der arme Reisende doch zu stark von der Ueberzeugung durchdrungen, daß das Leben aus einer Anzahl chemischer Prozesse besteht. Diese Einrichtung fand ich in dem Grand Hôtel de l'Observatoire, einem hoch über dem Genfer See im Jura gelegenen Gasthof, der besonders gern von Franzosen besucht wird. Der Ruhe liebende Reisende wird daher häufiger ein von allen Störungen freies Zimmer in alten, winkligen Häusern als in neuen finden. Es sei bemerkt, daß der an sich gut gelegene „Schweizerhof“ in Rom nach dem neuen System eingerichtet ist. Das Reisebuch darf sich also nicht mit der Mittheilung begnügen, ob die Gasthöfe alt oder neu sind; es muß uns auch sagen, ob die Zimmer niedrig sind, ob Verbindungsthüren bestehen u. s. w. Drittens wäre genau anzugeben, ob die Gasthöfe Gesellschaftsräume haben oder nicht. Ein

guter Gasthof soll vier Gesellschasträume besitzen: außer dem Speisesaal ein Rauchzimmer, in dem passend das Billard untergebracht wird, dann ein Lese- und Schreibzimmer, in dem weder geplaudert noch geraucht werden darf, und ein Unterhaltung- und Empfangzimmer, bestimmt zur Plauderei und zum Empfang der Freunde der Gäste. Daß sie in besonders hohem Maße dem Gast das Gefühl, zu Hause zu sein, einflößen sollen, ist ja selbstverständlich; daß aber verhältnißmäßig wenige Gasthöfe sie besitzen, dürfte von Denen bestätigt werden, die häufiger sich auf Reisen begeben. Daß insbesondere die deutschen Gasthöfe in dieser Beziehung in ihrer Mehrzahl auf der untersten Stufe der Leiter und die großen englischen auf der höchsten Sprosse stehen, kann von den Kundigen nicht bezweifelt werden. Ich erinnere mich noch mit Verwunderung, daß, als ich auf Empfehlung eines berliner Freundes vor fünf Jahren in einem erst vor Kurzem eröffneten berliner Gasthof abstieg, der geradezu als ein Weltwunder gepriesen wurde, ich als einzigen Gesellschastrraum außer dem Speisezimmer ein Aschenbrödelzimmer vorfand, in dem einige Zeitungen auflagen. Aber die Berliner verlieren leicht die ihnen eigenthümliche Krittellei und die berliner Zunge, sobald es sich um berliner Errungenschaften handelt. Die meisten deutschen Gasthöfe werfen den Gast während des Tages nach den Mahlzeiten thatsächlich auf die Straße — Das heißt: ins Wirthshaus —, wenn der Wirth nicht aus Humanität selbst eine Restauration hält; sie zwingen ihn nicht nur, mehr zu trinken, als ihm lieb oder seiner Gesundheit zuträglich ist, sondern auch, seine Zeit zu verplempern; ich setze dabei natürlich voraus, daß der Gast so viel Geschmack hat, während des Tages die Luft seines Schlafzimmers nicht zu verderben. Eine an die französische Vergangenheit erinnernde Einrichtung lernt man in dem übrigens guten Hôtel Central in Mülhausen im Elsaß kennen: mit dem Gasthof ist ein Kaffeehaus verbunden, in das der Speisesaal sich gewöhnlich nach den beiden gemeinsamen Mahlzeiten entleert. Viertens: der folgenden Forderung werden die Reisebücher gewöhnlich gerecht. Sie vermerken, ob der Gasthof elektrisches Licht, Centralheizung und Fahrstuhl besitzt, denn die Wirthe vergessen nicht, in ihren den Redaktionen eingesandten Berichten diese Vorzüge gebührend hervorzuheben. Zuweilen ist das Eigenlob so stark und uneingeschränkt, daß der Führer sich einer Uebertreibung schuldig macht. So hat Wädeler Recht mit der Behauptung, die „Helvetia“ in Florenz besitze Centralheizung; nur sind bei Weitem nicht alle Zimmer mit ihr verbunden. Auch ist das elektrische Licht in vielen Gasthöfen so unglücklich angebracht, daß man der Kerze nicht entzathen kann, weil sich weder ein Hebel noch eine Lampe in der Nähe des Tisches oder Bettes befindet. Der Nutzen des Fahrstuhles ist groß, wird aber doch oft überschätzt. Man sagt gewöhnlich, es sei, wo jenes Verkehrsmittel eingeführt ist, ganz gleich, in welchem Stock man wohne. Dem aber, der eine größere Anzahl von Gasthöfen kennt, kann unmöglich verborgen geblieben sein, daß viele einen Fahrstuhl besitzen, aber keine Person zu seiner regelmäßigen Bedienung, oder daß er so stark benutzt wird, daß man die Treppe hinauffpringt, um Zeit zu gewinnen, oder daß er in zurückgehenden Häusern reparaturbedürftig, aber nicht ausbeffert wird. In einem bestennten mainzer Gasthof machte ich einmal die Entdeckung, daß er wieder verschwunden war. Der Fahrstuhl sollte so eingerichtet sein, daß der Gast sich seiner ohne fremde Hilfe bedienen kann. In

größeren Gasthöfen sind mehrere am Platz. Auch ist die Möglichkeit eines Hotelbrandes nicht außer Acht zu lassen. Hauptsächlich: die wichtige, von den Fahrern häufig gemachte Angabe, welche Klassen und Nationen in einem Hause verkehren, wird von den Reisenden nicht immer gewürdigt. Welche Vorzüge man in katholischen Ländern von einem Gasthof, den die Geistlichkeit bevorzugt, erwarten darf, ist allgemein bekannt; weniger, welchen Einfluß der überwiegende Besuch von Geschäftsreisenden ausübt. In den englischen Hotels sind ihnen besondere Speise- und Gesellschaftszimmer eingeräumt. Wie die englischen Kinder nehmen sie ihre Hauptmahlzeit bald nach Mittag zu sich; man stößt deshalb auf sie allein an solchen Orten, deren Verkehr nur wirthschaftlicher Natur ist und deren Gasthöfe daher fast ausschließlich für sie bestimmt sind. Hier nimmt man mit ihnen gegen ein Uhr ein solides englisches Diner zu sich, während man am Abend, wie die Uebrigen, sich mit seiner Theekanne vereinsamt. Auf dem Kontinent, wo jene Scheidung unbekannt ist, hat der überwiegende Besuch von Geschäftsreisenden gewöhnlich folgende Wirkungen: guter, reichlicher Tisch, mangelnde Gesellschaftsräume, an denen sie wegen ihrer Beschäftigung und Lebensweise wenig Interesse haben, gegen Abend Beschlagnahme sämtlicher Schreibtische, recht häufige Störungen in der Nacht, da diese Herren gern den ästhetischen Charakter ihrer schnell wechselnden Aufenthaltsorte zu ergründen suchen, oder am Morgen, wenn sie mit dem Frühzug abreisen müssen. Von Alledem empfindet der Tourist in Italien nichts. Die Mehrzahl der italienischen Geschäftsreisenden wohnt nach italienischer Sitte in Hotels, Garnis oder in Gasthöfen mit Trattoria; die in internationalen Gasthöfen absteigenden fremden Kaufleute finden sich dort einer überwiegenden Majorität von Pensionären und Touristen gegenüber, wie Jeder bestätigen wird, der die von deutschen Geschäftsreisenden besuchten Hotels, wie etwa „Bonne Femme“ in Turin, „Métropole“ und „Milan“ in Mailand, „Helvetia“ in Florenz, „Rome“ in Rom und „London“ in Neapel kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Und welchen Charakter prägen die Nationen ihnen auf? Wenn die von allen Völkern am Meisten reisenden Engländer den Hauptbestandtheil bilden, dann darf man mit Sicherheit folgende Annehmlichkeiten erwarten: eine genügende Anzahl von Gesellschaftsräumen, Ueberfluß an reiner Leinwand im Speise- und Schlafzimmer, geschmackvollen Charakter der Zimmer, Treppen und Gänge, einen leichten geselligen Verkehr, den sie mit der sie auszeichnenden schlichten Verständigkeit geregelt haben. Sie unterhalten sich mit einander, ohne sich vorzustellen, und machen sich das Leben möglichst erträglich; im Umgang mit gebildeten Engländern kann man sicher sein, daß nichts Auffallendes, Verletzendes vorkommt, daß Neugier und Klatsch ausgeschlossen sind. Der Engländer wünscht sich die volle Freiheit seiner Bewegungen und achtet daher die der Andern. Sind sie einander nicht näher getreten, dann hört die Bekanntschaft auf, sobald sie den Gasthof verlassen haben. Diese Sitten weichen von den unsrigen eben so sehr ab wie die anderen, daß die Damen zuerst die Herren grüßen und die Anständigen den Neuangekommenen zuerst einen Besuch abstatten. Diesen großen Vorzügen steht aber ein großer Nachtheil gegenüber: Küche und leider auch Weine sind dort nicht selten mäßig. Die Engländer verderben ihren Geschmack durch Reizmittel, wie die Amerikaner ihren Magen durch übermäßig warme Speisen und übermäßig kalte Getränke. Wie viel Salz und Pfeffer ver-

zehrt nicht jeder Britte täglich! Und dann sind sie die Erfinder des nach ihnen benannten Senfs, des Schilliesfigs, der scharfen Saucen, Pickles und Digestive Rolishes. Trinken doch drüben viele Leute mit Vorliebe Sherry und bei Tisch Champagner, — von den Ales, Bitterbeers, Gins, Brandies, Whiskies nicht zu reden. Man darf aber kühn behaupten, daß der Champagnerfreund keine Weinzunge besitzt. Haben nun die Engländer die Herrschaftsgrenze ihrer einfachen, soliden Küche, die der Schätzer vortrefflicher Materialien allen anderen Küchen voranstellt, überschritten, dann hört alles kulinarische Verständniß auf. Und Das ist auch nicht besser geworden, seit die rasch zunehmende Kontinentalisirung, die sich in der wachsenden Zahl von Miethkasernen, Kneipen und französischen Tablo d'hötes äußert, für die französische Küche immer mehr Boden gewonnen hat; denn diese entartet dort sehr leicht. Der Küchenherrscher des Hotels bemerkt die geringe Begabung seiner Gäste und giebt sich wenig Mühe; der Wirth fühlt dabei keine Gewissensbisse, da viele Engländer bei Tisch keinen Wein trinken und er einen — und manchmal einen beträchtlichen — Theil seines Gewinnes aus dem Weinverzehr ziehen möchte. Welch anderes Bild bietet ein deutscher Gasthof! Wollen wir ihn der Wahrheit getreu schildern, dann müssen wir zuerst von dem großen, gewichtigen Buch sprechen, in das Fritz Teutobald Vornamen, Familiennamen, Alter, Stand, Rang, Titel, Orden, Ehrenzeichen, Herkunft, Bestimmungsort gewissenhaft einträgt. Engländer und Amerikaner begnügen sich gewöhnlich damit, Namen und Vaterland niederzuschreiben; sie sind eben weniger an die Neugier einer hohen Polizei gewöhnt. Hierdurch fordern sie den Unwillen des Landsmannes heraus, der, wie die Polizei, Alles wissen will, zu welchem Zweck ja eben das zu Jedermanns Einsicht offene Fremdenbuch besteht. Und, so bemerkt der gleichfalls sehr neugierige Professor Abraham Drachenbluth ernst und wichtig, es ist von einem höheren Standpunkt aus nothwendig: damit nämlich der Wirth seine Preise danach einrichte. In welchen Höhlen muß Abraham bisher gewohnt haben, daß der Wirth sofort den Preis erhöht, als hätte ein Fürst einen Stock des Hotels gemiethet, wenn ein gewöhnlicher Rath fünfter oder vierter Rangklasse ein Zimmer nimmt, und wie muß er ausgesehen haben, daß man ihm nicht einmal den Rath fünfter Ordnung angesehen hat! Jedenfalls kennen Teutobald und Drachenbluth noch nicht die dem modernen Individualismus entsprechenden großen Gasthöfe mit festen Preisen, in denen der Gast eine Nummer ist und sich nur dem Wirth gegenüber flüchtig legitimirt. Ist nun Fritz in der Lage, einen Jeden, mit dem er an der Wirthstafel zusammensitzt, mit seinem Titel anzureden, dann erhebt sich die Frage, wer zuerst sprechen wird. Wer Das thut, Der muß sich vorstellen: so erfordert es der deutsche Höflichkeit-formalismus. Je weiter nach Osten, um so schroffer diese Forderung, sich überall und zu jeder Stunde vorzustellen. . . Unsere Freunde Fritz und Abraham treffen sie an einer langen Mittagstafel; das individualistische System der kleinen Tische dort noch nicht eingeführt. Der Wirth scheint sich zwei Probleme gestellt zu haben: wie man möglichst viele Menschen auf kleinem Raum zusammenpressen und wie man die Dauer des Essens thunlichst verlängern kann. In kleinen Städten afelt er noch selbst mit; oder er zieht, umhergehend, leutselig wie ein König, neue Gäste ins Gespräch. Das flüchtige Element macht sich stark bemerklich: in der Gestalt von Suppen, Saucen, diese entweder auf dem Teller oder der vorgebundenen

Serviette, endlich in der von Weinen, deren Preis — keineswegs deren Güte — in einem starken Mißverhältniß zu der Alltäglichkeit der Speisen steht, etwa wie eine goldene Uhr zu einem zerrissenen Bettlerrock. Das Rindfleisch stammt häufig von alten Thieren, die nach langen Diensten als Nutz- und Zugvieh rasch gemästet worden sind, die Kälber werden sehr oft zu früh geschlachtet; gutes Hammelfleisch wird seit dem Rückgang der Schafzucht immer seltener; erträglich ist durchgängig das Schweinefleisch, wozu sich an der Küste der Seefisch und auch in anderen Gegenden vielfach Geflügel und Wild gesellen. Trotz den geringen Qualitäten mißt sie der Wirth gewöhnlich in mäßigen Quantitäten zu, denn am deutschen Tisch spürt man auch heute noch die Armuth des Vaterlandes, die Jahrhunderte lang bestanden hat, und die große Kinderzahl, die noch immer andauert. Messer und Gabeln werden nur in den besten Hotels gewechselt und die Servietten der Abonnenten werden erst dann durch neue ersetzt, wenn man sie von fern für naturalistische Gemälde halten könnte. Bewundernswerth sind aber die großen Mengen von Kartoffeln, die in Norddeutschland freigebig zu allen Fleisch- und Fischgängen gereicht werden, und die Geschicklichkeit, mit der viele Leute essen; denn nirgends wird das Messer mit so geringer Gefahr zur Beförderung der Speisen benutzt und nirgendwo folgen die schweren Ladungen einander so rasch mit raubthierartiger Hast; das ekelhafte Schmatzen und das krachende Zermalmen der Speisen, das taktmäßige Niederfallen von Messer und Gabel auf den Teller, um dem Esser Zeit zum Brotbrechen zu geben, Erscheinungen, die eine französische Table d'hôte häufig zu einem widerwärtigen Orte machen, bemerkt man, Gott sei Dank, bei uns nicht. Zum Krachen fehlen ihnen gewöhnlich auch die guten Zähne. Germanen und Semiten erkennt man leicht an den schabhaften Zähnen, dünnem Haar und dem blöden, bekneiferten oder bebrillten Auge, auch an den schlecht sitzenden Kleidern; denn so geschmacklose Schneider wie Deutschland besitzen England, Frankreich und Italien nicht. Allerdings ist die Aufgabe dieser Künstler häufig schwer. Dem Selbsterhaltungstrieb haben sowohl Fritz wie Abraham in fester und flüssiger Gestalt reichlich gefröhnt, während ihnen die nöthige Bewegung fehlte; und so sind die Formen aus den Fugen gerathen. Dafür sind die Landsleute kräftig. Ha, mit welchem Aufwand von Muskelkraft sie sich unterhalten! Immer mehr müssen die Nachbarn sich anstrengen, um sich in nächster Nähe verständlich zu machen; von Zeit zu Zeit wälzt sich ein wildes Gelächter wie eine Woge, alle Gespräche erstickend, von einem Ende des Tisches zu n anderen. Dort haben Teutobald und Drachenbluth mit der Artigkeit von Lanzknechten einander aufgezogen. Nur dann ist der Spektakel noch größer, wenn sich zarte deutsche Jungfrauen und minnigliche Frauen, selbstverständlich bebrillt und bekneifert, ins Gespräch mischen. Nun aber nähert sich das Mahl seinem Ende, denn überall reinigt man die Zähne, hier mit einem piepsenden Geräusch (Prinzip: Luftlerer Raum), dort zierlich mit dem Nagel des kleinen Fingers; die Fortgeschrittensten bedienen sich des Zahnstochers und Einige, die sich zu Diogenes bekennen, ergreifen entschlossen die Gabel. Dann zünden Alle, die Arme breit aufgestemmt, ihre Cigarren an, unbekümmert darum, ob später Kommende auch noch essen wollen. Immer dichter wird die Mischung von Speisebünsten und Tabakqualm; aber sie harren aus, eine halbe, eine ganze Stunde: jetzt erst wirds „gemüthlich“. Welche Harmonie, wenn am Abend die Petroleum-

Lampen in dieses Veruchkonzert einzugreifen beginnen! Gewiß: ein Rauchzimmer, ein Unterhaltungszimmer giebt es in den meisten deutschen Gasthöfen nicht; und wo sie bestehen, wird der Unterschied der Räume nicht beachtet: geraucht wird überall. . . Wir begeben uns endlich zur Ruhe. Da entdecken wir, daß das Bett bald zu kurz, bald zu schmal, bald zu heiß (Federbetten im Sommer!) ist; oder daß die tragende, ausgehöhlte, schief geschlafene Matratze längst auf den Boden mußte; oder daß so viele Rissen oben und unten aufgestapelt sind, als wäre Schlafen ein akrobatischer oder gymnastischer Vorgang.

Ich gebe gern zu, daß ich zu stark generalisirt habe, daß die Küche an der Nord- und Ostseeküste, im Westen Deutschlands, in Oesterreich gut ist, daß es in den internationalen Badestädten wie Wiesbaden und Baden-Baden, in einigen Residenzen wie Berlin, Dresden, München, in verkehrreichen Orten wie Köln und Frankfurt sehr gute Gasthöfe giebt; aber die deutschen Hotels in ihrer Allgemeinheit haben sich nicht im Verhältniß zu dem politischen und wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands entwickelt. Wohl liegt der Fehler zum Theil bei den Gästen; es wäre zu wünschen, daß die schöne Einleitung, die Thering seinem Werk „Der Zweck im Rechte“ vorgelegt hat, in allen Lesebüchern der höheren Knaben- und Mädchenschulen stände; sie verbiente es ihres Inhaltes und der Form wegen. Bestimmte Schwächen der deutschen Gasthöfe lassen sich aber auch da verfolgen, wo der Gast einflußlos ist, nämlich in den von Deutschen gehaltenen Hotels des Auslandes.

Sechstens: Das Reisebuch soll über die Ernährungsverhältnisse unterrichten; Mittheilungen über den Keller sind überflüssig, da ja nur Wenige Etwas davon verstehen. Aber auch der an erster Stelle gemachte Anspruch ist schwer zu erfüllen. Der Speisenfolge der Gasthofstafeln liegt ein gewisses Schema zu Grunde. Die sogenannten Hotels ersten Ranges geben zwischen Suppe und Nachtisch die bekannten vier Gänge animalischer Nahrung, wozu ein Gemüse kommt; einige deutsche und schweizer Wirthe fügen zu diesen Gängen noch eine leichte Beilage, wodurch ihre Anzahl auf fünf steigt. Die sogenannten Gasthöfe zweiten Ranges lassen es mit drei bewenden, in niedriger stehenden sind ihrer noch weniger. Das Schema der zweiten Tafel, wo eine solche besteht, ist gewöhnlich gleichartiger: eine Vorspeise, eine warme Fleischspeise, kaltes Fleisch. Mehr als dieses Schema läßt sich in den Reisebüchern nicht geben. Aber sie geben es nicht einmal, was auch nicht viel bedeutet. Denn der Wirth kann den einen oder den anderen Gang zur Dekoration herabdrücken; entweder er kauft schlechte Materialien ein, die ein ausgezeichnete Koch schmachhaft zubereitet, was man nicht selten in Frankreich beobachtet; oder die Materialien sind ausgezeichnet und die Zubereitung ist mäßig, was jenseits des Kanals vorkommt. Das ist, was man im Besonderen unter der Küche eines Gasthofes versteht, deren Geschick zum großen Theil von dem Koch abhängen. Dann ist aber die Freiheit des Wirthes innerhalb des Schemas der Speisenfolge noch nicht genügend umschrieben. Es hängt von ihm ab, ob er seine Gäste reichlicher oder weniger reichlich bedienen lassen will, ob er zweimal oder nur einmal herumreichen läßt u. s. w. Was man also im engeren Sinn den Tisch nennt, wechselt manchmal mit dem Besitzer oder dem Direktor. Sagt ein alter Hotelpraktiker: Das Essen ist dort gut, so meint er gewöhnlich Speisenfolge, Küche, Tisch. Wie geringwerthig die Aufklärungen der Reisebücher über diesen

Punkt sein müssen, ist klar. Nur über das Schema der Speisenfolge vermögen sie eine Nachricht von einiger Dauer zu bringen, die aber oft werthlos ist. Denn nicht selten werden der Feinschmecker und der Hungerige eine Mahlzeit nach Schema II oder III einer nach Schema I vorziehen. Ueber diese Dinge sollte ein Reisebuch daher nur ein Urtheil fällen, wenn eine gute oder schlechte Tradition besteht. Die Gasthofstafeln der „Stadt Venedig“ in Trier, der „Krone“ in Solothurn und des „Pechtes“ in St. Gallen haben eine solche rühmliche Tradition, die Jedem so bekannt ist, daß ich durch ihre Erwähnung nicht in den Verdacht kommen kann, für sie zu agitiren. Schließlich fordert man richtige Angaben über die Preise, wenn sie veränderlich sind, nicht nur Anfangspreise (zum Beispiel: Zimmer von drei Mark an), sondern auch Endpreise (zum Beispiel: bis zehn Mark). Bädeler läßt in dieser Beziehung gewöhnlich nichts zu wünschen übrig, wie auch seine Notizen über Tisch und Küche gewöhnlich zuverlässig sind. Sein Buch über Italien enthält jedoch manche Irrthümer. Ich erinnere mich noch des Erstaunens eines spanischen Ehepaars, daß auf die Notiz hin, im Hotel Bristol in Neapel schwankten die Zimmerpreise zwischen vier und sieben Lire, dort abstieg und vierzehn Lire bezahlen mußte.

Beobachtet der Verfasser eines Reisebuches diese Vorschriften, dann wird er dem Reisenden vor seiner Ankunft ein genügendes Urtheil darüber ermöglichen, wo er abzustiegen hat. Die Hotelnotizen werden umfangreicher werden, aber sie brauchen doch keinen größeren Raum einzunehmen als bisher, denn das Reisebuch kann sich passender Abkürzungen bedienen. Die Sterne werden eben so überflüssig werden wie die beliebten nichtsagenden Wendungen: „vornehm“ „sehr vornehm“, „Hotel ersten Ranges, zweiten Ranges u. s. w.“, ganz abgesehen davon, daß sie häufig unangebracht sind. Es ist zwar leicht, zu sagen, was ein Hotel ersten Ranges ist: ein Gasthof mit schönen, wohlausgestatteten Zimmern, Fahrstuhl, Centralheizung, elektrischem Licht, vier Gesellschaftszimmern und Speisenfolge vom Schema I. Aber ich habe hoffentlich gezeigt, welche Freiheit der Ausföhrung es für alle diese Forderungen giebt. Es ist einer der größten Mängel von Bädeler's Reisebüchern, daß sie zu apodiktisch sind und daher, selbstverständlich unabsichtlich, in einige Gasthöfe die Fremdenschaar wie eine Heerde hineintreiben, zum großen Schaden der Fremden und anderer Wirths. Zwei Beispiele. Unter „Perugia“ findet man folgende Stelle: *Grand Hotel Perugia . . . in ausöichtreicher Lage am Eingang der Stadt, ersten Ranges . . . Zweiten Ranges: Hotel de la Poste u. s. w. Der besternte Gasthof hat schöne Zimmer, die schönsten allerdings über einer elektrischen Straßenbahn, zwei mäßige Gesellschaftsräume und eine Küche leidlicher Güte vom Schema II. Preise hoch. Weshalb also ersten Ranges? Unter „Spezia“ heißt es: *Grand Hotel und Croce di Malta . . . ; Italia: Gran Brotagna, mit guter Trattoria. Welcher Hotelnob wird da „Italia“ und „Gran Bretagna“ versuchen? Der große Bestennte, in dem Alles, was außerhalb Italiens auf Respektabilität Anspruch macht, absteigt, ist wirklich bemerkenswerth als großer Kasten mit einer merkwürdigen Treppenzuglage, im Uebrigen ohne Fahrstuhl, elektrisches Licht und mit Küche Schema II. die Arme breit ? ankommt, kann erleben, daß er über hundert Stufen zu seinem Kommennde auch hin hat. Reisebücher sollen eine Anzahl zuverlässiger Notizen dünsten und Tabal der Gesamtnoten und möglichst auch des Lobes enthalten.



Berlin, den 27. Juli 1901.

Lucae Offenbarung.

Das erste Kapitel.

Aufschrift des Buches; Ermunterung, es zu lesen. Israels Schuld und Strafe. Fröhliche Ausaat und schrecklicher Herbst. Von zween Sonnen.

Dies ist die Offenbarung des Herrn, seinem Knecht gegeben, auf daß Der anderen Knechten zeige, was in der Kürze geschehen soll. Selig ist, der da lieset und der da höret die Worte der Weissagung und bei sich behält, was darinnen geschrieben ist; denn die Zeit ist nahe. Nahe die Zeit, da in Israel Gutes und Böses in gleichen Schalen gewogen und die Schale des Bösen, wie ein des Zieles fehlender Pfeil, hinabschnellen wird, dieweil des Lasters Gewicht schwerer in die Wage fällt. Denn hoffährtig waret Ihr, übernahmets Euch und konntet genug nicht der Schätze häufen, die Kost doch und Motten fressen. Fröhlich schrittet Ihr über die Flur hin, unklugen Kindern gleich, die leichten Herzens der Lehre entliefen, und streutet mit flinkem Finger die Saat in die Furche, ohne zu fragen, was der Boden tragen, ertragen könne. Vieltausendfach, also sprachet Ihr zu dem Warner neben Euch und in der eigenen Brust, giebt er uns jedes Samenkornes Segen zurück. Wie in jedem Lenz die gute Schnur ihrer Schwieger, so wird seines Schoßes Fruchtbarkeit in jedem Herbst uns Freude bescheren. Lernt Eure Blindheit nie sehen? Die Zeit, zu ernten, ist gekommen. Was aber ward aus Eurer Saat? Schlaget an mit Eurer Sichel, mit scharfer Spitze: die Ernte der Erde ist dürr geworden. Wohl lacht Euch die Sonne, Wochen lang; doch die nicht, die aller Kraft junge

Flügel leihet und den Keim aus dem Korn lockt, sondern die sengende, die Knochen und Hirn müdet, den fleißigen Wirth faul werden läßt und mit früh und spät glühendem Strahl die Erdfeste dörrt. Ihr Antlitz flammt wie des rothen Drachen, den Johannes am Himmel sah: der hatte sieben Häupter und zehn Hörner und auf seinen Häuptern sieben Kronen. Und so ward mir gesagt von einer großen Stimme, als einer Posaune: Siehest Du dieses Zeichen, dann setze Dich ohne Säumen und schreibe Dein Gesicht in ein Buch und sende es an die Gemeinen in Asien, gen Ephesus und gen Smyrna und gen Pergamus und gen Thyatira und gen Sardes und gen Philadelphia und gen Laodicea. Dieses that ich, als ein getreuer Knecht.

Das zweite Kapitel.

Von des Wahnes Vermögen, alten und neuen Götzen. Und von falschen Aposteln.

Hochmuth hatte Euch übermocht. Denn nichts frommt Euch als schlechte Zeit und nie lebt Ihr dem Herrn als in Zerrissenheit, bei Mißwachs, Ungemach aller Art und in Dürftigkeit. Nun aber war es geschehen, daß Ihr zu Segen kamet und in den Glanz; und gleich trübte sich Euer Sinn. Nicht lässig wart Ihr gewesen, hattet im Schweiß des Angesichtes geschafft, den in gleißender Schlangenhaut einherkriechenden Fluch zu erfüllen; und staunten die Völker weithin, bis zu den vier Enden der Erde, den Gog und Magog. Und begannen, zu flüstern, und sprachen: Diese kannten wir nicht bis auf den Tag, der ist; hielten sie für geringe Leute, die an der Scholle hasten, arm an Gold und edlem Stein, knappem, undankbarem Boden mühsam die Nothdurft abbringend; lachten ihrer, hießen sie Träumer, Schächer und Becher, dem Buch bald und bald dem Becher geneigt, und müssen nun merken, daß uns vor ihnen auf der Hut zu sein ziemt; denn aus der Erde stampfen sie Schatz um Schatz, ihre Arbeit ist der Nachbarschaft wohlgefällig und bringen auf den Markt die Waare des Goldes und Silbers und Edelgesteins und die Perlen und Seide und Purpur und Scharlach und allerlei Thinenholz und allerlei Gefäß von Elfenbein und von köstlichem Holz und von Erz und von Eisen und von Marmor und Zimmet, Räuchwerk, Salbe, Weihrauch, Wein und Del; und ihre Kaufleute haben zu lachen. Solches Gespräch kam auch zu Euch, denn die Welt ist klein geworden. Und wuchs Euer Stolz und wolltet nun Alles haben und mehr als Alle. Und an Allen sahet Ihr nichts mehr als die Fehler, nanntet sie harttherzig, dumm und treulos und schluget an die Brust, darinnen Treue und Glaube und Kraft und Redlich-

keit wohnen. Denn die Väter hatten für Euch gesiegt, darband Euch des Wohlstandes Ruhbett bereitet; den Söhnen sollte der Erdkreis gehören, als dem aus aller Menschheit erwählten Volk. Ahmet den von Macht und gestapelten Gütern strogenden Reichen nach, schlepptet aus aller Herren Ländern herbei, was an Einrichtungen, Gesetz, Frucht, Gedanken Euch nützlich schien, und bedachtet nicht, daß der Boden lange in Demuth gebeten sein will, ehe er Fremdes, auf ihm nicht Gewachsenes trägt. Hatten Jene Reifiger helle Haufen: Ihr wolltet mehr haben; Märkte und Käufer: mehr; Fahrzeuge aller Art und fest gefügt gleich einer Mauer: mehr. Denn warum Jenen, nicht uns, die Erde? Vermögen wir nicht, was sie können, und sind weiser, nüchterner, reiner im Wandel und Handel? Und Denen, die längst nach dem Goldenen Kalbe geschickt hatten, war nun gute Zeit. Zwar mahnte Mancher, nicht vor dem alten Gözen wieder zu knien. Doch ringsum regten sich fleißige Hände, durch die Nacht gar glühten die Feuer, in deren Schein gearbeitet ward, und weichlichen Lotterthumes sahst Du keine Spur. So dient Keiner dem Kalbe. Essen und Schlothe sind, Erdschlünde und Dämme die Wahrzeichen unserer Zeit; und in dieser Zeit ist uns geheißn, stark zu werden und der Heidenheit in unserer Waare unsere Gefittung zu bringen und unseren Christengeist. Zu solchem Werk riefen Viele, die im Kleid der Apostel gingen; und ermatteten nicht, zu sprechen: Draußen liegt, weit über den Wassern, Eurer Kinder an Frucht unerforschlich reiches Land; das sollt Ihr, ehe die Nacht sinkt, bebauen! Große Schriftgelehrte waren darunter und gewaltige Herren, deren Stimmen siebenmal siebentaufend Händen gebot. Und Ihr folgtet dem Rathe Dieser, so sich Apostel nannten und Männer von morgen.

Das dritte Kapitel.

Von des Reiches Macht und Herrlichkeit. Aller Erdengrüel große Mutter.

Und des neuen Wesens Glanz beugten sich alle Häupter in allen Städten. Denn der Glanz kam vom Golde. Hämmern und Pochen und Stampfen und Rasseln von einem zum anderen Morgen. Güter müssen fertig hinaus und Güter müssen wir wirken für alle Lande. Weil aber oft der Mond wechselt, bis solcher Güter Preis in den Säckel fließt, und weil auch andere Völker Wagen und Schiffe mit weithin zu fahrender Waarenlast rüsten, ist Zweierlei nöthig: Waffengewalt, die den Bedürftigen zwingt, von dem Starken zu kaufen, und Münze genug, um warten und der Hörigen

Hunger stillen zu können, bis die Güter den Vergüter gefunden haben. Also ward es vollbracht. Wer mochte da zu Wasser und Land Eurem Schlachtgeräth noch widerstehen? Und traten Männer zusammen, ernste, erfahrene Männer, und beriethen und sprachen: Einer vermag hier nichts mehr; zu Vielen müssen wir uns schaaren und ein Kopf dennoch sein und ein Schlund; nehmen müssen wir, was irgend zu haben ist, auch der Wittve Scherflein, denn vieler Heller Ziffer rundet sich stattlich, und es Denen leihen, die voll muthiger Unternehmungskunst sind; so aber Solche fehlen, müssen in Zögernden wir die Lust wecken. Und thaten, wie sie gesagt; und nannten es eine Bank, gleich dem Gefüge aus Holz oder Stein, wo der Wanderer Ruhe findet und neue Kraft. Und gaben Zins und vom Zins wieder Zins, auf daß Alle kämen, die für eines Hellers Werth zu verleihen hatten. Und war ein Geizhals, der sich von seiner Habe, daß sie ihm nicht entschlüpfe, nicht trennen mochte, Dem ward gesagt: Willst Du das Deine ungenügt in die Truhe legen, statt daß es sich, für Dich arbeitend, mehrt? Fester sind unsere Truhen als Deine und schneller jungt Dein Heller, wenn er bei anderen liegt. So Du uns aber für Diebe hältst, hebe den Blick und schaue auf Die über uns. Ihrer sind Wenige; doch Jedes Name ist dem Vertrauen ein sicherer Hort und dem Schiff Deines Hoffens ein Anker. Bis ins Kleinste prüfen sie unser Thun, führen die Aufsicht und sitzen im Rath, der Alles beschließt; und die Besten des Landes wählen wir zu so wichtigem Werk. Das jedoch war nur Reim, um Gimpel auf die Ruthe zu locken. Denn Die im Aufsichtsrath saßen, hatten zwar Namen von feinem Klang, waren des neuen Handelswesens aber unkundig und wußten gar nicht, was in der Bank geschah; hörten auch nicht gern davon, weil sie den Sinn doch nicht verstanden hätten. Zweimal im Jahr kamen sie zusammen, selten öfter; wie sollten sie da fassen, was hundert Köpfe an mehr denn hundert Tagen eronnen, hundert Hände verwirrt und entwirrt hatten? Den Kaufleuten hatten sie, Würdenträger, verabschiedete Feldhauptleute, Hofdiener und Amtmänner des Königs, um hohen Preis ihren Namen verkauft; und waren geachtet und ward Keiner mehr bewundert denn Einer, der in recht vieler Handelsgeschäfte Aufsichtsrath saß. Die das Geld brachten, erfuhren von Alledem nichts; und kamen Alle, so daß die Bank leihen konnte nach Ost und nach West und neue Bedürfnisse schaffen, neue Gemarkung einhegen und brachliegende Felder düngen. Und wuchs des Reiches Macht und Herrlichkeit und regte sich überall Neid und schien nichts dem Vermögen unerreichbar. Doch im noch grünen Holz saß schon der Wurm. Denn Mammon war Gott; und galt nichts Anderes mehr als

blanke, geprägte Münze, woher sie auch kam; wer deren einen hohen Haufen geschichtet hatte, herrschte; und krümmten sich ihm alle Rücken. Dienten dem neuen Gott Schriftgelehrte und Künstler und lief, was sich auf seinen Vortheil verstand, aus dem schlechten Solde des Königs den Kaufleuten zu. Und war wie zu Babylon, wovon Euch Johannes verkündet hat: von dem Weibe, das saß auf einem rosinfarbigen Thier und war gekleidet mit Scharlach und Rosinfarbe, mit Gold und edlen Steinen und Perlen; und trug an der Stirn den Namen: Die große Babylon, die Mutter aller Gräucl auf Erden. Ihr aber schloffet die Augen und schluget an die Brust, darinnen Treue und Glaube und Kraft und Redlichkeit wohnen, und wußtet in Zuversicht: Uns geschieht nach Verdienst.

Das vierte Kapitel.

Von Staat, Bank und Schreibern. Das dreizehnte Zeichen. Zeugung in Sünde.

Nach Verdienst ist Euch geschehen. Uner schöplich dünkte Euch dieser Erde Schoß und unmeßbar die Menge gemünzten Goldes. Und siehe: Ihr irrtet. Das gemeine Wesen habt Ihr zu Eurem Knecht, aus der Bank einen Thron gemacht; herrschtet und herrscht noch heute und lacht des Scheines, in den die alten Träger der Volksmacht sich kleiden; denn Ihr leitet den Staat und lenkt ihn in Eure Wege. Des Himmels Licht genügte Euch nicht. Ihr künstelt ein anderes, das die Nacht Euch zum Tag machen soll. Was in sieben Tagen geschaffen ward, verschmäht Ihr, fangt das Wehen des Windes, die in Eisen und Stein schlafende Kraft, laßt Euer Fahrzeug zu Land und zu Wasser von unsichtbaren Gewalten treiben und prahlt vor dem Herrn, der Euch in den Staub wies: Nicht lange mehr, so tragen selbstgefertigte Flügel uns zu Deinem Himmel empor! Ich aber sage Euch: Der Baum Eures Stolzes wächst nicht in den Himmel. Brüstet Euch immerhin und sprecht, der in der Hütte entlichene Heller baue am anderen Ende der Erde eiserne Straßen, bringe reichlich zu Zins und vom Zins wieder Zins. Dem thörichten Knaben gleichet Ihr, die die Weite des prächtigen Rockes nicht ausfüllen konnte und vergebens in jedem Morgen die Glieder maß, ob sie denn noch nicht gewachsen seien. Eines Hand wird Eure Rechnung zerreißen; und auch den Wahn, mit seinen Schwären werde Lazarus bis zum letzten Tag für den Reichen frohnden. Seid Ihr denn wirklich blind und saht nie, wie es noch Jedem erging, der sich übernahm, des Vermögens Grenze nicht kannte? Als die Kraft schwand und Ihr merktet, daß auf dem Markt auch

aus anderen Ländern Waare feil war, zwanget Ihr listig den Staat, Euch lohnende Arbeit zu geben. Dem Wasser der Ströme sollte er neue Betten graben, neue Schiffskörper zimmern und gegen des Feindes Wurfgeschöß härten und in Waffen ausziehen, in weiter Ferne ein dicht wohnendes Volk zu knebeln, daß es fortan bei Euch allein kaufe. So oft Solches Euch gelang, schriet Ihr, als umfinge die Brunst Euch mit heißen Armen: Gerettet sind wir, gesichert ist unserer Kinder fruchtbares Land! Und kauftet Schreiber, daß sie nur Gutes meldeten und Keinem verriethen, wie es in Wahrheit um Euch stand, des Volksguts Verwalter, was Ihr planet und wo es Euch fehle; daß gerade fehlet, was Ihr anbetet und nicht entbehren könnet. Zwölf Zeichen wolltet Ihr nicht sehen, zwölf dumpfe Donnerschläge nicht hören; dem dreizehnten aber folgete erst der Blitz. Und alles Volk blickte um sich und sah. Nichts half nun die Schlaueit der Schreiber, die sich stellten, als seien sie überrascht, als breche krachend nur Morsches zusammen, dem Frevlerhand den Schein blühenden Lebens aufgetüncht hatte. Alles Volk sieht entsetzt, was ist. Eine neue Welt mit unverbrauchter Kraft lächelt höhniisch Eures kleinen, hastigen Mühens. Und Ihr steigert die Hast und Einer überbietet den Anderen im Erfinden lockenden Gaukelspieles. Immer höheren Zins versprachet Ihr und Theil an reichem Gewinn und ließet nicht ab, neue Werkstätten zu bauen. Denn neue Keimruthen brauchtet Ihr und kein Trug war zu schlecht, die Hellen heranzurufen. Und bei des Blitzes Leuchten erst ward offenbar, was Ihr in Sünde gezeuget hattet, und das Gewimmel vieler Kinder kränkelder Eltern.

Das fünfte Kapitel.

Gleichniß vom verlorenen Sohn. Von Trebern und dem gemästeten Kalb.
Mahnung an Johannem.

Der gute Vater schließet keinem Kinde die Thür, und hätte es seinem Alter den einzigen Stab geraubt. Deß zum Zeugniß erzählte ich einst Euch von dem Mann, der zween Söhne hatte; und der Zweitgeborene war leicht von Sinn. Ging hin und brachte das ihm vom Vater getheilte Gut um mit Prassen, nahm schlechte Weibsbilder auf sein Lager und lebete in jeglichem Betracht als ein arger Sünder. Da seine Habe verthan war und er darben mußte, verband er sich einem Bürger, auf dessen Acker der Säue zu hüten. Und begehrte, seinen Bauch zu füllen mit Trebern, die die Säue fraßen; aber auch diese Treber gab Niemand ihm. Zum Vater schlich er, beugte

sich und sprach, er wolle der Sünde entsagen und tugendhaft wandeln. Weit wurden ihm die Arme geöffnet; und ward ein gemästet Kalb ihm geschlachtet, das beste Kleid gebracht und Hand und Fuß mit Zierath geschmückt. Das vernahm der Erstgeborene. Der war ein Ackerbauer. Hörte, als er vom Feld heimkam, das Gesänge und den Reigen, ward zornig und wollte wissen, warum Jenem, der in den Städten ein Luderleben geführt und das Vatergut vergeudet habe, ein Kalb geschlachtet werde, während er, der gehorsam und still seit den Jünglingsjahren die Scholle pflüge, nie einen Bock noch Lämmlein erhielt, daß er bei fetter Speise sich freue mit fröhlichen Freunden. Des Vaters Antwort habe ich Euch aufgezeichnet; und ist Keiner, der sie nicht weise nannte und liebevoll. Und wie mit dieses Mannes zween Söhnen, soll es geschehen mit Eures Landes verfeindeten Kindern, so Ihr bei Zeit Euch besinnet und durch alte Vernunft das neue Wesen ersetzt. Wollet Ihr Solches nicht und weicht der Hochmuth nicht vor dem Fall: wahrlich, Ihr werdet allzu spät dann an Johannem denken und Alles wird aus seiner Weissagung erfüllet werden, von den Kaufleuten, die Leid trugen, weil ihre Waaren Niemand mehr kaufen mochte, und von den Schiffherren, Schiffleuten und Denen, die auf dem Meere hantiren; auf ihre Häupter werden sie Staub werfen und schreien und weinen. Denn lebt Ihr so ferne von Babylon? Die sich Apostel hießen, werden ängstlich ihr Antlitz verdecken. Und über der Sündenstadt Sturz, die hinsank wie im Beben der Erde verschlungen, der sie einst eilend entstieg, wird Freude im Himmel sein.



Ulus Berlins Baugeschichte.

Im vorigen Jahr endete ein verhängnisvoller Absturz an dem sonst als höchst harmlos betrachteten Titlis im Berner Oberland das hoffnungsvolle Leben des berliner Privatdozenten der Nationalökonomie Dr. Paul Voigt. Man glaubte schon damals, zu wissen, wie viel die Wissenschaft in diesem erst achtundzwanzigjährigen Manne verloren hatte; man wußte auch, daß Voigt im Auftrage des Institutes für Gemeinwohl in Frankfurt a. M. an einer umfangreichen Studie über die Entwicklung der städtischen Grundrente in Berlin und den übrigen deutschen Großstädten arbeitete; er hatte einige Kapitel daraus als Habilitationsschrift der berliner Universität eingereicht und veröffentlichte kurz darauf einige andere Ergebnisse seiner Studien unter dem Titel „Hypothekendarlehen und Beleihungsgrenze, ein Beitrag zur Frage der Mündelsicherheit der Hypothekendarlehenbriefe.“ Damals bestand in einigen parlamentarischen Kreisen die Absicht, den Pfandbriefen der Hypothekendarlehenbanken Mündelsicherheit zu gewähren, und Voigt hielt sich für verpflichtet, auf Grund der Ergebnisse seiner Untersuchungen gegen diese Absicht zu protestiren, da er namentlich in den neueren Stadttheilen Berlins und seiner anschließenden Vororte den Beweis ganz ungeheurer Uebertaxirungen und eben so ungeheurer Ueberbeleihungen hatte erbringen können. Die Brochure machte großes Aufsehen; ihr ist mit zu danken, daß jene Absicht vereitelt wurde, und der furchtbare Zusammenbruch der Spielhagenbanken hat kurze Zeit darauf gelehrt, wie Recht Voigt mit seiner Anklage und Warnung gehabt hatte.

Jetzt ist durch Andreas Voigt in Frankfurt a. M. das hinterlassene Manuscript der großen Arbeit, aus der die beiden genannten Veröffentlichungen Auszüge boten, zum einen Theil herausgegeben worden; und jetzt erst kann man die Größe des Verlustes, den die Wissenschaft in dem früh Dahingeshiedenen erlitten hat, in seinem vollen Umfang erfassen. Der „Grundrente und Wohnungsfrage in Berlin und seinen Vororten“ betitelte Band — er ist als erster Theil bezeichnet — ist ein Werk, wie es nicht häufig aus der Wissenschaft hervorgegangen ist. Ein ungeheurer historischer und statistischer Stoff ist mit vorbildlicher Klarheit dargestellt. Es trägt alle Kennzeichen der Schule Schmollers, zu deren begabtesten Vertretern der Verstorbene gehörte.

Der historische Theil, mit dem das Werk beginnt, schildert die Entwicklung der Grundrente und der Wohnungsfrage in Berlin von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart in fünf Kapiteln.*)

*) 1. Zur älteren Geschichte Berlins (bis 1640). 2. Die Bau- und Wohnungspolitik des Merkantilismus. 3. Die Umgebung von Berlin vor Beginn der modernen Entwicklung. 4. Die moderne Entwicklung der berliner Vororte bis 1887. 5. Die moderne Entwicklung der berliner Vororte von 1887 bis zur Gegenwart.

Der erste Theil ist namentlich für den Reichshauptstädter von lebendigstem Interesse. Wir sehen, unterstützt durch eine Reihe von Uebersichtskarten, wie sich in allmählichem Wachsthum um den Kern der kleinen mittelalterlichen Handels- und Ader-Doppelstadt Berlin-Kölln Vorstadt nach Vorstadt ansetzt, und zwar weniger durch einen organischen Prozeß des Wachsthums als unter der Einwirkung des Willens der Herrscher, die ein sehr lebendiges Interesse haben, ihre Residenzstadt zu entwickeln. Das ist mit einer Liebe und Sorgfalt verfolgt, als wäre dieser Schlesiener ein geborener Berliner gewesen.

Vom höchsten Interesse für unsere Zeit, in der doch mindestens schon eine Hälfte der bodenreformerischen „Rezeriren“, nämlich die Verurtheilung des städtischen Bodenwuchers, sogar in die zukünftige Wissenschaft Aufnahme gefunden hat, ist die Boden- und Baupolitik des Merkantilismus, vom Großen Kurfürsten bis zum Tode Friedrichs des Großen. Es ist bekannt, daß Schmöller und seine Schule sich mit Erfolg bemüht haben, den Merkantilismus von dem Fluch der Lächerlichkeit zu befreien, den die Anhänger der Naturlehre und ihre Vergrößerer vom Manchesterthum auf ihn gehäuft haben. Hier spricht eine starke Wahlverwandtschaft, denn der Merkantilismus ist ja in vieler Beziehung heute wieder Trumpf und wird gerade von der genannten Schule als Heilmittel gegen alle Schäden empfohlen, die angeblich die böse Theorie des *laissez faire, laissez aller* verschuldet haben soll. Ob diese Ehrenrettung gänzlich gelungen ist und gelingen kann, darüber habe ich hier nicht zu urtheilen; aber das Eine ist sicher, daß die Schilderung der Wohnungs- und Bau-Politik dieser anderthalb Jahrhunderte uns in die hellste Periode der Hohenzollern-Geschichte einführt und geeignet ist, uns mit tiefstem Respekt vor den Männern zu erfüllen, die nicht nur das Ziel, sondern auch die Mittel sahen, und das Bedauern zu erwecken, daß uns solche Männer nicht mehr beschieden zu sein scheinen.

Die Hohenzollern und ihre Beamten, Stadtpräsidenten oder wie sie sonst hießen, hatten nicht den geringsten Respekt vor dem „geheiligten Eigenthum“, wenn es sich um Grundeigenthum handelte. Das alte Volksbewußtsein war in ihnen noch sehr lebendig, daß der Grund und Boden ursprünglich Eigenthum der Gesamtheit, der Gemeinde, gewesen sei und daß der Herrscher, als das sichtbare Haupt der Gemeinschaft, ein Obereigenthum am Grund und Boden habe, mit der Befugniß, zwar nicht den Mißbrauch, wohl aber den Mißbrauch zu hindern. Es wurde denn auch so gehandelt, als sei das alte germanische Rücken-Nutzungsrecht in Kraft, das dem Inhaber eines Bodenstückes den Gebrauch nur so lange gewährt, wie er es nutzt, das aber den Heimfall an die Gesamtheit verfügt, wenn die Nutzung aufhört. So erordnete der Große Kurfürst, daß wüste Baustellen aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges von den Nachfolgern der ursprünglichen Besitzer binnen einem

halben Jahre mit Häusern zu besetzen seien; sonst würden sie eingezogen und anderen Baulustigen unentgeltlich abgegeben werden.

Aber diese klaren Politiker begnügten sich nicht nur mit negativen Maßregeln, nicht damit, Hindernisse einer gesunden Stadtpolitik wegzuräumen, sondern sie griffen auch positiv ein durch Förderung der Bauhätigkeit. Die Bau Lustigen wurden mit Steinen, Kalk, Bauholz, Fuhrn und sehr häufig auch mit großen Summen baaren Geldes unterstützt. Ja, häufig wurden Häuser ganz auf Kosten der kurfürstlichen oder königlichen Kasse gebaut und an Bürger verschenkt. Voigt zeigt sehr klar, welche Motive für diese etwas drastischen Maßnahmen vorhanden waren, die doch natürlich das platte Land zu Gunsten der Städte und namentlich Berlins belasteten: es war erstens der natürliche Wunsch der brandenburg-preussischen Herrscher, ihre Hauptstadt zu einer möglichst stattlichen Ansiedlung zu entwickeln, und zweitens das sehr lebhafte Interesse, das der Fiskus an der Accise hatte, die sich in jenen Zeiten schwacher Steuerleistungsfähigkeit immer mehr zum Rückgrat der Staatsfinanzen ausbildete.

Viel wichtiger jedoch als diese direkten Beihilfen zum Bau von Häusern, viel wichtiger als diese eigentliche Baupolitik war für die Gesundheit der städtischen Verhältnisse die Bodenpolitik der Hohenzollern. Sie haben durchgesetzt, daß bis über den Tod Friedrichs hinaus von einer eigentlichen städtischen Grundrente nur ganz vorübergehend die Rede sein konnte, obgleich die Stadt Berlin in dieser Zeit an Einwohnerzahl und Umfang riesig zunahm, theils durch Einwanderung fremder Elemente (Hugenotten, Salzburger u. s. w.), theils durch Vermehrung der militärischen Bevölkerung, die ja damals noch Frauen und Kinder umschloß, theils durch Zunahme der am kurfürstlichen und königlichen Hofe angehefenen Beamtenchaft. Dieses Wunder wurde dadurch erreicht, daß aus dem damals noch sehr großen Domänenbesitz in der Nachbarschaft der Hauptstadt immer Grund und Boden in sehr ausreichendem Maß für die Zwecke des Wohnungbaues ganz umsonst oder doch nur gegen einen fast nominellen Zins zur Verfügung gehalten wurde. Dadurch wurde wirksam verhindert, daß sich in den älteren Stadttheilen eine eigentliche Rente entwickeln konnte; so war Berlin die gesündeste Großstadt Europas und seine Einwohner bis in die tieferen Handwerker Schichten hinunter die bestbehaften, zufriedensten und loyalsten Staatsbürger ihrer Zeit. Mit welcher Energie die Regierung die Entstehung einer Grundrente zu verhindern verstand, geht aus einer Verordnung Friedrichs des Großen aus dem Jahre 1765 hervor. Während der Zeit der großen Kriege, in der ersten Regierungshälfte des Königs also, war die Baupolitik, die namentlich sein Vater, der viel verlästerte Soldatenkönig, mit der ihm eigenen zudenden Energie gefördert hatte, einigermassen vernachlässigt worden;

neue Stadttheile waren kaum angelegt worden; und so zeigte sich zum ersten Male eine Stauung der Bevölkerung. Die Folge war eine ziemlich wilde Bodenspekulation und eine beträchtliche Steigerung der Miethen, da die Bauhätigkeit mit der Zunahme der Bevölkerung nicht Schritt gehalten hatte. Zum Beispiel wurde Grumblovs Haus in der Königstraße, das 1750 für 19 000 Thaler verkauft worden war, 1765 für 50 000 Thaler weiter veräußert. Die vermehrte Bevölkerung fing zu klagen an; wichtiger war vielleicht, daß die Offiziere mit ihrem Servis nicht auskommen konnten. Und so erließ der König am fünfzehnten April 1765 eine Verordnung an das Kammergericht, die gleichzeitig in allen berliner Kirchen von den Ranzeln verlesen wurde und die in ihrem wesentlichen Theil lautet: „Wir haben mit dem größten Mißfallen wahrgenommen, daß in Unserer Residenzstadt Berlin der bisher eingeriffene Wucher mit Häusern und die aufs Höchste getriebene Steigerung der Hausmiethen, ungeachtet Unserer dieserhalb immmediat erlassenen scharfen Verordnungen, noch bis dato beständig fortbauere und Beydes groß Theils seine Schutzwehre in der gemeinen Rechts-Regul: Kauf bricht Miethen finde, als welche bisher den Käufer berechtigt, den Miether ungeachtet seines mit dem Verkäufer eingegangener Kontrakt noch nicht zu Ende, nach Gefallen auszutreiben oder von ihm ein so hohen Miethequantum durch die Drohung der Austreibung zu erzwingen, daß Käufer sich dadurch entschädiget, ja gewonnen, wenn er auch das Haus weit über seinen wahren Werth erkaufet. Da Wir nun eine längere, den sich von ihren Häusern einen übertriebenen Werth einbildenden Eigenthümern am Ende selbst nachtheilige Nachsicht zu gestatten nicht gemeinet sind, so haben wir nöthig gefunden, bis Wir allenfalls noch wirksamere Maßregeln ergreifen, indessen in Unserer Residenz Berlin die bis hero beachtete gemeine Rechts-Regul: Kauf bricht Miethen, aufzuheben.“ Diese Verordnung wurde durch energische Aufnahme der Bauhätigkeit kräftig unterstützt.

Da die Stadt sich schon so weit gehend hatte, daß bei dem Mangel geeigneter Verkehrsgelegenheiten eine Anlage von neuen Vorstädten kaum noch auf die Preise der Innenstadt großen Einfluß gehabt hätte, ließ der König in der Innenstadt sehr viele kleine Häuser niederreißen und durch große mehrstöckige Miethhäuser ersetzen, die er einfach an die bisherigen Besitzer der Grundstücke bedingungslos verschenkte. In zehn Jahren, von 1767 bis 77, entstanden 149 solcher Bürgerhäuser. Zugleich wurde für die Civilbevölkerung dadurch Platz geschaffen, daß die Garnison mehr und mehr aus den Bürgerquartieren herausgezogen und in neu erbaute Kasernen gelegt wurde. Der Nachfolger Friedrich des Großen setzte noch bis 1789 die Thätigkeit seiner größeren Vorgänger fort; dann erlahmte, wie in allen Dingen, auch hier sein Eifer. Von da an beginnt die goldene Aera des Grund-

rentenwuchers in Berlin. Bis dahin aber läßt sich, wie Voigt in Sperrschrift schreibt, „unzweifelhaft behaupten, daß bis zum Tode Friedrichs des Großen in Berlin bei Wohnhäusern eine wirkliche Grundrentenbildung so gut wie gar nicht und auch bei Geschäftslokalen in relativ geringem Umfang vorhanden war . . . Vom Mittelalter bis zum Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts hat die Anlage und Erweiterung einer Stadt, die Schaffung der Existenz-Grundlage der städtischen Bevölkerung als eine im eminentesten Sinn öffentlich-rechtliche Angelegenheit und deshalb auch stets als Aufgabe der städtischen oder staatlichen Gewalt gegolten; erst dem neunzehnten Jahrhundert blieb es vorbehalten, die Schaffung der Existenz-Grundlage der ganzen Bevölkerung der privaten Spekulation zu überantworten.“

„Vom Großen Kurfürsten bis zum Tode Friedrichs des Großen wurde aus der kleinen Landstadt mit 9 bis 10000 Köpfen die preussische Residenz mit 150000 Einwohnern, ohne daß, trotz dem zeitweilig überaus schnellen Anwachsen, jemals Wohnungsnoth oder eine ungesunde Steigerung der Miethen eingetreten wäre. Vielmehr gelang es einer umsichtigen und ständig weitergehenden Baupolitik, die erst lediglich das erforderliche Bauland zu billigen Preisen bereitstellte, die es später unentgeltlich abließ und die Bauhätigkeit durch stets steigende Prämien ermunterte, um dann schließlich in bewußtem Kampf gegen das Spekulantenthum zum staatlichen Häuserbau überzugehen, die Miethpreise dauernd unter der Grenze zu halten, die durch die in Folge des Prämienystems und der Reglementirung des Baugewerbes überaus niedrigen Baukosten gezogen war; von einem städtischen Bodenwerth und einer städtischen Grundrente als nennenswerthem Faktor der Miethpreisbildung kann im Grunde bis zum Tode Friedrichs des Großen in Berlin überhaupt nicht die Rede sein.“ Voigt hat Recht, wenn er die hier geschilderte Thätigkeit als ein besonders ehrenvolles Kapitel in der Geschichte der Hohenzollern betrachtet, und auch darin, daß er sie als Ausfluß des heute so arg verlästerten Merkantilsystems bezeichnet, des Staatsabsolutismus, der eine Wohlfahrtspolitik im Großen treiben wollte. Eine andere Frage ist, ob diese merkantilistische Wohlfahrtspolitik, die unter den gegebenen politischen und sozialen Verhältnissen des alten Preußenstaates zweifellos das beste Mittel zur Entwicklung der wirtschaftlichen und politischen Macht des Landes darstellte, auch heute noch die empfehlenswertheste, die sozusagen absolut, nicht nur zeitlich richtige Politik bedeutet, wie Voigt ziemlich unzweideutig behauptet.

Die Abkehr von der friberizianischen Bau- und Wohnungspolitik fällt zeitlich zusammen mit dem beginnenden Durchbruch der liberalistischen Wirtschaftsauffassung. Adam Smith hatte sein berühmtes Rezept, wie Völker glücklich zu machen seien, veröffentlicht: volle Entfesselung aller wirtschaftlichen Kräfte war die Lösung. Diese theoretische Lehre kam in ganz Ost-

deutschland den dringendsten praktischen Bedürfnissen entgegen. Das alte patriarchalische System des Großgutsbetriebes mit schollenpflichtigen, erbunterthänigen oder im eigentlichen Sinn leibeigenen Bauern hatte vollkommen Bankrott gemacht. So jämmerlich die Versorgung der hörigen Bauern auch durchschnittlich war, so verzehrte sie doch auf den meisten Gütern fast den vollen Ertrag, da die Arbeitsleistung der schlechtbezahlten, widerwilligen Leute und ihres in der Klasse degenerirten Ackerviehes ungefähr auf den Nullpunkt gesunken war. Die Besitzer waren tief verschuldet und ihre Einnahmen reichten für ein standesgemäßes Leben, selbst unter den einfachen Verhältnissen der damaligen Zeit, nicht mehr hin. Das System war, wie gesagt, rettungslos bankrott, eine Thatfache, an die man gewissen modernen Bestrebungen gegenüber nicht deutlich genug erinnern kann; und die intelligenteren Vertreter der grundbesitzenden Klasse selbst erblickten damals in der Befreiung der Bauernschaft von den Fesseln der Hörigkeit das einzige Heilmittel für ihre eigene Nothlage. Ganz eben so hatte im Gewerbe das System der zünftlerischen Beschränkungen abgewirthschaftet. So kam es denn um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts zu der Reform, zu der Adam Smith den Namen hergeben mußte. Schon unter Friedrich dem Großen begann die Emanzipation der Domänenbauern, die dann allmählich auch auf die Erbunterthanen der übrigen Provinzen ausgebehrt wurde, bis der Zusammenbruch des alten preussischen Staates die entschiedene Maßregel von 1811 erzwang, Steins Gesetzgebung, die dann, nach dem Sturz des „korrischen Werwolves“, durch Hardenberg, den Gefangenen der Junker Kamarilla, verpfuscht wurde.

Zu Smiths Leitfäden gehörte auch die Ueberzeugung, daß die Freiheit der Grundbesitzenden durchgesetzt werden müsse, um die Bewegung des Bodens zum besten Wirths zu ermöglichen. Er kam von diesem allgemeinen Obersatz zu der speziellen Anwendung, daß der Staat als solcher keine Domänen besitzen solle; auch sie sollten dem freien Grundstücksmarkt überliefert werden. Die vorhandenen Domänen sollte der Staat veräußern, um seine Schulden damit zu bezahlen. So ergingen denn 1808 und 1810 Edikte Friedrich Wilhelms des Dritten, durch die der Verkauf der Domänen zum Zweck der Staatsschulden-Tilgung angeordnet wurde.

Bis dahin war der weitaus größte Theil der gesammten berliner Umgebung königlicher Domänenbesitz gewesen. Als die Regierung jetzt diesen eisenhaften Besitz theils an Bauern, theils an Rittergutsbesitzer veräußerte, sie jede Möglichkeit aus der Hand, die weitere bauliche Entwicklung der hauptstadt mit den Mitteln der merkantilistischen Politik in Zukunft beeinflussen. Sie umschloß Berlin mit einem festen Ring monopolistischer genthümer, die in der Lage waren, sich von der hauptstädtischen Bevölkerung s Recht der Benutzung ihres Bodens mit Gold aufwiegen zu lassen, und

die von diesem Recht auch den strupellosesten Gebrauch gemacht haben. Jener Maßregel verdankt die später zu so großer Berühmtheit gelangte Spezies der „Millionenbauern“ ihre Entstehung, dieser einst armseligen Häusler, Kossäten und Kleinbauern auf den jämmerlichen Sandfeldern von Tempelhof, Rixdorf, Schöneberg u. s. w.; sie machte die Großspekulanten möglich, die ganze Rittergüter in der unmittelbaren Nachbarschaft der Reichshauptstadt erwarben und sich so lange gegen die Bebauung sperrten, bis die ungeheuren Wuchergewinne reif waren, die sie für sich beanspruchten.

Was der Verlauf der Domänen an Entwicklungsmöglichkeiten allenfalls noch bestehen ließ, wurde durch das Gesetz vom zweiten März 1850 mit der Wurzel ausgerottet, das bekanntlich die letzten Reste des Feudalsystems, die nach der Gesetzgebung Stein-Gardenbergs noch existirt hatten, und mit ihnen auch die Erbpacht beseitigte, weil man sie merkwürdiger Weise für einen feudalen Rest ansah. Heute hat man sich genöthigt gesehen, sie wieder einzuführen: in dem Institut des Erbbaurechts; aber damals verlor, wie Voigt schreibt, „die Stadt Berlin mit einem Schlage ihr ganzes auf Erbpacht an Kolonisten ausgethanes Land, gingen dem Fiskus alle die vererbpachteten Domänen, alle grundherrlichen Rechte verloren. Erst seit 1850 sind alle Bauern, Kossäten und Bädner und alle die zahlreichen Kolonisten in den Dörfern der Waldgebiete freie Grundeigentümer geworden“; und sofort begann nun auch die Grundstückspekulation mit voller Kraft einzusetzen. Diese Entwicklung wurde gefördert durch den Eisenbahnbau, der, allerdings nur sehr allmählich, die Vororte in schnellere Verbindung mit der Hauptstadt brachte. Aber die eigentliche riesenhafte Entwicklung der Grundstückspekulation in der Nachbarschaft von Berlin begann erst mit dem Jahre 1871, mit dem Zeitpunkt, wo Berlin als des neuen Deutschen Reiches Hauptstadt in noch ganz anderer Weise als vorher der Anziehungspunkt einer ungeheuren Völkerwanderung wurde. Die Gründerzeit brachte eine Anzahl von Terraingesellschaften, von denen die meisten allerdings schimpflich zusammenbrachen, von denen einige jedoch, wie die Gründungen des „Königs der Baupespekulanten“, von Carstenn-Lichterfelde, und Quistorps Gründung Westend, zu einer befriedigenden Entwicklung kamen. Die Grundpreise schnellten überall in der näheren Umgebung Berlins in die Höhe; in Tempelhof, in Rixdorf, in Weißensee, in Schöneberg, namentlich aber in Charlottenburg und Wilmerisdorf gab es plötzlich keine Acker und Felder mehr, nur noch Baustellen und Baugründe. Der Krach machte dieser Entwicklung zunächst ein Ende. Bis etwa 1887 folgte „eine Zeit des ruhigen Fortschrittes der Umgebung, des vollständigen Stillstandes der Spekulation und niedrigerer Bodenpreise“. Der erweiterte Polizeibezirk wuchs ungefähr im Tempo der Hauptstadt selbst an Einwohnerschaft; und erst die Eröffnung der Stadtbahn

brachte durch die von ihr geschaffenen bequemeren Verbindungen einen verhältnißmäßig stärkeren Aufschwung der Vororte, der namentlich in der günstigen Wirthschaftperiode im Anfang der achtziger Jahre ein immer stärkeres Tempo annahm.

Doch war bis 1887 der spekulativen Grundrenten-Steigerung in der Umgebung Berlins eine ziemlich feste Grenze gesetzt, und zwar durch die Baupolizei-Ordnung für das platte Land des Regierungsbezirkes Potsdam vom fünfzehnten März 1872, die nur eine wenig veränderte Wiederholung älterer Verordnungen war. Diese Bauordnung war zwar fast ausschließlich vom Gesichtspunkt der möglichsten Sicherung vor Feuergefahr aus erlassen und setzte weder für die Größe der bebaubaren Fläche noch für die Höhe der Häuser und die Zahl ihrer Stockwerke bindende Bestimmungen fest; aber sie rechnete doch grundsätzlich nur mit kleinen Häusern ländlichen Charakters und verlangte ausdrücklich — allerdings unter dem Vorbehalt eines landrätthlichen Dispenses — die offene Bebauung im gewissen Abstände von den Nachbarhäusern. Diese Verordnung hielt den Bodenpreis relativ niedrig, weil der baulustige Spekulant immer der Verfassung des Dispenses gewärtig sein mußte. Und so bildete sich nur in den an die berliner Kanalisation angeschlossenen Theilen von Schöneberg am Rollendorfsplatz und den benachbarten Theilen Charlottenburgs, wo der Dispens grundsätzlich erteilt wurde, das System der berliner Miethlaserne voll aus.

So lange diese Bestimmungen bestanden, war also der spekulativen Grundwerthsteigerung immerhin eine Grenze gesetzt. Das kleine Miethhaus und das Ein-Familienhaus bildete daher noch die typische Bauart der berliner Umgegend. Bodenpreise und Miethpreise waren noch durchaus niedrig und die Möglichkeit einer wirthschaftlich und sanitär günstigen Weiterbildung der Wohnungsverhältnisse durch verständige, auf Erhaltung des Kleinbaues hinzuleitende baupolizeiliche Maßnahmen war noch im vollsten Umfange vorhanden. Eine einzige unglückliche Verwaltungsmaßregel lenkte aber die ganze Entwicklung mit einem Schlage in andere Bahnen.

Am fünfzehnten Januar 1887 wurde die neue berliner Bauordnung erlassen, die das System der fünfstöckigen Miethlaserne zwar gänzlich unangefastet ließ, jedoch immerhin gegenüber dem bisherigen Zustande für die Stadt selbst einen gewissen Fortschritt bedeutete. Diese neue Bauordnung hielt die königliche Regierung in Potsdam für so ideal, daß sie nichts Eiligeres zu thun hatte, als sie unter dem siebenundzwanzigsten Juni 1887 auf fast unmerkliche Vororte auszudehnen, denen damit das System des Massen-Miethhauses von Obrigkeit wegen direkt aufoktroirt wurde. Damit war der wildesten Spekulation freie Bahn gegeben; überall schossen die häßlichen, unersunden Kasten empor, die Gärten verschwanden und machten engen Höfen

Platz, die natürliche Entwicklung der Vororte wurde in gesundheitlicher und ästhetischer Beziehung durchaus ungünstig. Ueberall, auch dort, wo noch gar keine Bebauung stattfand, gingen die Bodenpreise reißend in die Höhe und binnen wenigen Jahren änderten sich die Verhältnisse so vollkommen, daß ohne die schwerste Schädigung zahlreicher privaten Vermögensinteressen eine Reform nicht mehr möglich war. Es ist wenigstens ein Glück, daß es dem Landrath von Stubenrauch im Kreise Teltow gelang, für die außerhalb der Stadtbahn gelegenen Gebiete die Villenbauordnung durchzusetzen. Das ungeheure Gebiet innerhalb des Bahnrings aber ist der Grundstückspeculation verfallen und nicht mehr für eine gesunde Wohnungspolitik zu retten. Und hier hat die Grundrente sich alle Vortheile nutzbar gemacht, die die unverständige Verwaltungsmaßregel ihr eröffnete. Es scheint, als wenn die Behörden in geradezu unglaublicher Verblendung es für ihre wichtigste Aufgabe halten, die unheilvolle Entwicklung, die die schaffenden Stände der Reichshauptstadt, ja, des ganzen Reiches mit einer jährlich um Millionen wachsenden Tributsteuer belegt, auch noch durch alle möglichen unterstützenden Maßnahmen zu fördern. Während das Gesetz nur gestattet, daß die Errichtung von Wohnhäusern an noch nicht regulirten und noch nicht kanalisirten Straßen verboten wird, ist dieses Verbot zur feststehenden Verwaltungspraxis geworden. Jetzt erst haben die Grundbesitzer es völlig in der Hand, die Wohnungsnoth ad libitum zu steigern, indem sie einfach immer nur so viel Bauland durch Kanalisation und Regulirung erschließen, daß das Angebot niemals der Nachfrage nach Wohnungen stark voraneilen kann und daß die Miethpreise niemals sinken können.

Wie diese Entwicklung durch die mit den Großspeculanten eng verbundenen, sehr häufig sogar durch Bodenspeculanten geleiteten oder an Bodenspeculationen stark betheiligten großen Banken, namentlich die Hypothekenbanken, gefördert wird: Das zu schildern, würde hier zu weit führen. Es mag genügen, daß nach einer summarischen Berechnung Voigts in den zwölf Jahren von 1887 bis 1899 die Werthsteigerung des Bodens allein in den Vororten von Berlin nicht weniger als eine runde Milliarde Mark betragen hat. Diese Werthsteigerung wird eskomptirt durch den für die Feuerversicherung-Gesellschaften einträglichen, aber bei der Vorzüglichkeit der großstädtischen Feuerwehr und der Strenge des Abschätzungsverfahrens bei Brandschäden sehr ungefährlichen Gebrauch der außerordentlich hohen Feuereassentaxen, die gestatten, ungeheure Hypotheken auf die Grundstücke aufzunehmen, so daß der erste speculative Besitzer sehr schnell und gründlich zu seinem „Verdienst“ kommt. Tritt einmal bei einer Zwangsversteigerung ein Ausfall ein, so ist es ja bekanntlich meist der Bauhandwerksmeister, den als Letzten die Hunde beißen. So lange aber die ungeheure Bevölkerungvermehrung Großberlins

aus den allgemeinen sozialen Verhältnissen andauert — und davon ist ja in der nächsten Zeit kein Ende abzusehen — und so lange die Grundspekulanten in den Gemeinden das Heft in Händen haben werden und wirksam verhindern können, daß der immer intensiveren Bodennachfrage ein reichliches Bodenangebot voraussetzt, so lange werden solche Zwangsversteigerungen immerhin selten bleiben; und das im Anfang weit über seinen Werth taxirte und mit Hypotheken weit über die Sicherheitgrenze belastete Massen-Miethhaus wird in wenigen Jahren, dank der fortwährenden Steigerung der Miethen, den geschätzten Werth wirklich haben und die darauf lastenden Hypotheken werden sicher stehen. Das wird dadurch erreicht, daß der größte Theil des wachsenden Wohlstandes der eigentlich Werthe schaffenden Bevölkerung immer wieder durch den Kanal des Bodenmonopols in die Taschen der beati possidentes geleitet wird.

Ich kann auf die hochinteressanten Untersuchungen, die Voigt über die Entwicklung der Rente und des Bauwesens speziell Charlottenburgs und die er fernerhin über die erstaunliche Geschichte des Kurfürstendamms und der Kolonie Grunewald giebt, hier nicht näher eingehen; Interessenten mögen sie im Buche nachlesen. Jeder, dessen Kopf nicht vollständig von den Ibern der Grundbesitzer-Vereine eingenommen ist, wird angesichts der hier veröffentlichten Thatfachen und Zahlen unter allen Umständen zu dem Ergebnis kommen müssen, daß in der städtischen Grundrente ein soziales Krebsübel der allerschwersten und verderblichsten Art besteht, ein Uebel, das um so verderblicher und gehässiger ist, als es geeignet ist, gerade die Reichsten der Reichen immer reicher zu machen, während die Ärmsten der Armen nur um so schwerer geschädigt werden. Denn nur, wer in der glücklichen Lage ist, große Kapitalien auf unbestimmte Zeiten hinaus zinslos liegen zu lassen, kann sich mit Erfolg an der Terrainspekulation beteiligen; und die Fälle, in denen kleine Leute durch den Zufall der Lage im Stande waren, auch nur einen wesentlichen Theil des Rentenzuwachses für sich einzubehalten, sind in der That selten, wenn man von einigen Millionenbauern absteht, die aber auch schon nach den ersten billigen Verkäufen nichts Anderes als reiche Spekulanten waren. Voigt ist in dem ersten Theil seines Werkes auf diesen Punkt noch nicht eingegangen, wie denn überhaupt theoretische Nuanwendungen nur hier und da im Vorbeigehen gemacht werden. Ich weiß nicht, ob seine Vorarbeiten bereits so weit gediehen waren, daß der zweite Theil des glänzenden Werkes noch zu erwarten ist; und so möchte ich an seine Darstellung einige ergänzende Bemerkungen und einige grundsätzliche kritische Vorbehalte knüpfen.

In der Auffassung, daß Berlins Wohnungsgeld im Wesentlichen eine Schuld der Verwaltungspraxis sei, begegnet sich Voigt mit dem verdienstvollen Sozialpolitiker und Wirtschaftshistoriker Rudolf Eberstadt, der schon 1894

in vier Abhandlungen, die er unter dem Namen „Städtische Bodenfragen“ in Berlin veröffentlichte, die Stadtverwaltung für die Mißstände verantwortlich machte. Seine Untersuchungen beziehen sich allerdings wesentlich auf die Stadt selbst und nicht auf die Vororte, aber sie sind vielfach als Ergänzung für Voigts Darstellung von hohem Interesse. Neuerdings hat Eberstadt, in einer außerordentlich werthvollen Schrift, „Der deutsche Kapitalmarkt“ (Leipzig 1901), den Nachweis geliefert, daß dank der verkehrten Gesetzgebung und Verwaltungspraxis Berlin und andere deutsche Großstädte in einem unvergleichlich höheren Maße durch die Bodenspekulation verschuldet worden sind, daß die Belastung der eigentlich produktiven Klassen durch die Grundrente nirgends auch nur entfernt so hoch ist wie bei uns. Er berechnet die Bodenverschuldung in Deutschland nach dem Stand des Jahres 1900 auf nicht weniger als mindestens 42 Milliarden Mark. Welche ungeheure Belastung der Volkproduktion und der Kaufkraft der schaffenden Stände darin liegt, geht aus einer Berechnung hervor, die sorgfältig genug angestellt ist, um volle Beachtung zu verdienen, wenn ich mich auch für die einzelnen Zahlen nicht verbürgen kann. Danach hat im Jahre 1899 der Kapitalanspruch der deutschen Börsen-Emissionen nach Abzug der Abtheilung Grund und Boden im Ganzen 1832 Millionen Mark betragen, von denen Industrie mit Handel und Verkehr und Verbände öffentlichen Rechtes je etwa ein Drittel belegten, während die Banken und das Ausland nur etwa ein Sechstel bis ein Siebentel in Anspruch nahmen. Die Kapitalisierung von Grund und Boden aber hat für sich allein mindestens 3700 Millionen beansprucht, von denen über 1900 Millionen Mark allein auf die Verzinsung der stehenden Verschuldung entfielen.

Das sind Verhältnisse, die ganz wesentlich durch die ungeheure spekulative Werthsteigerung und Verschuldung des großstädtischen Wohnbodens verursacht sind, Verhältnisse, wie sie in keinem anderen Staat der Welt auch nur annähernd vorkommen. Eine verkehrte Gesetzgebung und Verwaltung hat thatsächlich die gesammte Bevölkerung, namentlich die städtische, in eine Hörigkeit von den Bodenbesitzern gebracht, die an Härte kaum und an Höhe des zu zahlenden Tributes auch nicht entfernt von der alten Feudalzeit erreicht wird. Wenn hier nicht baldigst energisch eingegriffen wird, dann ist der höchste Pessimismus in Bezug auf unsere Zukunft gerechtfertigt. Voigt deutet ein dagegen zu brauchendes Mittel an, wenn er die städtische Grundrente nicht nur als ein Problem der Verwaltungspraxis und Gesetzgebung, sondern auch als Problem der Verkehrspolitik bezeichnet. Aber es ist damit nicht erschöpft. Und hier treten die theoretischen Anschauungen des Verfassers klar genug zu Tage, so daß ich, auch ohne die Fortsetzung seines Werkes abzuwarten, meinen entgegenstehenden Standpunkt entwickeln darf, ohne die Furcht, ihm Unrecht

zu thun. Es handelt sich um die Fragen der Entstehung, der Wurzel der städtischen Grundrente und um Voigts Ansicht über den praktischen Inhalt des Wirtschaftliberalismus. Ob Voigt vollkommen auf dem heute von den meisten Nationalökonomien eingenommenen Standpunkt steht, daß die städtische Grundrente ein Ding sui generis, eine primäre Erscheinung der Volkswirtschaft ist, läßt sich aus dem vorliegenden Werk nicht mit Sicherheit feststellen. Es ist aber wahrscheinlich, denn es fehlt auch jede Anspielung darauf, daß er eine andere Meinung habe; und er ist sonst überall geneigt, in kurzen, knappen Worten die später zu begründende Ansicht vorwegzunehmen.

Dem gegenüber ist es notwendig, auf die ganz unzweifelhafte Thatsache hinzuweisen, daß die städtische Grundrente kein primäres, sondern ein sekundäres Produkt der Volkswirtschaft ist. Sie kann sich nur da entwickeln, wo eigenthümliche Verhältnisse auf dem Lande eine Rente geschaffen haben. Das läßt sich theoretisch und historisch erhärten. Theoretisch steht fest, daß große Städte mit einer Bevölkerung von Millionen regelmäßig nur in einer Volkswirtschaft entstehen, die ein sehr bedeutendes Großgrundeigenthum besitzt; denn nur hier wird das Landvolk in so ungeheuren Massen von der Scholle gefegt, wie wir es zum Beispiel im modernen Deutschland erblicken. Es ist eine Thatsache, auf die namentlich Max Weber hingewiesen hat, daß die Landflucht um so größere Dimensionen annimmt, je zahlreicher die besitzlose Klasse, mit anderen Worten, je massiger das große Grundeigenthum ist. Damit ist die erste Voraussetzung einer starken Steigerung einer städtischen Grundrente gegeben: die massenhafte Zuwanderung einer der Wohnung bedürftigen Bevölkerung. Und damit ist die zweite Möglichkeit gegeben, die immer noch hinzutreten muß, um eine so ungeheure sprunghafte Steigerung des Bodenwerthes zu ermöglichen, nämlich die Aussperrung großer Bodenflächen aus der Bebauung, die den Spekulanten befähigt, das Angebot von Wohnungen immer unter der Nachfrage zu halten. Denn nur, wenn das Ackerland in der nächsten Nachbarschaft einer großen Stadt in größeren Gütern zusammen befaßt wird, ist es Bodenspekulanten leicht, es in eine Hand zu bringen. Wenn Herr von Carstenn, um auf Berlins Beispiel zurückzukommen, nicht in unmittelbarer Nachbarschaft der Reichshauptstadt die ungeheure Fläche des Rittergutes Wilmersdorf zu erwerben vermocht, wenn eine große Anzahl von Bauern ihren Besitz gleichzeitig den Daulustigen erschlossen hätte, so wäre es niemals möglich gewesen, die Bodenpreise auf eine so wahnstümmige Höhe zu treiben, da das Angebot von Land auf Jahrzehnte hinaus auch der stärksten Nachfrage immer noch vorausgeeilt wäre.

Daß diese theoretische Berechnung vollkommen richtig ist, ergibt eine historische Betrachtung der städtischen Entwicklung im hohen deutschen Mittelalter. Damals befand sich alles Land in Bauernbesitz, und zwar in einer

Art von genossenschaftlichem Obereigenthum, die den Bezug von „Zuwachsrente“ fast unmöglich machte. Trotz sehr stark steigender Bevölkerung entwickelte sich unter diesen Verhältnissen des ländlichen Bodenbesitzes dennoch keine städtische Grundrente. Die Abwanderung der ländlichen Bevölkerung war außerordentlich klein, die Städte, selbst die bedeutendsten Gewerbe- und Handelsplätze, erreichten immer nur eine für unsere Begriffe winzige Bevölkerungszahl; so hatte Frankfurt am Main um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts etwa 9000, Nürnberg wenig über 20000 Einwohner. Die nothwendige Versorgung der sich rasch verdichtenden Bevölkerung mit Gewerewaaren vollzog sich auf andere Weise als heute. Die bestehenden Städte schwoilen nicht an, wohl aber entstanden in ungeheurer Anzahl neue kleine städtische Gewerbezentren. Unter diesen Umständen war die Entstehung einer städtischen Grundrente nicht wohl möglich; und in der That trat die paradoxe Erscheinung ein, daß die auf die städtischen Grundstücke aufgenommenen Hypotheken nicht von den Grundeigenthümern, sondern von deren Erb-Miethern aufgenommen wurden, eine für moderne nationalökonomische Begriffe eben so paradoxe Erscheinung wie die vorhin erwähnte Theorie der städtischen Rente.

Ich kann diese außerordentlich interessanten und meiner Meinung nach bis zur letzten Wurzel der sozialen Frage hinabführende Erörterung hier nicht weiter ausspinnen. Sie ist in meinem größeren Werk „Großgrundeigenthum und soziale Frage“ und in einer kleineren Arbeit „Die Entstehung der Großstädte“ (Neue Deutsche Rundschau, Juni 1899) zu finden.

Von dieser theoretischen Anschauung aus komme ich zu dem Ergebnis, daß die städtische Grundrente nicht nur ein Problem der Gesetzgebung, Verwaltungspraxis und der Verkehrspolitik ist, wie Voigt annahm, sondern auch ein Problem der gesammten Grundeigenthums-Ordnung, das nur durch eine Reform der gesammten Grundeigenthums-Ordnung gelöst werden kann. Wenn heute die Großstädte ungeheure Strecken Wohnlandes für die Bebauung erschließen, etwa dadurch, daß sie sie durch schnelle elektrische Bahnen mit ihrem Centrum in Verbindung brächten, und wenn sie die Entstehung einer Grundrente in diesen Vorstädten für alle Zeiten dadurch unmöglich machten, daß sie den Grund und Boden in städtischem Eigenthum erhielten oder in das untheilbare genossenschaftliche Eigenthum der angesiedelten Bürger überführten: dann würde allerdings auch in der übrigen Stadt die Grundrente sinken; wie tief, hinge von der Ausdehnung der Neustädte ab. Aber die Folge würde sein, daß die Landbevölkerung, die nun in der Großstadt relativ noch bedeutend bessere Lebensbedingungen als jetzt fände, in noch ganz anderem Maße als heute der Stadt zuströme. Die Folge wäre ein ungeheurer Druck auf die Löhne der schon Ansässigen, der den Vortheil der geringeren Wohnrente zum größten Theil verzehren müßte. Und wenn die Stadt auch nur zeitweilig

in ihrem Anstiebungswerk stockte, so würde die Rente der nichtgenossenschaftlichen oder nichtgemeindlichen Wohnhöden allmählich wieder steigen. Daraus ergibt sich, daß von einer gründlichen Beseitigung des städtischen Bodenwuchers erst die Rede sein kann, wenn durch eine großartige Reform der ländlichen Grundeigenthumverhältnisse die Massenwanderung der Millionen in die Stadt ihr Ende gefunden haben wird. Alle anderen Maßnahmen haben höchstens als Flid- und Städwerk einen gewissen Palliativwerth.

Der zweite Punkt von theoretischem Interesse, den ich noch berühren möchte, ist die grundsätzliche Stellung Voigts zum Merkantilismus und zum Wirthschaftsliberalismus. Ihm ist der Erste Ormuz und der Zweite Ahri-
 mann, Jener ganz Tugend, Dieser ganz Laster. Das entspricht der Richtung der Zeit und namentlich der Schule, zu deren Pierden Voigt gezählt hat; und es bezeichnet immerhin eine gesunde Reaktion gegen die übertriebene Unterschätzung der merkantilistischen Politik und die eben so übertriebene Lobpreisung des Freihandels-Systems, die uns die vorletzte wissenschaftliche Generation bot. Trotzdem ist hier anzumerken, daß, wie immer bei solchen reaktiven Bewegungen, der Pendel zu stark nach der Gegenseite ausgeschlagen hat. So wenig der Merkantilismus des Hohnes und des Fluches der Völker werth ist, eben so wenig ist es der Wirthschaftsliberalismus. Des Fluches werth ist nur das Manchesterthum. Voigt hat es dem Wirthschaftsliberalismus gleich gesetzt, ohne zu bemerken, daß es nur sein Zerrbild ist. Ricardo-Malthus' Manchesterhystem unterscheidet sich in verschiedenen Punkten sehr deutlich von Adam Smiths Freiheit-Theorie; speziell ist es die theoretische Stellung gegenüber dem großen Grundeigenthum, die die beiden Lehren trennt. Das wird heute noch meist übersehen. Es ist richtig, daß Adam Smith die Veräußerung des fiskalischen Grundbesizes verlangt hatte, um mit dem Erlös die Staatsschulden zu tilgen: aber er hat außerdem auch die Aufhebung aller Bestimmungen gefordert, die das große Grundeigenthum dem Grund- und Bodenmarkt entziehen. Er dachte allerdings dabei nur an die gesetzlichen Bestimmungen, die die Fideikomnisse unantastbar machen; hätte er aber damals eine Vorstellung gehabt, daß es Hypothelengesetze wie die preussischen geben könne, die das rechtlich theilbare Großgrundeigenthum thatsächlich so gut wie unzerreißbar machen, dann hätte er aus seinem Grundsatz heraus auch die Beseitigung dieser Gesetzgebung verlangen müssen und verlangt.

Und hier ist die Wurzel des Verständnisses. Wenn um die große Verfassungswende der napoleonischen Wirren die preussische Regierung den Willen und die Macht gehabt hätte, Adam Smiths Vorschriften wirklich und vollinhaltlich durchzuführen; wenn die von dem verdienstvollen Scharnweber ausgearbeiteten Ablösungspläne zur Durchführung gelangt wären; wenn die Junker-Kamarilla nicht die Macht gehabt hätte, einer schwachen Regierung die

Verpflanzung der Gesetzgebung Steins durch die Ausführungsbestimmungen Hardenbergs aufzuerlegen; kurz, wenn man damals in Preußen das Feudalsystem mit der Wurzel ausgerottet hätte, statt es in größerer Ausdehnung und viel besserer wirthschaftlicher Leistung als modernes vermehrtes Großgrund-eigenthum neu auf den Plan zu stellen, dann hätte die Veräußerung des Domänenbesitzes und die Freigabe der Erbpachtbauern nichts geschadet. Dann hätten wir weder die ungeheure, nach Hunderttausenden zählende Abwanderung der Bevölkerung des platten Landes, die Großberlin zu einer immer un-gefäßigeren Steinwüste aufbläst, noch hätten in der Nachbarschaft der dann in viel geringerem Tempo wachsenden Hauptstadt die Bodeneigenthumsverhältnisse bestanden, die die monopolistische Aussperrung des nöthigen Baulandes möglich machten, noch hätten wir in den sämtlichen Gemeindevertretungen Großberlins und der Nachbarorte die unglaublich verkehrte Machtvertheilung, die alle wirthschaftliche Gewalt in die Hände der Bodenspekulanten legt. Man ist nicht allzu liberal, sondern nicht liberal genug verfahren. Die Sozialpolitiker, die heute über den Smithianismus zeteren, gleichen einem Kranken, der nur die eine Hälfte einer ärztlichen Verordnung ausgeführt hat und sich nun wundert, daß er nicht gesund wird.

Dies zur Wahrung eines prinzipiellen Standpunktes. Daß solche Einwendungen den Verfasser selbst kaum treffen, der natürlich mit den vielen Tugenden auch einige Irrthümer seiner Schule übernommen hat, braucht kaum ausdrücklich hervorgehoben zu werden. Wie sein Werk dasteht, ist es eine glänzende Leistung auf dem so heiß umstrittenen und so überaus schwierigen Gebiete des Bodenproblems; und es wird sein größter Ruhm bleiben, daß es auch für die theoretischen Gegner, besonders für die Anhänger des wirthschaftlichen Liberalismus, der hier vernichtet werden sollte, auf lange Zeit hinaus ein Arsenal der schärfsten wissenschaftlichen Argumente sein wird.

Dr. Franz Oppenheimer.



Journalistendeutsch.

Ein namhafter jüngerer Gelehrter, Professor der Philosophie an einer großen reichsdeutschen Universität, beklagt sich bitter, ihm sei von einem Zünftigen „Journalistendeutsch“ vorgeworfen worden. Dürfte ich den Namen des Klägers her setzen und wäre es dem Leser vergönnt, in seinen Schriften zu blättern, so würde er sich bald über die ästhetische „Kompetenz“ des Richters klar werden, vielleicht aber die Verbrossenheit des Schriftstellers nicht ganz begreifen. Der Kritiker spricht von

Wendungen, die man nur in saloppem Journalistendeutsch zu finden gewohnt sei, von gezierten und geistreichelnden Bemerkungen, die eines Aesthetikers nicht würdig seien. „Das ist,“ fügt mein Herr Korrespondent hinzu, „Alles, was er über ein Buch zu sagen weiß, in dem zahllose Nächte heißer Arbeit begraben liegen. Und wenn der gute Mann wüßte, wie ernstlich ich gerade an der formalen Ausgestaltung mich abmühe, während er gleichgiltig hinschreibt, was ihm in den Sinn kommt, sofern es nur einigermaßen den logischen und grammatikalischen Ueberlieferungen entspricht!“ Aber wie, wenn der gelehrte Herr sich entschloffe, in dem Vorwurf ein Lob zu sehen? Weiß er nicht, daß in der Heimath Goethes eine persönlich gefärbte Schreibweise, eine auf Klarheit zielende Denkweise verächtlich macht? Seinem sonst gut bewährten psychologischen Spürsinn scheint entgangen zu sein, daß die Bezopften das Gezeter vom Journalistendeutsch jedesmal erheben, wo sie neben und über dem Buchstaben auf Spuren selbständigen Geistes, neben und über dem Grammatikalischen auf Persönliches, neben wagnerischem Dienensleiß auf faustische Regsamkeit stoßen. Das alte Lied. Alt auch das System von Pfiffen und Kniffen, mit dem die Regenwürmler die Ankunft neuer Schakgräber einander zu signalisiren pflegen. Es frommt ihnen nicht viel, auch wenn sie den schlimmsten ihrer Verächtigungsrufe — „Journalistendeutsch!“ — erheben. Es ist ein ruchloser Schmaroher am Sprachbaum, dieses Angstprodukt der Schmocks, das in der Hast knapp zubemessener Minuten ausgehwischt und vor der Zeit ausgebrütet wird. Jedermann, bis auf die Bezopften, weiß Das und findet ihre zahlreichen sprachlichen und sachlichen Entgleisungen begreiflich. Wunderbar nur, wie thurnhoch dieses so geschmähte Deutsch der Drähte und Silbrieße sehr oft über dem Juristen- und Gelehrtendeutsch, über dem kritischen Westmamel in den gelehrten Literaturzeitschriften steht, wie geschickt es wenigstens die Ursünde aller Unäthetik zu umgehen weiß: durch ein Maximum von Worten ein Minimum von Sinn zu umkleiden. Die Sünden der Journalisten — der ernst zu nehmenden, die Etwas zu sagen haben, — sind gut zu machen. Man gebe ihnen die Zeit, sich zu besinnen, die Worte zu wägen, mit den Dingen zu verkehren, aus den Quellen zu schöpfen; zahle ihnen neben der Arbeit auch die Muße, lasse sie zu sich kommen und Athem schöpfen: flugs sind die Ideale ihrer grünsten Jugend wieder da. Die heilige Trinität der Kulturtriebe zur Wahrheit, Schönheit, Gerechtigkeit, all die unterdrückten und unentwickelt gebliebenen Keime, deren sorgsame Pfllege den harmonischen Menschen zeugt, — sie sind ja nicht entwurzelt und entartet wie bei so vielen Spezialisten und Pfründern, Bezopften und Beamteten; sie schlummern ja nur und warten sehnsüchtig des Erweckers oder der Günst der Verhältnisse, die sie frei macht. Daher die merkwürdige Erscheinung, daß, Die dem Tage dienen, das Leben förderten. Daher auch die auffallende Thatsache, daß unter den Kulturschöpfern so Mancher sich befand, der als Publizist oder Pamphletist — Das heißt: als Journalist — in die Weltgeschichte sich eingeführt hat. Doktor Martin Luther und Gotthold Ephraim Lessing gehören in diese Reihe. Eben so der junge Goethe: die Frankfurter Gelehrten Anzeigen, Jahrgang 1772, bezeugen es. Heinrich von Treitschke kommt lediglich als Publizist großen Stils in Betracht. Und auch dem Sprachkünstler Friedrich Nietzsche wurde, in der ersten Zeit seiner Schriftstellerei, Journalistendeutsch vorgeworfen.

Um Mißverständnissen vorzubeugen: ich rede nicht von den Parasiten der Presse, jenem ohnmächtig wigelnden und geistreichelnden Geschlecht, das nicht einmal Nachahmung besserer Muster erzo-gen wurde oder sich erzogen hat. Auch nicht

von jenen Geschäftsleuten der Feder, die ihren Kollegen in Kunst und Wissenschaft durchaus ebenbürtig sind. Und eben so wenig von den Redaktionsbeamten. Das versteht sich doch eigentlich von selbst. Bleibt immerhin eine merklich wachsende Schaar von Impressionisten des Wortes übrig, die an jede kleinste schriftliche Äußerung künstlerische Ansprüche stellt. Von ihnen gilt, was Wilhelm Scherer in einem Aufsatz über Goethe als Journalisten sagt: „Ich bekämpfe, wo ich kann, die rohe Ansicht, als ob Rezensionen für den Tag geschrieben würden und nur bestimmt seien, dem Publikum möglichst rasch und deutlich zu sagen, ob es ein neu erschienenes Buch abschaulich oder hübsch finden solle . . . Auch Rezensionen haben eine Kunstform. Auch Rezensionen können eine Menschenseele spiegeln. Auch Rezensionen dürfen den Anspruch erheben, dauernde und werthvolle Besitzthümer der Nationalliteratur zu werden, wenn sie aus reiner Gesinnung fließen, wenn sie im Dienst der Wahrheit und Gerechtigkeit geschrieben sind, wenn ihre Verfasser eigene Gedanken verrathen, der Sprache einen neuen Ton ablauschen und den bewundernden Verstand oder das willige Gemüth des Lehrers zu rühren wissen.“ Diesen Impressionisten der Feder gesellen sich die Virtuosen-temperamente unter den Gelehrten bei, die es im eng umzäunten Bezirk eines Spezialistenthumes auf die Dauer nicht aushalten können und nach Fühlung mit dem Publikum streben. Auch ihre Sprache wird von den Kompetenten als Journalistendeutsch abgethan: weil sie Farbe hat und die trockenen Thatfachenreihen durch persönliche Accente bedeutsam steigert. Das achtzehnte Jahrhundert sah in Frankreich ein Geschlecht solcher Schriftsteller zur Herrschaft gelangen: die Encyclopädisten. Voltaire, Rousseau, Diderot marschirten an ihrer Spitze. Es gehört heute zum guten Ton, sie herabzusetzen, ohne sie zu kennen. Aber Carlyle, der ihrer Aufklärung nicht hold war, erkennt ihnen doch priesterliche Eigenschaften zu und hat für das Handwerkmäßige ihrer Leistung gütig spendendes Lob. Es waren im Grunde Journalistennaturen, die Vergernisse gaben und Ereignisse schufen. Menschen mit Trieb, Willen, Seele. Der Ekstase und des Ekels fähig. Von kleinen Lastern zerrissen und von großen Leidenschaften zerrührt, die sie zeitweilig über das beschränkt Menschliche hinaushoben. Die Zünftigen, die aus fünfzig Büchern und hundert Betteljücken das einundfünfzigste „machen“, verachteten und verachten sie: es sind ja nur Journalisten.

In Deutschland verächtete sich diese Verachtung zu dem Schimpfwort: Journalistendeutsch. Wir wissen jetzt, was es bedeutet: Gelentigkeit und Flüssigkeit der Sprache, Gewandtheit des Ausdruckes, klare Anordnung der Gedanken, kurz: den Besitz all jener Sprech- und Schreibkünste, die geeignet sind, dem Gedankenverkehr jenen üblen Beigeschmack von Vast, Qual, Würde zu nehmen, der als Erbflühe dem gelehrten deutschen Schriftthum tief im Blute steckt und nur verzeihlich ist, wenn große, neue Gedanken schwer nach Ausdruck ringen. Wer aber von den fleißigen Kärnern darf Sie für sich beanspruchen? Immer wieder muß man sich, angesichts ihrer unverbesserlich widerästhetischen Lebensgewohnheiten, die Entschuldigungsgründe für ihr Dasein und Sosein vor Augen halten: ihre Unentbehrlichkeit für das Kulturleben, ihre Umsichtigkeit, auch ihre Andacht für Kleines und Kleinstes. Es bleibt trotzdem schwer, ihr Wesen zu ertragen, und man hört nicht auf, sich — mit Brunetière — zu fragen, mit welchem Recht jeder beliebige Handwerker der Wissenschaft sich eine Autorität in verwickelten, tief wurzelnden Kulturproblemen anmaße.

Dr. Samuel Saenger.

Personentarif und Rückfahrarten.

Mitten hinein in die seit zehn Jahren, seit dem Eintritt des Ministers von Thielen in das preussische Ministerium der öffentlichen Arbeiten, dauernde vollkommene Unbeweglichkeit des preussischen und damit leider auch des deutschen Eisenbahnwesens fiel die Verlängerung der Gültigkeit der Rückfahrarten. Die Reisenden und die außerpreussischen deutschen Eisenbahnstaaten waren durch die Pflöchlichkeit und die innere Bedeutung dieser Maßregel geradezu verblüfft. Niemand in Deutschland hatte gerade von dem Herrn Minister von Thielen solches erlösendes Wort für das Verkehrswesen erwartet, am Wenigsten ich; denn auf meine vor bald neun Jahren an den Herrn Minister gerichtete, damals durch die ganze Presse verbreitete Bittschrift, er möge die Gültigkeit der Rückfahrarten auf dreißig oder wenigstens zwanzig Tage verlängern, hatte er, im Vollbewußtsein seiner unumschränkten Macht, ablehnend geantwortet. Und nun auf einmal die überraschende Verlängerung auf fünfundvierzig Tage! Aus der preussischen Reform ist in wenigen Tagen, ja, für einige Eisenbahngebiete in wenigen Stunden, eine allgemeine deutsche Verkehrsreform geworden. Zum ersten Male seit dem Bestehen der Reichsverfassung ist wenigstens für eine Frage des deutschen Eisenbahnwesens die gewichtige Bestimmung der Verfassung im Artikel 42 zur Wahrheit geworden: „Die Bundesregierungen verpflichten sich, die deutschen Eisenbahnen im Interesse des allgemeinen Verkehrs wie ein einheitliches Netz zu verwalten zu lassen.“ Noch ein anderer Artikel, 45, ist endlich annähernd verwirklicht worden: „Das Reich wird namentlich dahin wirken, daß die möglichste Gleichmäßigkeit und Herabsetzung der Tarife erzielt werde.“ Verhandlungen über eine gleichmäßige Festsetzung der Personentarife haben zwischen den deutschen Regierungen seit neun Jahren geschwebt, ohne Erfolg, da keine gewisse ihr lieb gewordene Einrichtungen aufgeben, keine ihr fremde Einrichtungen einführen wollten. Die preussischen Staatsbahnen wollten nicht auf die vierte Klasse verzichten, die süddeutschen Eisenbahnverwaltungen wollten nicht mehr als drei Klassen und außerdem kein Freigepäck gewähren. Als die Dinge auf diesem toten Punkt angelangt waren und durchaus nicht vom Fleck kommen wollten, that die preussische Staatsbahnverwaltung, wozu sie der Sache wie der Form nach zweifellos berechtigt war: sie schuf von heute auf morgen für ihr eigenes Gebiet eine durchgreifende Verbesserung, — und siehe da: die Verknotung des preussischen Verkehrswesens mit dem des gesammten übrigen Reiches erwies als so unlöslich, daß auch die widerstrebensten Verwaltungen die preussische Reform sofort bei sich einführen mußten.

Wie immer man auch über die Reform selbst, über ihre sachliche Tragweite und über den Weg, auf dem sie zu Stande gekommen ist, denken mag: abschätzbar ist zunächst ihr Werth für die einheitliche Gestaltung des deutschen Verkehrswesens. Niemand zweifelt jetzt daran, daß diesem ersten Schritt zu der durchgreifenden Verbesserung unseres Personenverkehrs sehr bald weitere,

noch wichtigere Schritte folgen werden. Die Masse ist im Fluß; und zum Theil wird es von den Kundgebungen des Publikums und der Presse abhängen, welche neue Gestaltung des deutschen Eisenbahnverkehrs wir zu erwarten haben.

Die Verlängerung der Giltigkeit der Rückfahrkarten bedeutet mehr als eine bloße Bequemlichkeit für die Reisenden. Unzählige Reisen aller Art, Geschäftsreisen, Familienreisen, Vergnügungreisen, werden erst durch diese Verlängerung möglich. Man bedenke: bis zum vierten Juni dieses Jahres konnte von der bedeutenden Ermäßigung für Rückfahrkarten, die zwischen 25 und 38 Prozent beträgt, nur der Reisende Gebrauch machen, der nach drei bis höchstens zehn Tagen an den Ausgangsort zurückzukehren vermochte. Aber der Genuß dieser Ermäßigung war noch an eine andere, oft unerfüllbare Bedingung geknüpft: auf der Ausgangsstation mußten nach dem Tarif berechnete Rückfahrkarten ausliegen. Wollte der Zufall oder die Willkür der Verwaltung, daß eine Rückfahrkarte nach dem Ort, den der Reisende zu besuchen wünschte, nicht „auslag“, so entging dem Reisenden die Ermäßigung und damit in vielen Fällen die Möglichkeit, die Reise überhaupt zu machen, weil der volle, nicht ermäßigte Fahrpreis unerschwinglich war. Für die größeren Städte kam dieser Umstand wenig in Betracht; denn sie waren reichlich mit fertigen Rückfahrkarten ausgestattet, allerdings auch nur nach den größeren Stationen. Für den Fernverkehr von kleinen Stationen aus fehlten aber die fertigen Rückfahrkarten fast regelmäßig; und damit ergab sich für den Reisenden die Nothwendigkeit, den vollen Fahrpreis zu zahlen. In diesem Zustand lag eine so schreiende Ungerechtigkeit, daß es uns heute, wo er beseitigt ist, unbegreiflich erscheint, wie weise und gerechte Eisenbahnverwaltungen, zumal Staatsbahnverwaltungen, sie so lange aufrecht erhalten konnten. Allerdings war durch die zusammenstellbaren Fahrscheinebeste eine Art von Ausweg aus dieser Noth geschaffen worden. Doch die Preise für Fahrscheinebeste waren und sind höher als die Preise für Rückfahrkarten und — was für zahllose Reisen oft das größte Hinderniß ist — sie gewähren kein Freigepäck. Für Reisende, die Gepäck aufgeben müssen, geht schon bei zwanzig Skilo die ganze Ermäßigung der Fahrscheinebeste verloren.

Außer den Rückfahrkarten und Fahrscheinebesten gab und giebt es dann noch, wenn auch nicht mehr für lange, die schier unübersehbare Fülle von anderen Ausnahmekarten der aller verschiedensten Art. Der Wirrwarr dieses Ausnahmekartenwesens hat allmählich einen Grad erreicht, daß auch der gewiegteste Eisenbahnkenner nicht mehr im Stande ist, sich darin zurecht zu finden. Ich bekenne ganz offen, daß, trotz meiner eingehenden Beschäftigung mit diesen Dingen während eines Menschenalters, ich mir nicht zutraue, für weite Reisen, etwa von Norddeutschland in die Schweiz oder nach Italien, die unbedingt billigste Fahrkarte herauszufinden. Selbst Vorsteher von amtlichen Eisenbahnauskunftsstellen haben mir die selbe Unfähigkeit bekannt.

Abgesehen von dem Wirrwarr, — welche Fülle von Ungerechtigkeiten steckt in diesen Ausnahmekarten! Die bloße Willkür des Ministers entschied, nach welchen deutschen Badeorten und Sommerfrischen man zu ermäßigten Preisen reisen durfte. Und von der Willkür der Verwaltung hing auch die Zahl der Orte ab, von denen aus man die Bäder und Sommerfrischen zu billigem Preis besuchen durfte. Ich führe nur einige Beispiele von vielen tausenden dieser willkür-

lichen Ungerechtigkeiten an. Gewisse schlesische Badeorte genossen ermäßigte Fahrpreise, die den rheinischen Badeorten hartnäckig versagt blieben. Man konnte nach Landeck oder nach Salzbrunn mit wesentlich ermäßigten Sommerkarten fahren; nach Wiesbaden, Nauheim, Homburg, Deynhaußen nicht. Warum? Darum! Irgend einen vernünftigen Grund gab es nicht; es gab nicht einmal einen unvernünftigen, sondern überhaupt gar keinen. Nach Landeck durfte man zwar von Kottbus billig fahren, aber von Graubenz nicht. Nach Salzbrunn durfte der Badegast aus Zillschau zu ermäßigtem Preise fahren, der Badegast aus Danzig nicht. Wer sich einen Begriff von diesen Zuständen machen will, — die für den laufenden Sommer ja noch aufrecht erhalten werden —, Der durchblättere im Reichskursbuch die auf den Seiten 736 bis 748 gesammelten Beispiele. Wenn nach einigen Jahren dem heranwachsenden Geschlecht ein altes Kursbuch mit den dort befindlichen Angaben in die Hände kommt, so wird es nicht verstehen, wie seine doch auch nicht ganz auf den Kopf gefallenen Vorfahren sich Dergleichen Menschenalter hindurch gefallen lassen konnten.

Diesem ganzen Wirrwarr und diesen schreienden Ungerechtigkeiten macht die fünfundvierzigtägige Rückfahrkarte ein Ende. Künftig kann jede deutsche Station von jeder anderen deutschen Station unter der Bedingung der Rückkehr in fünfundvierzig Tagen zu einem um 25 bis 38 Prozent ermäßigten Fahrpreis besucht werden. Dazu ist nicht einmal nöthig, daß man eine direkte Fahrkarte am Ausgangsort erhält; fehlt diese zufällig, so genügt ja die Rückfahrkarte nach irgend einer größeren Station auf dem Wege; von ihr aus bekommt man eine zweite Rückfahrkarte ans Ziel; und wenn diese auch nicht ausreichen sollte, dann wird eine dritte sicher helfen.

Das Merkwürdigste an dieser gewiß mit Dank zu begrüßenden Reform ist, daß zugleich mit der Dankbarkeit der Reisenden sofort die Forderung nach einer viel weiter gehenden Reform auftaucht. Der Grund liegt nicht in der Unbescheidenheit der Reisenden, sondern in der inneren Vernunft der Dinge. Der durch die fünfundvierzigtägige Rückfahrkarte geschaffene Zustand widerspricht nämlich so sehr aller vernünftigen Tarifbemessung, daß jetzt auch in Kreisen, die sich sonst wenig um Eisenbahntarife kümmern, weitergehende Forderungen laut werden. Die Unhaltbarkeit des heutigen Zustandes liegt hauptsächlich darin, daß der Ausnahmetarif für Rückfahrkarten jetzt nahezu die Regel wird. Etwa 75 Prozent aller Reisenden wurden nämlich bis jetzt schon zu dem ermäßigten Rückfahrkartenpreis befördert; durch die Verlängerung der Gültigkeit auf fünfundvierzig Tage wird dieser Prozentsatz sicher auf 90 und noch höher steigen. Was folgt hieraus? Hat es noch einen Sinn, die überwiegende Mehrzahl aller Reisenden zu einem ermäßigten Preis zu befördern, dagegen für eine Minderzahl den vollen sogenannten Normalpreis aufrecht zu erhalten? Schon die Bezeichnung „Normalfahrpreis“ für eine kleine Minderzahl enthält ja in sich einen Widerspruch. Mit welchem Recht aber gewährt man denn überhaupt für Rückfahrkarten eine so bedeutende Ermäßigung? Man vergißt in unserer schnell lebenden Zeit, daß die ermäßigten Rückfahrkartenpreise nur zu rechtfertigen waren durch das System der Privatbahnen und daß sie thatsächlich von den Privatbahnen eingeführt worden waren. Die Verwaltungen der früheren Privatbahnen hatten natürlich ein lebhaftes Interesse daran, im Wettbewerb mit anderen Privat-

bahnen auch die Rückreise eines Fahrgastes auf ihre Linien zu lenken; und um den Reisenden anzulocken, boten sie ihm für die Rückfahrt eine Ermäßigung. Dieser unter den früheren Verhältnissen berechnete wirtschaftliche Grund ist durch die Verstaatlichung hinfällig geworden; Vernunft ward Unsinn und Wohlthat in vielen Fällen Plage. So erhebt sich denn mit immer stärkerem Nachdruck und mit unwiderlegbaren Gründen die Forderung: da ohnehin die weitaus größte Zahl aller Reisenden schon jetzt den ermäßigten Rückfahrpreis bezahlt, so thue man alsbald den zweiten Schritt auf dem Wege der Eisenbahnreform und lasse alle Reisenden ohne Ausnahmen zu dem Tarif fahren, den jetzt die Rückfahrkarten fordern. Es liegt doch wahrlich kein besonderes Verdienst in der Rückkehr eines Reisenden an den Ausgangspunkt; der Eisenbahnverwaltung kann es gleichgültig sein, ob ihre Reisenden zurückkehren, und erst recht, in welcher Frist sie zurückkehren. Eben so gleichgültig kann es ihr sein, ob sie auf gradem Wege zurückkehren oder auf Umwegen. Welcher vernünftige Grund liegt vor, einem Reisenden, der in gerader Linie von Berlin nach Aachen über 600 Kilometer zurücklegt, jede Ermäßigung zu versagen, ihm aber eine Ermäßigung bis zu 38 Prozent zu gewähren, wenn er von Berlin nach Spandau hin- und zurückfährt, also für kaum 24 Kilometer, und die Ermäßigung zu verringern und obendrein das Freigepäd zu verweigern, wenn der Reisende eine Rundreise von Berlin über Hamburg nach Frankfurt a. M. und Berlin zurückmacht, also über 1000 Kilometer zurücklegt? Die Forderung hat also von jetzt ab zu lauten: Weg mit allen Ausnahmetarifen — außer für den Stadt- und engsten Nachbarverkehr —, weg also mit den Rückfahrkarten, Sommerkarten, Anschlußrückfahrkarten, weg auch mit den einst so freudig begrüßten Rundreiseheften und Ersetzung all dieses Wirrwarrs und all dieser durch nichts zu begründenden Ungerechtigkeiten durch die Einführung eines für alle Reisen ohne Unterschied gleichen einheitlichen Kilometerpreises! Auf den preussischen Staatsbahnen beträgt der Kilometerpreis, und zwar für Schnellzüge wie für Personenzüge, für die drei ersten Klassen: 6, 4 $\frac{1}{2}$, 3 Pfennige; zu diesem Preise werden unter der Herrschaft der fünf- und vierzigstägigen Rückfahrkarten mindestens 90 Prozent aller Reisenden fahren. Was liegt also näher und was ist selbstverständlicher, als daß diese Kilometerpreise für alle Reisenden in Geltung treten, so daß es in Zukunft vor einer Reise keinerlei sorgsamer Erwägungen und Berechnungen mehr bedarf, um den billigsten Preis einer Fahrt durch die Anwendung der ausgeklügeltsten Kniffe und Piffe zu ermitteln? Die Ausdehnung der Gültigkeit der Rückfahrkarten ist in ihrer Hauptwirkung nichts Anderes als die Herabsetzung der Kilometerpreise für die Mehrzahl aller Reisenden. So ziehe man denn mit kurzem Entschluß die unmittelbare Folgerung aus dieser Maßregel: man wende den so ermäßigten Tarif auch auf den noch kleinen Rest von Reisenden an. Dann hätte man zwar noch keine übermäßig große Verbilligung, wohl aber eine tadellose Einfachheit des Fahrartenwesens erreicht.

Dr. Eduard Engel.



Mein letzter Verleger.

Gah mein erster Verleger wie ein verbummelter Großfizier aus, so glich mein letzter Verleger einem Oberceremonienmeister in Amt und Würden.

Eines schönen Sommertages stand ich unten in meinem schönen Schliersee an der Eisenbahn und wartete auf den Mittagszug. Aus einem Coupé erster Klasse stieg ein sehr ansehnlicher, ziemlich beleibter Herr in mittleren Jahren und suchte mit seinem Blick fragend herum, faßte mit beiden Händen die beiden herabhängenden Spitzen seines ansehnlichen und wohl soignirten, unter dem Kinn getheilten Bartes, zog sie nach beiden Seiten horizontal aus und ging ägernd auf mich zu. Ich griff mit einem Fragezeichen an meinen Hut, er gleichfalls an den seinen: Verfasser und Verleger standen einander gegenüber. Beide anscheinend gleich erstaunt. Er habe mich sich ungefähr so vorgestellt, erklärte er höflich; ich aber fand, daß mein Gast verdächtig wenig nach Einem seiner angebliehen Kunst ansah.

Während wir durch die nach einem Gewitterregen nassen Straßen des Gebirgsdorfes wanderten, legitimirte sich mein Begleiter auf verschiedene Weise, um sich meinem Vertrauen zu empfehlen. In Schweden sei er viel gereist; er sei in gewissen Bibliothekangelegenheiten dort gewesen, besonders in meinem lieben Lund bei dem Universitätsbibliothekar Tegné; ja, ihm sei sogar aus irgend einem Anlaß der Basaorden in Aussicht gestellt worden. Ueberhaupt arbeite er mit allen Kräften darauf hin, seinem Geschäft die weiteste Ausdehnung zu geben; so benutze er jetzt diese Reise nach Bayern, um zum Lieferanten von wissenschaftlichen Werken der medizinischen Literatur für die bayerischen Universitäten erkoren zu werden. Er sei nämlich eigentlich und in erster Linie Inhaber einer großen medizinischen Verlagsbuchhandlung in Prag und Leipzig; den kleinen belletristischen Verlag in Berlin habe er nur aus Liebhaberei übernommen.

Mein Gast blieb beständig stehen, während wir den steinigten und holperigen Weg bergan stiegen; theilweise schien ihm der Athem auszugehen, theilweise mußte er immer wieder seine dünn besohlenen ladirten Stiefel untersuchen, ob sie auch keinen Schaden gelitten hätten; dabei wurde seine Miene stets bekümmert und mißbilligender. Er redete immer weniger und mit Pausen; und wenn er redete, so geschah es durch die hohe, gebogene Ablernase.

Während des Mittagmahls erklärte er, als gewisse geschäftliche Gepflogenheiten seiner Kollegen gestreift wurden, mit vornehmer Handbewegung und abschneidender Miene, daß Solches bei ihm nicht zu bestrachten sei. Und beim Kaffee sagte er hinzu, eins meiner — in seinem Verlage kürzlich erschienenen — Bücher sei schon fast gänzlich vergriffen.

Ich begleitete meinen Gast auf den Bahnhof. Er schlug mir dabei vor, ein Buch über Schweden zu schreiben und ein zweites „Zur Psychologie der Ehe“, ohne daß ich die Untermeinung seiner Worte recht heraus hören konnte. Dann rabschiedete er sich unter sehr umständlichen Komplimentirungen.

Im Gasthause aber, wo ich mein Bier zu trinken pflegte, erwartete mich, unerwarteter Weise, am selben Tage auf meinem Rückwege von der Station Paul Garin, der mir bis dahin persönlich unbekannte Verfasser von „Dulcamara“, einem Buche, dessen Quintessenz in dem Satz gipfelt: „Katholisch müssen wir doch Alle einmal werden“.

In seiner Korrespondenz erwies sich mein letzter Verleger anfangs als einen sehr lebenswürdigen Herrn. Er schrieb gern Briefe, schrieb oft und lang und immer mit seiner eigenen Handschrift. Das deutete ja unverkennbar auf eine gewisse Originalität hin. Er war übrigens beständig konfus: telegraphirte, wo es gar nicht nöthig gewesen wäre, vergaß die halbe Adresse auf seinen Sendungen und verwirrte sich zuweilen völlig in den Angaben. Ich vermuthete darin aber nur persönliche Eigenthümlichkeiten.

Als aber ein Jahr verstrichen war und ich anfragte, wie es mit dem Verkauf meiner drei Bücher stände, antwortete er, es seien von ihnen zusammen etwa dreihundert Exemplare abgesetzt worden, einschließlich jenes Buchs, von dem er schon im vergangenen Sommer gemeldet hatte, es sei so gut wie vergriffen. Und wie um zu zeigen, daß solche Wunder in der Verlagswelt ganz allgemein sind, theilte er einige Monate später meiner Frau mit, daß er eins ihrer in anderem Verlage erschienenen Bücher, das nach rechtsanwältlicher Angabe im Frühling im Buchhandel erschöpft war, noch nicht in seinen Verlag übernehmen könne, weil jetzt, im Herbst, noch achthundert Exemplare vorrätzig seien.

Als wieder ein Jahr verstrichen war, erschien er wieder an einem schönen Sommertage in Schliersee. Diesmal hatte sich seine Bartraacht mehr Kaiser Franz Joseph und dem alten Kaiser Wilhelm angenähert: das Kinn war ausraffirt; und seine oberceremonienmeisterliche Hülle schien ein Bischofen gerupft. Schon bei seinem ersten Besuch hatte er mir vertrauensvoll mitgetheilt, er sei Diabetiker; jetzt aber erklärte er melancholisch, er habe nur noch vier Pfund von seinem Körpergewicht zu verlieren, — dann sei es aus mit ihm. Er unterbreitete uns seine „Rechenchaftberichte“, nach denen sich der Verkauf von allen unseren Büchern in dem verfloffenen Jahre auf ein paar Duzend beschränkte; als wir aber von ihnen keine Notiz nahmen, steckte er sie wieder ein. „Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo“, murmelte er; und darauf fing er an, uns in einem tiefen Ton Mittheilungen zu machen über Briefe, die er in dieser Verlagsfache erhalten habe, Briefe von hochstehenden Persönlichkeiten und an die wir gar nicht glauben würden, wenn er sagen wollte, von wem sie stammten. . .

Es ging an diesem Tage wild zu auf dem sonst so stillen Ledersberg. Als wir mit dem Mittagessen fertig waren, fand sich auch Paul Garin ein. Meinen Verleger schien dies ein Wenig zu beunruhigen. Als aber, nachdem noch ein Weilschen verstrichen war, der Bruder der Köchin als Dritter im Bunde erschien, entsetzte er sich sichtbar, nahm sofort Abschied und stürzte nach Tegernsee, hinter dem Erzbischof von München her, der sich in den selben Tagen auf Firmungreise in Schliersee befand und zur selben Zeit abreifte. Paul Garin und der Bruder der Köchin blieben allein zurück. Der „Bruder der Köchin“ war mir von früher her als eine ganz besondere Spezies bekannt; es waren immer ganz oder halb priesterliche Erscheinungen, denen eine fleischliche Geschwisterchaft mit den Köchinnen nicht anzusehen war. Es ist ja auch eine seltene Erscheinung, daß Schwestern

von ihren Brüdern in Erregung versetzt werden; die Adelin aber wurde an diesem Tage so sehr erhitzt, daß das sonst so nüchterne und verständige Mädchen am Abend ihren Hut in meinem Schlafzimmer vergaß.

Seit diesem Tage habe ich meinen letzten Verleger nicht mehr gesehen. Das Leben machte ihn mir allmählich ganz unkenntlich. Aus der distinguirten oberceremonienmeisterlichen Hülle troch ein wunderliches Geschöpf hervor, halb häßlich, halb lächerlich, das am Meisten an die vorzügliche Darstellung des verstorbenen Dr. Naginger von den Wucherern aus der römischen Verfallzeit erinnerte. Zugleich schien aber eine innere Auflösung in ihm vor sich zu gehen; die Konfusion, die ich ihm schon von Anfang an angemerkt hatte, machte erschreckende Fortschritte. Je wilder er geworden ist, desto weniger hängt er innerlich zusammen; und im Moment steht er da vor mir als eine groteske Verrennung.

Von einem Vertrieb unserer Arbeiten war keine Rede mehr; es wird jetzt gegen vier Jahre her sein, daß er weder mir noch meiner Frau einen Pfennig bezahlt hat. Zugleich aber wollte er immer mehr haben: zu welchem Zweck, ist mir unerfindlich; jedenfalls nicht aus Geschäftsinteresse; denn je mehr er sich beeiferte, uns zu überzeugen, daß unsere Arbeiten ganz und gar unangabare Sachen seien, desto begieriger wurde er nach mehr.

Meiner Frau gegenüber behauptete er, er könne die zweite Auflage eines von ihm erst als ausverkauft, dann als vorrätzig bezeichneten Buches über soziale und psychologische Fragen nicht veranstalten, weil ein zweiter Theil sich nicht anschließe. Von mir aber hat er seit vier Jahren den zweiten Theil eines Romans bei sich liegen, ohne daß er zu bewegen wäre, dem ersten Theil diesen zweiten folgen zu lassen.

Seit einem Jahr tobt er mit dem Rechtsanwalt herum. Als meiner Frau nicht mehr bezukommen war, warf er sich mit doppelter Wuth über mich. Er wollte zuerst zweihundert Mark aus den bezahlten Honoraren zurückhaben und ließ mich vor das münchener Gericht laden. Der Termin fiel auf einen großen jüdischen Feiertag. Ich ging nicht hin. Ein paar Wochen später wurde mir der Gerichtsvollzieher ins Haus geschickt: ich war ohne Weiteres zur Auszahlung der zweihundert Mark verurtheilt. Sie waren nicht vorhanden. Nach ein paar Wochen streckte mein Verleger durch seinen Rechtsanwalt veröhnlich die Hände aus und suchte nach dem „guten Willen“ bei mir. Der war auch nicht vorhanden. Jetzt fängt der Wütherich an, bei den Verlegern herumzugrassiren, die je Etwas von mir in deutscher Sprache verlegt haben.

In dieser Schlußpose habe ich den merkwürdigen Mann abkonterfeit: die eine Hand ausgestreckt, die andere geballt. Ich habe weder mit der einen noch mit der anderen Hand Etwas zu thun; sie haben nur mit einander zu thun und müssen die Sache unter sich abmachen.

Aber diese Pose war nöthig, damit die Groteske ihren Abschluß fände.

München.

Ola Hansson.



Verse.

Auf dem Elfenhügel im Mai — Nein, nein,
Da schlaf' ich nicht unter den Rosen ein.

Und duften die Rosen auch noch so süß:
Ich weiß, was solcher Duft verhieß.

Ich schlief schon einmal so sanften Schlaf
Und ich weiß, wie mich das Erwachen traf.

Ein Goldelf sprach zu mir im Traum
Kosende Worte, Ihr glaubt es kaum.

Er sprach zu mir und wies hinaus
Im Rosengebüsch auf das dämmernde Haus,
Das Haus von Blüthen überdacht,
Wie ein weißer Traum in der blauen Nacht.

Und in dem Hause die Halle weit,
Die strahlte von Licht und Herrlichkeit.

Auf dem Ruhebett die Königin,
Die winkte mich lächelnd zu sich hin.

Und ich kniete nieder stumm und lang,
Und da wars, als ob mich ihr Arm umschlang.

Mir war, als wogte um mich ihr Haar,
Und ich sah zwei Augen warm und klar.

Ein süßes Wort: Das war ihr Gruß.
Und noch süßer war ihr weicher Kuß.

Doch wie sie mich heiß und tief geküßt,
Der Zauber plötzlich zerronnen ist...

Und ich fuhr empor und wachte auf.
Da lag ich auf wüstem Kehrichthauf.

Und toter Blumen ekler Duft
Und Staub und Spinnweb in der Luft...

Auf dem Elfenhügel im Mai — Nein, nein,
Da schlaf' ich nicht unter den Rosen ein.



Von Veilchen möcht' ich hören und Jasmin,
 Von goldnen Haaren sollt Ihr mir erzählen
 Märchen, wo vor der Elfenkönigin
 Der dunkle Knabe träumend auf den Knien
 Umsonst sich müht, ihr seine Gluth zu hehlen.

Zu ihrem Pagen hat sie ihn ernannt,
 Nun trägt er ihr die silbergraue Schleppe;
 Sie hat sich heimlich nach ihm umgewandt,
 Und flüchtig streift ihn die beringte Hand
 Beim Gang hinab die weiße Marmortreppe.

Er rudert sie hinaus die blaue Fluth,
 Wo fern ihr Schloß im Strahl der Abendsonnen;
 Unter dem Baldachin sie lächelnd ruht
 Und lächelnd sieht sie, wie von jäher Gluth
 Des Knaben Antlitz dunkel überronnen.

Bei den Kamelien legt der Nachen an,
 Zum Abschiedsfuß reicht sie die weißen Hände,
 Dann schwindet blaß das Kleid auf dem Altan
 Und in die Nacht hinaus irrt dumpf der Kahn...
 Seh'n nicht die Märchen alle so zu Ende?

Hamburg.

Theodor Suse.



Selbstanzeigen.

Der kleine Trotz. Von Henri Lichtenberger. Verlag von Fr. Ernst Fehsenfeld. Freiburg i. Br. 1901.

Auf den Leser dieses Buches stürmen tausend Gedanken und tausend Erinnerungen ein: er hat das Buch, obgleich er es eben zum ersten Mal in der Hand hält, schon früher gelesen, ja, selbst erlebt. Mit jeder neuen Seite, die er umschlägt, wird ihm klarer, daß er in vergangenen Tagen selbst der kleine Trotz gewesen ist, der mit seinen großen Kinderaugen in die wunderliche Welt schaute und in dem Summen der Biene, im Dufte der Blume, in den Lumpen des Bettlers Räthsel erblickte, die Beantwortung heischten. Der Verfasser des Buches ist ein Franzose, das Werk aber trägt durchaus keinen nationalen Charakter. Im Grunde sind alle kleinen Kinder gleich, welcher Nationalität sie auch angehören, und deshalb können wir uns auch den kleinen Trotz mit schwarzen

oder blonden Locken denken, im schottischen Kilt, in französischer Blouse oder in den kurzen deutschen Höschen; in jedem Gewande behält er die selben großen, klaren, fragenden Kinderaugen. Die Bearbeitung von Agnes Born-Lemme hatte sich zum Ziel gesetzt, den französischen Ursprung des Buches vergessen zu lassen. Man darf daher hoffen, daß Alle, die mit Sehnsucht auf ihre Kindheit zurückblicken, auf die Tage, da sie mit Vater, Mutter, Geschwistern und der Hausfaze eine einzige glückliche Familie bildeten, den kleinen Trotz lieb gewinnen werden.

Freiburg i. B.

Friedrich Ernst Fehsenfeld.

Geistlich. Roman aus der jüngsten Vergangenheit. Lotus-Verlag, Leipzig.

Wenn man heutzutage mit sechsunddreißig Jahren zum ersten Male ernsthaft literarisch das Wort ergreift, muß wohl ein zwingender Grund vorliegen. Was ich in meinem Romane wiederzugeben versuchte — die oft unauslöschlichen Einbrüche von Selbsterlebtem, die Fülle von Beobachtungen aus unmittelbarer Nähe —, Das hat Jahre lang geschlummert, bis ein äußerer Anlaß den Funken zur hellen Flamme entzündete. Dieser Anlaß war der immer weiter hallende Ruf: Los von Rom! Daß der Lebensgang des Pfarrers Kneipp, das Leben und Treiben des damaligen Wörishofen den Hintergrund bildet, dürfte Manchen interessieren. Vielleicht findet einer oder der andere Leser — oder gar Käufer? — in den inneren Erlebnissen des Helden einige verwandte Züge, die ihn gegen etwa vorhandene Schwächen des Werkes mild stimmen.

Leipzig.

Theo Pilgrim.

Ein Sonderling. Roman aus der italienischen Renaissance. Lotus-Verlag, Leipzig. Preis 5 Mark.

Ein abnormer, aber genial veranlagter Fürstensohn kämpft gegen seine normale, aber beschränkte Umgebung. Der Held besitzt zwar Kraft zum Handeln, doch lähmt ihn seine Sucht zum Grübeln. Die Darstellung ist dramatischer Natur. Trotzdem wird der Roman kein großes Publikum finden. Der Normale fühlt das Interesse geschmälert, wenn eine Liebe dargestellt wird, die er nicht innerlich mitfühlen, sondern nur von außen her beobachten kann. Ich habe den Roman von mehreren Juristen begutachten lassen; man muß ja in Deutschland so entseßlich vorsichtig sein und ich habe an meinem ersten berichtigten Prozeß genug, der mir die Gunst der Kritik völlig entzogen hat. Man wagt gar nicht mehr, über mich zu reden, — und doch sollte man bedenken, daß damals ein deutscher Staatsanwalt nicht wußte, wer Friedrich Hebbel ist, und dessen Werke beschlagnahmen wollte. Daran kann nicht oft genug erinnert werden.

München.

Wilhelm Walloth.

Spinnengewebe.

In herrlicher Tag! Die Sonne sendet ihre letzten Strahlen durch das offene Fenster meiner Arbeitstube. Vom Felde her kommt ein kühles Lüftchen und erfrischt die heiße Stirn. Ueber meinen Plänen und Zeichnungen arbeite ich mit Anspannung aller meiner Kräfte. Ich fühle, daß mir in diesem Augenblick Unerhörtes gelingen kann. Aber Ruhe. Welche Lust, zu arbeiten, wenn das Ziel des Lebens winkt. Ich weiß, für wen ich arbeite. Ich arbeite für sie. Wenn die Sonne untergegangen, die Lampe beinahe herunter gebrannt sein wird, werde ich spät nach Hause kommen und sie schlafend finden. Schlafe ruhig: ich wache für Dich . . . Und nebenan dröhnen die Maschinen, kreischen die Räder, klopfen die Hämmer der Fabrik. Das Haus erzittert unter dem eintönigen Stampfen der Maschine. Früher haßte ich das Getöse; heute kenne ich keine sähere Musik.

Wahrhaftig, der Tag ist schön! . . . Für einen Augenblick lege ich den Bleistift bei Seite. Das Fenster geht auf den Garten, der verwildert ist, wie es Fabrikgärten zu sein pfelegen. Da wächst Alles, wie es Gott geschaffen hat. Dichtes Gebüsch steht zwischen hochstämmigen Kastanien und Linden. Der Wind weht aus der Tiefe einen betäubenden Duft von Akazien herauf.

Wenn ich das Dunkel mit meinem Auge durchbringen könnte! Aber Das ist unmöglich.

Ich würde dann ein kleines Häuschen am Ende des Gartens sehen können, in dem wir seit zwei Jahren zusammen wohnen. Sie und ich, mein Weib, meine Sonne, mein Alles. Jetzt hält sie wohl das Jüngste auf dem Schooß, um es in Schlaf zu singen, und das Ältere klammert sich an ihre Knie und bittet um einen Kuß. Das sind meine Kinder: das eine dreijährig, das andere kaum ein Jahr alt.

Gefegnet sei der Augenblick, da ich meiner theuren Lebensgefährtin zum ersten Male begegnete! Als wir uns sahen, blickten wir einander in die Augen, als wollten wir da alle unsere Gedanken lesen. Du warst schön, wie ein Traum. Du hattest tiefe Augen, Dein Mägdchen lockte zum Küssen und in zwei allerliebsten Grübchen saß der Schalk. Ich blickte Dich nur einmal an . . . und wußte, daß Du mir mein Leben vergolden würdest. Wer weiß? Vielleicht habe ich Dich mit meinem durchdringenden Blick damals beleidigt. Aber Du vergabst mir . . . Nach zwei Wochen kannten wir uns schon gut. Ich fragte Dich, ob Du mein sein willst, und Du sagtest leise: „Ja!“ . . . O, Du wirst mein sein! Ich ging zur Mutter und sagte:

„Segne uns, Mutter, ich habe das Glück gefunden, um das ich so lange gekämpft habe!“ Und die Mutter schüttelte ihr graues Haupt, als wollte sie böse Gedanken abwehren. Sie sah mich traurig an und sagte nach einer Weile: „Eine zu schöne Frau! . . . Sie ist zu schön!“ . . .

„Was solls damit?“ fragte ich ungeduldig.

Die alte Frau schwieg lange.

„Nichts,“ antwortete sie, „ich würde doch umsonst reden . . . Sie ist zu schön, eine zu schöne Frau!“

Schrullen einer Greifin!

Was schadet denn, daß sich die Leute nach ihr umschauen werden, wenn

ich mit ihr die Straße entlang gehen werde? Was kann sie dafür, daß Gott sie so geschaffen hat? Und was kann ich dafür, daß ich in ihren blauen Augen nur das eine Wort „Liebe“ lese?

Seht doch nur her: schon drei Jahre sind es nun bald, seit ich die Mutter um ihren Segen bat, und eben so lange bin ich der glücklichste der Menschen. O, ich weiß, daß Du schön bist, mein geliebtes Weib! Ich weiß, daß Du Dich in Dein Haar wie in einen Mantel hüllen kannst, daß Du einen Körper wie eine Juno und dabei Händchen wie ein Kind hast. Darum liebe ich Dich und bete Dich an! Wenn Du es wünschtest, würde ich Dir einen Altar bauen.

Wahrhaftig, wenn ich mich betrachte, dann wundere ich mich selbst über den Muth, der mich nach einem solchen Kleinod die Hände ausstrecken ließ. Denn ich bin nicht schön, sondern eckig und breiterschultrig und meine Hände sind grob und schwielig von der Arbeit. Ein richtiges Arbeitspferd! Dabei habe ich Kräfte wie ein Eiter. Wenn man uns Beide sieht, muß man unwillkürlich denken: Welch ungleiches Paar!

Was gehts mich an? Wenn ich den Anderen nicht gefalle, was schadet's? Wenn ich ihr nur gefalle; und seit drei Jahren lese ich in ihren Augen, in ihren lieben Augen, daß ich ihr gefalle. Aus mir ungeschlachtem Kerl ist unter ihren Händen ein feinfühligler Mensch geworden.

Jetzt läutet die Glocke. Das ist Feierabend. Aber ich bin noch lange nicht fertig. Frisch wieder ans Werk, denn die Zeit verrinnt . . . Na, so was! Besuch! Julian tritt ein, wie immer geschmiegelt. Wie er nur so auf sich achten kann? Elegant, zierliches Schnurrbärtchen, selbstbewußt; denn die Frauen vergöttern ihn. In den zwei Monaten, seit er bei uns wohnt, habe ich ihn noch nie anders gesehen als wie aus der Modenzeitung ausgeschnitten. Sogar bei der Arbeit sieht er so aus. Er riecht wie ein ganzer Parfümerieladen. Heute scheint er etwas müde von der Arbeit zu sein und sieht blaß aus; nur seine Augen blitzen eigenthümlich. Ich gebe ihm eine Cigarette und lade ihn ein, neben mir Platz zu nehmen.

„Schon fertig?“

„Ja. Und Du arbeitest noch? Ich hörte, Du müßtest noch heute eine Zeichnung beendigen.“

„Ich habe es versprochen und da muß ich Wort halten. Einige Stunden wirds wohl noch kosten. Ich muß meine Frau benachrichtigen, daß ich später nach Hause komme. Du erlaubst wohl?“

Ich nahm ein Blatt und schrieb: „Mein theures Kind! Durch die Pflicht zurückgehalten, sende ich Dir tausend Küsse. Weißt Du, was mich hier festhält? Die Zeichnung für den abscheulichen Schornstein. Ich will zusehen, daß der Gedanke an Dich mich nicht zu sehr stört. Ich kann erst spät kommen. Wenn Du nicht zu müde wirst, laß den Tisch in der Laube decken . . .“

Ich hörte einen Moment auf, zu schreiben.

„Hast Du die Laube gesehen?“

„Ja.“

„Schön, was?“

„Ja, sehr schön.“

„Siehst Du: nach meiner Angabe ist sie gebaut. Durchbrochen, ganz

lustig. Aber ich hatte mich unnötig mit der durchbrochenen Architektur gequält. Der wilde Wein ist so dicht geworden, daß sie von fern beinahe wie ein Bund Feuer ausieht. Aber Du giebst doch zu, daß sie apart gebaut ist? Sie hat zwei Eingänge, einen vom Hause, den zweiten vom Gartenzaun her. Leider können wir nur einen benutzen. Denke Dir, wir gehen einmal hin — : halt, da ist der Eingang zu unserem Palast verbarricadirt! Eine Spinne hatte ihr Netz gerade darüber hinweg von einem Ast zum anderen gezogen. Ich wollte mit dem Stock dazwischen fahren, aber mein Kleiner klatschte vor Freude über das schöne Netz in die Händchen; und da ließ ich Alles, wie es war, dem Kind zu Liebe. Seitdem benutzen wir nur noch den einen Eingang.

„Willst Du noch eine Cigarette?“

„Ich danke.“

Ich schrieb weiter:

„Es ist Vollmond, ich werde also Licht genug haben.“

„Geht Du nach Hause?“ fragte ich.

„Ja, nach Hause.“

„Dann thue mir den Gefallen und gib meiner Frau den Brief.“

Julian ging und ließ mir nur den Duft seines Parfums zurück. Ein komischer Junge! . . .

Also wieder an die Arbeit! Hier ist ein Bleistift, das Reißbrett mit aufgezogenem Papier. Wo ist mein Notizbuch hingelommen? Aha, da ist es! Dumme Geschichte! Ein so schwerer Schornstein auf so schwankem Grunde!

In der Fabrik ist Alles still. Von Zeit zu Zeit höre ich auf dem Korridor die Schritte eines verspäteten Arbeiters. Ein zweifelhaftes Vergnügen — bei Alledem —, wenn Alles nach Hause geht, noch am Schreibtisch sitzen zu müssen.

Aber zeichnen wir weiter . . . Die Arbeit geht mir nicht von der Hand. Ich sehe die Photographie an, die in einem kleinen Sammetrahmen vor mir steht. Das Bild meiner Frau. Ich nehme und küsse es . . . Mein geliebtes Herz, meine Seele! Doch nein! Zeichnen wir weiter. Fatal: mein Bleistift ist abgebrochen; wahrhaftig: es geht nicht! Zum Ueberflus duften die Klazien so stark. Ein Sperlingpaar kreischt unter meinem Fenster. Die Sonne geht unter. Alles still. Du könntest das Summen einer Mücke hören. Die Blätter der Lindenbäume bewegen sich, als wollten sie der Sonne eine Gute Nacht zurufen. Ach, dieser Klazienduft, der die Nerven überreizt! . . . Ich kann nicht, ich kann wirklich nicht mehr arbeiten . . . Ich werde früh um fünf Uhr aufstehen und die Zeichnung vollenden. Fort mit dem Zirkel, mit dem Lineal, dem Bleistift und dem Reißbrett. Heute will ich leben und genießen, will mich an der reinen Luft berauschen, in meiner Laube sitzen, meinen Kleinen auf die Knie nehmen, mein Weib mit den Armen umschlingen und in den Himmel schauen ohne Ende . . .

Ich gehe schon. Ich gehe tiefer in den Park. Das Sperlingpaar schreit wie besessen hinter mir. Ich bedaure, daß ich eine Stunde zu lange am Schreibtisch gefessen habe.

Der Abend ist herrlich. Ich möchte die ganze Welt umarmen. Die Welt ist so schön! . . . Gebt mir Lust, Lust und Sonne, viel Sonne! Die Natur ist abends mild und zärtlich. Es ist, als wollte sie sagen: Komm, ruhe auch der Tagesarbeit. Ruhe aus!

Ich athme die balsamische Luft ein. Noch einen Augenblick und ich bin zu Hause, . . . glücklich! Pf! Ich gehe leise, auf den Fußspitzen. Die Sonne ist schon untergegangen. Ich klettere über den niedrigen Zaun, der die Fabrik von meinem Gärtchen trennt. In der Laube höre ich gedämpfte Stimmen. Pf! Pf! Ruhe! Ich werde meine Frau überraschen. Ich schleiche mich an der Laube entlang und schleie vorsichtig die Ranken bei Seite . . .

Ha, ha, ha! Dieser Julian zu komisch! Da steht er wie ein Schulbube vor mir, ganz verlegen und schweigend. Ob ich will oder nicht: ich muß doch wohl einen ernstern Ton anschlagen, denn ich sehe, daß sich der Wein am anderen Ausgang bewegt und im Dunkel eine weiße Gestalt verschwindet. Julian ist in diesem Moment urkomisch.

„Mein Lieber!“ sage ich und zwingte mich, ernst zu bleiben. „Suche Dir doch ein anderes Plätzchen für Deine galanten Abenteuer. Ich möchte meine Frau nicht der Gefahr aussetzen, Dich bei Deinen Liebesgenen zu überraschen. Das wirst Du doch begreiflich finden, nicht wahr?“

Er that mir leid. Er erröthete wie ein junges Mädchen. Seine Hände, die ich ergriff, zitterten.

„Siehst Du? Deine Dulcinea hat meinem Kleinen sein Spielzeug verborgen“, sagte ich nach einer Weile, auf die geringen Ueberreste des zerrissenen Spinnengewebes deutend, an denen die Spinne ängstlich hin- und herkletterte. „Schäme Dich, mein Junge!“

Ich wollte ihn nicht länger quälen und ging hinaus.

Schon bin ich im Hause. In der Kinderstube kommt mir mein Kleiner freudig entgegen, fällt mir um den Hals und küßt mich. Das Jüngste schläft ruhig in seinem Bettchen. Ich hebe die Gardine auf und sehe es lange an. Ich gehe weiter. Im Schlafzimmer finde ich meine Frau. Ich umarme sie stürmisch . . . Die Kermste! Ich habe sie erschreckt. Ich bitte um Verzeihung; noch einmal; und noch einmal.

„Ich habe Dich erschreckt, nicht wahr? Bergieb mir, mein Läubchen. Ach, erhole Dich doch! Du hast ja eiskalte Hände und Dein Kopf glüht . . . Willst Du mir heute denn gar nicht Guten Abend sagen?“

Sie glitt an mir herab, schlief, zitternd. Ihr Herz pochte heftig . . . Ich nehme sie also auf die Arme und trage sie ins Nebenzimmer. Die Lampe beleuchtet grell den gedeckten Tisch. Ich erzähle ihr von der Begegnung in der Laube. Es ist zum Totschlagen!

„Du kannst Dir nicht vorstellen, wie komisch Julian war, als ich ihn auf frischer That ertappte. Ich habe ihm aber die Wahrheit gesagt. Nicht wahr: nur ich darf in meiner Laube verliebte Worte flüstern?“ Ich warte nicht auf die Antwort, sondern bückte mich und küßte ihre blonde Haartrone, deren Duft mich stets berauscht.

Da erstarrt mir das Blut in den Adern . . . Noch ein Augenblick und mein Kopf droht, zu zerspringen . . . Ich fasse sie: sie schwankt wie ein Rohr. Großer Gott, Erbarmen! . . . Auf diesen Haaren, die ich so oft geküßt habe, sehe ich . . . Sehe ich entsetzt ein Spinnengewebe! . . .

Spinnengewebe! . . .

Ich Thor!

Der Stahlarbeiterstreife.

Der große Stahlarbeiterstreife, der eine gewaltige Arbeitermasse zum Feiern zwingt und tief in die amerikanischen Wirthschaftsverhältnisse eingreift, rückt mehr und mehr in den Vordergrund des allgemeinen Interesses. Der Streife ist angeblich durch die Thatfache veranlaßt worden, daß in einigen Fabriken des Stahltrusts den Arbeitern schroff verboten wurde, sich der Gewerkschaftorganisation anzugliedern. Aber es ist auffällig, daß selbst eine ganze Reihe arbeiterfreundlicher Blätter, so besonders in England, zwar nicht gegen die Strikenden Partei nimmt, aber doch durchblicken läßt, daß man den strikenden Arbeitern nicht in allen Punkten Recht geben könne. Man ist allgemein der Ansicht, daß die Gewerkschaftsführer der amerikanischen Arbeiter von dem Caesarenwahn der großen Trustleiter, der Carnegie, Morgan und Genossen, angesteckt sind, denen bekanntlich in dieser Welt nichts unerreichbar scheint, was ihrem Willen als wünschenswerth vorfähwebt. Eine ähnliche Machtfülle dürfte auch Herr Schaffer, dem Leiter des großen Stahlarbeiterverbandes, als ein Ideal erscheinen, das er allen realen Widerständen zum Trotz verwirklichen will. Aber die meisten sozialpolitisch erzogenen Menschen stehen heute in Strikefällen von vorn herein fast immer auf der Seite der Arbeiter, weil sie meinen, daß selbst dem am Besten gestellten Arbeiter eine Erhöhung seines kargen Verdienstes immer noch zu gönnen ist. Und gerade den amerikanischen Arbeitern wird man um so mehr Sympathien entgegenzubringen geneigt sein, weil sie Arbeitgebern gegenüber stehen, deren Milliardenbesitz durch die rücksichtslose Ausbeutung aller Chancen ins Unendliche zu wachsen droht. Trotzdem müssen Sympathien oder Antipathien in diesem Fall hinter das außerordentliche Interesse zurücktreten, das der Stahlarbeiterkampf in Bezug auf wichtige Fragen der Trusttheorie bietet. Es war eigentlich vorauszusehen, daß der Zeitpunkt bald kommen müsse, wo die Trusts, nachdem sie der äußeren Konkurrenz ihr Gebot aufgezwungen hatten, auch an die Ordnung ihrer inneren Organisation denken würden. Der Trust bekennt ein oberstes Prinzip: das der unbedingten Herrschaft. Er muß nach außen hin konkurrenzlos sein, um durch Forderungen der Arbeiterorganisationen in der willkürlichen Festsetzung der Preise nicht behindert zu werden. Damit ist noch durchaus nicht gesagt, daß der Trust unter allen Umständen niedrige Löhne zahlen muß. Er kann, wie es die amerikanischen Großunternehmer in ihrem Bereich auch gethan haben, gleitende Lohnskalen festsetzen, deren niedrigster Satz immer noch bedeutend höher ist als die kontinentalen Durchschnittslöhne; aber er wird naturgemäß gleichzeitig versuchen, die Organisation seiner Angestellten zu zertrümmern, da er weiß, daß jeder moderne Gewerksverein der Arbeiter sich nicht darauf beschränken kann, die Löhne nur höher fixiren zu wollen, sondern streben muß, mit der Zeit auch auf den gesammten Produktionsprozeß Einfluß zu gewinnen und vor allen Dingen den größten Feind des Arbeiters, die ewige Quelle aller Preisdrückerei: die Reservearmee, zu beseitigen. Dadurch ist aber sein Interesse dem des Trusts gerade entgegengesetzt; denn einer von dessen Hauptgrundsätzen gebietet, durch eine möglichst streng durchgeführte Konzentration der Arbeit an Arbeitskräften zu sparen und durch die Einführung der bewährtesten technischen Methoden die Arbeiterzahl zu mindern.

Das hat auch Mr. Schwab, der Leiter des großen Milliardentrusts, sehr

richtig erkannt, als er vor der Trustkommission der amerikanischen Regierung sagte: Er habe während seines jüngsten Besuchs in England den dortigen Eisen- und Stahlfabrikanten vorgestellt: sie würden niemals in der Lage sein, mit den Vereinigten Staaten zu konkurrieren, so lange ihre Gewervereine existiren und vorschreiben dürften, daß gewisse Maschinen nur ein Drittel von Dem zu produziren hätten, was sie in den Vereinigten Staaten erzeugen; dadurch würden die Produktionskosten natürlich bedeutend vermehrt. Die Schwierigkeiten in Bezug auf die Arbeiterorganisationen, so führte Herr Schwab weiter aus, beschränken sich also heute nicht mehr allein auf die Lohnfrage, sondern seien dadurch noch gestiegen, daß die Besitzer sich entscheiden mußten, ob sie ihre Werke unter die Kontrolle der Arbeiter stellen wollten oder nicht. Vor dem Jahre 1892 hätten die Arbeiter der Carnegie-Company nicht nur das Recht in Anspruch genommen, ihren Werkmeister selbst zu wählen, sondern hätten gleichzeitig auch einen Plan ausgearbeitet, wie die Wahl seines Nachfolgers vor sich zu gehen habe. Er — der Berichtserstatter — sei keineswegs gegen ein Uebereinkommen mit den Arbeitern in Lohnfragen, aber nur unter der Voraussetzung, daß in die Verwaltung der Werke nicht hineingeredet werde. Und Herr Schwab schließt seine Ausführungen mit der sehr bezeichnenden Erklärung: Wäre er heute noch Arbeiter, so hätte er keine Lust, einer Organisation anzugehören, in der das Prinzip der Gleichmacherei übertrieben werde. Der Stahlarbeiterstrike zeigt aber doch, daß für den modernen Arbeiter nicht nur das gute Einkommen maßgebend ist, sondern daß er sich auch gegen die Wechselfälle des Betriebes sichern und lieber eine Verminderung seines Einkommens durch die Satzungen des Gewervereins hinnehmen will, wenn er nur für die Zukunft gesichert ist.

Man sieht, welche wichtigen Prinzipienfragen durch den Ausgang des Stahlarbeiterstrikes entschieden werden sollen. Er wird vor Allem zeigen, welche von den beiden großen Organisationen die mächtigere ist: die Gewervereine oder die Trusts. Auch für die kontinentale Geschäftswelt ist dieser Strike von ganz außerordentlicher Bedeutung, weil ein Sieg der Arbeiterorganisation die Konkurrenzfähigkeit des Trusts immerhin beträchtlich schwächen müßte. Hier zeigt sich ja gerade wieder, wie berechtigt die so oft mißdeutete internationale Auffassung der modernen Arbeiterbewegung ist. Die Arbeiterschaft will ja absichtlich die Arbeitsbedingungen in allen Theilen der Welt möglichst gleichartig gestalten, gerade um zu verhüten, daß die organisierte Arbeiterschaft in dem einen Lande durch die unorganisierte des anderen gefährdet werde. Siegen die Stahlarbeiter — was nicht ganz unwahrscheinlich ist, weil die Leiter des Trusts große Börseninteressen wahrzunehmen haben —, so ist es fast ausgeschlossen, daß der Trust in so rücksichtsloser Weise wie bisher seine Exportpolitik fortsetzen kann, dann wären die europäischen Länder von dem Alb der amerikanischen Konkurrenz für den Augenblick befreit und dürften aufathmen. Aber die amerikanischen Arbeiter leisten durch diesen Strike nicht etwa nur dem Auslande gute Dienste, sondern auch dem amerikanischen Volk. Denn in dem Augenblick, wo der Trust seine Exportthätigkeit einschränken muß, ist er auch in der Lage, dem inländischen Markt viel niedrigere Preise machen zu können. Er wird sogar im eigensten Interesse dazu gezwungen sein, um durch vergrößerten Absatz im Inlande zu ersetzen, was durch verringerten Export ihm draußen entgeht. Plutus.



Berlin, den 5. August 1901.

Der Solltarif.

Zu den Schwächen des geistigen und geschickten Mannes, der bis auf Weiteres Kanzler des Deutschen Reiches ist, gehört eine, die ihm — und uns — noch schlimme Tage bereiten kann: er ist, wie der Bürger in Norddeutschland sagt, empfindlich. Jeder Tadel ärgert ihn; vielleicht, weil er sich nicht sicher genug fühlt, um Zustimmung entbehren zu können; nicht sicher nach außen noch im eigenen Bewußtsein. Auf den Beifall der Masse müssen Minister heute verzichten; denn die Masse ist sozialdemokratisch oder mindestens in solchem Grade sozialkritisch gestimmt, daß sie der offiziellen Politik um keinen Preis zu gewinnen wäre. Das weiß Graf Bülow und hat, nicht ohne hörbare Seufzer, der Hoffnung entsagt, als chancelier des gueux gefeiert zu werden. Unentbehrlich aber dünkt ihn der Beifall der Gebildeten, deren Stimme ihm aus den großen Zeitungen entgegenzuschallen scheint, und er leidet, wenn er da gescholten wird, wenn er, nach dem ironischen Gallierwort, keine gute Presse hat. Er möchte der Mann der Professoren, Künstler, Belétristen, Techniker und intelligenten Geschäftsleute sein, der litterati im alten Wortsinne, ein Moderner, der sich in der Modernen Gunst sonnen darf. Das ist ihm bisher gelungen. Die Professorenpolitik, die Bismarcks Anfänge in Preußen schwerte und auch dem ersten Kanzler oft noch das Leben sauer machte, hat er dritten Erben des ehrwürdigen Titels zärtlich gehätschelt, als er für die „ehrung der Flotte eintrat, den Platz an der Sonne suchte und sich zu einem klaren, aber friedlich gefärbten Imperialismus bekannte. Die zierlich ge-

feilte Rede gefiel, die gar nicht nach Junkerhärte klang, und das fühlbare Streben, mit den die Zeit bestimmenden Mächten zu gehen. Manchen Schritt des vierten Kanzlers erklärt nur dieses Streben. Wie wäre sonst — um nur ein Beispiel anzuführen — das uneingeschränkte Lob zu verstehen, das er Fichte gespendet hat, dem immer prachtvoll empörten Optimisten und Antichristen, der heute sicher zwischen Vollmar und Bebel säße? Mag sein, daß der Kanzler ihn, nach der Schullehre, irrend für einen Philosophen hält, daß nur aus einzelnen Patriotenreden an die deutsche Nation ein wirrer Widerhall in das gespitzte Ohr des Diplomaten drang: unverkennbar war hier, wie in den Worten über Goethe, Bismarck und das Ziel aller Staatskunst, der Wunsch, sich als einen die Welt aus modernen Augen Anschauenden der öffentlichen Meinung zu empfehlen. Dieser Wunsch hätte, wie er Herrn von Miquel vom Finanzthronchen warf, vielleicht auch Herrn Kauffmann auf den Sessel des berliner Bürgermeisters geholfen, wenn die thörichte Taktik der Spreedemokraten nicht dem Ministerpräsidenten den Spielplan verdorben hätte. Einem Solches ersahnenden Mann konnte der Ruf entfahren: „Nur keine inneren Krisen!“ Seit es leicht geworden ist, jede Regung konservativen Unmuthes schnell zu beschwichtigen, können innere Krisen nur noch entstehen, wenn mit harter Hand in den Komplex von Gefühlen gegriffen wird, in dem die Kultur der Bewohner größerer Städte wurzelt und den man, ohne dabei an abgegrenzte Fraktionen zu denken, die liberale Weltanschauung zu nennen pfl egt. Diesen Griff braucht man vom Grafen Bülow nicht zu fürchten. Einstweilen wenigstens dürfen wir hoffen, daß der nervöse Rationalist für Sozialistengesetze, Umsturzvorlagen und ähnliche forsche Unflugheiten nicht zu haben sein wird. Rühmlicheres kann von ihm kein Unbefangener sagen. Auf dem Boden der internationalen Politik ist ihm noch kein Lorber gewachsen. Unter seiner Leitung ist die Türkenherrschaft, Europa zur Schmach, gestärkt, in Kleinasien, ohne zwingende Nothwendigkeit, der russische Islam an seiner empfindlichsten Stelle gereizt, in Afrika die große Gelegenheit der englischen Ohnmacht verpaßt, aus China nichts Erwähnenswerthes heimgebracht worden als die Antipathie der Weltmächte und eine besonders bössartige Puez, deren Folgen noch lange zu spüren sein werden. Des Kanzlers melodisch dunkle, doch stark instrumentirte Reden haben überall das Mißtrauen gegen Deutschlands expansive Pläne geschürt; und das Reich, dem jede zuverlässige Bundesgenossenschaft fehlt, klammert sich in brünstigem Werben an Britannias sehnige Hochgestalt. Die Bilanz schließt schlecht ab, viel schlechter als im Innern. So unheilvolle,

antifoziale Gesege, wie der im kleinsten Stil ehrgeizige, nur durch fast beispiellose Unfähigkeit vor Klüchen geschützte Hohenlohe sie dem Volk zugemuthet hat, würde Graf Bülow kaum zu vertreten wagen. Er scheut den Ruf eines Reaktionärs. Das ist ganz gut. Aber muß solcher Scheu sich ein Applausbedürfniß gesellen, das die Stetigkeit des Wollens aufhebt und ohne resonirende Augenblickswirkung nicht leben kann?

* * *

Des Kanzlers Wille war, der neue Zolltarif solle erst bekannt werden, wenn er vom Bundesrath genehmigt sei und als Vorlage an den Reichstag gehen könne. Zur Ausführung dieses Entschlusses hatten sich, wie berichtet wurde, den preußischen die Stimmen aller anderen Bundesstaaten vereint; alle sollten und wollten den Entwurf „streng vertraulich“ behandeln. Nicht allen Verbündeten Regirungen aber scheint das im Reichsamt des Innern entstandene Werk willkommen gewesen zu sein. Ein Exemplar des Entwurfes wurde nach London, in die Redaktion der Finanzchronik Reuters, geschmuggelt und die von lechzender Neugier umlauerten Ziffern wurden — es war nicht allzu schwer, zu rathen, von wem — im Hauptblatt der schwäbischen Demokratie ausgeplaudert. Eine niedliche Intrigue, über die nur der unserer Zustände ganz Unkundige noch staunen kann. Nun brach das Wetter los. Schnell ward, als hätte der Blitz in die Scheune der Händlerhoffnung eingeschlagen, in allen Cobdenitenställen die Meute losgekoppelt; und sie fiel auf den ersten, die schwüle Stille durchgellenden Pfiff mit wüthendem Gebell über den Kanzler her, den argen Patron der Agrarier, dessen pechschwarze Junkerseele endlich jetzt aus den modischen Schleiern geschält sei. Nicht die Getreidezollziffern nur, hieß es im Heulchorus, nein: den ganzen Tarif wollen wir, müßent wir haben, wie Ibsens Hilde ihr Königreich Apfelsinia, gleich hier auf den Tisch! In Norderney ward dem excellenten Badegast um Kopf und Busen bang; Aller Augen sah er vorwerfend auf sich gewendet, auf den Bösewicht, der dem liberalen Bürgerthum in Stadt und Land den Untergang sinne. Das war nicht zu ertragen, nicht in den Hundstagen namentlich, die den Nerven Schonzeit gewähren sollten. Eine Konzession, geschwind eine Konzession! Vielleicht tauchte beim Nordneerleuchten das Spottbild des Mannes aus der Fluth, der glorreich einst die Deffentlichkeit geflohen war und der am Goldenen Horn nun die

Schultern an den Hals zieht. Wer den Götzen Deffentlichkeit füttert, darf gedruckten Segens stets sicher sein. Den ganzen Tarif wollen die Leute? Sie sollen ihn haben, gleich hier auf den Tisch. Am zehnten Tag nach der stuttgarter Enthüllung bescherte der Reichsanzeiger ihn denn auch wirklich, schwarz auf Weiß, der in schwebender Pein langenden Welt. Und im letzten Augenblick wurden noch einer neuen Konzession Wirksamkeit versucht: der Norddeutsche Allgemeine Käufer mußte für Aussetzung des Urtheils plaidiren, weil der Bundesrath noch nicht gesprochen habe, in dessen Macht es ja stehe, den Inhalt des Tarifgesetzes und sämmtliche Positionen zu ändern. . . Es geht auch so. Die Gegner eines verstärkten Zollschutzes haben Zeit, sich zu organisiren, an allen Händlerthüren einen Kriegsschatz zusammenzubetteln und im Zeughaus der Demagogie die besten Waffen zu wählen. Doch ihr Eifer wird auf die Länge erlahmen, ihr Schatz auf dem Hochsommerschlachtfelde schmelzen, ihres wilden Geschreis Echo trüg werden; und wenn die Sache dann an die Triarier des Reichstages kommt, wird die Hitze gewichen und die Temperatur der Gemüther abgekühlt sein. Es geht auch so; und Miquel Cunctator — der bald die Genugthuung erleben wird, daß selbst die Herrscher der Wilhelmstraße die old parliamentary hand sehrend vermissen — hätte wahrscheinlich diese bewährte Taktik empfohlen. Warum aber vorher dann die entschieden klingende Weigerung, das Geheimniß des Tarifes vor des Wintersturmes erstem Wehen zu entschleiern? Eine Regierung darf sich nicht drängen lassen; sie muß tapfer sein, das hitzigste Begehren abweisen und Denen, die sie schieben wollen, sagen können: Nein; wir wählen das Ziel und bestimmen die Zeit, wo es Eurem Blick gezeigt werden soll. Sonst ist sie um ihr Ansehen und muß gewärtig sein, daß sie auf Schritt und Tritt von schreienden Haufen geleitet wird. Ueber die parlamentarische Regierungform nach dem Britenmuster läßt sich, trotz den schlechten kontinentalen Erfahrungen, reden; über den Werth des Caesarismus, den man einen durch Demagogie gemilderten Absolutismus nennen könnte, hat die Geschichte entschieden. Eine Anstandspause wenigstens mußte Graf Bülow eintreten lassen, ehe er der hungernden Deffentlichkeit den großen Brocken hinwarf. Aber er wollte nicht verdammt, den Gebildeten der Nation nicht ein Gräucl sein. Das hielten seine verwöhnten Nerven nicht aus. Er wird es bereuen, wenn er bis 1904 Kanzler bleibt. Man wandelt nicht ungestraft den Weg, auf dem anno Manteuffel der Starke muthig zurückwich.

Wird er noch weiter weichen? ... Auf eine gute Presse darf er vorläufig nicht rechnen. Ein ergötzendes Schauspiel, wie von einem zum anderen Morgen in der öffentlichen Meinung aus dem Max ein Kaspar wurde, der hehre Held zum Schwarzalben zusammenschumpfte; so schnell vollzog selten sich noch ein Werthungswchsel. Längst zwar hatte der Kanzler gesagt, er werde dafür sorgen, daß der neue Tarif der Landwirthschaft einen „wesentlich“ besseren, einen „ausreichenden“ Zollschutz gewähre. Doch die Händler und Händlerdienstleute hatten die Botschaft belächelt. Sprengel für die Drosseln! Bülow, der Imperialist, der Mehrerer der Flotte, der Exponent der liberalen, von Goethe zu Goethe führenden Weltanschauung, der wahrhaft moderne Mensch und seit seinen Römertagen aller freisinnigen Schreiber Abgott, — dieser allem Schönen und Guten offene Geist sollte der agrarischen Begehrlichkeit an die volle Schüssel leuchten? Wer's glaubt, mag in Rassel Treber trocknen, mit Kallay, „streng reell“, das bosnische Vaterland retten oder mit Kummer in leeren Centralen hausen. Sahen die Wangenheim und Consorten mißtrauisch nicht stets auf unseren Bülow? Floß ihm nicht oft das Lob deutschen Gewerbefleißes von der beredten Lippe? Hat er nicht eben erst den Dysangelisten Johannes Barsch vor die Thür gewiesen? Will er das Börsengesetz nicht den Bäntermwünschen anpassen? Wartet nur: balde wird offenbar werden, was Der unter ausreichendem, unter wesentlich verstärktem Zollschutz versteht. Die gierige Gesellschaft hält er hin; der Haruspex aber sieht über dem weltberühmten Grübchen das Augurenlächeln. Der also Gefeierte mußte sich eigentlich beleidigt fühlen, da seinem Wort die besten Freunde nicht glaubten. Doch es scheint, daß er froh war, noch eine Weile wenigstens von der Kulturkämpfer Pfeilen und Schleudern verschont zu sein. Damit ist's nun vorbei; und schauernd muß der Kanzler erkennen, daß er seines Ehrgeizes Werk geköpft und den Ruhm des modernen Geistes durch eigene Sünde eingebüßt hat. Die gestern noch liebten und in Ehrfurcht bewunderten, sind heute gar nicht gelind; und Bernhardiner, deren Dressur vollendet schien, zeigen dem blonden Bändiger drohend die Zähne. Er hat einen „Buchertarif“ erfunden, ein „Monstrum“ ans Licht gebracht, „Spottgeburt von volkswirthschaftlichem Unverstand und Interessententhum“. Er muthet den Massen des deutschen Volkes den „Verzicht auf ischnahrung“ zu, will sie „auspowern“ und slicht ihnen eine „Skorpio-geißel“. Als Vertreter der „finstersten Finsterniß“ wird er an den anger gestellt; denn sein Beginnen ist „ungeheuerlich“ und „ohne Beispiel in der Wirthschaftsgeschichte civilisirter Nationen“. Und so iter. Und auf die Schanze den letzten Mann, daß er, bis Brünne

ihm und Nothung entsinken, wider den Erzfeind fechte, der des Reiches Ruin bereitet. Wenn der Kanzler in diesen Spiegel schaut, muß er stöhnen: Armer Bernhard, wie hast Du Dich verändert! Und er kann sicher sein, daß noch unbenutzte Superlative im Wortköcher sind und er, ehe der Most aus der Kelter rinnt, die Frage vernehmen wird, ob er im Volk etwa den Glauben verbreiten wolle, die Hohenzollern trügen in jedem Sinn mit Fug ihren Namen, denn kein anderes Fürstengeschlecht habe den Hungernden je so hohen Zoll auferlegt . . . Das klingt wie Parodie; so weit aber wird es kommen. Und wird in solchen Stürmen der nervöse Graf standhaft bleiben? Wird er, der auf glattgebohtem Boden jeden Tag stürzen kann, sich mit der Gewißheit abfinden, daß ihm der Stundenruhm versagt ist, der den Caprivis zusliegt, den Volkstreckern des Manchestertestamentes? Die können Pietisten sein, wie Gladstone, beschränkte Kommissköpfe, wie der Sproß aus Montecuccolis Stamm: der liberalen Menschheit sind sie ein Wohlgefallen. Und neben ihnen ist Keiner groß, ist selbst der Bismarck der achtziger Jahre nur ein verirrter Titan. Da lockt die Gloria, dort dräut Verdammniß. Als der Kanzler seinen Lauser um Aussetzung des Urtheils flehen hieß, hatte er noch nicht endgiltig gewählt, hatte er vielleicht noch gar nicht geahnt, welches Unwetter über Nacht heraufziehen würde. Er sollte von einem Nordseefischer Südwester und Theerjackete leihen. Ob aber selbst solcher „ausreichende“ Schutz ihn vor Nervenkrifen bewahren könnte?

* * *

Es wird ihm kein Trost sein, zu hören, daß der Sturm hinter den Coulissen von einem behenden Theatermeister auf der Windmaschine hergestellt wird.

Alle ernst zu nehmenden theoretischen Darstellungen des Weltgetriebes stammen, von Aristoteles bis auf Treitschke, aus der Zeit, die vor der kommerziellen Entwicklung des Zeitungswesens lag und noch nicht wußte, daß man auch öffentliche Meinungen im Großbetrieb herstellen könne. Das Buch, das den Einfluß der neuen, als Massenfutter für Hunderttausende bestimmten Inseraten- und Nachrichtenpresse auf die Gestaltung der Politik schildert, ist noch zu schreiben; auch Herr Benoist hat es nicht geschrieben, trotzdem er die Vorarbeiten der Lassalle und Bucher, Lagarde und Lebou benutzen konnte und trotzdem schon sein Landsmann Voltaire gefühlt hatte, die Publizisten würden

die Erben katholischer Priestermacht sein. Ob diese Macht nicht welkte, seit ihr Geschäftsgeheimniß der Kundschaft verrathen wurde: die Frage braucht uns heute nicht zu beschäftigen. Immerhin ist in allen Ländern die Zahl Derer noch stattlich genug, die gläubig der Presse lauschen, wenn sie selig spricht und verdammt, Vorgänge „ernster Beachtung unwerth“ oder „weltgeschichtlich“, „welterschütternd“ nennt. Ernster Beachtung unwerth ist jeder Vorgang, der kommerziell der Presse nicht nützen, ihren Absatz nicht mehren, den Preis der Annoncenkunden nicht verbreitern kann, namentlich jeder, der sie ins Unrecht setzt. Eine Zeitung darf nie im Unrecht, nie gezwungen sein, zurückzunehmen, was sie mit Priestermicne verkündet hat. Sie haßt Den, der sie dazu nöthigt, sie, durch unerwartetes Handeln oder durch Benutzung des elften Paragraphen des Preßgesetzes, zwingt, sich selbst zu dementiren. Erster Grund der jetzt gegen den Grafen Bülow entfesselten Wuth. Was soll der Erleuchtung Suchende von einem Berather denken, der den Erhöher der Zollmauer Jahre lang einen modernen Menschen genannt hat? Eine Zeitung hat aber auch das natürliche Interesse, immer wenigstens einen Vorgang von welterschütternder Wichtigkeit auf Lager zu haben; sonst würde sie ja langweilig und die Kundschaft ließe der Konkurrenz zu, den „Sensationblättern“, — so genannt, weil sie für Nachrichten mehr Geld ausgeben als die anderen. Soll der Redakteur etwa zugeben, daß er an mindestens dreihundert Tagen des Jahres sich, der Mahnung des shakespeareischen Prinzen taub, ohne großen Gegenstand regt, daß, was er weise bespricht, des Besprechens eigentlich unwürdig ist? Lieber verleiht er irgend einem Golschowski tagfrei den Rang eines Staatsmannes und macht aus einer Stichwahl eine Hauptaktion. Unerfahrene schelten die Aufbausungstendenz der Presse und merken nicht, daß sie den wichtigsten Geschäftsgrundsatz der Institution tadeln. Die Politik der Presse ist, wie jede andere, von Profitwünschen determinirt. Wäre der Chinesenlärm nicht gekommen, dann wäre Transvaal noch ein weiteres Jahr der Angelpunkt der Menschheitsgeschichte geblieben und der den Agenten des Herrn Leyds abgekaufte Schutt nicht in den hintersten Zeitungswinkeln abgeladen worden. Stirbt Crispi oder ein anderer begabter Bandit in einer stillen Zeit, so wird sein Tod zum Ereigniß; ist er unvorsichtig genug, während eines flotten Saisongeschäftes den letzten Seufzer zu thun, so überlebt sein Angedenken ihn höchstens drei Tage. Das Alles ist ungemein einfach, ist dem Blick nur durch einen dichten Phrasenschleier verhüllt.

Und nun bedenke man, daß der Stoff des Zolltarifes reichen soll, bis

neue Handelsverträge geschlossen oder gescheitert sind, also mindestens zwei Jahre lang. Welcher Kaufmann würde einen Artikel, den er so lange führen muß, entwerthen, welcher nicht alle Waarenhauskniffe versuchen, um gerade diesem Artikel die Aufmerksamkeit des Publikums zu sichern? Und soll der Kaufmann, der sein Kapital in Lettern, Papier und Annoncenzucht angelegt hat, anders handeln als der Nachbar, der Regenschirme oder Glühlampen, Oboe oder Automobile verkauft? Auch für ihn stehen Hunderttausende auf dem Spiel, auch seine „Artikel“ müssen „gehen“, wenn er den Laden nicht schließen will. Zwei Jahre lang müssen über den Zolltarif Artikel geschrieben werden; und da sollte man nicht von vorn herein sagen, es handle sich um einen weltgeschichtlichen Vorgang, um das allerwichtigste Ereigniß seit der Gründung des Reiches? Ist der Kärm groß genug, dann greift Monate lang Freund und Feind nach dem Blatt, die wichtigsten Stellen der Leitartikel werden citirt, die Beachtung wächst und der Unternehmer kann mit Blumenthals unsterblichem Helden sagen: Das Geschäft ist richtig. In unserem Fall namentlich dann, wenn es ihm gelingt, seine Prokuristen und Commis als mannhafte Schützer der Händlerinteressen herauszuputzen. Der Landwirth inserirt nicht — oder doch nur selten und ohne Aufwand erheblicher Summen — und kommt deshalb für den Verleger höchstens als Abonnent in Betracht. Große und regelmäßige Inseratenaufträge, von denen eine Zeitung leben, auf die sie rechnen kann, sind nur von Banken und Händlern zu haben. Und Banken und Händler bevorzugen, natürlich und mit dem Recht des nüchtern wägenden Geschäftsmannes, die Blätter, die das Bank- und Handelsinteresse wirksam vertreten oder wenigstens nichts diesem Interesse Schädliches bringen. Ehe die Zeitung zum Großbetrieb wurde, konnten Theaterpächter unbequeme Blätter durch Entziehung der Annoncen kirren. Das geht in größeren Städten nicht mehr; was liegt an dem winzigen Theaterinserat? Das schüßelartige Unterfangen des Theaterspärrners wird urbi et orbi bekannt gemacht und in fernigen Sägen die Unabhängigkeit und Ueberzeugungstreue der Redaktion gepriesen, die mit dem Annoncentheil nichts zu schaffen habe. Heilig aber und unantastbar sind die Miether ganzer oder halber Seiten. Gegen Rudolf Herzog, den Ernährer der berliner antisemitischen Bewegung, wurde in den Zeitungen selbst, wo jeder Antisemit sonst zum Abschäum der Menschheit geschüttet wird, kaum je ein leises Tadelswörtchen gesagt; und Diez kann unangefochten sein Handwerk treiben. Die ganze, große Inseratenseite deckt alle Sünden zu. Und die sichtbar von solchen Ermägungen determinirte Presse sollte die günstigste Gelegenheit, bei der Haupt-

kundschaft sich einen Stein ins Brett zu bringen, ungenützt vorbeigehen lassen? Sie will den Werth des Stoffes steigern, der lange auf ihrem Lager liegen wird; und sie muß sich, im stillsten Quartal, möglichst geräuschvoll der Schicht empfehlen, von deren Subventionen sie lebt. Wie sollte sie da nicht schreien, die Welt sei erschüttert und des Reiches Ruin nur von ihr noch zu hindern?

Doch was nützt dem Kanzler die Erkenntniß, wie der Sturm entstand? Auch in Bayreuth wünschen Tausende täglich dem habfüchtigen Daland den Untergang.

* * *

Als der Sturm losbrach, war der deutsche Zolltarif noch nicht bekannt. Der Entwurf füllt hundertvierundsechzig Seiten, ist von Sachverständigen in langer, mühevoller Arbeit festgestellt worden und kann, in seinen einzelnen Positionen, nur von Sachverständigen nach sorgfamer Prüfung beurtheilt werden. Des Laien erster Eindruck ist: eine tüchtige Arbeit, die mit der unter den Auspizien Caprivis und Marschalls vollbrachten nicht in einem Athem genannt werden kann; denn — daran muß jetzt erinnert werden — dieser Herren Handelsverträge gefielen den ober-schlesischen Industriellen und manchen berliner Bankdespoten nicht mehr als den ostelbischen und niederbayerischen Bauern und die Pläne mußten erst im Reichstag von den ärgsten Unklugheiten gesäubert werden. Diesmal waltet ganz andere Gründlichkeit des Werkes, das seinen Meister, den fleißigen Grafen Posadowsky, lobt. Wer aber fragte, ob der neue Tarif sorgfältig oder lüderlich entworfen sei? Vier Stunden nach der Veröffentlichung im Reichsanzeiger ging, geschrieben, gesetzt, corrigirt, das Urtheil in die Rotationmaschine: Buchertarif, Spottgeburt, Monstrum, — auf die Schanzen! Von neunhundertsechundvierzig Nummern wurden nur vier beachtet, vier nur zur Urtheilsbegründung herangezogen. Und welche ungeheuerliche Botschaft hten diese vier Schicksalsnummern? In künftigen Handelsverträgen soll Mindestzoll für Roggen 5, für Weizen 5,50, für Hafer 5 und für Gerste 5 auf den Doppelcentner betragen. Nur diese Zahlen sind wichtig, nicht höheren, die in dem Entwurf des autonomen Tarifes prangen. Ein Mann, der, bevor noch ein Feilschversuch gemacht ist, dem Kunden : „Dieser Regenschirm kostet zwanzig Mark und unter achtzehn gebe

ich ihn in keinem Fall ab“, — ein so wunderlicher Handelsmann darf nicht hoffen, in seiner Kasse die Doppelkrone klingen zu hören. Und eben so wenig kann eine Regierung daran denken, den höheren Zollsatz durchzubringen, wenn sie, noch ehe die Schachermakei begonnen hat, der Nachbarschaft kündigt, wie viel sie „ablassen“ will. Die neuen Getreidetariffziffern sind also nicht wichtiger als die alten, die den jetzt geltenden Generaltarifizieren; beide stehen auf geduldigem Papier. Wird der Entwurf Gesetz, dann wird, nach dem Abschluß revidirter Handelsverträge, der Doppelcentner Roggen mit 5, der Doppelcentner Weizen mit $5\frac{1}{2}$ Mark belastet sein. Das heißt: für Roggen wird der vom Caprivismus ermäßigte Zollsatz wiederhergestellt, den Bismarck schon vor vierzehn Jahren unzureichend fand; für Weizen wird er um eine halbe Mark erhöht. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß es in Deutschland wohl nur wenige Menschen gab, die nach zehnjähriger Agitation des Bundes der Landwirths und nach den feierlichen Erklärungen zweier Kanzler so geringe Kornzollerhöhungen erwartet hatten. Und darum Monstrum und Spottgeburt, — wegen dieser Säge, die kein seiner fünf Sinne Mächtiger agrarisch nennen kann und die, wie kluge Kornspekulanten unter vier Augen zugeben, nicht einmal dem Getreidehandel gefährlich sind?

Den Lesern zur Lust und dem Schreiber zur Wonne können wir heute uns den Streit über Schutzzoll und Freihandel sparen. Für beide Wirthschaftssysteme sind gute Gründe in ganzen Geschwadern heranzuschaffen und seit Cobdens und Peels Tagen so oft heräingeschafft worden, daß jede Wiederholung ermüden muß. Ich will mich auf ein paar Sätze beschränken, die mit keinem einzigen Grund zu bestreiten sind. Es ist unehrlich und obendrein dumm, zu behaupten, Freihandel sei moralischer als Schutzzoll; denn erstens herrscht in Politik und Wirthschaft nicht ein „natürliches“ Rousseaurecht, sondern die alle Rechte prägende Macht, nicht die Moral, sondern der Vortheil; und zweitens ist es nicht sittlicher, verschnitte Wege für die Schlittensfahrten des sehr mobilen Händlerkapitals glattzufegen, als jungen, alternden oder in Krisen gerissenen Gewerben von Staates wegen eine Stütze zu liefern. Nicht also um Himmel und Hölle handelt es sich, um seine Sittlichkeit und niedere Lücke, sondern um zwei Systeme, die beide jenseits von Gut und Böse liegen und von denen jedes einer bestimmten Entwicklungsstufe der Wirthschaft angepaßt ist. Eben so falsch ist die Behauptung, nur der Freihändler sei liberal. Politische Freiheit ist mit ausgesprochenem Protektionismus, Tyrannis mit Freihandel be-

quem zu vereinen. In den beiden größten Republiken unserer Tage, wo Jeder ungestraft das Staatsoberhaupt einen Dummkopf heißen darf, herrscht eine Schutzzöllnermehrheit; und das Beispiel freihändlerischer Despotien bietet noch heute uns die Geschichte. Es ist albern, eine Klasse zu schimpfen, weil sie thut, was noch jede gut berathene Klasse, was mit bewundernswerther Zähigkeit und erfreulichstem Erfolg zuerst in moderner Zeit die Arbeiterklasse that: weil sie sich organisiert und rücksichtslos ihren Vortheil sucht. Und noch alberner, die Mär von siegreichen Beutezügen des Junkerthumes durch ein Land zu tragen, dessen Prachtstraßen sämmtlich von den neuen Feudalherren der Industrie und des Handels bevölkert sind, von Leuten, deren Großväter noch Handwerker, Hörige oder Hofjuden waren und denen sich nach einem Menschenalter ein reichlich rentirender Besitz gehäuft hat. Und sollen selbst diese Sätze nicht gelten, dann sei man wenigstens konsequent und habe den Muth zu haltbarer Logik. Ist der Getreidezoll Wucherzins, ein den Ärmsten abgepreßter Tribut, dann muß er mit allen Mitteln, auch mit revolutionären, bekämpft werden, mag er nun drei Mark und eine halbe oder fünf Mark betragen. Ist aber die Festsetzung eines Korntonnenzolles von fünf- unddreißig Mark eine Heldenthat, deren Vollbringer der Bürgerkrone würdig schien, dann kann der Tonnenzoll von fünfzig Mark nicht ein Monument von unsrer Zeiten Schande sein. Als der auf einem schlesischen Schloß ausgeheckte Plan, den Doppelcentner deutschen Brotgetreides um anderthalb Mark zu entlasten, ruckbar wurde, rief Herr Theodor Barth, des Manchestermessias eifrigster Apostel, solche Zollermäßigung sei nur „eine Lumperei“. Das war vor zehn Jahren. Und weil diese damals kaum der Rede werthe Bagatelle beseitigt wird, soll die Welt nun erschüttert sein?

Sie ist nicht erschüttert. Sie weiß, daß für die endgiltige Gestaltung des neuen Tarifes alle Lamentationen und Bannflüche noch nicht einmal die Bedeutung der Frage haben, ob der Abgcordnete lieber mit der Höhe des Schieferzolles zufrieden ist. Sie hört nur mit halbem Ohr sogar noch die schöne Geschichte von der fünfsöpfigen Arbeiterfamilie, der das Brot, das Hauptnahrungsmittel, ins Unersehwingliche vertheuert werden soll, durch 1 Zoll nämlich, der doch, nach der selben Geschichte, dem Ausland Wuthempfe bereitet, weil er ihm die Einfuhr unmöglich macht. Wer e Viertelstunde zum Nachdenken übrig hat, muß, ehe sie um ist, erken, daß es bei dem heutigen Stande der Weltwirthschaft auf ganz dere Dinge ankommt als auf die Beantwortung der Frage, ob zwei- ndert Pfund Roggen mit anderthalb Mark mehr oder weniger verzollt

werden; daß nicht nur russische Mißernten, sondern auch Bäckerprofite, Bäckergewichtskünste und — nicht zuletzt — Terminspekulationen auf den Brotpreis fühlbareren Einfluß haben; daß im britischen Freihandelsgebiete der Arbeiter nicht billigeres Brot ist als der Genosse im Deutschen Reich des Schutzzolles; daß angesehenere französische Sozialisten die Politik treiben, die bei uns wucherisch genannt wird; daß für die fünfköpfige Arbeiterfamilie die Gewißheit, drei Tage weniger als in diesem Jahr die zu ihr gehörigen zehn Hände müßig herabhängen zu sehen, viel tröstlicher wäre als die ewige Dauer der caprivischen Zollsätze; und daß der neue Tarif mit seinen Kornpositionen keinem Händler und Fabrikanten schaden, wahrscheinlich aber auch keinem Landmanne nützen wird.

An diesen Positionen wird der Tarif schwerlich scheitern; ihnen ist im Reichstag eine Mehrheit sicher, wenn nicht wider Erwarten Wangenheim über Levegow siegt, die Bayern Hopfen und Malz verloren geben und die katholischen Gewerkschaften sich von dem alten Bodruf aller Demagogen einfangen lassen. Die eigentliche Schwierigkeit werden erst die internationalen Verhandlungen bringen. Nicht etwa, weil die unbeträchtliche Kornzollerhöhung dem Ausland jeden Handelsvertrag verleiden könnte, sondern, weil Deutschland durch eine kurzsichtige Exportpolitik überhaupt in eine heikle Lage gebracht worden ist, in die Lage des Mannes, der um jeden Preis Absatz suchen muß, des Verkäufers, dessen Kunden unter einer Schaar konkurrierender Weltfirmen die Auswahl haben, während er selbst seine Hauptbedürfnisse nur an bestimmten Stellen befriedigen kann. Das ist die Sorge späterer Zeit. Einen Tarif, der Handelsverträge hindert, kann heute kein Hüttenbesitzer, kein Rübenbauer und kein Schafzüchter wollen.

Die Welt ist nicht erschüttert. Aber Lärm genug werden wir noch erleben. Fünfzig Jahre lang hat der Liberalismus gelehrt, alles Unheil komme von den direkten Steuern. Mählich hat sich der Glaube verbreitet, das Streben nach höherem Einkommen sei verständiger als der Kampf für die Erniedrigung der Einkommensteuer. Nun kommt, seit zwanzig und etlichen Jahren, alles Unheil wieder von den Böllen. Auch dieser Aberglaube wird schwinden und der Deutsche wird merken, wie thöricht es war, in einer Zeit, wo die Vereinigten Staaten von Nordamerika der europäischen Industrie das Lebenslicht auszublases drohen, viele Jahre lang über anderthalb Mark zu streiten, die wirklich, nach dem geflügelten Wort des Herrn Barth, „eine Lumperei“ sind. Einerlei: der Lärm wird so leicht nicht verhallen. Die frachende Industrie braucht für General-

versammlungen und Konkursrichter einen Sündenbock. Auf der ganzen Balllinie wird mobil gemacht werden, um die Exportfeinde von neuen, ernsthaft gefährlichen Forderungen abzuschrecken. Und der Handelsvertragsverein — die Organisation der Großhändler in Waare und Geld, die den preußischen Adel, weil er ihnen die Salons und ihren Söhnen die Generalkommandos und Oberpräsidien sperrt, politisch vernichten wollen — verfügt über große Summen, die der Presse aller Fraktionen und Konfessionen zufließen können. Es wird werden, wie es 1879 war, wo der erste Kornzoll ja schon den Weltuntergang herbeiführen sollte. Nur konnten damals die Blätter der bürgerlichen und der sozialistischen Demokratie ihre Polemik nicht, wie heute, mit Bruchstücken aus den Reden eines Kanzlers und eines Staatssekretärs, noch gar mit Kraftwörtern aus den Marksteinsprüchen eines Deutschen Kaisers puzen. Niemand erfuhr, wie damals der Kaiser über Freihandel und Schutz Zoll dachte. Und der Kanzler hatte nicht das geringste Applausbedürfnis, schwamm in wonnigem Behagen vielmehr gegen den Strom und sah den Beweis staatsmännischer Stärke nie in der Fähigkeit, vor Theatergewittern muthig zurückzweichen.



Das moderne Drama.*)

Die kleinen Dramen, die mein Verleger zu einer Gesamtausgabe vereinigt hat, sind in ihrem Text unverändert geblieben. Damit soll nicht etwa gesagt sein, daß ich sie für vollkommen hielt. Manches scheint mir mangelhaft; aber eine Dichtung läßt sich durch nachträgliche Änderungen nicht mehr verbessern. Gutes und Schlechtes sind darin so mit einander verwachsen, daß, wenn man Etwas herausreißt, das Ganze seine besondere Gefühlsnote und den leisen, fast unvermerkten Zauber verliert, der nur im Schatten eines noch ungeschehenen Fehlers gedeihen konnte.

Es wäre, um ein Beispiel anzuführen, nicht schwer gewesen, aus „Prinzessin Maleine“ manche gefährliche Naivetät, einige unnütze Szenen und die Mehrzahl jener Wiederholungen des Staunens auszumergen, die den Personen den Anschein von etwas schwerhörigen Schlafwandlern geben, die beständig aus einem schweren Traum erweckt werden müssen. Ich hätte hier und dort auch ein Lächeln unterdrücken können. Aber der Dunstkreis, in dem meine Gestalten leben, und selbst die Landschaft wäre dadurch verändert worden. Auch ist dieser Mangel an Hellhörigkeit und Schlagfertigkeit ein wesentlicher Bestandtheil ihrer Geistesverfassung und entspricht ihrer etwas düsteren Weltanschauung. Man kann sich dieser Auffassung verschließen, man kann aber auch zu ihr zurückkehren, nachdem man viele Gewißheiten durchlaufen hat. Ein Dichter von reiferem Alter, als ich damals war, der sie nicht beim Eintritt ins Leben, sondern am Ende seiner Erfahrungen zu der feinen gemacht hätte, würden die allzu verworrenen Geschehnisse, die darin wirken, in Weisheit und weniger gestaltlose Schönheiten verwandelt haben. Aber so, wie sie ist, erfüllt diese Auffassung das ganze Werk und es ginge nicht an, sie mehr zu klären, ohne dem Gedicht das Einzige zu nehmen, was es besitzt, nämlich eine gewisse schreckenvolle und düstere Harmonie.

* * *

Die anderen Dramen — Der Eindringling, Die Blinden (1890); Die sieben Prinzessinnen (1891); Pelleas und Melisande (1892); Aladine und Palomides, Zu Hause, Der Tod des Tintagiles (1894) — stellen greifbarere Wesen und Empfindungen dar, die eben so unbekannt, aber etwas besser gezeichneten Kräften zum Opfer fallen. Man glaubt darin

*) Vorrede zu der neuen Gesamtausgabe der dramatischen Werke Maeterlincks, die Herr von Oppeln-Bronikowski bei E. Diederichs in Leipzig herausgibt und von der die Bände 2, 3 und 5 schon erschienen sind.

an ungeheure, unsichtbare Schicksalsmächte, deren Absichten völlig unbekannt sind, die aber im Sinne des Dramas mit bösem Willen über unser Thun und Lassen wachen und dem Lächeln, dem Leben, dem Frieden und der Liebe feind sind. Unschuldige, aber unwillkürlich feindselige Geschicke verschürzen sich darin zum Knoten und des Knotens Lösung bedeutet den Untergang für Alle, während die Weisesten diese Zukunft wohl voraussahen, aber an den grausamen und unbegreiflichen Spielen, die Tod und Liebe mit den Lebenden spielen, nichts ändern können und betrübt zusehen. Und Tod wie Liebe und die anderen Gewalten üben eine Art heimtückischer Gerechtigkeit — oder besser: Ungerechtigkeit — deren Strafen — denn diese Ungerechtigkeit belohnt nie — vielleicht nichts als Launen des Geschickes sind. Es ist, im Grunde genommen, die christliche Gottesidee in Verbindung mit dem antiken Schicksalsgedanken und in die undurchdringliche Nacht der Natur verstoßen; von hier aus sucht sie die Gedanken, Pläne, Gefühle und das bescheidene Glück des Menschen zu belauern und, wo sie kann, zu verwirren und zu veräffeln.

* * *

Dieses Unbekannte nimmt meist die Gestalt des Todes an. Die unendliche, finstere, heimtückisch geschäftige Gegenwart des Todes erfüllt all diese dramatischen Gedichte. Das Räthsel des Daseins wird nur durch das Räthsel seiner Vernichtung beantwortet. Und obendrein ist dieser Tod eine gleichgiltige und unerbittliche, blindlings drauflos tappende Macht, die mit Vorliebe die Jüngsten und am Wenigsten Unglücklichen dahintrafft, — nur, weil sie etwas weniger thatlos sind als die Uebrigen und jede zu lebhaft Bewegung in der Nacht ihre Aufmerksamkeit auf sich zieht. Es handelt sich auch nur um kleine, zarte, zitternde und thatlos grübelnde Geschöpfe; und die Worte, die sie sprechen, die Thränen, die sie vergießen, erhalten nur dadurch eine Bedeutung, daß sie in den Abgrund stürzen, an dessen Rande das Stück spielt, und daß dieser Sturz mitunter einen Widerhall weckt, der die Annahme zuläßt, der Abgrund sei bodenlos, weil der Schall, der aus ihm heraufdringt, dumpf und verworren ist.

* * *

Es ist nicht widersinnig, das Dasein so aufzufassen. Am Ende ist diese Auffassung ja heute, trotz unserem heißesten Bemühen, die Grundlage unserer menschlichen Wahrheit und wird es noch lange, vielleicht immer sein. Sie ist nicht eine entscheidende Entdeckung der Wissenschaft das Räthsel der Natur löst oder eine Offenbarung aus einer anderen Welt, etwa eine Mitteilung von einem älteren und weiseren Planeten, uns endlich über Zweck und Ziel dieses Lebens belehrt, werden wir nichts sein als ein vergänglich

und zufälliger Lichtschimmer ohne schätzbaren Zweck in einer gleichgiltigen Nacht, die ihn in jedem Augenblick ausblasen kann. Wer diese unermeßliche, vergebliche Schwachheit schildert, Der kommt der letzten Grundwahrheit unseres Lebens am Nächsten; und wenn er die Personen, die er diesem feindlichen Nichts überantwortet, ein paar anmuthige und liebevolle Geberden machen, ein paar Worte der Sanftmuth, des zagen Hoffens, des Mitleides und der Liebe sprechen läßt, so hat er Alles gethan, was man als Mensch thun kann, wenn man das Da'ein bis an die Grenzen dieser großen und unbeweglichen Wahrheit verfolgt, die Lebensmuth und Lebenswillen erstarren läßt. Das aber habe ich in diesen kleinen Dramen versucht. Ob es mir irgendetwas gelungen ist, darüber steht mir kein Urtheil zu.

* * *

Und doch: heute scheint mir das Alles nicht mehr hinreichend. Ich glaube nicht, daß eine Dichtung ihre Schönheit opfern müsse, um Morallehren zu geben; wenn sie uns aber ohne Verzicht auf Das, was sie innerlich und äußerlich schmückt, zu Wahrheiten führt, die eben so zulässig, aber ermuttigender sind als die Wahrheit, die zum Nichts führt, so hat sie den Vortheil, daß sie eine doppelte ungewisse Pflicht erfüllt. Singen wir Jahrhunderte lang von der Eitelkeit des Lebens und der Allmacht des Nichts und des Todes: die Trübsale, die wir an unseren Augen vorüberziehen sehen, werden immer eintöniger werden, je näher sie der letzten Wahrheit kommen. Versuchen wir im Gegentheil, dem uns umgebenden Unbekannten ein anderes Aussehen zu geben und einen neuen Grund zum Leben und Ausharren abzugewinnen: dann werden wir wenigstens den Vortheil haben, daß wir unsere Trübsal mit verlöschenden und wieder aufflammenden Hoffnungen abwechseln sehen. Nun aber haben wir in dem Zustand, in dem wir leben, genau eben so viel Recht zu der Hoffnung, daß unser heißes Bemühen nicht fruchtlos ist, wie zu der Annahme, daß es zu nichts führt. Die letzten Wahrheiten des Nichts, des Todes und der Vergeblichkeit unseres Daseins, bei denen wir jedesmal enden, sobald wir unsere Forschungen bis zur äußersten Grenze treiben, sind schließlich doch nichts als der Endpunkt unseres heutigen Wissens. Wir sehen nichts darüber hinaus, weil unser Verstand dort stehen bleibt. Sie scheinen die Gewißheit selbst; und dennoch ist, wenn man auf den Grund sieht, an ihnen nichts gewiß als unsere Unwissenheit. Ehe wir gehalten sind, sie als unwiderruflich anzuerkennen, werden wir noch lange mit aller Inbrunst danach trachten müssen, diese Unwissenheit zu beseitigen und alles Denkbare zu versuchen, um zu erfahren, ob wir kein Licht finden können. Dann kommt auch in den großen Kreis all der Pflichten, die vor dieser allzu voreiligen, tobbringenden Wahrheit liegen, wieder Bewegung und das Menschenleben

beginnt von Neuem, mit seinen Leidenschaften, die nicht mehr so eitel erscheinen, seinen Freuden und Trübsalen und seinen Pflichten, die wieder an Bedeutung gewinnen, weil sie uns helfen können, die Finsterniß zu überwinden oder sie mindestens freudigen Herzens hinzunehmen.

* * *

Damit ist nicht gesagt, daß wir wieder da enden sollen, wo wir früher standen, noch, daß Liebe, Tod, Verhängniß und die anderen mystischen Lebenskräfte wieder den alten Platz und die alte Rolle aufnehmen werden, die sie in unserem wirklichen Leben und in unseren Werken innehatten, — insbesondere, da es sich hier um dramatische Werke handelt, in ihnen. Der menschliche Geist, sagte ich in diesem Sinn in einer bisher nur einer kleinen Schaar zugänglich gemachten Betrachtung, macht seit den drei letzten Vierteln des vergangenen Jahrhunderts eine Entwicklung durch, deren Ziel sich noch nicht absehen läßt; wahrscheinlich muß man sie zu den bedeutendsten zählen, die der Bereich des Gedankens je sah. Diese Entwicklung hat uns vielleicht über die Materie, das Leben, die Bestimmung des Menschen, über Ziel, Ursprung und Gesetze des Weltganzen noch keine endgiltigen Gewißheiten gegeben, jedenfalls aber eine gewisse Anzahl von Ungewißheiten beseitigt oder nahezu außer Kurs gesetzt; und diese Ungewißheiten waren gerade solche, in denen das höhere Denken sich mit Vorliebe bewegte. Zum Beispiel: eine gewisse Schönheit und Größe in all unseren Anspielungen, eine verborgene Kraft, die unsere Worte über die Alltagsphäre hob; und der Dichter erschien nur dann als groß oder tief, wenn er diesen schönen oder schrecklichen, friedlichen oder feindsäligen, tragischen oder tröstlichen Ungewißheiten zu sieghafter Gestalt zu verhelfen oder ihnen einen hervorragenden Platz anzuweisen wußte.

* * *

Die höhere Poesie besteht, wenn man genau zusieht, aus drei Hauptelementen: zunächst der Schönheit des Ausdruckes, dann der leidenschaftlichen Betrachtung und Wiedergabe Dessen, was in und um uns wirklich lebt: der Natur und unserer Gefühle; und endlich der das ganze Werk umschließenden und ihm seinen eigenen Dunstkreis verleihenden Gesamtvorstellung des Dichters von dem Unbekannten, worin die Dinge und Wesen, die er beschwört, bewegen, und von dem Mysterium, das sie überragend richtet und ihre Schicksale lenkt. Es scheint mir zweifellos, daß dieses letzte Element das wichtigste ist. Man nehme eine schöne Dichtung, so kurz und rasch in ihrem Lauf sie sei. Selten ist ihre Größe und Schönheit bei den bekannten Dichtern unserer Welt zu Ende. In zehn Fällen verdankt sie ihren Reiz einmal einer Anspielung auf die Mysterien der Bestimmung des Menschen

und auf irgend ein neues Band zwischen Sichtbarem und Unsichtbarem, Zeitlichem und Ewigem. Nun aber wird die sich heute vollziehende Wandlung in der Art, wie wir das Unendliche ansehen — eine Wandlung, die wohl beispelloß genannt werden darf —, nicht sowohl in dem Lyrischen als in dem dramatischen Dichter fühlbar. Es ist dem Lyriker vielleicht erlaubt, Etwas wie ein Theoretiker des Unbekannten zu bleiben. Er darf sich unbeschadet an die dehnbarsten und unbestimmtesten allgemeinen Ideen halten. Um ihre praktischen Folgerungen braucht er sich nicht zu kümmern. Ist er überzeugt, daß die Gottheiten der Vergangenheit, daß die Gerechtigkeit und das Schicksal in die Handlungen der Menschen nicht mehr eingreifen und den Lauf dieser Welt nicht mehr bestimmen, so braucht er den unbegreiflichen Gewalten, die trotzdem in das Leben eingreifen und Alles beherrschen, keinen Namen zu geben. Ob Gott oder das Weltall ihm ungeheuer und furchtbar erscheint, darauf kommt wenig an. Was wir vor Allem von ihm verlangen, ist, daß er uns den Eindruck des Ungeheuren oder Furchtbaren, den er empfunden, nachfühlen läßt. Aber der dramatische Dichter kann sich an diesen Allgemeinheiten nicht genügen lassen. Er muß die Vorstellung, die er sich vom Unbekannten macht, in das wirkliche Alltagsleben übersetzen. Er muß uns zeigen, auf welche Weise, in welcher Gestalt, unter welchen Bedingungen, nach welchen Gesetzen und zu welchem Ende die höheren Mächte, die unbegreiflichen Einflüsse, die unsterblichen Sittengesetze, mit denen er als Dichter die Welt bevölkert, auf unsere Geschicke einwirken. Und da er zu einer Zeit auf die Welt gekommen ist, wo es ihm bei einiger Redlichkeit nahezu unmöglich ist, die alten Gewalten noch gelten zu lassen, die aber, die sie ablösen sollen, noch nicht feststehen und noch keinen Namen haben, so zögert und tastet er; und wenn er ganz ehrlich bleiben will, verzichtet er darauf, sich über die unmittelbare Wirklichkeit hinauszuschwingen und mehr zu thun, als die menschlichen Gefühle in ihren materiellen und psychologischen Wirkungen zu beobachten. In dieser Sphäre kann er mächtige Werke voll Beobachtung, Leidenschaft und Weisheit schaffen; aber ganz gewiß wird er niemals die tiefere und umfassendere Schönheit der großen Dichtungen erreichen, in denen die Handlungen der Menschen den Schimmer des Unendlichen trugen; und er muß sich fragen, ob er auf solche Schönheit für immer verzichten soll.

* * *

Ich glaube: Nein; er braucht nicht zu verzichten. Er wird, will er diese Schönheiten ins Leben ziehen, auf Schwierigkeiten stoßen, die vor ihm keines Dichters Weg hemmten, aber es wird ihm morgen gelingen. Und selbst heute, im gefährlichsten Augenblick des Entweder-Oder, ist es einem oder zwei Dichtern gelungen, über die Welt der handgreiflichen Wirklichkeit

hinauszugehen, ohne in die der alten Chimären zurückzufallen, denn die höhere Dichtung ist mehr denn Alles das Gebiet der Ueberraschungen und die allgemeinsten Regeln tauchen plötzlich auf, wie Trümmer von Sternen, die den Himmel da durchkreuzen, wo man keinen Lichtschein erwartete, als verblüffende Ausnahmen. Da ist „Die Nacht der Finsterniß“ von Tolstoi, die über den alltäglichsten Fluß des niederen Lebens hingleitet, wie eine schwimmende Insel von grandioser Schrecklichkeit und blutigroth von Höllequalm, aber auch umspielt von der riesigen weißen, reinen Wunderflamme, die aus der Kinderseele des alten Alim hervorlodert. Da sind Ibsens „Gespenster“, wo in einem gutbürgerlichen Salon eins der furchtbarsten Mysterien des Menschengeschickes blendend, erschreckend und die Handelnden bethörend hervorbricht. Umsonst verschließen wir uns den Schauern des Unbegreiflichen: in diesen beiden Dramen walten höhere Mächte, die wir Alle auf unserem Leben lasten fühlen. Denn es ist weniger die Strafe des christlichen Gottes, die uns in Tolstois Dichtung beängstigt, als die Macht des Gottes in einer Menschenseele, die einfältiger, gerechter, reiner und größer ist als die anderen. Und in Ibsens Drama ist es die Macht eines Gesetzes der Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit, dessen Furchtbarkeit man erst zu ahnen beginnt: des Gesetzes der Vererbung, das vielleicht bestreitbar und wenig bekannt, aber doch so wahrscheinlich ist, daß seine Riesendrohung den größten Theil Dessen deckt, was man in Zweifel setzen könnte.

Aber trotz diesen unverhofften Lösungen ist das Mysterium, das Unbegreifliche, Uebermenschliche und Unendliche — was liegt an den Namen? — doch so wenig gefügig und willfährig geworden, seit wir göttliche Eingriffe in die menschlichen Handlungen nicht mehr a priori anerkennen, daß selbst der Genius diesen glücklichen Wurf nur selten thut. Wenn Ibsen in anderen Werken versucht, die Geberden seiner Menschen mit anderen Mysterien zu umkleiden, indem er ihr Bewußtsein ungewöhnlich steigert oder seinen Frauengestalten die Gabe des Hellsehens leiht, so ist der Dunstkreis, den er schafft, vielleicht seltsam und beängstigend, aber selten gesund und lebensfähig, weil zu selten vernünftig und der Wirklichkeit getreu.

* * *

Früher gelang es dem großen Genie, manchmal sogar dem Einfachen, tieferen Talent, uns im Theater diesen tiefen Hintergrund, diese Wolkenszipfel, dieses Wehen des Unendlichen und all Das zu zeigen, dessen Namen- und Gestaltlosigkeit uns erlaubt, unsere bildlichen Vorstellungen hineinzufließen, und das überhaupt nothwendig scheint, um dem Drama den nöthigen Tiefgang und seine ideale Höhe zu verleihen. Heute fehlt fast immer der räthselhafte, unsichtbare, aber überall gegenwärtige Dritte, den man die er-

habene Person nennen könnte und der wahrscheinlich nichts Anderes ist als die unbewußte, aber starke und überzeugungsvolle Weltauffassung des Dichters, die seinem Werk eine höhere Weihe verleiht, Alles, was sonst daran ist, überlebt und uns immer wieder in seinen Bann zwingt, ohne jemals seine Schönheit zu erschöpfen. Doch räumen wir nur getrost ein, daß dieser Dritte auch unserem heutigen Leben fehlt. Wird er wiederkehren? Wird eine neue, experimentelle Auffassung der Gerechtigkeit oder der Gleichgiltigkeit der Natur ihn uns bringen, eins jener ungeheuren allgemeinen Gesetze der Materie oder des Geistes, die wir kaum zu ahnen beginnen? Jedenfalls wollen wir ihm seinen Platz frei halten. Fügen wir uns darein, wenn es sein muß, daß nichts an seine Stelle tritt, so lange er braucht, um von der Finsterniß loszukommen, aber erheben wir keine Hirngespinnste mehr auf den Thron, den unsere Geduld ihm bewahrt hat. Sein leerer Platz im Leben und die Erwartung seiner Wiederkehr sind an sich schon werthvoller als alle Hirngespinnste, mit denen wir diese Lücke auszufüllen versuchen könnten.

* * *

Was mich selbst und mein armes Theil betrifft, so schien es mir nach den kleinen, vorhin genannten Dramen weiser und reblicher, den Lob von diesem Thron, der ihm vielleicht nicht gebührt, zu verweisen. Zu dem letzten von ihnen, das ich noch nicht genannt habe, in „Aglavaine und Selysette“, wollte ich, daß er der Liebe, der Weisheit oder dem Glück einen Theil seiner Macht abtrete. Er hat mir nicht gehorcht, — und ich warte mit der Mehrzahl der Dichter meiner Zeit darauf, daß eine andere Gewalt sich offenbare.

Die beiden „kleinen Dramen für Musik“ endlich, die nach „Aglavaine und Selysette“ kommen — „Blaubart und Ariane oder die vergebliche Befreiung“ und „Schwester Beatrix“, nach einer alten Klosterlegende — sind in erster Linie melodramatische Unterlagen für die Komponisten, die mich darum gebeten hatten; sonst wäre Manches, was darin mit ein paar Worten, einer Geberde angedeutet ist, breiter ausgestaltet und der szenische Aufbau wäre anders geworden. Aber so, wie sie sind, erheben sie keinen Anspruch auf große philosophische und moralische Probleme; es sind im besten Fall die ersten tastenden Schritte Eines, der eine Schaubühne des Friedens, des Glückes und der thränenlosen Schönheit sucht.

Paris.

Maurice Maeterlinck.



Gibraltar.

Unter den strategisch wichtigen Punkten der alten Welt, zu denen Bosporus, Dardanellen, Suezkanal, Sund, Nord-Ostsee-Kanal gehören, nimmt Gibraltar auch heute noch eine erste, vielleicht die wichtigste Stelle ein. Wohl sind, namentlich in den bekannten Äußerungen Gibson Bowles', allerlei Gründe, die für eine niedrigere Einschätzung dieses Plazes sprechen, geltend gemacht worden. Spanien, hieß es, könne mit den an der Bucht von Algiras und auf der Sierra Carbonera aufgestellten Batterien die Stadt, den Hafen und die Docks Gibraltar unter Feuer nehmen; auch würde die Besetzung und militärische Ausgestaltung Tangers oder Ceuta durch eine andere Seemacht den Werth Gibraltar mindern. Doch diese Bedenken erscheinen übertrieben. Gibraltar ist eine der stärksten Artilleriepositionen der Welt; es ist mit 500 — nach anderen Angaben sogar mit 800 — Geschützen armirt und darunter sind die modernsten und schwersten Arten, die fast sämmtlich nach der spanischen Küste und nach Süden feuern. Der Hafen von Tanger aber ist ganz offen, unbefestigt, eher eine offene Röhre als ein Kriegshafen und der von Ceuta ist klein, schlecht gehalten und nur durch völlig veraltete Befestigungen geschützt. Ferner ist die militärische Leistungsfähigkeit Spaniens, wie der Krieg gegen Amerika bewiesen hat, so gering und bei der Verwundbarkeit seiner Küsten und ihrer Handels- und Hafenplätze ein Kampf der Halbinsel gegen England so unwahrscheinlich, daß die Briten nicht einmal zu fürchten brauchen, die Spanier in eine ihnen feindliche Koalition eintreten zu sehen.

Von der taktischen Bedeutung Gibraltar habe ich mich vor zwei Jahren selbst überzeugt. Ein etwa eine halbe Quadratmeile umfassender, $3\frac{1}{2}$ Kilometer langer, 500 bis 800 Meter breiter Felsrücken erhebt sich, rings vom Meer umgeben und nur im Norden durch eine etwa $8\frac{1}{2}$ Kilometer lange und durchschnittlich zwei Kilometer breite Landzunge mit dem spanischen Festlande verbunden, in seinen höchsten Spitzen zu einer Höhe von 1200 bis 1400 Fuß über das Meer und beherrscht nicht nur die westlich gelegenen, fast überall mehr als eine deutsche Meile entfernten Küsten der Bucht von Algiras, sondern überragt auch den südlichsten Vorsprung der Sierra Carbonera, den „Stuhl der Königin von Spanien“, und den „am der Sierra um einige hundert Fuß. Von einer solchen, stark armirten Artillerieposition aus ist es bei den heutigen Mitteln der Entfernungbestimmung, Besitz guter Karten, Distanzmesser u. s. w., nicht allzu schwer, die spanischen „Steinbatterien und die der Sierra Carbonera, falls sie nicht Panzerschutz halten, selbst bei verdeckter Anlage niederzukämpfen und ihre Beschießung des Hafens, der Docks und der Stadt von Gibraltar unschädlich zu machen.

Die außerordentliche Bedeutung Gibraltar für England und die eng-

lische Flotta, nicht nur als „des Schlüssels zum Mittelmeer“, sondern auch als eines festen Stützpunktes seiner Geschwader auf dem Wege zum Suezkanal und nach Indien, liegt jedoch nicht etwa in der Gewißheit, daß die Geschütze Gibraltars die Meerenge beherrschen — bei einer Breite von fast drei deutschen Meilen kann davon nicht die Rede sein —, sondern darin, daß die britische Mittelmeerflotte, -gestützt auf Gibraltar und Malta, mit Sicherheit zu operiren und die Meerenge jedem nicht stark überlegenen Gegner zu sperren und daß sie in Gibraltar Havarien auszubessern, Reparaturen vorzunehmen, ihre Kohlen-, Lebensmittel- und Munitionsvorräthe und ihre Mannschaft zu ergänzen vermag. Auch fände sie im Fall einer Niederlage unter den Kanonen Gibraltars Schutz gegen den Sieger. Nicht die Geschütze Gibraltars beherrschen die Meerenge; diese Herrschaft gehört dem auf sie und den Kriegshafen basirten englischen Mittelmeergeschwader. Der Kriegshafen von Malta hat, da er nicht den Schlüssel zum Mittelmeer bietet, so wichtig er auch ist, nicht annähernd die Bedeutung Gibraltars für England.

Natürlich bemühen sich die Briten denn auch, diesen wichtigen Stützpunkt zu modernisiren. Erst seit ein paar Jahren hat Gibraltar ein Dock; nun soll es zwei neue erhalten. Als im englischen Parlament darüber verhandelt wurde, meinte Gibson Bowles, diese Docks dürften, um nicht dem Feuer der spanischen Batterien ausgesetzt zu sein, nicht auf der Westseite des Felsens angelegt werden. Die Sachmänner erwiderten ihm, ein auf der Ostseite angelegtes Dock werde zwar vor direktem Geschützfeuer von der spanischen Küste her gesichert sein, doch auch da nicht vor dem allerdings weit unsichereren indirekten, namentlich aber nicht vor dem einer östlich von Gibraltar erscheinenden feindlichen Flotte, da gegen sie dann der Schutz des Felsens fehle. Auch seien für die Hafenanlagen auf der Westseite schon ungeheure Summen ausgegeben; die Neuanlage auf der Ostseite werde Zeit und mindestens wieder fünf Millionen Pfund kosten und vielleicht gerade in der Stunde schwerster Bedrängniß noch unvollendet sein. Dieses Argument schlug durch; und einstweilen bleibt es also beim Besten.

Als die Gibraltar-Frage auftauchte, erklärte die englische Presse, der „Schlüssel des Reiches“ sei nicht genügend geschützt und die Entwicklung der französischen Mittelmeerflotte könne bedrohlich werden. Eine aus Seeleuten und Artilleristen zusammengesetzte Kommission wurde mit einer gründlichen Untersuchung beauftragt. Der Präsident, Vice-Admiral Sir Harris Rawson, forderte in seinem Bericht: drei neue, gut armirte Docks; einen durch den Gibraltar-Felsen führenden Tunnel, der in Kriegszeiten die Verbindung zwischen beiden Seiten sichere; drei neue Hafendämme und ein gegen das Feuer des Feindes geschütztes Hafenbassin, in dem die britischen Schiffe Kohlen, Lebensmittel und Munition einnehmen könnten. Diese Anlagen würden

nach ungefährer Schätzung 4820 000 Pfund oder 96 $\frac{1}{2}$ Millionen Mark kosten. Ist England entschlossen, den steilen Weg imperialistischer Politik weiter zu wandeln, dann muß es auch zu dieser Aufwendung reich genug sein, für die sich auch der Erste Lord der Admiralität, Lord Selborne, und dessen Vorgänger, Mr. Goschen, ausgesprochen haben. Auch für die Ostseite ist freilich die Anlage eines geräumigen Hafensbassins und Docks vorgeschlagen; doch ist es zweifelhaft, ob man die dafür erforderlichen hundert Millionen Mark nicht lieber zum Bau neuer Schlachtschiffe verwenden wird, die dem Mittelmeergeschwader sehr zu fehlen beginnen. Auch haben die Spanier nach geheimen Verhandlungen mit England den Batteriebau aufgegeben.

Der Leser wird sich erinnern, daß vor etwa hundert Jahren Nelson nur geringen Werth auf Gibraltar legte. Der Hafen schien ihm völlig unzureichend und sehr schwer zu verbessern; er zog ihm den vortrefflichen Hafen von Port Mahon auf Minorca als Basis seiner Flottenoperationen vor. Damals gab es noch keinen Suezkanal und ein englischer Stützpunkt am Eingang des Mittelmeers hatte noch nicht die heutige Bedeutung. Jetzt aber — und besonders, wenn zu der vorhandenen Werft noch die neuen Docks und Dämme gekommen sein werden — ist die Wichtigkeit des Hafens von Gibraltar nicht zu unterschätzen. Bei Tanger und Ceuta, auf die so oft hingewiesen wird, wären fast alle Anlagen für einen geräumigen, modern besetzten Kriegshafen neu zu schaffen. Bei Tanger ankern die Schiffe auf offener Rhebe. Der Hafen von Ceuta aber ist, wie ich schon erwähnte, klein und schlecht und seine Befestigungen sind veraltet. Welche Macht aber ist überhaupt in der Lage, ein der englischen Mittelmeerflotte ähnliches Geschwader bei Ceuta oder Tanger dauernd zu stationiren, ohne dabei auf wichtigere, mit allen erforderlichen Anlagen ausgestattete Flottenstationen für ihre Hauptstreitkräfte im Mittelmeer zu verzichten? Eine Verdoppelung der Geschwader ist doch nicht von heute auf morgen zu erreichen. Selbst General Codrington, ein früherer Gouverneur Gibraltars, der die Bedeutung dieses Punktes nicht übermäßig hoch einschätzte und vor der „Legende von Gibraltar“ warnte, kam zu dem Schluß, der sehr vortheilhafte Platz, der die Beherrschung der Meerenge ermöglige, müsse erhalten bleiben, schon weil er eine werthvolle Depot- und Reparaturwerkstätte und ein für die mit der Kontrolle der Meerenge beauftragte Flotte unerläßlicher Zufluchthafen sei.

Gewiß hat Gibraltar Mängel: der Hafen war bisher den dort gefährlichen Südwestwinden und Torpedobootangriffen bei Nacht und Nebel ausgesetzt; und die Nähe der ziemlich stark armirten spanischen Küste war nicht unbebenklich. Doch die zuerst genannten Mängel werden durch die neuen Hafendammanlagen beseitigt und die spanische Gefahr ist bei der gewaltigen Artillerieposition Gibraltars und dem Geschützreichtum des Mittelmeergeschwaders

nicht allzu beunruhigend. Schon hat die englische Diplomatenkunst ja erreicht, daß Spanien von weiteren Befestigungen Abstand nimmt.

Auf die Erzählung französischer Fachblätter, Spanien besitze in Ceuta und Tarifa zwei Gibaltars von weit günstigeren natürlichen Bedingungen und ohne eine bedrohliche Nachbarschaft, die leicht zu die Meerenge beherrschenden Plätzen auszugestalten seien, — auf solche Phantasien braucht man um so weniger einzugehen, als diese Plätze vier Deutsche Meilen von einander entfernt liegen und daher die Meerenge von ihnen aus, ganz wie bei Gibraltar, nur durch ein starkes Geschwader, das Spanien fehlt, beherrscht werden könnte. Schon deshalb wäre es thöricht, dort Befestigungen und Kriegshäfen anzulegen; der Bau würde Duzende von Millionen verschlingen, die Spaniens Finanzen für solche Zwecke nicht aufbringen können. Gibraltar wird nach wie vor der Schlüssel Englands zum Mittelmeer und zum Wege nach dem Suezkanal und Indien bleiben; und gerade das Greater Britain kann keiner anderen Macht gestatten, sich mit einem besetzten Kriegshafen und einem starken Geschwader an der südlichen Seite der Meerenge festzusetzen.

Breslau.

Oberstlieutenant Rogalla von Bieberstein.



Um die Weltmeisterschaft.

Ein der höchsten Ideale unserer Zeit ist der „gesunde Menschenverstand“; und das Urbild des Philisters ist der anthropomorphe Ausdruck dieses Begriffes. Hehre Wallungen des sonst trüg rinnennden Geblütes nimmt der zu der allwissenden Gottheit Betende mit heim und schaut verachtungsvoll auf das thörichte Treiben der nur vom Instinkt Geleiteten, das überall leider in seine Wege tritt. Im Allgemeinen theilt dieser Gott aber das Schicksal aller Himmelschen: stets wird gegen seine Satzungen verstoßen und man erinnert sich seiner Eröstungen am Liebsten in Katerstimmungen. Auch ist seinen Sittenlehren, wie allen anderen, eine wohlthuenende Dehnbarkeit eigen, denn man versucht oft mit Glück, die vom Instinkt angerichteten Verirrungen durch die besondere Logik des gesunden Menschenverstandes später zu legitimiren. Das ist namentlich eine Spezialität älterer Herren, die all die Zudungen ihrer absterbenden Triebe so vor sich selbst zu rechtfertigen suchen. All in ihrer Würde kann man sie auf der StraÙe beobachten, wenn hinter den schaurigen Gerüsten einer Radrennbahn das Beifalls-geschrei vieler Tausende brandet. Sie stoßen den Fremden vertraulich an, zeigen mit dem Daumen rückwärts zur Bahn hinüber und sagen, geschwollen von Ueberzeugung, nur ein Wort: „Berrückt!“ Dann gehen sie in die Stammkneipe, um Skat zu spielen. Sie ahnen nicht, die Guten, daß sie im Grunde das Selbe thun wie die Jugend in der Rennbahn; mit dem Unterschied, daß

hier die Hoffnung aus voller Kehle schreit, dort die Resignation mit hartem Knöchel auf die Tischplatte klopft.

Fast alle Menschen reiten auf Steckenpferden, die Einen schärfer, die Anderen gemächlicher; und stets treibt das selbe Gefühl zu dieser ergötzenden und ergöhligen Thätigkeit: die ewig unbefriedigte Sehnsucht nach sich selbst, der Drang — der zugleich als kräftigster Wille zum Leben angesprochen werden kann —, sich zu fühlen, sei es durch Anstoß von außen oder von innen. Wer sich in der Arbeit nicht ausleben kann, sattelt flugs ein Möhlein und reitet los; entweder gesittet auf den bequem angelegten Reittwegen der Gesellschaft oder mit Hurra und Hussa über Stock und Stein. Die Sonntagsreiter auf lammfrommen Rossen bilden freilich die Mehrheit.

Derer, die all ihre Triebe und Fähigkeiten im Beruf erschöpfen können, sind so Wenige; sie zählen freilich zehnfach, als die Besten des Volkes. In allen Thätigkeiten, deren Grenzen nicht zu eng gezogen sind, kommen sie vor; doch stets nur in wenigen Exemplaren. Kunst und Wissenschaft sind die treueste Heimath solcher Vollmenschen; aber auch Männer der That, Staatsmänner, Fabrikanten, unternehmende Kaufleute, Techniker bis herab zum einfachen Monteur, Handwerker sind mitunter wahre Fanatiker ihres Berufes und dann, nicht immer im höchsten, aber doch im guten Sinn glücklich. Die Bedingung ist, daß Werthe geschaffen werden, die zum Intellekt des Schaffenden im rechten Verhältniß stehen. Der übereifrige Unteroffizier, der seine Mannschaft mißhandelt, gehört nicht in diesen Kreis; denn es ist nur der „Wille zur Macht“, der dort einmal das Steckenpferd im Beruf selbst findet. Aber die außerordentlich Verliebten müssen der kleinen Gemeinde zugeählt werden; freilich nur für die relativ kurze Dauer eifrigster Verliebtheit. Es ist eine winzige Minorität.

Die soziale Sklaverei wird täglich umfassender; der Mensch ist zum Maschinentheil, die Arbeit zum nothwendigen Uebel geworden. Dennoch hat Jeder kleine Gaben, Talente, Wünsche nach Bethätigung, die ihn peinigen und drängen mit der Macht des Hungers; er will sich fühlen und in dem großen Strom des Lebens auf besondere Art umherplätschern. Der ganz niedergetretene Mensch flieht in die Gemeinschaft einer seßhaftesten Aberglaubensreligion; in der „Zwiesprache mit Gott“ darf er sich endlich einmal selbst hören. Die kultivirtere Natur wird in Kunst und Wissenschaft dilettiren, im Theater oder im stillen Kämmerlein über den Büchern die Höhepunkte des Daseins empfinden. Die ehrgeizige Persönlichkeit, die Armuth oder geistige Unzulänglichkeit den Weg zur Höhe nicht finden lassen, wirft sich dem Sport oder — später — dem im Spiel organisirten Zufall in die Arme. Dem Philister aber genügt für sein verkrüppeltes Sehnsüchtlein schon das Spiel mit dem Trumpf: „Alle Neun!“

Auf der Radrennbahn treten solche Unterströmungen der Empfindung anders reißend auf, weil dieser Rennsport wohl das sinnfälligste Symbol des Wettkampfs bietet. Dem gesunden Menschenverstand muß hier freilich Alles „verkehrt“ erscheinen. Ein Mann kann schneller fahren als der andere: Das ist nichts Besonderes. Die Welt wird nicht besser von dem ungeheuren Aufwand Kraft und Energie, es ist kein Vortheil für die so beliebte „Allgemeinheit“ erkennbar; nicht die Freude über etwas Unerwartetes spricht hier, denn das Interesse konzentriert sich ja intensiv auf die Favoriten; die mit dem Vortheil

monnaie theiligte Spielwuth ist es auch nicht, denn auf der Rabbahn giebt es weder Totalisator noch Buchmacher. Und doch! . . .

Erweiternd sind die krampfigen Versuche der Sportpresse, Etwas, das dem auch von ihr sehr geschätzten gesunden Verstand unsinnig erscheinen muß, logisch zu legitimiren. Dem Pferdemenschen wird es leichter; denn ihm steht das trefflichere Argument von der vaterländischen Pferdezucht zur Verfügung, mit all ihren reichen pferdemäßig-fittlichen Perspektiven. Was aber bleibt den für die Radrennen Eintretenden übrig als die brüchige Erklärung, dieser Sport nütze der nationalen Gesundheit? Dort wird das Gestütproblem vor den Zweifelnden hingepflanzt, ein erhabenes Konkretum; hier bleibt nur ein wesenloses Ideal, weil Rennfahrer doch nicht für Zuchtzwecke benützt werden können. Und mit Inponderabilien wissen Leute dieser Art so gar nichts anzufangen.

Dennoch ist es nützlich und auch nöthig, eine Erscheinung, die durch ihre epidemische Kraft ein sozialer Faktor geworden ist, auf ihr Wesen zu prüfen. Hinter diesem exaltirten Unsinn liegt eine Welt, eng bevölkert von den buntesten Sehnsüchten der Volksseele; wer sich da hineinlebt, thut einen Blick in unberechenbare Gewalten, an denen er bisher, ohne ihrer zu achten, vorübergegangen ist, die er aber eines Tages als Posten in die der Zukunft zu präsentirenden Rechnung eingestellt finden wird.

Die das weite Mund umlagernde Volksmenge zeigt eine besondere Physiognomie; sie setzt sich aus sehr jungen Leuten zusammen und aus jenen mageren Menschen, die Caesar nicht leiden mochte. Fast Alle, die über das Jugendalter hinaus sind, verrathen ein sanguinisches oder cholericisches Temperament; oder doch Temperamentsmischungen, die da hinüber neigen. Phlegmatiker und Melancholiker sind eine Seltenheit; alte Leute fehlen ganz. Die Phantasie nimmt bei Allen — bei der Jugend noch, bei den Aelteren, oft Enttäuschungen dagegen schon wieder — als stimulirendes Mittel die Stelle der realen Hoffnung ein. Nicht darauf kommt es hier an, wie hoch Jemand sein Traumziel sucht: es kann der Ehrgeiz sein, eine große Symphonie zu komponiren, oder nur der, eine Rang-erhöhung im Bureau oder in der Werkstatt zu erlangen. Bescheiden pflegt ja freilich in Gedanken Keiner zu sein; denn wer ist von dem heimlichen Hochmuth frei, der sich allen Andern überlegen dünkt und ganz das Zeug in sich fühlt, die Menschheit autokratisch zu beherrschen? Weltmeister fühlt sich der Bescheidenste im tiefsten Herzen. Weil aber solche Gefühle nur geistig und undefinirbar sind, können vielleicht nicht fünf von der ungeheuren Zuschauermenge die wahren Motive ihres ehrgeizigen Interesses angeben; eben darum ist auf der Rennbahn Alles Temperamentssache.

Der seelische Vorgang mag so sein: jeder Zuschauer identifizirt sich im Weist mit dem Favoriten. Der führt die geheimsten Wünsche zum Siege. Ein Selbstbetrug! Eine Selbstspiegelung der Instinkte. Der Jubel, der wie ein einziger inbrünstiger Schrei emporsteigt, gilt nicht dem Sieger, sondern dem eigenen Traum vom Sieg, er ist ein unartikulirter Laut des künstlich aufgegeilten, an sich selbst berauschten Thatendranges. Die Sehnsucht, die eines sichtbaren Symbols bedarf, sitzt im Sattel und reitet wie das Wetter. Antrieb aller Thätigkeit ist der Wettstreit; hier ist Alles: Kampf und Sieg. Jeder fährt im Weist um die Meisterschaft seiner kleinen Welt. Man muß beobachtet haben,

wie in den letzten Sekunden vor der Entscheidung die Erwartung durch die Menge zittert, wie blitzschnell die Empfindungen der einmütig sich äußernden Volkspsyche einander ablösen. Ein angstvolles Getöse läuft im Kreise mit, der Kampf um ein paar Centimeter Vorsprung im Endspurt wird von einem ganzen Volk mit geballten Händen, verzerrtem Gesicht und einem Fußstampfen, dessen Gewalt die Kraft des Favoriten verstärken möchte, begleitet. Und während Dieser sich kurz vor dem Ziel mit letzter Anstrengung vorwärts arbeitet, löst sich die gewaltsame Spannung in einem einzigen frenetischen Gebrüll. Siegt ein Anderer, etwa ein Ausländer, so tritt an die Stelle des subjektiven Jubels der objektive Beifall; denn das Gerechtigkeitsgefühl diszipliniert meist sofort die tiefe Enttäuschung. Aber die heftigsten Subjektivisten pfeifen dann sogar und haben oft nicht übel Lust, Den, der sie ganz persönlich besiegt hat, mit Bierseideln zu bombardieren. Sind zwei Favoriten im Feld, so wechselt die Sympathie blitzschnell, wie der Sieg herüber und hinüber schaukelt. Eine objektive Freude am Sport giebt es da nicht. Wenigstens sah ich sie noch nie.

Der Patriotismus, der weitere und engere, spielt natürlich eine große Rolle. Denn im Grunde ist auch er ja nur ein Symbol, worüber sich Viele im Drange nach Selbstbewußtsein geeinigt haben. Der Einzelne fühlt sich stark in seiner siegenden Nationalität. Wenn so der Kampf den Doppelreiz des Sieges eines favorisierten Volksgenossen gegen einen Ausländer hat, werden zwei unter einander verwandte Gefühle zugleich befriedigt.

Die Maßlosigkeit in den Äußerungen des Beifalls und Mißvergnügens ist erschreckend; solche Ausbrüche giebt es bei keiner anderen Schaustellung. Heute feiert man den Sieger wie einen Nationalhelden, morgen wird er schändlich ausgepöffelt, weil er die allgemeine Erwartung getäuscht hat. Das heißt: weil Jeder in sich enttäuscht ist und einen Prügeljungen will.

Es würde interessant sein, die verschiedenen Nationen auf der Rennbahn zu beobachten; wesentlichste Züge der Volksart enthüllen sich dort dem Aufmerkenden. Breite Schichten der Bevölkerung frischen so ihr Temperament auf. Die höheren Zehntausend kommen nie auf die Radrennbahn und nur selten die sogenannten Gebildeten; Die zeigen sich dann „objektiv“. Das Stammpublikum besteht vorwiegend aus Leuten, die selbst nicht radeln, keinen Sport thätig betreiben. Gerade die Stubenhocker sind hier zu finden, die Bureauenschen, die zu Industriearbeitern gewordenen Handwerker, ihrer Arbeit unfrohe Menschen, Alle, die dem von langer Unlust genährten Drang zur Unthätigkeit nachgeben möchten, Unzufriedene mit verdrossenen Gesichtern, die ihre ganze Jugendkraft daran setzen mußten, für den Kampf ums Dasein solche Waffen zu schmieden, wie sie Anderen in die Wiege gelegt werden, Schwächlinge, die schon mit sieben- oder achtzehnjährig Jahren im Streit des Lebens kapituliert haben, daneben feinere Naturen, die unter ihren wahren Stand gedrückt sind, und dann die große unruhige, noch maßlos hoffende Jugend. Der rohe, bewußte Ehrgeiz hat hier nichts zu suchen, er ist ganz mit seinen zweckvollen Plänen beschäftigt; aber der ruhige, triebhafte Ehrgeiz ohne klares Ziel findet sein Leben auf diesen Tribünen, die Sehnsucht, die ihren Gegenstand nicht kennt. Ein ganzer Mensch, der seines Wesens bewußt ist und kann, wie er will, geht nicht aus Leidenschaft die Rennbahn. Aber auch nicht ins Theater; ihm genügt sein Arbeit-

zimmer, das Leben und ein kleiner Kreis gleichgestimmter Freunde. Den Frauen ist ein Rennen kein Zeitvertreib. Was man vom weiblichen Geschlecht dort findet, ist nur Begleitung oder . . . wettet. Niemals rufen sie herzlich ein Hurra mit; im Gegenteil: sie machen sich heimlich lustig über die Männer. Die Ziele der weiblichen Phantasie sind so ganz andere, liegen dem Ehrgeiz zu fern; Jeder hat eben die Interessen seiner Instinthe.

Wenn die allgemeine Leidenschaft für Radrennen sozial gewerthet werden soll, kann man sie eine Sehnsucht nach angewandter Lebensenergie nennen. Das Schauspiel ersetzt aber dem Zuschauer das Leben vollständig; er läßt sich kämpfen, ohne einen Finger zu rühren, und genießt den Sieg wie seinen eigenen. Darin liegt das Bedenkliche. Nur die Augenblicke der Rennen bringen dem Leidenschaftlichen noch kräftiges Lebensgefühl; die Tage und Wochen zwischen den Schauspielen schleichen in Erwartung qualvoll dahin. Für sich selbst haben die Meisten die Flinte ins Korn geworfen; oder sie werden es sicher doch bald thun. Nur Wenige gewinnen gerade hier Kraft und Entschlossenheit, den Kampf noch einmal anzunehmen. Wie traurig muß es um ein Volk stehen, dessen jüngere und bessere Elemente von der sozialen Noth in ein Traumland getrieben werden! Es sind stets nur Untergangszeiten, in denen Cirkuskämpfe den Völkern zur Lebensfrage werden. Die Volkspädagogen klagen, die „Idealität“ sei im Sterben. Es ist wahr: Gesang- und Theatervereine verlieren ihre Mitglieder, es wird weniger gelesen; die freie Zeit gehört dem Rad. Aber hier ist zu unterscheiden zwischen dem Nabeln und dem Besuch von Rennen. Die Radler halten nicht viel vom Rennsport; sie betrachten die Sache vom hygienischen Standpunkt und fahren hübsch gemächlich vors Thor. Die Jugend allein verbindet wohl Beides. Dieses Kapitel sollten also Volkspädagogen und Volkshygieniker unter sich ausmachen. Ich bin der feyerischen Meinung, daß es ziemlich gleich ist, ob mehr schwarze oder weiße Steckenpferde geritten werden; wer einen lebendigen Gaul bezwingen kann, braucht überhaupt keins. Veredelnd und charakterbildend sind oberflächliche Viehhabereien nie, und kämen sie noch so tief aus einer Begabung heraus; sie sind in der Regel nur Mittel, leichter über das schwere Leben hinwegzukommen, mit Freistundenidealismus ein Feiertagsglück zu gründen. Bildend und kulturfördernd ist nur die That, sei sie groß oder klein. Der Mann, der seiner Arbeit das beste Herzblut opfert, wird alle Steckenpferde seinen Kindern zum Spiel überlassen. Recht Vielen die Möglichkeiten für tüchtige, schöpferische Arbeit zu schaffen, der in tausend Bäcklein quellenden und strömenden Sehnsucht Mühlen zu bauen: Das ist eine soziale Frage, die nur durch innere und äußere Revolutionen beantwortet werden kann.

Manches noch kann man aus dem Getöse des Beifalls, der hinter den schaurigen Brettergerüsten der Radrennbahn brandet, heraus hören. Gerade so klangen die wilden Zurufe im Cirkus der römischen Kaiserzeit; ein entartetes Volk geberdete sich dort wie toll, das verlernt hatte, in der Arena des Lebens selbst um Sieg zu kämpfen, und dem ein buntes Schauspiel die männliche schöpferische Betätigung ersetzen mußte.

Friedenau.

Karl Scheffler.



Der Rechtsanwalt.

In einem kleinen, niedrigen Zimmer stand der etwa sechsundzwanzigjährige Rechtsanwalt Kurt Müller und schaute sehnsüchtig auf die Hauptstraße hinaus. Er hatte, wie die älteren Kollegen spotteten, vor sechs Wochen hier, in der ihm unbekanntem Provinzialhauptstadt, die Beiden herausgehängt und eben einen Brief an seine betagten Eltern vollendet, in dem er ihnen noch einmal mit bewegten Worten für den letzten Zuschuß und all die großen Opfer dankte, durch die sie ihm ermöglicht hatten, das Studium und die lange Referendanzzeit zu absolviren. Nun war sein Wunsch, Vertheidiger zu werden, erfüllt. Aber noch fehlten die Klienten. . . Da war ihm, als höre er die Thür zum benachbarten Bureauzimmer gehen. Weil aber Niemand klopfte, trat er mit nervöser Hast vom Fenster zurück, riß die Thür zum Bureau auf, überzeugte sich, daß kein Mensch ihn zu sprechen wünsche, und fragte dann den jugendlichen, semmelblonden, mit übergeschlagenen Beinen in thatenloser Ruhe am Pult stehenden Schreiber, ob nichts los gewesen sei.

„Ja, Herr Rechtsanwalt,“ antwortete der Jüngling und nahm den Federhalter, an dem er kaute, aus dem Munde; „der Gutmacher von hier drüben hat eine Klage geschickt; kleine Sache wegen drei Mark; gegen einen Kunden für einen nicht bezahlten Filzhut.“

„Warum kommt der Mann nicht selbst?“ fragte Kurt.

„Es ist eine einfache Kaufklage“, erwiderte der hagere Schreiber, der den stolzen Titel Bureauvorsteher trug.

„Wo ist denn der kleine Schreiber?“ fragte der Rechtsanwalt weiter.

„Ich habe den Piccolo zu dem Justizrath geschickt, bei dem ich früher in Stellung war,“ erwiderte der Herr Bureauvorsteher; „da werden um diese Zeit die Akten reponirt. Wir haben so sehr viel Platz in unserem Repositorium und da glaubte ich, es könne nicht schaden, wenn man die leeren Fächer ein Wischen ausstopft.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und der Justizrath Barthold trat herein; trotz seiner Siebenzig eine rüstige, frische Erscheinung, an der nur das Schneeweisse Haupthaar und der weiße flotte Schnurrbart den Greis erkennen ließen. „Na, lieber Kollege,“ sagte er freundlich, „schon mitten in vollster Thätigkeit? Sie waren so gütig, mir Ihren Besuch zu machen, und da wollte ich doch auch mal nach Ihnen umschauen, zumal ich Ihren lieben Vater noch sehr gut kenne, aus der Zeit her, wo ich Kreisrichter war. Sie waren ja damals noch so ein Steppke mit Kniehosen.“

„Sehr lebenswürdig, Herr Justizrath,“ erwiderte Kurt verbindlich und zeigte den berühmten Kollegen in sein bescheidenes Sprechzimmer. „Ja, mein Vater hat mir oft von Ihnen erzählt; auch, daß Sie damals als Miether in nem Hause gewohnt haben.“

Der Justizrath plauderte noch eine Weile unbefangen, erhob sich dann schnell mit der Entschuldigun: „Die Zeit drängt bei mir immer“ und schritt, Kurt ehrerbietig geleitet, hinaus. „Hier sieht Alles noch so neu aus,“ sagte er beim Abgehen, während er das gelackirte Repositorium und das einzige Pult streifte. „Na, die Tintenlege werden bald kommen. Kopf hoch und die Ge-

legenheit nicht verpassen! Einer allein schlägt sich immer durch, obgleich ja die Konkurrenz bei der freien Advokatur erschreckend wächst.“ Damit schüttelte er dem jungen Kollegen die Hand und überließ ihn seinen Grübeleiten.

Kurt setzte sich an den Schreibtisch und schlug ein Werk über gerichtliche Redekunst auf. Nach einer Weile wurde er durch ein Pochen des Bureauvorstehers gestört, der die Thür halb öffnete und meldete: „Da ist ein Herr vom Lande, ein Förster, der Sie dringend zu sprechen wünscht.“

In der Thür erschien ein breitschultriger, starkknochiger Förster, das Gesicht umrahmt von einem dünnen Badenbart, der in ein paar hellblonden Zipseln endete. Der Mann sah würdig wie ein Geheimrath aus.

„Herr Doktor, ich komme vom Lande; ich habe nämlich die Försterei in Reintendorf. Eigentlich sollte ich, wie meine Wirthschafterin mir rieth, zum Justizrath Barthold gehen, aber ich habe nicht viel Zeit ... Sie werden mich wohl bald einlösen. Ich habe nämlich Einen totgeschossen. Da sah ich Ihr Schild und dachte, der Eine muß ja so viel gelernt haben wie der Andere, und wollte mir nun bei Ihnen Rath holen.“

Da ist die Gelegenheit, jubelte es in Kurt und er zwirbelte voll innerer Erregung seinen kleinen Schnurrbart. Doch bezwang er sich und fragte gelassen: „Es war wohl ein Wilddieb, den Sie erschossen haben?“

„Ein Wilddieb? Ne“, erwiderte der Förster; „Schlimmer: ein Spitzhube, ein Hallunke, ein ganz gemeiner Lump! Adam heißt der Kerl und war Waldarbeiter. Vier kleine Kinder sitzen zu Hause, das fünfte war unterwegs. Das hat dem Hallunken wohl nicht gepaßt; da hat er seine Frau gepufft und mißhandelt, daß man schließlich den Jammer nicht mehr mit ansehen konnte. Eines Tages kam die Frau zu mir und erzählte, daß er sie im Walde so lange geschlagen und mit den Füßen bearbeitet habe, bis sie ohnmächtig hingefallen sei; natürlich Fehlgeburt. Da habe ich ihr denn gesagt — es ist nämlich eine ordentliche, saubere und zuverlässige Person und ich bin seit zwei Jahren Wittwer und kann die große Wirthschaft mit der Magd allein nicht im Gange halten —: Kommen Sie doch zu mir, Frau Adam, habe ich gesagt, und führen Sie meine Wirthschaft; dann haben Sie wenigstens ein ruhiges Leben. Die Kinder bringen Sie zu Ihrer Mutter ins Dorf.“

„Und der Mann?“ fragte Kurt.

„Ja, so fragte die Frau mich auch; ich beruhigte sie: mit dem Kerl, dem Säufer würde ich schon fertig werden. Die Frau war einverstanden und blieb am selben Tage noch in der Wirthschaft. Den Adam bestellte ich mir für den nächsten Morgen und sagte ihm, wenn er vernünftig wäre, würde ich ihm regelmäßige Arbeit im Walde besorgen. Alle Vierteljahr könne er sich außerdem die Hälfte des Lohnes seiner Frau von mir abholen, den er für sich und die Erhaltung der Kinder verwenden könne. Der Kerl war überglücklich und betrank sich noch am selben Tage so, daß sie ihn nur mit Mühe aus dem Schwanenteich, in den er hineingetorkelt war, herausziehen konnten. Das kommt aber ganz anders, Herr Rechtsanwalt. Meine Magd, eine Polin, muß wohl geschwaßt haben oder es hat auch ein guter Freund ihn aufgeheßt; genug: der Kerl spielte schon nach einem halben Jahr den Eifersüchtigen und verlangte seine Frau zurück. Ich sagte ihm, sie habe sich bei mir verbunden und er sei damit einverstanden gewesen,

und wies ihn hinaus. Das wiederholte sich drei- oder viermal. Vor acht Tagen nun kam der Kerl ziemlich betrunken mir wieder ins Haus, schimpfte seine Frau eine Hure und verlangte, ich solle sie herausgeben. Sie war vor Furcht und Schreck schon ins Hinterzimmer geeilt und machte sich dort mit Fensterpußen zu schaffen. Ich bedeutete ihm, er solle sich seine Frau doch holen; wenn sie wolle, könne sie ja mit ihm gehen. Er ging denn auch ums Haus herum nach der Küche zu. Als er an der Frau vorbei kam, blieb er stehen und fragte: „Na, Bertha, willst Du mit mir gehen? Der Förster hats erlaubt.“ Dann hat er eine halbe Stunde bei ihr gestanden und in seinem Fuselrausch geweint und gebeten, sie solle ihm doch die Schande nicht anthun, sondern mit ihm gehen. Das hat mir die Bertha nachher erzählt. Sie habe sich aber geweigert und ihn einen versoffenen Patron genannt. Da hat ihn plötzlich eine schreckliche Wuth gepackt. Er ist mit der Axt, die er auf der Schulter trug, wieder ums Haus gelaufen, fand aber zum Glück die Thür schon durch Bertha, die den kürzeren Weg durchs Haus genommen hatte, verriegelt. Da hörte ich auch schon in meiner Stube neben dem Haupteingang sein Poltern und Schreien. „Komm heraus, Du Hund“, rief er, „ich will mit Dir aufs Duell gehen! Einer von uns muß dran glauben!“ Ich stellte mich ruhig ans Fenster. Dann hörte ich, wie er mit der Axt in den gepflasterten Hof hineinschlug. Und schon flogen die Pflastersteine auch durch die Fenster in meine Stube.“

„Und was thaten Sie?“ fragte Kurt gespannt.

„Ich rief nach der Bertha. Sie solle hinten durch den Garten aufs Feld laufen und die Knechte holen, daß sie ihn fesselten. Die kam bald zurück und meldete zitternd vor Aufregung, die Knechte hätten erwidert, sie kämen nicht, die Sache solle der Herr Förster nur allein ausfressen; zwischen Mann und Frau steckten sie sich nicht. Nun öffnete ich das Fenster und rief dem Adam zu, wenn er nicht bald ruhig sei und sich vom Hofe schere, würde ich schießen. Wieder flog ein Stein durch das Fenster und beschädigte das Fensterkreuz. Dreizehn große Steine habe ich gesammelt. Sie liegen alle in meinem verschlossenen Schrank. Dann griff ich nach meiner Jagdflinte und gab einen Schreckschuß ab. Das scheint den Tobenden aber zur Raserei gebracht zu haben, denn plötzlich kletterte er an der Holzzeranda, die unter meinem Fenster an der Vorderseite des Hauses ist, empor und blieb dort eine Weile auf dem Geländer sitzen. Ich machte meine abgeschossene Flinte wieder schußfertig. Aber es kam nicht so weit. Denn plötzlich schien er zu wanken und fiel rücklings auf die Erde, wo er eine Viertelstunde wie bewußtlos liegen blieb. Ich rief der Bertha zu, sie solle hinausgehen und sich nach ihrem Manne umsehen. Sie weigerte sich jedoch und meinte, Der würde schon bald wieder aufstehen. So kam es auch. Wieder fing er zu schimpfen an, — auf mich, auf seine Frau; und schlug sich Pflastersteine heraus, die er in mein Zimmer warf. Einer davon traf mich am Arm. Da nahm ich meine Flinte und paßte auf; jedesmal nämlich, wenn er geworfen hatte, sprang er hinter den Stamm eines Baumes, der fünfzehn Meter entfernt von meinem Fenster steht, um in dessen Schutz neue Steine loszuschlagen. Ich hielt auf das linke Bein, das hinter dem Stamm hervorsah; er stürzte und blieb liegen. Die Knechte haben ihn dann aufgehoben, ihn auf einen Wagen gelegt und ins Krankenhaus gefahren, wo er heute früh gestorben ist. Seiner Frau haben die

Ärzte gesagt, eine Blutvergiftung sei hinzugekommen. Auch am Kopf habe er, wahrscheinlich durch den Fall, eine kleine, stark blutende Wunde gehabt . . . Na, mich werden sie jetzt einlöchen; denn wenn bei so was Einer drauf geht, ist es wohl immer gefährlich?"

"Hm . . . Sind Sie denn schon vernommen worden?"

"Noch nicht, Herr Rechtsanwalt, deshalb komme ich ja gerade zu Ihnen. Ich möchte doch in erster Linie wissen, wie ich mich zu verhalten und was ich so zu sagen habe, denn unser Amtsrichter ist nicht sauber und nachher wird Einem das Wort im Munde umgedreht."

"Was Sie zu sagen haben? Das kann ich Ihnen doch nicht sagen. Am Besten werden Sie immer fahren, wenn Sie die reine Wahrheit sagen. Und ich denke, die haben Sie mir doch hier vorgetragen."

"Wort für Wort, Herr Rechtsanwalt; aber wenn sie mich nun fragen, ob ich mit der Bertha Etwas zu thun gehabt habe und ob ich ihn habe todschießen wollen, weil ich die Bertha behalten wollte? Die Knechte haben schon so was gemunkelt, wie die Bertha mir erzählt hat."

"Dann antworten Sie auch der Wahrheit gemäß; wenn Sie aber nicht antworten wollen, so kann Sie dazu Niemand zwingen." Kurt schlug die Strafprozeßordnung auf und las: „Bei Beginn der ersten Vernehmung ist dem Beschuldigten zu eröffnen, welche strafbare Handlung ihm zur Last gelegt wird. Der Beschuldigte ist zu befragen, ob er Etwas auf die Beschuldigung erwidern wolle. Die Vernehmung soll dem Beschuldigten Gelegenheit zur Beseitigung der gegen ihn vorliegenden Verdachtsgründe und zur Geltendmachung der zu seinen Gunsten sprechenden Thatsachen geben.“

"Was ich einmal sage, muß ich doch immer sagen?" fragte der Förster listig.

"Gewiß; Sie können entweder schweigen oder Sie müssen die Wahrheit sagen; und die ist ja immer die selbe."

"Ja . . . Davon steht aber nichts in Dem, was Sie mir vorgelesen haben!"

"Freilich nicht. Das steht auch nicht im Gesetzbuch. Sie habens aber schon in der Schule gelernt. Die Wahrheit muß man stets sagen, zumal, wenn man vor seinem Richter steht."

"Muß ich denn auch schwören?" fragte der Förster.

"Nein; der Angeklagte hat nicht zu schwören. Möchten Sie denn gern schwören?"

Der Förster antwortete nicht gleich, sondern blickte eine Weile nachdenklich auf den Boden und sagte dann: „Wenn ich nun aber schweige und mich nicht vernehmen lasse, dann wird man mich doch wohl für schuldig halten?"

"Sehr möglich."

"Deshalb komme ich nun zu Ihnen, um mir einen guten Rath zu holen. Sehen Sie, mein alter Vater lebt noch. Den muß ich ganz erhalten; und dann die große Wirthschaft! Wenn sie mich Monate lang einsperren, geht Alles drunter und drüber; und der Freiherr, in dessen Diensten ich stehe, wird mich auch nicht behalten, wenn ich bestraft werde. Wo soll ich dann hin?"

"Ja, ich will gern Ihre Vertheidigung führen, auch weiter gar nichts von Ihnen hören als die Namen der Zeugen, die etwa den Hergang, so wie Sie ihn vortragen, bestätigen können. Aber was Sie zu sagen haben, ist Sache Ihres Gewissens. Das müssen Sie mit sich allein ausmachen. Wollen Sie mir

gleich eine Vollmacht ausstellen, damit ich erforderlichen Falles gegen einen Haftbefehl sofort Beschwerde erheben kann?“

„Was kann mir denn bei der Geschichte passieren?“

„Das ist ganz verschieden und kommt lediglich darauf an, aus welchen Gründen Sie gehandelt haben und ob der Tod in Folge der Schußwunde oder der Fallwunde eingetreten ist. Wenn Sie zum Beispiel nach dem Absturz des Adam den Entschluß gefaßt hätten, ihn, falls er wieder aufstände, niederzuschießen . . .“

„Kein Gedanke!“

„Dann könnte man Sie wegen Mordes bestrafen. Hätten Sie aber bei dem neuen Angriff des Adam gedacht: Jetzt nimmst Du Deine Flinte und schießt ihn tot, der Kerl ist ja doch zu nichts nütz auf der Welt, — dann würden Sie wegen Totschlages mit Zuchthaus nicht unter fünf Jahren bestraft. Sagten Sie sich jedoch: Der Kerl wird Dir noch das ganze Haus demoliren, Du schießt jetzt, auf die Gefahr, ihn zu töden, — so läge Eventualbolus vor und Sie würden die selbe Strafe erleiden wie beim Totschlag. Wollten Sie ihn aber nur ins Bein treffen, um ihn unschädlich zu machen, so würden Sie wegen Körperverletzung mittels gefährlichen Werkzeuges mit Gefängniß nicht unter zwei Monaten davon kommen. Und nimmt man dabei an, daß der Tod die Folge der Verletzung ist, so würde Zuchthaus oder Gefängniß nicht unter drei Jahren darauf stehen.“

„Und frei kommen kann ich nicht?“ fragte der Förster, der sich während dieser Darstellung unruhig mehrmals seinen Bart gestrichen hatte.

„Die Möglichkeit liegt vor, namentlich, wenn Sie vor die Geschworenen kommen. Freilich müßte man dann annehmen, daß Sie in Nothwehr gehandelt haben, daß also der Angriff noch fortdauernde und Sie zu der Waffe greifen mußten, um ihn abzuwehren.“

„Und was müßte ich dann also dem Richter sagen?“ fragte der Förster, während er mit verschmiztem Lächeln ein Notizbuch hervorzog und den Bleistift an den Lippen anseuchtete, um sich die Worte seines Rechtsbeistandes zu notiren.

„Die Beantwortung dieser Frage lehne ich ab“, sagte kurz ernst; „ich habe schon vorhin bemerkt: was Sie zu sagen haben, ist die Sache Ihres Gewissens. Ich würde mich der Begünstigung schuldig machen, wenn ich dazu mitwirkte, Sie der Strafe zu entziehen.“

„Nehmen Sies nur nicht übel“, sagte der Förster, der sich schnell erhob und das Notizbuch ärgerlich zusammenklappte; „was ich in dem Moment gedacht habe, als ich dem Hallunken Eins aufbrannte: Das weiß ich wirklich selbst nicht mehr genau. Das aber weiß ich, daß ich für mein Leben unglücklich bin, wenn ich mich jetzt auf Jahre ins Gefängniß oder gar ins Zuchthaus sperre, und in armer Vater dazu. Den muß dann die Gemeinde ernähren. Ich muß rekommen. Mit meinem Gewissen und mit dem lieben Gott werde ich dieses Häufers wegen schon fertig werden. Die Frau und die Kinder können Gott danken, daß sie den Thunichtgut los sind. Sie, Herr Rechtsanwalt, mögen ja viel gelernt haben; aber, nehmen Sie es mir nicht übel, Ihr Fach verstehen Sie nicht. Sie sind doch dazu da, einem dummen Kerl, wenn er mal in Noth ist, aus der Patzche zu helfen. Aber da kommen Sie mir mit Wenn und

Aber, daß mir im Kopf ganz schwindlig wird, und reden auf mich ein, wie unser Pastor sonntags auf die Bauern. Verstanden habe ich es ja schließlich, aber gefallen hat es mir nicht. Wie viel bin ich Ihnen nun schuldig?"

„Das würde in die Gebühr für die Vertheidigung mit einbegriffen sein.“

„Danke, ich habe genug; und jede Arbeit ist Ihres Lohnes werth.“

Der Förster suchte ein Zehnamarkstück aus seinem Portemonnaie und warf es hastig auf das grüne Tuch des Schreibtisches; eben so schnell ergriff er seinen Hut und verließ hoch erhobenen Hauptes das Bureau, während Kurt auf die Frage des Bureauvorstehers: „Was nichts, Herr Rechtsanwalt?" kleinlaut entgegnete: „Nur eine Konferenz in Straßachen. Notiren Sie, bitte, zehn Mark.“

* * *

Drei Monate waren vergangen. Der Rechtsanwalt Kurt Müller saß an dem großen Tisch im Anwaltzimmer des Amts- und Landgerichtes, als der Justizrath Barthold hereintrat und, von allen Seiten ehrerbietig begrüßt, Kurt ansprach, der um diese Auszeichnung beneidet wurde.

„Warum schauen Sie so verdrießlich drein, junger Dachs?"

Kurt blickte den Frager offen an und sagte dann leise, so daß die Anderen ihn nicht verstehen konnten: „Es will gar nicht so recht gehen mit der Praxis, Herr Justizrath; und dann habe ich heute auch noch speziellen Kerger gehabt. Bekomme da so ein Lumpenmandat von einem Hutmacher über drei Mark, eine Kauflage gegen einen Bauunternehmer Hasterberg; und selbst diesen Prozeß habe ich Unglückswurm heute verloren.“

„Hat wohl eingewendet, nicht er habe gekauft und bestellt, sondern sein Bruder für ihn?"

„Woher wissen Sie?"

„Na, die Brüder kennen wir doch!"

„Ja, der Bruder, der Besteller des Hutes, wurde heute als Zeuge vernommen und sagte aus, der Beklagte sei mittellos, er sei mit ihm in den Laden des Klägers gegangen, um ihm einen Hut zu kaufen, habe den Hut auch ausgesucht, nie eine Rechnung bekommen und geglaubt, die Sache sei längst erledigt, zumal er, was er allerdings nicht beschwören könne, seinem Bruder längst die drei Mark gegeben habe, um den Hut zu bezahlen. Er wolle gern ein Uebriges thun und noch einmal die drei Mark opfern. Aber mein Klient bekam natürlich die ganzen Kosten, die über zwanzig Mark betragen.“

„Wie kann man sich Das so zu Herzen nehmen! Mag doch der Kläger die Augen aufmachen, sehen, mit wem er zu thun hat, und Sie besser informieren! Natürlich: nachher sind immer die Anwälte schuld, während wir wieder sagen: In Sachen so und so theile ich Ihnen mit, daß Sie den Prozeß verloren haben; dagegen kann ich Ihnen in Sachen so und so die erfreuliche Nachricht geben, daß ich den Prozeß gewonnen habe. Die reine Knobelei. Aber nun kommen Sie mal mit in die Strafkammer, ich habe da heute eine interessante Sache: den Förster aus Reinkendorf. Sie haben wohl davon in unserem Wurstblatt gelesen? Die Sache hat ja Aufsehen gemacht.“

„Natürlich; der Mann ist seit drei Monaten in Untersuchungshaft, nicht wahr? Was halten Sie denn von der Sache?"

Der Justizrath schob mit einer eleganten Bewegung den weiten Ärmel seiner Robe zurück und erwiderte: „Vor dem Schwurgericht wäre die Sache totsicher; vor der Strafkammer ist sie zweifelhaft.“ Beide betraten nun den geräumigen Sitzungssaal und Kurt, den die Sache und die Person interessirten, setzte sich beschiden auf eine der hinteren Bänke, die für die Zeugen bestimmt sind.

Raum hatte sich der Justizrath nach Begrüßung der fünf Richter und des Staatsanwalts gesetzt, so wurde der Angeklagte von einem Gefängnißdiener hereingeführt. Er gab, als die Zeugen aufgerufen und wieder hinausgeschickt waren, auf die Frage des Vorsitzenden, ob er sich zur Sache auslassen wolle, ein festes Ja zur Antwort und erzählte dann den Vorgang genau so, wie ers in Kurts Sprechzimmer gethan hatte.

„Sie sollen nun aber zu der Frau des Adam in unerlaubte Beziehungen getreten sein“, warf der Vorsitzende ein.

„Wer will Das behaupten?“ entgegnete der Angeklagte.

„Na, wir werden ja sehen,“ sagte der Vorsitzende. „Da ist zum Beispiel Ihre Magd, die Borowska, die ausgesagt hat, daß Sie sich nachmittags häufig mit Ihrer Wirthschafterin eingeschlossen haben. Da könnte man doch auf die Idee kommen, daß Ihnen der Ehemann im Wege gestanden hat. Was dachten Sie denn eigentlich dabei, als Sie Ihr Gewehr auf den Adam anlegten, und wohin zielten Sie?“

„Herr Präsident“, sagte der Förster, indem er seinen Bart strich, „dreizehn große Steine habe ich aufgesammelt! Einer davon hat meinen Arm getroffen. Einen Schreckschuß hatte ich schon abgegeben, die Knechte weigerten sich, ihn zu entfernen; was sollte ich machen? Da schoß ich eben.“

Der Präsident blätterte in den Akten und sagte: „Sie mußten sich doch sagen, daß der Schuß fehlgehen und der Adam totgeschossen werden konnte.“

„Herr Präsident, ich bin ein guter Schütze; auf fünfzehn Meter Entfernung — ich hielt auf das linke Bein — war ich meiner Sache sicher.“

Die Zeugenvernehmung bestätigte durchweg die Richtigkeit der Angaben des Angeklagten. Da trat plötzlich ein Herr aus dem Zuschauerraum hervor und bat, ihn doch als Zeugen zu vernehmen. Er sei der Pastor der Gemeinde; und da er fest von der Schuld des Angeklagten überzeugt sei, so habe er selbst nachgeforscht und leider erst gestern abends Wichtiges erfahren. Der Gerichtshof beschloß auf den Antrag des Staatsanwalts, den Zeugen sofort zu vernehmen, der nun mit großer Umständlichkeit zunächst von dem unchristlichen Lebenswandel des Försters und dann davon erzählte, daß ihm zwei Knaben, Krüger und Rof, gestern beim Konfirmandenunterricht erzählt hätten, sie hätten gesehen, wie der Förster auf den Adam, der auf dem Geländer der Veranda saß, zugegangen sei und ihn mit einem Hirschfänger auf den Kopf geschlagen habe. Sofort beantragte der Staatsanwalt Vertagung der Sache und Ladung dieser Knaben als Zeugen. Der Justizrath Barthold schloß sich dem Antrag an, fügte aber noch hinzu: „Die Herren Sachverständigen haben uns gesagt, der Tod sei in Folge einer Blutvergiftung eingetreten und diese könne eben so gut eine Folge der Fallwunde wie der Schußwunde gewesen sein. Da dieses Gutachten schon vorher feststand, so hat offenbar aus diesem Grunde der Herr Staatsanwalt die Anklage wegen Körperverletzung mittels gefährlichen Werkzeuges erhoben und die

Sache ist vor die Strafkammer gekommen. Wenn nun aber die Fallwunde am Kopf eine Schlagwunde gewesen sein soll, so würde doch wohl der Tod als Folge der vom Angeklagten zugefügten Verletzungen anzunehmen sein und die Sache gehörte vor das Schwurgericht. Ich beantrage also, da die Sache nun doch vertagt werden muß, sie dem zuständigen Schwurgericht zu überweisen“.

Der Staatsanwalt stimmte zu, das Gericht beschloß Dem gemäß und Kurt verließ den Sitzungssaal an der Seite des Justizraths, der sich behaglich die Hände rieb und sagte: „Dank dem Pastor Sauertopf! Unser Mann ist geborgen.“

* * *

Etwa vier Wochen später wurde vor dem Schwurgericht verhandelt. Kurt war wieder Zuhörer. Wie gern wäre er an der Stelle des Kollegen Barthold gewesen! Wenn auch der Vorsitzende ziemlich barsch gegen den Angeklagten war, so fühlte man doch aus der ganzen Haltung der Geschworenen und hörte aus ihren interessirten Fragen, wie günstig die Sache des Angeklagten stand, der in seiner neuen grünen Uniform, die breite Schnalle des allgemeinen Ehrenzeichens auf der Brust, in seiner festen und bestimmten Haltung einen vorzüglichen Eindruck machte. Kurt interessirte hauptsächlich die Vernehmung der Wirthschafterin Bertha Adam, die schluchzend bekundete, ihr Mann sei ein Säufer gewesen, der sie schrecklich mißhandelt habe, so daß sie einmal dadurch im Walde ohnmächtig geworden sei und eine Fehlgeburt gehabt habe. Der Herr Förster sei immer sehr gut zu ihr gewesen, so daß sie sich dort, trotz der vielen Arbeit, wie im Paradies gefühlt habe. Wichtig sei, daß er ihr eine Uhr und ein Kleid geschenkt habe. Aber geschlechtlich habe sie nie mit ihm verkehrt. Davon habe sie, wie sie treuherzig versicherte, in ihrer Ehe mit Adam gerade genug gehabt. Auch habe, fügte sie auf Befragen des Staatsanwaltes hinzu, der Herr Förster bei den häufigen Besuchen und dem Skandaliren ihres Mannes im Forsthaus niemals geäußert: Den schicke ich doch noch mal tot. Der Borowska, die früher allein mit dem Förster gewirthschaftet habe, sei sie natürlich im Wege gewesen, zumal sie an der Arbeit der Borowska Vieles auszufehen gehabt habe.

Das Zeugniß der beiden Knaben erwies sich als ganz unzuverlässig. Sie hätten freilich dem Herrn Pastor, weil sie wußten, daß ihm viel an der Sache liege, mitgetheilt, daß sie gesehen hätten, wie der Förster auf die Veranda getreten sei und nach dem Geländer hockenden Adam mit einem Hirschfänger geschlagen habe. Thatsächlich aber hatten sie nur gesehen, wie sie auf des Justizraths eindringliche Fragen zugeben mußten, daß der Adam plöglich heruntergefallen sei. Einer von ihnen habe auch Etwas blinken gesehen; und da hätten sie sich zusammengereimt, daß wohl der Förster mit seinem Hirschfänger nach Adam geschlagen haben müsse. Als später dann im Dorf erzählt worden sei, der Adam habe auch eine Kopfwunde gehabt, hätten sie ihre Vermuthung dem Herrn Pastor als bestimmte Thatsache vorgetragen. Die beiden sachverständigen Aerzte bekundeten, Adam habe eine Schußwunde am linken Schienbein und eine Wunde am Hinterkopf gehabt. Die könne aber eben so gut durch einen Fall wie durch einen Schlag mit einem stumpfen Instrument entstanden sein. Beide Wunden hätten geeitert, da Blutvergiftung hinzugetreten sei: an der sei der Patient gestorben. Die Sektion habe keinen Aufschluß darüber ergeben, ob

in Folge der Schußwunde ober der Kopfwunde. Die Verunreinigung des Blutes, die durch eindringende Koffen entstehe, könne sowohl bei der Kopfwunde als bei der Schußwunde stattgefunden haben.

Der Staatsanwalt erklärte, daß er nach diesen Aussagen die Behauptung fallen lassen müsse, daß der Tod des Adam durch die Handlung des Angeklagten verursacht sei. Es könne so, aber auch anders sein. Auch wolle er trotz dem schlechten Reumundzeugniß, das der Herr Pastor dem Angeklagten gegeben habe, davon Abstand nehmen, den Angeklagten des Totschlages zu beschuldigen. Er habe deshalb nur die Frage nach Körperverletzung mittels gefährlichen Werkzeuges gestellt und beantrage, die Geschworenen möchten ohne Zubilligung mildernder Umstände im vollen Umfang das Schuldig aussprechen. Der Verteidiger führte dagegen aus, daß wohl kein Fall je so geeignet gewesen sei, dem Urtheil von Männern aus dem Volk vorgelegt zu werden, wie gerade dieser. Die hohe Intelligenz der Herren Geschworenen werde am Besten beurtheilen können, ob der Angeklagte die Art der Verteidigung gewählt habe, die erforderlich war, um den rechtswidrigen Angriff des Adam abzuwenden. Wenn Dieser sich auch geblüht habe, um neue Steine aufzunehmen, so sei doch der Angriff noch nicht beendet gewesen. Kein Mensch könne vom Angeklagten fordern, er hätte warten sollen, bis Adam wieder neue Steine aufgenommen hatte, zumal der Angeklagte, wenn er dann geschossen hätte, viel eher in die Gefahr gekommen wäre, den Adam tödlich zu treffen. Die Geschworenen verneinten nach kurzer Berathung die Schulfrage und der Gerichtshof sprach den Angeklagten frei, der sofort aus der Haft entlassen wurde und sich mit einem kräftigen Händedruck von seinem Verteidiger verabschiedete.

* * *

Etwa ein Jahr später, an einem herrlichen Spätsommertage, machte Kurt mit einem Freunde einen Spaziergang durch den reinkendorfer Forst. Er war recht verstimmt; da seine Praxis absolut nicht floriren wollte, hatte er sich entschließen müssen, den einst so ersehnten Beruf aufzugeben, und war als Magistrats-assessor mit einem Monatsgehalt von zweihundertvierzig Mark beschäftigt. Plötzlich stand der Förster vor ihm; strotzend von Gesundheit und seelenvergnügt lachte er Kurt an: „Gut, Herr Doktor, daß ich Sie mal treffe! Ich wollte mich schon immer bei Ihnen bedanken.“

„Bei mir?“ fragte Kurt verwundert.

„Ja, bei Ihnen,“ sagte der Förster ruhig. „Für den Herrn Justizrath habe ich ja meine beiden besten Kühe verkaufen müssen.“

„Sie haben wohl die Frau Adam geheirathet?“ fragte Kurt.

„Mit ihren vier Kindern? Ne! So dumm bin ich denn doch nicht; aber sie führt die Wirthschaft bei mir und wir befinden uns Beide wohl dabei. Aber bei Ihnen wollte ich mich immer schon bedanken; denn wenn Sie nicht gewesen wären und mich klug gemacht hätten: was wäre dann wohl aus mir und meiner Sache geworden? . . . Wollen Sie heute mit mir essen?“

Kurt dankte und ging in trübem Sinne nach Hause.



Hanau & Terlinden.

Als im Lenz des vorigen Jahres der wirthschaftliche Aufschwung sein Ende erreicht hatte und nur noch die rücksichtslose Gewinnsucht der Einzelnen im Verein mit der Dummheit der Massen die hohen Kurse zu halten vermochte, da waren es namentlich rheinische Blätter und rheinische Spekulanten, die den Orgien im Mamonstempel ihre Unterstützung liehen. Das war ja überhaupt für die entschwindene Periode charakteristisch: mehr als alle Mühe, womit eifrige Bankiers die Kundschaft zu reizen suchten, übten die Berichte ihre Wirkung, die nach Auskünften rheinischer Industriellen über die Lage der Industrie in die Oeffentlichkeit lancirt wurden. Bis zu einem gewissen Grade ist dieses Verhältniß typisch. Der Industrielle, der, in seinen Sonderinteressen befangen, das ihm gehörige, verhältnißmäßig kleine Stückchen Weltwirthschaft mit großer, aber gegen alle anderen Interessen blinder Hingabe bestellt, ist ein schlechter Beurtheiler von Fluth und Ebbe im Wirthschaftsleben. Er bemerkt das Rasen der Hochkonjunktur erst, wenn auch in seine Klassen die Goldströme sich ergießen; und der Abfluß der Gewässer wird ihm erst sichtbar, wenn seine Maschinensäle verödet sind. Auch diesmal vermochten die meisten rheinischen Industriellen nicht rechtzeitig den Umschwung der Verhältnisse zu erkennen. Denn für sie blieb eben doch schließlich die eigene Fabrik der höchste und einzige Maßstab. Und sie hatten noch zu thun, um die Fülle der Aufträge zu erledigen. Aber sie sahen nicht, daß die Maschinen, die sie den Fabriken aller Branchen lieferten, nie in Bewegung kommen würden, weil auf dem Markt, wo die Produkte dieser Maschinen feilgeboten wurden, die Verkäufer in eiliger Hast sich drängten. Diesen optimistischen Industriellen wird erst jetzt der Ernst der Situation klar.

Doch unter die große Zahl der Optimisten mischte sich ein kleines, aber gefährliches Nähnlein bewußter Spekulanten, das die allgemeine Stimmung zu nutzen verstand. Diesen Industriellen war der Betrieb der eigenen oder die Aufsichtsrathsstellung in irgend einer fremden Fabrik nichts weiter als ein Mittel zu dem Zweck, die Kurse an der Börse zu bestimmen. Sie spielten überall und in allen Werthen. Wenn in den Aufsichtsrathsitzungen ihrer Gesellschaften der ehrliche Direktor den Aufsichtsrath flehentlich bat, ihm die Mittel zum Ankauf weiterer Roheisenvorräthe zu gewähren, und dieser Direktor auf die steigende Bewegung der Eisenbörsen verwies, so wußte jener Herr Aufsichtsrath ganz genau, daß gerade seine spekulativen Käufe von Roheisen in Glasgow zu einer Preissteigerung des Roheisenmaterials beigetragen hatten. Konnten der Aktienkurs nicht mehr steigen und gewannen die Einsichtigen, die eine wirthschaftliche Umkehr befürchteten für Stunden die Oberhand: flugs wurden für irgend ein Rohmetall nach irgend einer Weltbörse spekulative Aufträge ertheilt und die gepoppte Masse nahm den geschickten Haisseuren zu den höchsten Kursen die Waare ab.

Einer, der es in dieser Weise besonders arg trieb, war Herr Leo Hanau aus Wühlheim an der Ruhr. Der Vater hatte dort ein Bankgeschäft, das er zu einigem Ansehen gebracht hatte. Herr Leo Hanau galt immer als Spekulant großen Stiles; und als die ruhige, gleichmäßige Aufwärtsbewegung der Kurse während der soliden, guten Zeit den sprunghaften Steigerungen der letzten Jahre gewichen war, hörte man die Blätter oft von den Käufen eines bekannten rheinischen Spe-

fulanten berichten. Die Leute in der Welt draußen, die Das lasen, hatten die Vorstellung, daß am Rhein da ein Mann seine geschäftliche Thätigkeit ausübe, der Tag und Nacht rechte und der schließlich als das Fazit schwieriger Kombinationen seine Aufträge an die Börse schicke. Gewiß ein Rothschild oder Vandalbild im Kleinen — so ungefähr mochten sich die Massen ihn vorstellen. In Wirklichkeit aber sah die Sache ganz anders aus. Herr Hanau hielt sich fast ausschließlich in Berlins Mauer auf. An jedem Börsentag sah man die massige Gestalt mit dem brutalen dicken Kopf, von einer Schaar eifriger Schmeichler umgeben, Cour halten. Wer die Thätigkeit des Mannes aufmerksam verfolgte, konnte kaum noch im Zweifel sein, daß es sich bei Hanau um keine soliden Berechnungen, sondern um eine wüste Spielerei handle, die nur mit strapelloser Gewalt durchzuführen ist. Wo irgend ein Kurs ins Wanken zu gerathen drohte, dahin wurde ein Heer von Maklern entsandt, die mit dem ganzen Aufwand ihrer Lungenkraft die Kurse wieder in die Höhe zu brüllen hatten. Der Spekulant arbeitete mit einem unglaublichen Terrorismus. Den meisten Börsenleuten wurde vor seinem Wüthen angst und bang; sie ahnten, die Affaire könne nicht gut enden. Aber was halfs? Sie mußten sich der Macht dieses Mannes beugen. Alle Mittel raffinirter Börsentechnik brachte er in Anwendung, um die Kurse zu halten und zu steigern. Bald kaufte er zu wahnsinnigen Preisen Dividendenscheine, bald ging er große Prämienengagements ein. Kurz: er beherrschte die Börse unumschränkt. Jedem, der die die günstigen Zukunftsprognosen, die Hanau stellte, irgend anzuzweifeln wagte, lachte er höhnisch ins Gesicht und trieb — als Antwort — die Kurse um so höher. Damals wurde der Mann auf ein riesiges Vermögen tagirt. Seinen Nachbarn in Mühlheim, so weit sie sich weder durch den Glanz des Goldes blenden noch über dessen Herkunft täuschen ließen, war der Mann nicht eben sympathisch. Herr Hanau selbst mochte Das fühlen: ihm wars in der kleinen Stadt nicht mehr recht behaglich. Auch war er inzwischen zum Vorsitzenden des Aufsichtsrathes einer stolzen Bank avancirt, denn das väterliche Geschäft hatte sich geräuschvoll in die Rheinische Bank umgewandelt. Was sollte er also noch in Mühlheim? ... Nun konnte er dreist mit fremder Leute Geld spielen; und er hielt es unter solchen Umständen wohl für standesgemäß, in Berlin sich einen Palast zu bauen. Es gab kein Prunkgebäude in Berlin, auf das er damals nicht reflektirt hätte. Schließlich bezahlte er den Ehrgeiz, das Haus eines der Handelsgesellschaft sehr bekannten Bankdirectors dicht am Thiergarten zu besitzen, mit einer ungeheuren Kaufsumme. Das bedeutete den Höhepunkt von Hanaus Glück und Macht. Die Verhältnisse erwiesen sich schließlich doch noch mächtiger als sein brutaler Wille: die Kurse waren trotz allen seinen Machinationen nicht mehr zu halten. Und eines nicht allzu schönen Tages hieß es, Herr Hanau befände sich Schwierigkeiten und die Banken seien zusammengetreten, um ihm seine großen Engagements abzunehmen, damit eine Peroute des Marktes verhütet werde. Herr Leo schäumte vor Wuth, daß die Kunde von seiner Thymacht den Weg in die Presse gefunden hatte, und drohte mit Beleidigungsklagen; aber es blieb bei Drohungen. Inzwischen erfolgte die Katastrophe bei Dannebaum und Herr Hanau war ein toter Mann. Die Erinnerung an ihn ist erst jetzt, durch den Zusammenbruch der Rheinischen Bank, wieder geweckt worden. Es hat sich herausgestellt, daß das Institut von ihm vollkommen abhängig war; doch möchte man wohl verhüten,

daß die Einzelheiten seiner inneren Verhältnisse bekannt werden. Man hat den Konkurs dadurch vermieden, daß man eine neue Sanirungstransaktion in Szene gesetzt hat, und dadurch verhindert, daß Konkursverwalter und Staatsanwalt bis in die innersten Winkel jenes Baues hineinleuchten; aber man darf auch so sagen, daß mit der Rheinischen Bank ein Institut verschwindet, das nie ernste wirtschaftliche Arbeit geleistet hat und stets nur die Dienerin unberechenbarer Spielerlust war.

Aber während die Rheinische Bank in den Strom des Vergessens nieder-taucht, macht im Rheinland schon wieder ein zweiter Fall von sich reden: der Fall Terlingen. Hier handelt es sich um keinen Spieler, sondern um einen von jenen Leuten, die Werth darauf zu legen pflegten, unter die Zahl der „produktiven“ Männer gerechnet zu werden. Gerhart Terlingen war ein angesehenere Fabrikant, dessen weitverzweigtes Geschäft in höchster Blüthe zu stehen schien, und nun entpuppt sich dieser Mann als einen frechen Fälscher, der wundervoll verstanden hat, die ersten Banken und Bankhäuser über seinen wahren Charakter zu täuschen. Ueber die Motive seines Verhaltens ist, während ich schreibe, noch wenig bekannt. Seine Fabrik hat allem Anschein nach niemals mit Gewinn gearbeitet. Seit Jahren sind die Bilanzen dreist gefälscht worden. Was trieb ihn dazu? Etwa Großmannsucht? Oder waren seine Betrügereien nur die Folge fehlgeschlagener Kalkulationen? Wir wissen es nicht. Aber der Fall ist von großer Bedeutung, weil riesige Summen von Wechseln in der weiten Welt herum-schwimmen, weil schon heute ein erstes Krefelder Haus in Zahlungsschwierigkeiten gerathen ist und der ganze Chor unserer Großbanken direkt oder indirekt in Mit-leidenschaft gezogen wird. Schon hat die der Deutschen Bank sehr nahestehende Hannoversche Bank, ein Institut von Klang und Rang, erklären müssen, daß durch die Verluste bei Terlingen ihre Dividende geschmälert wird. Aber die wesentliche Bedeutung der Affaire Terlingen liegt auf psychologischem Gebiet. Die Rolle, die die Banken und Bankiers in der Sache gespielt haben, kennen wir jetzt; aber nun kommt in vielen Gemüthern unwillkürlich die Furcht auf, die in der bange Frage ihren Ausdruck findet: Wie viele Terlingens mag es wohl noch geben? Diese Frage ist für das rheinische Industriegebiet von besonderer Wichtigkeit. Denn mit den Fallissements ist es wie mit der Pest: in dünn besiedelter Gegend verliert sie an Schrecken, aber in so dicht bevölkerten Gegenden, wie das Rheinland eine ist, greift diese industrielle Pest mit erschreckender Eile um sich, weil ein Geschäft dort in das andere greift, weil es eben ein Centrum der sich zusammendrängenden deutschen Geschäftsthätigkeit ist. Wegen dieser Gefahr sind die Terlingens noch mehr als die Nanans zu fürchten. Große Spieler sind zu kontrolliren; man kennt ihre Zahl und kann, wenn die bekannten Namen von der Bildfläche verschwunden sind, beruhigt sein. Die Zahl der Schwindler aber ist nicht auszurechnen; denn Die treiben ihr sauberes Handwerk im Stillen. Deshalb wird der Fall Terlingen ein Menetekel für unsere Finanzwelt sein; er wird leider nicht vereinzelt bleiben: Dutzende ähnlicher Fälle werden ihm folgen. Nanau und Terlingen zeigen aber von Neuem, in wie geringem Maße an jedem wirtschaftlichen Aufschwung der kapitalistischen Welt die wirklich echte Größe theilhaftig ist. Ein Viertel davon ist Solidität, drei Viertel aber sind: Spiel und Schwindel.

Plutus.



Berlin, den 10. August 1901.

Schulreform.

Die neue Schulreform — an diesen stolzen Namen haben wir uns ja allmählich gewöhnt — ist nun endlich abgeschlossen. Die Lehrpläne, die das Kultusministerium ausgearbeitet hat, sind erschienen. Eine Ueber-raschung haben sie nicht mehr gebracht: war doch durch den kaiserlichen Erlaß vom sechsundzwanzigsten November und die Diskussionen der Schulkonferenz vom Juni vorigen Jahres die Richtung bereits vorgezeichnet, in der sie sich bewegen mußten. Tiefe Eingriffe in das Bestehende bringen sie nicht: eine nicht eben wesentliche Vermehrung der wöchentlichen Stundenzahl, einige Verschiebungen in der Vertheilung der Stunden an die verschiedenen Sprachen, eine Anzahl zutreffender und einige weniger zutreffende Bestimmungen in Bezug auf Lehrziele und Methoden. Die weiteren Kreise, auch der Eltern, werden von Alledem wenig bemerken; und doch erhält man, wenn man diese neuen Lehrpläne und Lehraufgaben mit jenen allgemeinen Bestimmungen zusammen überfieht, zweifellos den Eindruck: hier ist ein Schritt vorwärts gethan. Nicht mehr als ein Schritt, — aber doch immerhin vorwärts. Und ein Schritt ist viel, wenn damit ein lange festgehaltener rückständiger Standpunkt aufgegeben und eine neue Richtung eingeschlagen ist.

Und Das ist hier der Fall. Was unserm Schulwesen vor Allem nöthig geworden war, ist: eine größere Freiheit der Entwicklung nach innen und nach außen. In den letzten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts zeigte sich bei Behörden und Parteien eine bedenkliche Neigung, die Gestaltung der höheren Schulen im Ganzen und im Einzelnen an feste Normen und Vorschriften zu binden und die Freiheit der Entwicklung damit zu unterbinden. Namentlich in den Lehrplänen von 1891 tritt diese Neigung hervor: nach außen hin eine möglichst genaue Vertheilung der Berechtigungen, nach

innen nicht minder genaue Vorschriften in Bezug auf Lehrziele und Stoffvertheilung. Vielleicht war es mit diesen Vorschriften im Einzelnen gar nicht so schlimm gemeint; sie wurden in der Praxis von den Schulbehörden ziemlich liberal gehandhabt. Dennoch mußte die bloße Thatsache, daß sie vorhanden und in amtlicher Geltung waren, nothwendig zu einer Art Uniformirung der höheren Lehranstalten und damit zur Schablone führen. Eine solche aber entspricht eben so wenig den Bedürfnissen einer lebensvollen und wirkamen Volkserziehung wie dem deutschen Empfinden, das zu jeder Zeit eine kraftvolle Eigenart höher gehalten hat als eine künstliche Gleichmacherei. Sehr richtig bemerkte Paulsen im Jahre 1897: „Wir sind gegenwärtig der Gefahr der Erstarrung in äußerlicher Gleichförmigkeit mehr ausgesetzt als der Gefahr der Zerstreuung und Isolirung.“ Was er als wünschenswerth bezeichnet, ist: „Nicht die Herrschaft einer Partei in der Schule oder die abwechselnde Herrschaft aller Parteien, sondern größere Selbständigkeit und Individualisirung, so daß in verschiedenen Schulen, entsprechend der Richtung der leitenden Persönlichkeiten, die verschiedenen Richtungen im Leben durchschimmerten, ähnlich wie es jetzt in den Fakultäten verschiedener Universitäten der Fall ist. Daß die Schulen bloß Nummern sind, auf denen überall der selbe Faden gesponnen wird, ist freilich äußerlich für vagirende Familien bequem, sonst aber doch nicht eben ein Zeichen geistigen Reichthums.“

In doppelter Hinsicht nun zeigt die Neuordnung das Bestreben, eine freiere Entwicklung anzubahnen. Was die innere Gestaltung des Unterrichtswesens betrifft, so ist die Wahl zwischen Englisch und Französisch nach den lokalen Verhältnissen den einzelnen Anstalten, die Wahl zwischen Griechisch und Englisch, freilich innerhalb sehr enger Grenzen, sogar den einzelnen Schülern frei gegeben. Eine zeitweilige Verschiebung der Stundenzahl innerhalb einzelner Fachgruppen ist gestattet. Die Pensa sind nicht überall mehr auf die Klassen vertheilt und die Lecture nicht überall ins Einzelne bestimmt. Das Alles ist freilich nicht sehr viel, aber immerhin ein Anfang. Wichtiger für das praktische Leben der Nation und darum für weitere Kreise von Interesse ist die sogenannte Berechtigungsfrage. Auch hier tritt uns das selbe Bild vor Augen. Die Gleichberechtigung der verschiedenen neunklassigen Lehranstalten ist wenigstens im Grundsatz ausgesprochen und ihre praktische Verwirklichung zwar durch das geforderte Vorexamen der nicht gymnastischen Abiturienten noch gehemmt, doch im Ganzen immerhin wesentlich erleichtert.

Die Beseitigung der Vorrechte des humanistischen Gymnasiums aber ist das nächste Ziel, auf das die Entwicklung unserer Verhältnisse hindrängt. Die Aufhebung dieser Vorrechte bedeutet an sich noch keineswegs den Verzicht auf die humanistische Bildung überhaupt. Nur müssen ihr andere Bildungsformen an die Seite gestellt oder, richtiger, ihnen muß die Freiheit gegeben

werden, sich ihr an die Seite zu stellen, ihre erziehende Kraft mit der des Humanismus zu messen. Es kommt für alle diese Bildungsformen darauf an, ihre Lebenskraft zu beweisen. Das Gesetz, das alles Dasein an den Kampf ums Dasein bindet, soll auch auf das Gebiet der Geisteskultur und auf die Schule Anwendung finden. Nur das Lebensfähige soll Geltung haben, aber auch alles Lebensfähige; eine einzelne Bildungsform darf, weil sie einst diese Lebenskraft bewiesen hat, nicht mehr im Alleinbesitz ihrer Rechte verharren, gegen jeden Angriff durch den historischen Besitz eben dieser Rechte geschützt. Sonst erwächst die Gefahr, daß, während die äußere Geltung unerschütterter dauert, die innere Lebenskraft allmählich verfliehet und auch hier die warnende Schilderung des Dichters zutrifft: -

„Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Murnie dauern,
Mag das trügende Bild lebender Fülle bestehen;
Bis die Natur erwacht und mit schweren ehernen Händen
An das hohle Gebäu rühret die Noth und die Zeit.“

Das haben endlich auch die pädagogischen Vertheidiger des humanistischen Gymnasiums eingesehen. Nachdem sie lange starr und ablehnend an dessen Vorrechten festgehalten haben, sind sie allmählich zu der Ueberzeugung gekommen, daß sie sich dem Wettstreit mit den jüngeren Schulen und Bildungsformen nicht länger durch äußere Machtmittel entziehen können, ohne den gefährlichen Schein der inneren Schwäche auf sich zu laden. Sie haben ihre Taktik verändert und erhoffen den Sieg ihrer Sache nun gerade von jenem Wettstreit, den sie bisher gemieden haben. Und sie nehmen damit sicher die einzige Stellung ein, die einer großen und gerechten Sache würdig ist.

Mit dieser Wendung der Dinge könnten nun, so sollte man meinen, alle Theile zufrieden sein: sehen doch die Vorkämpfer des Neuen alle ihre Forderungen damit erfüllt. Welche also sind die Hindernisse, die einer Lösung in diesem Sinn immer noch entgegenstehen und die auch diesmal, wenn auch vermuthlich zum letzten Male, bewirkt haben, daß die Neuordnung, trotz dem kaiserlichen Machtwort, trotz dem guten Willen der Unterrichtsbehörde, diesem Machtwort zu entsprechen, nicht völlig durchgeführt, sondern durch einen Zustand ersetzt wird, den jeder Einsichtige von vorn herein als provisorisch erkennen muß? Diese Hindernisse erwachsen nicht aus der Sache selbst, nicht aus irgend welcher inneren Unmöglichkeit. Sie erwachsen auch nicht aus äußeren Realitäten, sondern vielmehr aus Vorurtheilen und Ueberlieferungen sozialer und politischer Natur. Das soziale Moment ist ganz einfach die Besorgniß der akademisch gebildeten Berufsclassen — oder wenigstens einiger von ihnen —, durch die Zulassung anderer als gymnasiales Abiturienten einen allzu starken Andrang neuer Elemente zu erhalten, der zugleich dem Einzelnen das Fortkommen erschweren und den ganzen Stand sozial herab-

drücken würde. Namentlich in einigen Aeußerungen und Eingaben ärztlicher Vereinigungen tritt dieser Standpunkt unverhüllt hervor. Es wird dort erklärt, die Mediziner dürften auf die gymnastische Vorbildung nicht verzichten, so lange die Juristen an ihr festhielten, da sie sonst Diesen gegenüber an ihrer sozialen Stellung Einbuße erleiden würden. Sie hätten aber auch um so weniger Veranlassung dazu, als der Zubrang zu dem ärztlichen Beruf ohnehin größer als erwünscht sei. Diese Ergießung der boati possidentes, die sich in ihrem Besitz bedroht fühlen, klingt fast natb. Und doch wird man es nur begreiflich finden müssen, daß ein einzelner Stand keine Lust dazu hat, dem Andrang neuer Elemente Thor und Thür weiter zu öffnen, als die anderen Stände es thun. Aber die gefürchtete Gefahr, durch Zulassung der Konkurrenz die geschäftliche Monopolstellung zu verlieren, ist mit dem Augenblick beseitigt, wo die Schranken eben für sämtliche Berufe fallen und wo insbesondere der führende, weil regirende Juristenstand sich der neuen Anschauung zu unterwerfen bereit ist. Es geht ein unverbürgtes Gerücht, daß die Absicht des Unterrichtsministers, die volle Berechtigung zur Thatsache zu machen, an dem Widerstande seines Kollegen von der Justiz gescheitert ist. Und wenn dieses Gerücht, was die persönliche Stellungnahme der Herren betrifft, der Wahrheit nicht entsprechen sollte —: der tieferen Wahrheit der sachlichen Verhältnisse entspricht es gewiß. Aber die Erfahrung lehrt immer wieder, daß sich künstliche Schranken im Interesse eines einzelnen Standes nicht aufrecht erhalten lassen; und dieser Erfahrungen werden sich auf die Dauer auch wohl unsere Juristen nicht entziehen können.

Was aber die Gefahr der Ueberfüllung der akademischen Berufe betrifft, so ist auch hier nicht einzusehen, wie eine Verschiedenheit der Vorbildung, statt der einheitlichen Regelung, zu einer solchen führen sollte. Handelt es sich doch weder um eine Verkürzung noch um eine Erleichterung des Bildungsganges, sondern nur um die Freiheit seiner sachlichen Gestaltung. Durch eine plötzliche Neuordnung könnte also höchstens eine momentane Verschiebung des Zubranges innerhalb der akademischen Berufsklassen herbeigeführt werden. Solche Schwankungen aber stellen sich auch ohne Neuordnungen ein, wie die augenblickliche Ueberfüllung des Baufaches und dem gegenüber der an Oberlehrern herrschende Mangel beweist.

Einigermaßen tieferer und edlerer Natur sind diejenigen Bedenken gegen die erwünschte Neuordnung, die ich als politische bezeichnen möchte. Handelt es sich doch um den Bruch mit einer Jahrhunderte langen Tradition, einer Ueberlieferung, die mehr als einmal eine Blüthe geistigen Lebens gezeitigt hat und der das deutsche Leben, der insbesondere auch der preussische Geist einen Theil seines besten Inhaltes zu verdanken hat. Darf man da staunen, daß Viele, die in diesen Traditionen erzogen und ergraut sind, von

einer Aenderung nichts wissen wollen, daß das klassische Alterthum ihnen noch heute der einzig mögliche Erzieher zu sittlicher und geistiger Kultur scheint?

Und ganz besonders schwer wird diesen Vertretern der Tradition der Uebergang zum Neuen, weil sie nicht ein bestimmtes, greifbares Neues vor sich sehen, sondern verschiedene Gestaltungen, die wettstreitend neben einander treten, weil es sich nicht um eine Neuordnung in dem einheitlichen und fest geregelten Sinn handelt, wie sie die allein berechnete humanistische Bildung darstellt. Zu einer solchen Neuordnung würde sich mancher preussische Beamte entschließen können, auch wenn ihr Inhalt seinen persönlichen Anschauungen nicht entspräche. Aber Freiheit des Bildungsganges zu gewähren, die Vorbildung des höheren Beamten, des Arztes, des Gelehrten von dem Belieben der Eltern oder der Schüler selbst abhängig zu machen: Das ist es, was der preussischen Tradition, ja, dem Geist des preussischen Staatswesens überhaupt zu widersprechen scheint. Denn bei uns ist die Schule, ist insbesondere das Gymnasium das Kind des Staates. Der Staat hat sich nicht nur seine Beamten, sondern auch seine Bürger erzogen; nicht ist, wie in manchen anderen Ländern, der Staat selbst das Erzeugniß der bereits vor ihm vorhandenen Geisteskultur. Man wird sich trotzdem entschließen müssen, auf eine solche Abweichung von der Tradition einzugehen. Der Werth einer Erziehung zeigt sich eben darin, daß sie den Zögling selbständig macht und ihn allmählich befähigt, die Wege selbst zu wählen, auf denen er den Zielen zustrebt, die ihm der Erzieher gewiesen hat. Gewiß: es war eine Wohlthat für das preussische Volk, daß ihm die Zedlig und Humboldt die Wege vorzeichneten, auf denen seine Beamten und Gelehrten sich allein ihre Bildung erwerben durften. Aber eben die Folge dieser wohlthätigen Bevormundung ist es, daß das preussische und deutsche Volk ihrer heute nicht mehr bedarf. Das geistige Leben und nicht minder der sittliche Idealismus sind entwickelt genug, um das Vertrauen zu rechtfertigen, das heutige Geschlecht werde im Stande sein, die Wege zu finden, die seinen geistigen und sittlichen Bedürfnissen entsprechen. Und sollte den drei oder vier Arten von höheren Schulen, die wir heute haben, sich noch eine fünfte und sechste als gleichberechtigt an die Seite stellen: um so besser! Wird doch der Staat sich immer das Recht wahren können, ihre Entwicklung zu beaufsichtigen und dafür Sorge zu tragen, daß ihre Lehrziele nicht zu niedrig und nicht zu hoch gesteckt sind, daß die gestellten Aufgaben denen des bürgerlichen Lebens entsprechen.

Ein Anfang ist gemacht; und wir dürfen hoffen, daß spätere Neuordnungen auf diesem Wege fortschreiten und so die Möglichkeit einer vielfachen und doch im Inneren einheitlichen, weil auf dem gemeinsamen Bedürfniß der Nation beruhenden Bildung gewähren.

Professor Dr. Rudolf Lehmann.



Schlegel-Tieck.

Die sogenannte Schlegel-tieckische Shakespeare-Uebersetzung ist neuerdings mehrfach zum Gegenstande der Kritik gemacht worden. Den Anlaß dazu bot hauptsächlich der Umstand, daß angesehene Philologen wie Bernays und Brandl diese Uebersetzung auf die selbe Stufe wie die klassischen Meisterwerke unserer nationalen Dichtung stellten und an ihrem Wortlaut auch da festhielten, wo der Sinn des Dichters unzweifelhaft verfehlt war. „Kein fremdes Wort ist in den Text gelangt; auch keins, das Schlegel und Tieck mit Absicht verwarfen“, heißt es im Vorwort einer neuen, viel gerühmten Ausgabe. Und eben dort wird erklärt, daß „das subjektive Ermessen“, das beim Uebersetzer allein entscheide, was er von dem Original opfern dürfe, „im Allgemeinen doch bei Schlegel und Tieck das glücklichste gewesen sei.“ Welche Zauberkrast liegt doch in bloßen Namen und besonders in den Namen Schlegel und Tieck! Schlegel hat wohl immer für einen unserer größten Uebersetzer gegolten; aber wer hätte je Tieck zu ihnen gezählt? Und wie kann man gar von seinem Uebersetzertakt bei einer Arbeit sprechen, zu der er kaum mehr als den Namen hergegeben hat und von der er ausdrücklich erklärte, sie nicht in jeder Wendung und jedem Ausdruck vertreten zu können? Bekanntlich wurden die unter Tiecks Namen gehenden Stücke von „jüngeren Freunden“, dem Grafen Wolf Vaudissin und Dorothea Tieck, des Dichters Tochter, übertragen; Tieck selbst hat nur gelegentlich eine Aenderung vorgenommen, die nachweisbar oft eine Verschlechterung war, wie man schon früher vermuthete und wie jetzt zum Ueberfluß von Bernays aus den Handschriften Vaudissins nachgewiesen ist. Tiecks Verständniß des Shakespeareschen Textes wurde im Jahre 1848 von Nikolaus Delius in einer kleinen Schrift: „Die tieckische Shakespearekritik“ beleuchtet. Delius rügte namentlich bei Tieck das „nicht selten auf wirkliche Ignoranz hinauslaufende Ignoriren fester, für jeden Engländer, mithin auch für Shakespeare giltiger grammatischer Regeln“ und faßte sein Urtheil dahin zusammen, daß Tiecks „Interpretation eben so viel Mangel an philologischem Sinn, an Kenntniß der englischen Sprache wie Ueberfluß an Phantasie verrathe“. Schlegel hatte darum energisch auf einer Säuberung seiner Arbeit von Tiecks „Verbesserungen“ und Anmerkungen bestanden und Delius rieth Tiecks „jüngeren Freunden“, sie möchten, „Schlegels löblichem Beispiel folgend, auf eine Entfernung der tieckischen Anmerkungen zu und der tieckischen Spuren aus ihren Uebersetzungen dringen.“ Freilich, fügt er hinzu, würde der viel versprechende Titel „Shakespeares dramatische Werke. Uebersetzt von Wilhelm Schlegel und Ludwig Tieck“ dann noch weniger als schon heute eine Wahrheit sein. Während also eine Berufung auf Ludwig Tiecks Shakespeareverständnis und subjektives Ermessen höchstens dazu bei-

tragen kann, eine unter seinem Namen gehende Uebersetzung zu diskreditiren, rechnet man mit der Ignoranz des großen Publikums und bietet ihm aus Pietät gegen Schlegel und Tied vielfach — namentlich in Dorotheas Arbeiten — offenbaren Unsinn, der weder den Sinn Shakespeares noch irgend welchen Sinn ergiebt. Das Publikum, das dunkle Schülerinnerungen an den Schwulst und die überladene Diktion Shakespeares hat, nimmt Dergleichen dann geduldig hin und führt solche verunglückte Stellen vielleicht sogar als Beweis für diese Eigenthümlichkeit von Shakespeares Sprache an. Ob man eine solche Sünde gegen Shakespeare, wie es das eigensinnige Festhalten an allen Hudeleien der Dorothea Tied bedeutet, auch dann wagen würde, wenn ihre Arbeit nicht durch die Namen Schlegel-Tied geschützt wäre?

Es lag auf der Hand, daß der Dichter nicht dauernd zu Gunsten seiner Uebersetzer preisgegeben werden durfte, — und so griff ein hervorragender Anglist zu dem Auskunftsmittel, daß er in Notizen unter dem Text und in „Anmerkungen“ und „Lesarten“ am Schluß des Bandes nachtrug oder berichtete, was der Uebersetzer ausgelassen oder falsch wiedergegeben hatte. Um die Tauglichkeit dieses Verfahrens zu prüfen, schlage man zum Beispiel „Romeo und Julia“ in der von Brandl besorgten Shakespeare-Ausgabe des Bibliographischen Institutes auf: man wird mit Staunen wahrnehmen, daß man an vier Stellen sich mühsam zusammensuchen muß, was Shakespeare eigentlich sagen wollte. War ein solcher Text für den einsamen Leser schon nicht besonders geeignet, da er die unbefangene Hingabe an den Dichter hinderte, so war er völlig unbrauchbar zum Vorlesen oder für Bühnenzwecke. Während man nicht müde wird, zu rühmen, welchen Vorzug unser moderner deutscher Shakespeare vor dem durch seine alterthümliche Sprache im heutigen England schwer verständlichen originalen Shakespeare habe, giebt man leichtem Herzens diesen einzigen Vorzug philologischen Grillen zu Liebe auf. Denn anders kann man es kaum nennen, wenn Brandl druckt:

Nicht mehr soll dieses Bodens durst'ger Schlund
Mit eigner Kinder Blut die Lippen färben,
Nicht Krieg mehr ihre Felder schneidend furchen
Noch ihre Blumen mit bewehrten Hüfen
Des Feinds zermalmen

und in einer Anmerkung uns belehrt, daß Schlegel ursprünglich statt „Boden“ Erde geschrieben und das zweimalige „ihre“ sich darauf bezogen habe. Hier war es doch wahrlich angebracht, einmal zu fragen, ob in der Rücksicht auf den Uebersetzer nicht schon das statthafte Maß überschritten war und wir nicht zu einer Ueberschätzung einer in mancher Hinsicht ausgezeichneten Leistung neigten. Diese Frage war um so mehr gerechtfertigt, als andere Uebersetzer, wie noch zuletzt Friedrich Theodor Vischer, mit spielender Hand manche

Schwierigkeit überwunden hatten, deren Schlegel und seine Fortsetzer nicht Herr geworden waren.

Um zu einem richtigen Urtheil über unsere deutsche Shakespeare-Üebersetzung zu kommen, muß man sich vor dem gewöhnlichen Fehler hüten, daß man zwischen den Antheilen der verschiedenen Uebersetzer nicht unterscheidet und Lob und Tadel, die für einzelne Stücke berechtigt waren, auf das Ganze ausdehnt. Die Uebersetzung ist, trotzdem man Das immer wieder glauben machen will, so wenig aus einem Guß, daß ein beträchtlicher Unterschied zwischen Schlegel und seinen dreißig Jahre nach ihm kommenden Fortsetzern und hier wieder zwischen Baudissin und Dorothea Tied besteht. Unstreitig ist Schlegels Shakespeare-Üebersetzung auch die Glanzleistung dieses großen formalen Talents und oft hat er in meisterhafter Weise sein Programm erfüllt: „Schritt vor Schritt dem Buchstaben des Sinnes zu folgen und doch einen Theil der unzähligen, unbeschreiblichen Schönheiten, die nicht im Buchstaben liegen, die wie ein geistiger Hauch über ihm schweben, zu erfassen.“ Namentlich wird sein Julius Caesar immer bewundert bleiben; Ton und Färbung des Originalen sind ausgezeichnet getroffen. Doch sind nicht alle Uebersetzungen gleich gelungen. Während Schlegel anfangs den ersten Entwurf mehrmals umarbeitete und mit größter Sorgfalt prüfte und feilte, bis er sich genug that, schickte er später den ersten Entwurf unmittelbar in die Druckerei und arbeitete so rasch, daß er zwei Akte von Heinrich dem Sechsten in sechs Tagen bewältigte. Natürlich reichten diese späteren Uebersetzungen — es handelt sich dabei zum Glück um die nicht sehr viel gelesenen Historien — nicht an die früheren heran; und Schiller stand nicht allein mit seinem Urtheil, wenn er fand, „daß sie sich viel härter und steifer läsen als die ersten Bände“ (an Goethe am zweiundzwanzigsten Oktober 1799). Dazu kam eine Neigung zum Archaisiren, die ihn gelegentlich zu ganz unverständlichen Ausdrücken greifen läßt. So heißt es im vierten Akt von Richard dem Zweiten:

Auf Einen nach (excepting one) wollt' ich, Der wär der Beste
In diesem Kreise, der mich so gereizt.

Brandl sieht sich zu einer erläuternden Note genöthigt und muß auch das ein paar Verse später folgende „Bage“ durch „Feigling“ erklären. Gilde-meister übersezte einfach:

Ich wollt', es wär' der Beste (bis auf Einen)
In diesem Kreise, der mich so gereizt.

Zu den Alterthümlichkeiten kommen sprachliche Härten, namentlich Verfälschungen, die sich Schlegel in großem Umfang erlaubt; zum Beispiel: „Summ'“, „Nemm'“, „Cu'r Gatt'“, „das Böf'“, „bindt Cu'r Haar auf“, was nur für das Auge ein Plural ist. Zwei Verse des Kaufmanns von Venedig lauten:

Mein' Tochter, mein' Dufaten — o mein' Tochter!
Fort mit 'nem Christen — o mein' christliche Dufaten!

Auch gegen den Stil und manche Einzelheiten von Schlegels Arbeit lassen sich Einwendungen machen, ohne daß aber dadurch sein Ruhm, als Shakespeare-Uebersetzer bahnbrechend gewirkt zu haben, gefährdet würde.

Ueber Schlegels Fortsetzer urtheilte Friedrich Theodor Vischer: „Diese haben das streng Shakespearische nicht ausgewischt, nicht abgeglättet, aber sie behandeln die Sprache so hart, daß es ein richtig organisirtes Ohr kaum verträgt. Die Konsonantenhäufungen sind ungenießbar. Vieles ist überdies ganz dunkel ausgedrückt; und es kommen auch Verstöße gegen den Bau der deutschen Sprache vor.“ Hier werden Vaudissin und Dorothea Tied nicht getrennt: der Abstand gegen Schlegel schien Vischer so groß, daß es ihm auf ein Vischen mehr oder weniger nicht ankam. Dennoch wird man Vaudissin weit über Dorothea stellen müssen. Er war ein tüchtiger, wenn auch keiner unserer größten Uebersetzer und seine Uebertragungen Shakespeares bilden im Ganzen eine achtungwerthe Leistung. Prüft man aber näher und nimmt etwa Antonius und Kleopatra vor, so wird man Vischers Vorwurf der Härte und Dunkelheit durchaus bestätigt finden.

Von Dorotheas Arbeiten kann man getrost sagen, daß sie ihr Ansehen nur dem Namen, unter dem sie gingen, und der Verbindung mit der glänzenden Leistung Schlegels und der immerhin tüchtigen Vaudissins verdankten. Dorothea hatte erst zum Zweck ihrer Uebersetzung Englisch erlernt und hatte diese Sprache noch lange nicht bemeistert, als sie ihre Arbeit begann. Um ihre Herrschaft über den deutschen Ausdruck ist es ebenfalls schlecht bestellt: es fehlt ihm an Kraft und Klarheit. Man kann sich daher denken, was herauskommen mußte, wenn sie mit ihrem ungenügenden sprachlichen Verständniß ein so konzises und gedrungenes Werk wie Macbeth in ihrer breiten, verwässernden Weise zu übersetzen unternahm. Es giebt unter den vielen Macbeth-Uebersetzungen vielleicht ein paar schlechtere, aber gewiß auch ein halbes Duzend bessere als die von Dorothea Tied, die aber trotzdem natürlich an dem Ruhm der Gesamtübersetzung, „klassisch“ zu sein und die deutsche Shakespeare-Uebersetzung darzustellen, Theil hat und daher neuerdings uns mit „Lesarten“ dargeboten wird. Seit dem Erscheinen von Vischers Macbeth-Uebersetzung hat Hermann Conrad in dem von Brandl redigirten „Archiv für neuere Sprachen“ (Bd. 106, S. 71 bis 88) Dorothea Tied und F. Vischer als Macbeth-Uebersetzer verglichen und dabei das schon früher oft ausgesprochene Urtheil über Dorotheas Arbeit durch zahlreiche Belege im Einzelnen bestätigt. Ausdrücke wie „unüberlegt“, „sinnlos“, „mißverstanden“, „zugleich falsch und in schlechtem Deutsch“, „grobe Unwissenheit“, „solide Unkenntniß der englischen Sprache“ begegnen in seiner Kritik auf jeder Seite. Dorotheas Uebersetzung nimmt nach Conrad „als poetische, stilistische und philologische Leistung eine tiefe Stufe ein.“ Die Uebersetzerin besitz nach

ihm „eine erstaunliche Leichtigkeit, reinen Unsinn auszusprechen. Sie überlegt weder Das, was Shakespeare hat sagen wollen, noch Das, was sie sagen will, gründlich, sie greift gedankenlos in das deutsche Sprachmaterial hinein und merkt gar nicht, daß Das, was sie zu Sätzen zusammenstellt, gänzlich ungereimt ist. Von Schlagkraft des Ausdrucks und Sicherheit in der Beherrschung ihrer Muttersprache ist bei ihr nicht die Rede; fehlt ihr doch öfters sogar die Empfindung für die Inkorrektheit Dessen, was sie sagt. Was neben diesen Mängeln ihrer natürlichen Verstandes- und Sprachbegabung ihr die Uebersetzung Shakespeares besonders erschwert, ist ihre zu geringe Kenntniß des Englischen.“ Contrads Schlußurtheil lautet, daß Dorothea Tiedts „allbekannte, allverwandte und immerfort von Neuem aufgelegte“ Macbeth-Uebersetzung eine werthlose, die Bishers dagegen eine klassische Arbeit sei.

Drei Jahre vor dem tiedtschen Macbeth war Philipp Kaufmanns Shakespeare-Uebersetzung (1830 bis 36) erschienen, die zehn der von Schlegel nicht verdeutschten Stücke umfaßte. Kaufmann wurde von Dingelstedt sehr geschätzt und von Karl Goedeke „der treueste und gewandteste unter allen Uebersetzern“ genannt. Auch Ulrici sagt in der Einleitung zu der im Jahre 1867 von der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft herausgegebenen Uebersetzung, daß von den vielen Shakespeare-Uebersetzungen aus dem Anfang des Jahrhunderts keine die Schlegels erreicht habe, nur die unvollendet gebliebene von Philipp Kaufmann komme ihr einigermaßen nahe. Daß seine Macbeth-Uebersetzung, mit der Dorotheas verglichen, bei größerer Treue dichterischer und kraftvoller ist, wird Jedem eine auch nur oberflächliche Prüfung zeigen. Ich hatte es als eine der Wunderlichkeiten bezeichnet, an denen die Geschichte des deutschen Shakespeare überreich sei, daß Kaufmann Dorothea Tiedt hier nicht schon längst ersetzte. Ich dachte damals noch, daß das Gute vor dem anerkannt Schlechten kommen müsse. Inzwischen bin ich durch den Beschluß des Vorstandes der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft belehrt worden, daß das elendeste Gefudel, wofern es nur den Namen Ludwig Tiedt an der Stirn trägt, „klassisch“ ist und den Vortritt vor einer anderen, noch so guten Leistung haben müsse.

Neben Kaufmann stehen noch manche tüchtige Shakespeare-Uebersetzer, die Dorothea Tiedt und meist auch Baudissin übertreffen, ja, oft mit Schlegel erfolgreich um die Palme ringen, aber durch das stete Verkünden der Unübertrefflichkeit des sogenannten Schlegel-Tiedt nicht zur Geltung kommen konnten. Hier denke ich vor Allem an die Männer, die sich mit Bodenstedt und Dingelstedt zur Veranstaltung zweier neuen Uebersetzungen Shakespeares verbunden haben. Meister der Form und Uebersetzungskünstler wie Gildemeister, Paul Heyse, Adolf Wilbrandt, L. Seeger und Andere hatten sich hier zusammengefunden und, wie zu erwarten war, vielfach Ausgezeichnetes

geleistet. Daß es trotzdem nicht gelang, ihre Arbeit statt der Uebersetzung von Schlegel und seinen Fortsetzern zur allgemeinen Anerkennung zu bringen, lag in äußeren Verhältnissen begründet und beweist durchaus nichts gegen ihren Werth. Jeder neue deutsche Shakespeare, der die anerkannten und meisterhaften Uebersetzungen Schlegels nicht enthielt, stand beträchtlich im Nachtheil gegen eine Ausgabe, die Schlegel mit umfaßte, und Das war bis in die achtziger Jahre allein der in Reimers Verlag erschienene sogenannte Schlegel-Tieck. Außerdem traten jene Uebersetzungen zu dem allerungünstigsten Zeitpunkt ans Licht, nämlich um 1866, wo die politischen Wogen so hoch gingen, und obendrein machten zu gleicher Zeit drei neue Uebersetzungen, die bodenstedtische, die dingelstedtische und die der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, einander den Rang streitig. Die bodenstedtische präsentiert sich von vorn sehr unvortheilhaft: siebenunddreißig Bändchen auf schlechtem Papier bei beträchtlich höherem Preis als die alte Uebersetzung! Das Publikum schwankte. Eine Aussicht, die alte Uebersetzung zu verdrängen, hätte blos dann bestanden, wenn nur eine einzige neue Uebersetzung erschienen wäre, die alles von Schlegel meisterhaft Uebersetzte bewahrt hätte und von ihm nur da abgewichen wäre, wo man sicher war, ihn zu übertreffen, und die Baudissins und Dorotheas Arbeiten durch bessere ersetzt hätte. Schlegels Uebersetzung war damals noch gegen Nachdruck geschützt; und diesem Umstand vor Allem und der gegenseitigen Konkurrenz der neuen Uebersetzungen haben wir es zuzuschreiben, daß wir noch immer an den nach Tieck benannten Uebersetzungen laboriren und „Schlegel-Tieck“ das „Hausbuch des deutschen Volkes“ ist, ja, der Ebitorenbemühungen von Bernays und Brandl gewürdigt wurde. Das Scheitern der drei Versuche aus dem Ende der sechziger Jahre braucht man aber nicht etwa als einen Beweis für die Aussichtslosigkeit eines neuen Versuchs anzusehen; vielmehr spricht der Anflug, den diese Uebersetzungen trotz Alledem fanden, dafür, daß der Versuch gelingen konnte, wäre er unter günstigeren Umständen unternommen worden, hätte man frei mit Schlegel schalten dürfen und wären die guten neuen Uebersetzungen in einer Sammlung vereinigt worden, statt in dreien verstreut zu sein.

Bei einer kritischen Betrachtung des sogenannten Schlegel-Tieck, die auch die anderen Uebersetzungen berücksichtigt, wird man also zu dem Resultat kommen, daß die drei Theile, aus denen er besteht, sehr ungleichartig und ihrem Werth nach sehr verschieden sind; daß Schlegel vielfach Ausgezeichnetes und Baudissin meist Tüchtiges leistete, Dorothea aber oft unter der Mittelmäßigkeit bleibt; daß die Arbeiten der beiden zuletzt genannten Autoren mehrfach übertroffen wurden und kaum auf den Namen künstlerischer Leistungen Anspruch erheben können; daß überhaupt die ganze Uebersetzung nicht einen so guten deutschen Shakespeare darstellt, wie wir ihn brauchen — und auch

haben können —, und darum all die Schlagwörter wie „klassisch“ und der Apparat von „Lesarten“ u. s. w. übel angewendet waren. Auf der Feststellung dieser Thatsache mußte das Schwergewicht liegen, weil man erst, wenn darüber Einigkeit herrschte, auf Mittel und Wege sinnen konnte, einen besseren deutschen Shakespeare herzustellen. Ich hatte in meinen früheren Arbeiten die Meinung vertreten, daß hier nicht mehr eine Frage theoretischer Erwägung, sondern nur eine Frage des Könnens vorliege und so ziemlich Alles auf die Person oder Personen ankomme, die den Versuch unternähmen. Wie viel ist nicht über das Umarbeiten älterer Uebersetzungen gesagt worden! Und doch zeigt Wischers „Hamlet“, daß eine solche Arbeit nicht nothwendig eine Flickarbeit zu sein braucht. Ich beschränkte mich daher auf den Rath, nicht „durch das stete Verkünden der Unübertrefflichkeit Schlegels und seiner Genossen die heute lebenden Uebersetzer davon abzuhalten, Jene wirklich zu übertreffen“, und mahnte, falls der Versuch gemacht würde, „ihn zu ermuntern, statt durch das ewige Pochen auf Schlegel und Tieck den Uebersetzern die Lust an ihrer mühevollen Arbeit zu verleiden.“

So lagen die Dinge, als die Shakespeare-Gesellschaft zu ihrer diesjährigen Tagung zusammentrat und auch über die Frage des deutschen Shakespeare berieth. Die Aktion war mit einer gewissen Feierlichkeit eingeleitet worden und mit hervorragenden Namen gezielte Gutachten waren dazu angethan, der Verhandlung ein stärkeres Relief zu geben. Als bald verkündeten denn auch die Zeitungen, der Vorstand habe sich „auf Grund eingehender Gutachten von Ludwig Fulda, Paul Heyse und Fossart einstimmig gegen die Tabler der schlegel-tieckischen Shakespeare-Uebersetzung ausgesprochen und es für unthunlich erklärt, eine Organisation zu schaffen, um dies Hausbuch des deutschen Volkes zu überbieten.“ Ein paar Tage darauf nahm Professor Max Förster aus Würzburg, ein junger Anglist, der sich als einen der kommenden Männer zu fühlen scheint und sich einstweilen übt, im Ton der Autorität über Fragen seines Faches zu sprechen, das Wort, um in der Beilage zur münchener Allgemeinen Zeitung (Nr. 100) diesen Beschluß des Vorstandes der Shakespeare-Gesellschaft zu rechtfertigen. Er bewies seine Kompetenz, hier mitzusprechen, durch das Geständniß, daß „seinem Gefühl nach“ Dorothea Tiecks Macbeth „oft zehnmal poetischer“ sei als die „freilich korrektere Uebertragung Wischers“, warnte vor dem „Hineinpuschen in ein Kunstwerk“, hob, unter Berufung auf Paul Heyse, hervor, die schlegel-tieckische Uebersetzung sei „einheitlich in Ton und Farbe“ und „ihre Form besitze das Wichtigste, was eine Dichtersprache haben könne: Stil“, und mahnte schließlich das deutsche Volk, „sich im Glauben an seinen liebgewonnenen deutschen Shakespeare nicht irre machen zu lassen.“ Besonderen Eindruck sollte die Berufung auf Heyses Bemerkung machen: „Zu wenig

ahnt ein philologisch geschulter Kopf, dessen höchste Norm die ‚Akribie‘ zu sein pflegt, von der Nothwendigkeit, Kompromisse zu schließen, Opfer am Wortlaut zu bringen, um den Gedanken so prägnant wie möglich zu fassen“. Jedermann mußte danach glauben, daß die Gutachten sich mit überwältigenden Gründen für den hohen dichterischen Werth der Gesamtübersezung ausgesprochen hätten. Schade nur, daß bloß Bevorrechtigte wie Förster Einblick in diese Gutachten erhielten, die man erst 1902 zu veröffentlichen gedachte. Glücklicher Weise ließ man sich jedoch noch im letzten Augenblick herbei, sie schon jetzt allgemein zugänglich zu machen, und so kann sich Jedermann überzeugen, daß Paul Heyse ungefähr das Gegentheil von Dem sagt, was Förster ihn sagen läßt. Man hatte die Ansichten von Ludwig Fulda, Paul Heyse und Adolf Wilbrandt eingeholt. Die der zuletzt genannten Schriftsteller mußten besonders gewichtig sein, weil sie sich selbst als Uebersetzer Shakespeares versucht und dabei gesehen hatten, was geleistet war und was überhaupt geleistet werden konnte. Heyse bewundert Schlegels Arbeit sehr. Er erkennt ihr Stil zu und nennt sie in Ton und Farbe einheitlich. Aber dies nur für Schlegel geltende Urtheil dehnt Förster auf seine Fortsetzer aus. Mit solcher Leichtfertigkeit verfahren die Leute, die sich für berufen halten, das deutsche Volk „im Glauben an seinen liebgewonnenen deutschen Shakespeare“ zu bestärken. Würde Jemand, der der Uebersetzung von Baudissin und Dorothea Tieck Eitel beilegen und Dies gar als Ansicht Paul Heyses ausgeben konnte, nicht besser thun, sein fein entwickeltes Stilgefühl in Zukunft nur an mittel-englischen Denkmälern dritten oder vierten Ranges zu bethätigen?*) Ueber die Fortsetzer bemerkt Heyse: „Mancher Stellen hätte Schlegel selbst sich nicht zu schämen brauchen. Um so übler nehmen sich daneben die matten, unbeholfenen oder völlig verfehlten aus und an die Herstellung einer Stileinheit ist daher durch eine noch so durchgreifende letzte Hand an diesen Stücken nicht zu denken.“ Wo hatte Förster seine Augen und Gedanken? Ausdrücklich erklärt Heyse, daß „die große Aufgabe der Fortsetzung des von Schlegel so glorreich Begonnenen ganz von Neuem in Angriff genommen werden müsse.“ In einem späteren Brief bemerkt er ergänzend, daß Schlegel ungefähr geleistet, was billiger Weise gefordert werden konnte, und fährt fort: „Baudissin sowohl wie der trefflichen Dorothea hat es nun freilich an dem Sinn und Talent

*) Das selbe voreilige und unkritische Absprechen zeigt Förster auch in seinen Bemerkungen über Evidams Besserungsversuche. „Zehnmal poetischer“ ist ihm Schlegel. Man ermißt das ganze Gewicht dieser Worte, wenn man sieht, daß es sich fast um lauter Stellen handelt, die bei Schlegel ziemlich verunglückt und alles Andere als poetisch waren, wie zum Beispiel Mowbrays Worte über die Ritterlehre in Richard dem Zweiten. Die ernsthafteste Kritik hat sich über Eidam ausnahmslos günstig ausgesprochen.

gefehlt, das hier Erreichbare zu erreichen. Ihre trodrene Gewissenhaftigkeit hat vielfach Etwas zu Stande gebracht, das einer hölzernen Interlinear-Version ähnlich sieht. Hier käme es für den Fortsetzer Schlegels darauf an, möglichst in seinem Geiste das Leblose dichterisch zu beleben, die starren- und deutschen, wenn auch sehr englischen Konstruktionen aufzuschmelzen und die spröden Massen in einen Fluß zu bringen, der freilich noch immer un- gefügte Brocken mit sich führen wird.“ Heyse war dafür, daß im Interesse der Stileinheit die Ergänzung Schlegels von einem Einzigen unternommen würde. Um diesen Uebersetzer zu finden, schlug er vor, einen Preisbewerb auszuschreiben „für die gelungenste Uebersetzung des selben Stückes, eines der schwierigeren und von Daudissin — denn Dorothea wäre leichter zu über- treffen — schon leidlich geschickt übertragenen.“ Adolf Wilbrandt schreibt an Brandl: die Frage, die der Gelehrte im Namen der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft an ihn stelle, sei ja gewissermaßen schon lange beantwortet durch die von Bodensiedt herausgegebene Sammelübersetzung, „deren Absicht und Ziel eben war, die von Schlegel verdeutschten Dramen zu noch höherer Voll- endung zu führen, die anderen so sehr viel unvollkommeneren gründlich neu zu übersetzen. Ich behaupte nicht, daß diese neuen Arbeiten alle den früheren überlegen oder ebenbürtig sind; bei vielen bin ich davon innig überzeugt. Ich hatte oft Anlaß, zu vergleichen.“

Daß man das Gutachten Wilbrandts nicht für die Güte des sogenannten Schlegel-Lied und das Heyses nur mit den allgerwaltfamsten Deutungen zu seinen Gunsten anführen konnte, liegt auf der Hand. Man zog daher vor, Wilbrandt überhaupt nicht zu nennen, und an seine Stelle mußten Ludwig Fulda und Ernst Poffart treten. Es muß offen ausgesprochen werden, daß der Vorstand der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft sehr den Ernst ver- missen ließ, in dem man erwarten durfte, die Berathung dieser Frage geführt zu sehen, wenn er, wie es den Anschein hat, diesen beiden nichtsagenden „Gutachten“ irgend welche Bedeutung beimaß. Was blieb denn von Fuldas Gutachten übrig, wenn man die allgemeinen Deklamationen über verschiedene sehr wahre Themata abrechnet, zum Beispiel solche: daß eine Uebersetzung ein Kunstwerk sei, das vielleicht durch ein anderes Kunstwerk ersetzt, aber nicht verbessert werden könne; daß wir da, wo wir lieben, auch die Fehler mit- lieben; daß bei Uebersetzungen Verstöße gegen die buchstäbliche Richtigkeit nichts gegen den Geist des Ganzen verschlagen? Doch nur der Widerspruch, daß er das eine Mal den schlegel-tiedischen Shakespeare „unseren Shakespeare“ nennt, bei dem jede Veränderung, auch wenn dabei etwas Vollkommeneres herauskommen sollte, verwerflich sei, da sie dem deutschen Volke seinen Shake- speare „entfremden“ würde, und später doch damit einverstanden ist, daß einige der schwächsten Uebersetzungen durch andere ersetzt werden, die fraglos besser

feien. Die Gefahr, daß dieser Shakespeare dem deutschen Volk als ein „fremder“ erschiene, hat Fulda mit einem Mal ganz vergessen. Fulda hätte sein Gutachten schreiben können, wenn er seit seinen Primanerjahren nie mehr einen Blick in einen deutschen oder englischen Shakespeare geworfen hätte.

Poffart endlich erblickt den Beweis für die Güte des Schlegel-Tieck in einer Vorliebe der Schauspieler, die mir überhaupt fraglich erscheint. Der Othello wird zum Beispiel noch oft nach der Uebersetzung des jüngeren H. Voss, bei der ihn bekanntlich Schiller berieth, aufgeführt. Meines Wissens benutzte Ludwig Barnay nur diese Uebersetzung. Poffarts Argument erhielt seine ganze Bedeutung durch den Zusatz: die Opersänger bevorzugten auch die schlechten alten Uebersetzungen des Don Juan und Figaro vor den künstlerischen neuen. Wenn er dann von den „wahrhaft poetischen, schwungvollen Uebersetzungen“ des Schlegel-Tieck spricht, so ist an diesem Urtheil nur das „auf wirkliche Ignoranz hinauslaufende Ignoriren“ hundertmal bewiesener Thatsachen — um den Ausdruck von Delius zu variiren — bemerkenswerth. Dies Gutachten von Poffart hat nun, wie uns Förster ausplaudert, in der Vorstandsitzung „den letzten Zweifel verscheucht“; und so kam denn jener Beschluß zu Stande. Er wich übrigens von der Form ab, in der er in die Presse gelangte, denn er lautete wörtlich: „Der Vorstand der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft sieht die Aufgabe einer sachlichen Nachbesserung von Schlegel-Tiecks Text in der Hauptsache als bereits geleistet an. Um aber eine poetische Uebersetzung dieser klassischen Uebersetzung zu organisiren, deren hoher Gesamtwertb soeben in erfreulicher Weise an den Tag gelegt wurde, dazu fühlt er sich außer Stande.“

Der Vorstand hatte zunächst einmal die Frage nach dem Werth der sogenannten schlegel-tieckischen Uebersetzung zu beantworten. Hierauf konnte es nur eine Antwort geben, da über diesen Punkt in den Gutachten Henses und Wilbrandts und in den früheren Erörterungen völlige Uebereinstimmung herrschte. Auch hatten die zwei Vorstandsmitglieder, die einmal in der Lage gewesen waren, daß sie Shakespeare in einer wirklich lesbaren deutschen Form bieten mußten, praktisch den selben Standpunkt eingenommen. Brandl hatte für seine in den „Geisteshelden“ erschienene Biographie Shakespeares stets Schlegels oder seiner Fortsetzer Text gebessert und vielleicht nicht einmal die Hälfte der Citate unverändert übernommen. Dechelhäuser erklärt im Vorwort seiner Volksausgabe, die „alten schlegel-tieckischen Uebersetzungen“ ihrer größeren „Popularität“ wegen abzudrucken, nicht den verbesserten Text, den die Shakespeare-Gesellschaft im Jahre 1867 herausgegeben hatte. In Wirklichkeit ändert er sehr oft, aber planlos — freilich, ohne es mit einem Wort hervorzuheben — und ungeschickte, falsche, ja, sinnlose Uebersetzungen blieben zu Tausenden stehen. Sein Macbeth ist gar eine zum großen Theil neue Uebersetzung und kaum viel schlechter als der von Dorothea Tieck. Alles Das segelt unter der Flagge

Schlegel-Tieck und der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Wenn dagegen Andere diese Mängel hervorheben und Eidam eine systematische Verbesserung von wirklich berufenen Männern fordert, so ist Das eine Sünde, gegen die im Namen der „Stileinheit“ von Leuten wie Förster protestirt und über die von Fulda und Poffart rührfälig deklamirt wird. Das deutsche Volk, klagt ein Anderer beweglich, müßte sich danach beinahe schämen, so lange an Schlegel-Tieck geglaubt zu haben. Wie oft muß nicht das „deutsche Volk“ und der „Glaube an Schlegel-Tieck“ vorhalten! Auf das Niveau solcher Sentimentalitäten hat man glücklich die Diskussion herabgedrückt. Der Vorstand gab die erwartete Antwort nicht, sondern holte wieder die alten Schlagwörter von dieser „klassischen“ Uebersetzung und ihrem „hohen Gesamtwert“ hervor. Dies Verschleiern der einfachen Thatsache, daß der sogenannte Schlegel-Tieck eben nicht „klassisch“ ist und keinen „hohen Gesamtwert“ hat, paßt jedoch trefflich in das System der Halbwahrheiten und Vertuschungen, das nun einmal vom sogenannten Schlegel-Tieck unzertrennlich scheint. Der Name schon: „Shakespeares dramatische Werke. Uebersetzt von A. W. Schlegel und Ludwig Tieck“ ist eine Unredlichkeit. Nicht redlicher ist es, wenn man von Tiecks Shakespeareverständnis spricht, um die nach ihm benannten Uebersetzungen zu empfehlen, oder wenn man mit der Berufung auf Schlegel der ganzen Uebersetzung eine hohe Stufe der Vollendung unterschieben will. Der Vorstand der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft und Max Förster haben also nur die alte Tradition konsequent weitergeführt.

Was hätte denn nun die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft thun können, um die Bemühungen um einen besseren deutschen Shakespeare zu unterstützen? Zunächst einmal, wie ein auswärtiges Vorstandsmitglied anregte, „den Sachverhalt, in dem die Gutachten einig sind, anerkennen.“ „Wenn“, so schreibt dieser Herr, „von einer Unübertrefflichkeit der schlegel-tieckischen Uebersetzungen schlangweg geredet wird, so kann Das allerdings die Wirkung haben, daß die Versuche fähiger Uebersetzer, das wenig gut oder schlecht Uebersetragene besser zu machen, abgeschreckt und das Publikum mit einem Mißtrauen gegen alle solche Bestrebungen erfüllt werde.“ In zweiter Linie war zu überlegen, ob man nicht besonders schlechte Uebersetzungen, wie die des Macbeth von Dorothea, durch bessere, etwa die von Kaufmann, ersetzen könnte, statt in Dechelhäusers Ausgabe mit der Flagge der Shakespeare-Gesellschaft Minderwerthiges zu decken. Einen solchen eklektischen Shakespeare ins Auge zu fassen, hatte ich vorgeschlagen. Dagegen hat man aus Gründen der Stileinheit protestirt. Als ob nicht Kaufmanns Arbeit weit mehr in Schlegels Geist und Stil wäre als die von Dorothea! Weiter haben Brandl und W. Dibelius im Shakespeare-Jahrbuch, Band 37, Seite 304, eingewendet, dieser Vorschlag könne in seiner Konsequenz dahin führen, daß man auch die einzelnen Akte

oder Szenen eines Stückes verschiedenen Uebersetzungen entnähme, und ein so unkünstlerisches Beginnen gebührend verurtheilt. Ich stimme Dem vollständig bei und habe nie Aehnliches gesagt oder gefordert. Aber wissen denn beide Herren nicht mehr, wie Brandl seinen Macbeth zusammenstoppelte? Er hat die von Schlegel übersehten Bruchstücke in Dorotheas Uebersetzung hineingeflickt und deren Mattheit dadurch erst recht sichtbar gemacht. Allerdings handelt es sich hierbei um Schlegel und Tieck und im Bereich dieser Namen gelten ja die Gesetze der gewöhnlichen Logik nicht. . . . Demnächst mochte man wohl auch in eine Erörterung Dessen eintreten, was an Kritiken und Wünschen mit Bezug auf eine deutsche Shakespeare-Uebersetzung vorgebracht war. So begnügt man sich stets mit den summarischen Urtheilen über Schlegels „unübertreffliche“ Leistung und stellt es immer so hin, als ob Alle, die Manches an ihm zu tadeln haben, kleinliche Pedanten wären, die ängstlich an dem Wort des Dichters kleben. Denn wenn es auch Schlegels Ruhm ist, daß er meist dichterisch und wirksam übersetzt hat, so ist es doch eine leere Phrase, wenn man behauptet, er sei höchstens einmal dem Buchstaben untreu geworden, habe aber dafür den Sinn und die Kraft des Originalen um so getreuer bewahrt. Ausdrücklich muß hervorgehoben werden, daß Schlegel mitunter da, wo es nicht auf wörtliche Treue ankam, wie bei lyrischen Stücken, wo es vielmehr nach Herders Ausdruck galt, nicht „Wort mit Wort“, sondern „Sang mit Sang“ zu übertragen, den Ton des Originalen ganz verfehlt hat. So namentlich bei dem Liedchen in „Wie es Euch gefällt.“ Das eine Liedchen von Amiens (zweiter Akt, siebente Szene) athmet eine winterliche Stimmung. Es singt von dem Winterwind, der weniger unfreundlich ist als der Menschen Undank, von der eisigen Luft, die aber weniger tief schneidet als vergessene Wohlthaten. Der Refrain feiert die Stechpalme (holly), deren grüne Zweige zur Weihnachtszeit den Schmuck des englischen Hauses bilden:

Heigh, ho! sing, heigh, ho! unto the green holly:
 Most frienship is feigning, most loving mere folly.
 Then, heigh, ho! the holly!
 This life is most jolly.

Die Winterstimmung hat Schlegel völlig verfehlt:

Heiße! Singt heiße! Den grünenden Bäumen!
 Die Freundschaft ist falsch und die Liebe nur Träumen!
 Drum heiße den Bäumen!
 Den lustigen Räumen!

Amiens früheres Liedchen (zweiter Akt) lautet bei Schlegel:

Unter des Laubdachs Hut
 Wer gerne mit mir ruht

Und stimmt der Kehle Klang
 Zu lust'ger Vögel Sang:
 Komm geschwinde! Geschwinde! Geschwinde!
 Hier nagt und sticht
 Kein Feind ihn nicht
 Als Wetter, Regen und Winde.

Der englische Text lautet:

Under the greenwood tree,
 Who loves to lie with me,
 And turn his merry note
 Unto the sweet bird's throat,
 Come hither, come hither, come hither:
 Here shall he see
 No enemy
 But winter and rough weather.

Wie viel von Shakespeares Süßigkeit ist in Schlegels steifer Nachbildung verloren gegangen! Niemand wird uns einreden wollen, daß hier das Höchste in deutscher Uebersetzungskunst geleistet worden sei. Dingelstedt und Andere haben hier im Wettkampf Schlegel zweifellos übertroffen.

Auch scheint mir grundsätzlich ganz falsch, daß man immer eine Ergänzung in Schlegels Stil fordert, wie zum Beispiel Paul Heyse thut. Schlegels Stil ist nicht der Stil Shakespeares und es ist überhaupt unmöglich, in Schlegels Manier einige von Shakespeares späteren Stücken zu übertragen. Bei diesem wichtigen Punkt, den man bisher nicht beachtet hat, möge mir gestattet sein, einen Augenblick zu verweilen.

Als Schlegel seine Arbeit unternahm, lagen von Fambendramen unserer Klassiker — der „Nathan“ kam kaum in Betracht — nur „Don Carlos“, „Tasso“ und „Iphigenie“ vor. Obwohl der Vers des Don Carlos, namentlich in der „Thalia“-Fassung, unendlich dramatischer und für die Wiedergabe mancher Stücke Shakespeares weit geeigneter ist als der der beiden goethischen Dramen, so nahm Schlegel doch deren Sprache und dramatischen Vers zum Muster. Unmerklich modelte er seinen Dichter nach diesem Vorbild, glättete, schwächte ab und gab seinem Vers einen sanfteren Fluß, als er im Original hat. Die Thatsache ist oft genug hervorgehoben worden; daß ein Schlegelfanatiker wie Bernays es dem Uebersetzer noch zum Verdienst anrechnete, daß er „die sinnliche Gewalt und Derbheit des shakespeareischen Ausdrucks vielfach gemildert hat“, sei nur beiläufig bemerkt. Ueber dies Mildern könnte man noch leichter hinwegsehen als darüber, daß Schlegels abschleifende Versbehandlung den dramatischen Charakter der Rede oft wesentlich schädigte. Liest man Romeo, Richard den Dritten, Julius Caesar auch nur in der Uebersetzung und vergleicht sie mit Macbeth und Lear, so fällt als-

balb auf, wie dort in der höchsten Leidenschaft Sprache und Vers noch immer ruhig und gehalten sind, dagegen in den zwei letztgenannten, zeitlich späteren Werken der Vers oft zerbrochen wird, die Rede aus einem Vers in den anderen übergreift, bald stockt oder nur ruckweise vorrückt, um im nächsten Augenblick ungehemmt dahinzustürmen, wie aber gerade dadurch das Auf und Ab in den Gemüthsbewegungen der dramatischen Person wunderbar wiedergegeben wird. Schlegel hielt sich beinahe ganz an jene früheren Werke, deren Stil ihm kongenialer war — er hat aus der späteren Zeit Shakespeares nur den abgeklärten „Sturm“ übersetzt —; daher trat der Fall seltener ein, daß Shakespeare sich seiner Behandlung des dramatischen Verses allzu schwer einfügte. Im Hamlet, der eine Art Mittelstellung einnimmt, liegt er jedoch öfters vor. Man vergleiche nur den ersten Monolog des Helden bei Schlegel mit dem Original. Man stuzt gleich bei der ersten Zeile:

D schmolze doch dies allzu feste Fleisch . . . ,

die englisch ganz anders anmuthet:

O! that this too too solid flesh would melt . . .

Otto Ludwig warf Schlegel vor, daß er zuweilen die dramatische Sprache Shakespeares in die eines sogenannten Lesestückes umsetze, und führte zum Beweis dafür den ersten Vers dieses Monologes an (Shakespeare-Studien, Seite 386): „Ich gebe zu, dem ruhigen Vorleser beim Thee wird diese Uebersetzung die bequemere zum Sprechen sein; dem Schauspieler aber, der voll ist von dem Affekt, den er darstellen soll, wird sie zu schwach sein, eben um des milden Flusses der Worte willen, da der Affekt des Kergers, wie alle Affekte, das Nachdrückliche, das Stoßende suchen. Spricht er die treuere Uebersetzung: *D daß dies zu, zu feste Fleisch zerschmolze*‘, so wird es ihm leichter fallen.“ Max Förster hat Schlegel gegen seine Tabler Recht gegeben. Das *too too* sei in der damaligen Sprache nur eine Nuance stärker als das einfache *too* und werde trefflich durch Schlegels „allzu“ wiedergegeben, während die Uebersetzung „dies zu, zu feste Fleisch“ dem Wörtchen einen Nachdruck verleihe, der gar nicht in dem Original enthalten sei. Sieht denn Förster gar nicht, daß Schlegels „allzu“, statt um eine Nuance stärker zu sein, beträchtlich schwächer ist als das einfache „zu“? Ueberdies ist Försters Behauptung falsch. Von den Belegstellen, die man seit Halliwell für die abgeschwächte Bedeutung des *too too* anführt, verbieten einige geradezu eine solche Annahme und besonders unsere Stelle wird immer als Ausnahme von Halliwells Regel angeführt, so von White und Staunton, denen Furness zustimmt. Staunton bemerkt zu unserer Stelle: „Hier ist die Wiederholung des *too* nicht nur rhetorisch auffallend schön, sondern sie drückt auch wunderbar den krankhaften Geisteszustand des unglücklichen Prinzen aus, der ihm das ganze Treiben dieser Welt nur ‚schal, flach und unersprißlich‘ erscheinen

läßt.“ Auch Dowden hält an der steigenden Bedeutung der Wiederholung fest. Eben so würde im drittletzten Vers des Monologes ein scharfer Einschnitt wie im Original — etwa: „Pfui drüber, pfui!“ statt des hüpfenden „Pfui, pfui darüber!“ — diesem Ausruf eine ganz andere Wucht geben und es dem Schauspieler weit mehr ermöglichen, seine leidenschaftliche Empörung in die Worte zu legen.

Aber nicht nur feilt Schlegel solche Härten und Absätze weg, die den Vers zerreißen, um Stützpunkte für die Aktion des Darstellers zu schaffen: er stellt auch oft Worte, die den größten Nachdruck haben, an eine Stelle im Vers, wo sie unmöglich zur vollen Geltung kommen können. Das zeigt sich mitunter in scharf pointirten und antithetischen Stellen, die überhaupt sorgfältiger herausgearbeitet werden mußten. Hamlets Antwort auf die Frage der Königin, weshalb etwas so Allgemeines wie ein Todesfall ihm so besonders scheine, lautet bei Schlegel:

Scheint, gnäd'ge Frau? Nein, ist; mir gilt kein „Schein“.
Nicht blos mein düstrer Mantel, gute Mutter,
Noch die gewohnte Tracht von ernstem Schwarz,
Noch die gebeugte Haltung des Gesichts
Sammt aller Sitte, Art, Gestalt des Grams
Ist Das, was wahr mich kundgiebt; Dies scheint wirklich:
Es sind Geberden, die man spielen könnte.
Was über allen Schein, trag' ich in mir;
All Dies ist nur des Kummers Kleid und Zier.

[these, indeed, seem:

For they actions that a man might play,
But I have that within, which passeth show,
These but the trappings and the suits of woe.]

Wer sieht nicht, daß Schlegels „Dies scheint wirklich“, das überdies einen anderen Sinn nahe legt, dem Nachdruck des seem in dem viertletzten Vers nicht gerecht wird und daß auch die freie Wiedergabe des vorletzten Verses den Gegensatz verwischt? Dem Hamletdarsteller merkt man oft die Mühe an, die ihm Schlegels „Dies scheint wirklich“ macht. Mit einer anderen Uebertragungen, etwa: „Ja, Dies scheint,“ wäre ihm zweifellos mehr gebient.

Es ist klar, daß schon hier Schlegels Stil gegenüber dem Dramatisch-Schauspielerischen des shakespeareischen Verses versagte. Mehr noch würde es der Fall gewesen sein bei Werken wie Coriolan, Lear oder Macbeth; diese müßte man mit den Mitteln unserer weiterentwickeltesten Dichtersprache und des dramatisch mehr bewegten Verses, die nach Abschluß von Schlegels Uebersetzung Heinrich von Kleist und andere Dramatiker ausbildeten, unserer Muttersprache zu gewinnen suchen. Mir scheint sogar erwägenswerth, ob man bei einem so viel gespielten Werk wie Hamlet nicht daran denken sollte,

den Text mehr den Bedürfnissen des Schauspielers anzupassen. Der mehr getragene Sprechstil der Schauspielkunst zu Schlegels Zeit bevorzugte den glatteren Vers, wie Schlegel ihn liebt. Die leidenschaftliche, stärker accentuirende Spielweise unserer Tage, die durch Ibsen und das moderne soziale Schauspiel zur Herrschaft gekommen ist und auch die hohe Tragoedie erobert hat, fordert dagegen eine Uebersetzung, die die Aktion des Schauspielers in jeder Weise stützt und nicht Glätte für Charakter setzt.

Unter diesem Gesichtspunkt stellt sich auch die Aufgabe der Ergänzung Schlegels anders. Für die etwa zehn späteren Stücke, namentlich die großen Tragoedien Othello, Macbeth, Lear, Coriolan, Antonius und Kleopatra, würde eine einheitliche Uebertragung gefordert werden müssen. Ein markiger, dabei geschmeidiger Stil, ein scharfes Gefühl für den dramatischen Charakter der Rede und des Verses wären hier Voraussetzung. Für die früheren Werke, namentlich die Jugendlustspiele, würde eine mehr dem spielerisch Tändelnden, grazios Ausgelassenen zuneigende Begabung nicht zu entbehren sein. Ich sehe nicht ein, weshalb sich nicht zwei literarische Freunde in der Weise in die Arbeit theilen sollten, daß der Eine die von Schlegel ausgelassenen früheren, der Andere die späteren Werke übernehme. Jener hätte die leichtere, aber auch weniger ruhmvolle Aufgabe. Würden diese Freunde dann auch noch Schlegel überarbeiten und dort, wo es geboten ist, bessern, so ist kein Grund vorhanden, weshalb wir nicht in absehbarer Zeit — immer die richtigen Männer vorausgesetzt — einen deutschen Shakespeare haben sollten, der alle billigen Forderungen befriedigt. Wir haben in Deutschland stets ein paar formale Talente, deren selbständiges Dichten immer wie ein Echo anmuthete und die sich durch künstlerische Lösung einer solchen Aufgabe Dank, Ehre und Geld verdienen könnten. Ich wüßte Ludwig Fulda, der zu bezweifeln scheint, daß ein Dichter sich zu einer solchen Arbeit herbeiließe, Namen zu nennen. Die Aufgabe wäre heute beträchtlich leichter als früher. Eine Eiche fällt nicht auf einen Schlag; und einem guten Uebersetzer wird seine Aufgabe dadurch sehr erleichtert, daß schon ein gleich oder annähernd Tüchtiger ihm vorgearbeitet hat. Schlegel ist da am Glücklichsten, wo ihm Jemand vorausgegangen ist und einen Theil der Schwierigkeiten überwunden hat. So ist auch nicht zu bezweifeln, daß auf den Schultern Schlegels und anderer tüchtigen Vorgänger stehende heutige Uebersetzer uns einen besseren deutschen Shakespeare als selbst Schlegel zu bieten vermöchten, — vorausgesetzt, daß sie nicht Schlegel, Baudissin und Dorothea Tiedt oder wen sonst zu „verbessern“ unternähmen, sondern in selbständigem Ringen mit dem Dichter diesen zu verdeutschen suchten und dabei die früheren Uebersetzungen so nützten, wie Schlegel selber die Arbeit seiner Vorgänger verwerthet hat.

Siegen.

Professor Dr. Wilhelm Weg.



Weltgeschichte.

Herr Dr. Mathieu Schwann hat am zweiundzwanzigsten Juni hier den Standpunkt meiner Weltgeschichte einer ausführlichen und, wie bei seinem Standpunkt nicht anders zu erwarten war, polemischen Kritik unterzogen. Daß wir einander befehren, ist nicht zu erwarten; eben so wenig, daß wir den Kampf von prinzipiell einander widerstreitenden Weltanschauungen zum Austrag bringen oder Die befehren, die der einen oder anderen sich zu eigen gegeben haben. Neu ist mir auch nicht, was Schwann sagt; ich habe es in der Hauptsache wiederholt in seinen Besprechungen der Deutschen Geschichte Lamprechts und der von Helmolts herausgegebenen Weltgeschichte gelesen. Auch habe ich persönlich keinen Grund, mich gegen seinen Aufsatz zu wenden; denn er nennt mich wiederholt „einen tüchtigen Mann“, dann einen „begabten Mann“, er „räumt mir das Recht ein, meine Meinung zu sagen“ — freilich, wie wollte er mir es nehmen? —, kurz: ich könnte mit dem Urtheil über das Ergebnis meiner Arbeit zufrieden sein, wenn meine Methode auch „veraltet“ ist.

Auch darin stimme ich Schwann durchaus bei, daß es „die Methode“ nicht allein macht und die „Schule“ auch nicht. Die „veraltete Methode“ hat eine Masse vortrefflicher Arbeiten geschaffen; die „neue“ muß erst zeigen, ob sie Das auch kann. Was wir bis jetzt davon wissen, erbringt diesen Beweis noch nicht. Lamprechts Deutsche Geschichte ist in Dem, was neu darin ist, heiß umstritten und die politischen Theile, auf die er allerdings keinen besonderen Werth legt, obgleich er ihnen eine große Ausdehnung giebt, sind ganz Werken der alten Methode entnommen. Wenn wir Helmolts Weltgeschichte auf ihren geschichtlichen Theil prüfen, so entdecken wir, außer den so und so vielen Mitarbeitern, bis jetzt noch nichts von der „neuen Methode“, sondern diese Abschnitte seiner „Encyclopaëdie“, wie jüngst einer seiner Vobredner seine Weltgeschichte vielleicht ohne tiefere Absicht, aber jedenfalls sehr treffend genannt hat, gleichen meist denen der „alten Methode“ wie ein Ei dem anderen, obgleich jeder einen anderen Verfasser hat. Die „neue Methode“ erstreckt sich bis jetzt nur darauf, daß eine Reihe von Abschnitten anthropologischen, geographischen und ethnologischen Inhalts als selbständige Abschnitte der Weltgeschichte einverleibt sind, die man bis jetzt zwar auch als besondere Wissenszweige erachtet und geschätzt, aber deren Resultate man wegen ihres stark hypothetischen Charakters mit Vorsicht nur da verwandt hat, wo sie das Verständniß der geschichtlichen Vorgänge durch die ungeschichtliche Ur- und Vorzeit klären und aufhellen konnten. Zusammenhänge, die die „alte Methode“ einfach durch die chronologische Anordnung organisch darstellte, erscheinen bei Helmolts als besondere, aus dem natürlichen zeitlichen Zusammenhang herausgenommene und herausbestillirte Abschnitte. Vehrreicher und verständlicher als etwa bei Eduard Meyer sind sie dadurch nicht geworden.

Endlich stimme ich Schwann auch darin zu, daß meine Einleitung erst geschrieben wurde, als der Druck des Buches begann und ein großer Theil meiner Geschichte fertig war. Doch hier scheiden sich unsere Wege. Denn erstens mache ichs stets so — und ich denke, auch die meisten anderen Menschen —, daß sie, wenn überhaupt, ihre Grundsätze in einer Einleitung erst zuletzt zusammenfassen. Schwann scheint aber sagen zu wollen, ich hätte die meinen überhaupt erst auf-

gestellt, als meine Geschichte fertig war, und hätte mich in dieser selbst darum nicht getümmert. Denn er behauptet, daß „ich mich um meine Grundsätze später nur gelegentlich bekümmere, im Uebrigen aber bei meiner Darstellung meinem gesunden Instinkt nachgehe.“ An einer anderen Stelle heißt es sogar: „Das Neue liegt immer in einer Position; und zu ihr kommt Schiller nicht, wo er Theoretiker bleibt, sondern nur ‚im dunkeln Drang seiner Gefühle‘ klingt das Neue unserer Zeit, dem er sich nicht zu entziehen vermochte, durch und verwickelt ihn zuweilen in sonderbare Widersprüche.“ Ich finde dafür eine andere Erklärung. Schwann hat etwas rasch und nur einen kleinen Theil gelesen, er war stets in dem Bann seiner Theorie und will mir nun in die Schuhe schieben, was doch allein ihm zur Last fällt. Ich kann zu meinem lebhaften Bedauern aus seiner Kritik nicht ersehen, wo in meiner Geschichte ich den in der Einleitung aufgestellten Grundsätzen widersprochen habe, wo mich der „gesunde Instinkt“ oder ein „dunkler Drang der Gefühle“ daran vorüber zum Richtigen geführt hat. Uebrigen mögen dieser „gesunde Instinkt“ und „dieser dunkle Drang der Gefühle“ etwas „naturwissenschaftlichem Denken“ Geläufiges sein; ich vermag mir leider darunter nichts vorzustellen. Denn ich weiß, daß ich seit 1892 stets wieder von Neuem die einzelnen Theile meines Manuscriptes mit kühlem Verstande und vollem Bewußtsein Dessen, was ich wollte, darauf nachgeprüft habe, ob sie den Grundsätzen entsprächen, die ich in der Einleitung dargelegt und bereits in meiner „Römischen Kaisergeschichte“ 1883 befolgt habe.

Es ist ja unleugbar, daß in weiten Kreisen die Ansicht gilt, durch die Fortschritte der Naturwissenschaften sei die gesammte Weiterentwicklung der Menschheit bedingt. Es ist eben so unbestreitbar, daß die naturwissenschaftliche Methode die Kenntniß psychischer Vorgänge, so weit diese der Messung und dem Experiment unterworfen werden konnten, gefördert hat. Aber daß sie uns nun den gesammten psychischen Prozeß erklärt habe: gegen diese Behauptung Schwanns werden die Gehirnphysiologen selbst entschieden protestiren. Die „Denkherde oder Assoziationscentren“ sind eben Hypothesen; Schwann hat vermuthlich nicht die neueste Auflage einer gehirnpysiologischen Arbeit eingesehen, in der früher das Assoziationscentrum eine große Rolle spielte; warum ist es denn jetzt da verschwunden? Auch ist es wohl nur mir entgangen, daß die kleine Brücke geschlagen worden ist zwischen dem letzten Auslingen des sinnlichen Reizes und dem ersten Aufspringen der unsinnlichen Vorstellung. Dubois-Reymond hat davon gesagt: Ignorabimus; da es aber nach Schwann „einmal kein Ignorabimus mehr für den Menschen geben wird“, so wird vielleicht einst auch diese Brücke geschlagen werden; man wird endlich vielleicht auch einmal finden, wie in der beständig sich erneuernden Zelle das Erinnerungsbild bewahrt und der Erneuerung fähig wird. Bis jetzt kam es mir stets so vor, als würde Einem gerade hier zugemuthet, an ein Wunder zu glauben. Einstweilen darf man es uns „anderen Laien“ jedenfalls nicht verdenken, wenn wir Hypothesen, die vielleicht für die Naturwissenschaft nothwendig und werthvoll, über die aber die Vertreter der Wissenschaft selbst getheilte Meinung sind, ja die recht ernsthafte Gelehrte geradezu ablehnen, nicht zu Grundtagen einer neuen Metaphysik machen wollen.

Ich verstehe vollständig, daß Schwann von der Geschichtswissenschaft verlangt, sie solle ihren Gegenstand in eine lückenlose Reihe von Ursachen und

Wirkungen auflösen; aber ich weiß auch eben so gut, daß Das bei unserer unvollkommenen und lückenvollen Ueberlieferung unmöglich ist. Buckle, der nur Ideen von Condorcet und Comte verarbeitete, unternahm es, auf „induktivem Wege“ die allgemeinen Gesetze der geschichtlichen Entwicklung zu finden; und wie kläglich scheiterte er! Aber ohne Wirkung ist trotzdem seine Geschichte der Civilisation nicht geblieben; noch heute glauben viele, daß die geschichtliche Entwicklung nichts Anderes sei als das verwickelte Spiel blind und mechanisch waltender Gesetze. Die darwinische Theorie, die gegen die Eigenart der Individuen gleichgiltig ist und nur die Entwicklung des Menschen als Gattungswesen im Auge hat, trug mächtig zur Förderung dieser Ansicht bei. Sie beanspruchte die Geschichte des Menschen als einen Theil der Naturwissenschaft, auf die selbstverständlich deren Methoden anzuwenden seien. Dabei sind ihr die Individualitäten geradezu störend, weil es ihr nur auf die angeblich gesetzmäßig festzustellende Massenentwicklung ankommt. Ja, der konsequenteste Fortbilder Comtes, Bourbeau, ging so weit, beweisen zu wollen, daß das Genie, der führende Geist, gar nicht originell sei und daß ein solches nach geistiger Größe und Leistung nur scheinbar aus der Masse emporrage; nur seine „Umwelt“ mache es zu Dem, was es sei. Schwann steht völlig auf diesem Standpunkt; bekannt war er mir auch seit etwa zehn Jahren, aber leider habe ich mich nicht von seiner Haltbarkeit überzeugen können; und ich denke, die Meisten mit mir. Mit vollem Bewußtsein meines Gegensatzes zu Bourbeau und seinen naturwissenschaftlichen Nachtretern habe ich nun den für Schwann natürlich entsprechenden Satz hingestellt und in meiner Darstellung zu erweisen gesucht: „Personen machen die Geschichte, wie Alexander der Große, Caesar, Luther, Friedrich der Große, Bismarck. . . Das Genie kann wohl von einer Zeit gebildet, aber es kann nicht von ihr geschaffen werden.“ Ich meine, in diesen Worten liegt nicht die geringste Unklarheit; denn wir wissen doch aus unseren Tagen zur Genüge, daß sich die geschichtliche Entwicklung nicht nur durch das Zusammenwirken, sondern auch durch den Kampf allgemeiner geschichtlicher Mächte und großer Persönlichkeiten vollzieht und daß zum Beispiel Bismarck wohl durch seine Zeit bedingt war, aber auch nicht blos dieser Zeit, sondern selbst der Zukunft seine Bedingungen vorschrieb. Und hätte er nicht seine individuellen Anlagen gehabt, die er zunächst Eltern und Voreltern, jedenfalls nicht der Zeit, verdankte, so hätte diese an ihm erziehen dürfen, wie sie es an Millionen gethan hat; unser Bismarck wäre aus dieser Erziehung nie hervorgegangen. Wie soll also die Zeit das Genie schaffen? Für Schwann ist Das einfach Axiom; Einwände der Unmöglichkeit würdigt er keines Blickes. „Keine Ahnung mehr“ heißt es bei ihm, „von jenem wundervollen Rollen der tüchtigsten Menschen unserer Zeit, hinter das Geheimniß der natürlichen Zuchtwahl zu kommen, die das Genie schafft und schaffen lehrt.“ Man stelle sich vor, man wolle hinter das „Geheimniß der natürlichen Zuchtwahl“ kommen, die Alexanders, Caesars, Luthers Genie geschaffen hat! Aber bei Bismarck liegt ja die Aufgabe näher. Warum unternimmt Schwann nicht einmal den Versuch, diese Aufgabe zu lösen, und zeigt uns anderen armen Teufeln, wie man Das anfängt? Es muß doch für ihn eine Kleinigkeit sein; denn sein Bewußtsein sagt ihm: „Wir sind daran, die Gesetze der Vererbung, Anpassung, Zuchtwahl, die Gesetze des Milieus und der natürlichen Veranlagung, das Gesetz der menschlichen Entwick-

lung, auf denen das Verhältniß des Einzelnen zur Allgemeinheit beruht, heute zu erkennen und seine Räthsel zu lösen.“ Es kommt mir nun freilich erheblich anders vor und ich meine, wir sind noch recht weit davon entfernt, wenn ich allein die Ansichten Lamarcks, Spencers, Darwins und Weismanns über die Vererbung betrachte. Und doch sind selbst diese Ansichten wieder lediglich Hypothesen, die, wie die Möglichkeit ihrer Existenz an sich schon zeigt, doch nicht auf unumstößlichen Thatsachen und daraus gezogenen, zwingenden und Alle überzeugenden Schlüssen beruhen können. Ja, es ist mit dem „naturwissenschaftlichen Denken“ eine eigene Sache; manchmal ist es trotz Schwann immer noch etwas „konfus“, was für uns Andere inmerhin ein kleiner Trost ist; freilich ist diese Konfusion bei uns Historikern nach Schwann der gewöhnliche Zustand.

Und noch Etwas bewundere ich an Schwann, selbst auf die Gefahr, in seiner Achtung zu sinken: seinen naiven Glauben an die Möglichkeit psychischer Analyse. Ich kenne die neueren Methoden der Untersuchung psychischer Vorgänge; aber sie konnten mir nicht die Ueberzeugung erschüttern, daß die Anwendung der naturwissenschaftlichen Methoden auf die zusammengesetzten geistigen Vorgänge verfehlt und ergebnislos ist. Sie haben uns in Bezug auf sie bis jetzt keinen Schritt weiter gebracht. Und zwar, weil diese geistigen Prozesse viel zu viele, ganz verschiedene Elemente enthalten, nicht in diese aufgelöst werden können; dazu keinen Augenblick sich völlig gleich sind und weil sie schon durch den Versuch allein unablässig anders beeinflusst werden, als sie ohne ihn verliefen. Aber ich gehe noch weiter. Ich weiß aus langer und oft wiederholter Erfahrung, daß ich wenigstens nicht im Stande war, wenn ich mich noch so tief in die Sache versenkte, auch nur die psychischen Vorgänge und die psychische Entwicklung eines Kindes so zu analysiren, daß mir keine Unklarheit mehr geblieben wäre, daß ich für die von mir beobachteten Erscheinungen stets eine befriedigende Erklärung, geschweige den zwingenden Grund gefunden hätte. Das mag an meiner unvollkommenen Organisation liegen; aber ich finde leider, daß es Andere eben so wenig können. An einen fertigen Menschen möchte ich mich gar nicht wagen; denn da fehlen mir so unendlich viele Voraussetzungen, ja, eigentlich alle, daß ich doch nur im völligen Dunkel tappen würde. Ich kann also Schwann nur einfach anstaunen, wenn er diese Aufgabe der psychischen Analyse als etwas, so Einfaches hinstellt und sie sogar bei den Menschen längst vergangener Zeiten, über deren Werden, Fühlen, Denken, Handeln und Umwelt wir nur — noch dazu oft werthlose — Bruchstücke kennen, für möglich und ausführbar hält. Und nicht genug damit: sogar die „Embryologie“ der Individuen (Menschen und Völker) soll in die Betrachtung einbezogen werden. Entweder meint Schwann hier Etwas, das ich nicht verstehe, oder ich weiß nicht, was ich sagen soll.

Dazu kommt in allen Rezensionen, die Schwann in den letzten Jahren geschrieben hat, die immer wiederkehrende Forderung, die Geschichte müsse nicht bloß darstellen, wie die Dinge sind, sondern erklären, wie und warum sie so geworden sind. Nun, ich meine, wir bestreben uns nach Kräften, Das zu thun. Aber daß diese Erklärungen der selben Vorgänge oft so verschieden ausfallen, spricht doch nicht gerade für den Werth eines solchen Verfahrens unter allen Umständen. Wir müssen uns eben — Schwann verzeihe mir nochmals diesen Ausdruck — demüthig bescheiden, auch Vieles nicht zu wissen; mit dem titanen-

haften Entschluß: „Ich will, ich muß es wissen“ ist es leider nicht gethan. Beharrt man darauf, so kommt es höchstens zu einer annehmbaren Hypothese.

Ich habe den Eindruck, daß ohne die Einleitung meine Weltgeschichte Schwann nicht übel gefallen hat. Ich hätte es freilich machen können wie Lamprecht: hübsch über meine Weltanschauung schweigen. Ich hätte mich dabei sogar auf Helmholtz, den Vertreter der „neuen Methode“, berufen können, der sagt: „Zu fordern, daß der Historiker beim Niederschreiben die Weltanschauung, die er sich persönlich mehr oder weniger mühsam errungen hat, zu Worte kommen lasse, ist falsch.“ Aber ich halte diese Ansicht auch für falsch; und wenn der Geschichtsschreiber auch wollte, könnte er es nicht. Ich hielt es, wie heute die Dinge liegen, für nothwendig, auch für ein Gebot der Ehrlichkeit, mich über die Ansprüche der Naturwissenschaften den Geisteswissenschaften gegenüber und über Weider Grenzen auseinanderzusetzen, vor Allem aber den Leser nicht im Unklaren zu lassen, was er in meinem Buch erwarten dürfe, was nicht. Nicht Phantomen nachzujagen, wenn sie sich auch mit dem glänzenden Gewande der Wissenschaft ausstatten, sondern, mich an das Erreichbare zu halten, schien die mir gesteckte Aufgabe zu sein. Vielleicht ist aber Schwann ganz entgangen, was Helmholtz in seiner Einleitung über Gegenstand und Gang einer Weltgeschichte sagt; es wird ihn gewiß interessiren wegen der neuen Methode: „Ohne Weiteres ist zuzugeben, daß sich eine monistische Weltanschauung, sie mag in der Theorie noch so vollkommen aussehen, nicht in die Praxis umsetzen läßt. Einen durchaus lückenlosen ursächlichen Zusammenhang herzustellen, wird nie möglich sein; darum wird trotz Hobbes genug Platz für die menschliche ‚Freiheit‘ und Selbstbestimmung übrig bleiben. Echt deutsch und ehrlich hat Wilhelm von Humboldt dafür die Worte: ‚Die Weltgeschichte ist nicht ohne eine Weltregirung möglich.‘ Woher soll der Historiker die Kraft nehmen, die Ideen darzustellen, die ihrer Natur nach außer dem Kreise der Endlichkeit liegen? Selbst dann, wenn der Fortschritt der denkbar größte Erfolg beschieden ist, bringt sie es doch nur bis zu einer kleinsten Zahl von Möglichkeiten, bis zu einer Zahlengrenze, die gerade dem objektiven Geschichtsschreiber gesteckt ist. So und so viele Möglichkeiten sind aber noch keine Wirklichkeit; und bis zu dem Allerheiligsten: der Erkenntniß des Verhältnisses der Wirklichkeit zu den Möglichkeiten, vorzubringen, ist keinem Sterblichen vergönnt, auch dem Naturwissenschaftler nicht.“ Ich könnte fast jedes Wort unterschreiben. Was aber sagt Schwann dazu?

Ich hätte noch gar Manches auf dem Herzen; namentlich Schwanns Ausführungen über Rationalität fordern geradezu zum Widerspruch heraus. Aber sie sind so gewaltige Uebertreibungen, daß man sie ruhig der „Selbstvernichtung“ überlassen kann. Darum schließlich nur noch eine Bemerkung über seine praktische Psychologie. Er findet, in meiner Einleitung „stecke ein Element persönlicher Gereiztheit.“ „Welchen Grund sie hat, dürfte dem Psychologen kaum zweifelhaft sein.“ „Sachlicher Gereiztheit“ ließe ich mir zur Noth gefallen; denn immer die selbe falsche Melodie hören zu müssen, kann den gesündesten Menschen aufregen. Vielleicht prüft er seine psychologische Analyse nochmals, wenn ich ihm sage — der Beweis steht ihm zur Verfügung —, daß diese Einleitung seit dem achtundzwanzigsten Dezember 1898 in den Händen des Verlegers war.

Leipzig. Geheimer Oberschulrath Professor Dr. Hermann Schiller.



Omar Khayyam.

Im Jahre 1859 erschien bei Quaritch in London in Form einer Klein-Quart-Broschüre, schlecht gedruckt auf schlechtem Papier: Edward Fitzgeralds Kubaiyat von Omar Khayyam, dem persischen Astronomen und Dichter. Das Ergebnis war ein vollständiger Mißerfolg, den der Autor nicht so sehr im eigenen wie im Interesse seines Verlegers beklagte; ihm überließ er schließlich die Arbeit großmüthig als Geschenk. Trotz aller Ermäßigung des ursprünglichen Preises von fünf Shilling blieb das Buch eine unverkäufliche Waare; und acht Jahre später warf der Buchhändler den ganzen Posten zwischen die Bücher vor der Thür seines Ladens, die „Jedes Stück 1 Penny“ ausgezeichnet waren. Hier fand, wie man erzählt, Rosssetti das Buch; und binnen kurzer Frist waren nun die zweihundert Exemplare vergriffen. Heute zählt man gern sechs Pfund und mehr, wenn der Zufall es fügt, daß sich einmal ein Exemplar in einen Buchladen verirrt. Nun besorgte der Verleger 1868 eine zweite Auflage, die schnell erschöpft war und jetzt schon eben so selten ist wie die erste. Ihr reichten sich bis 1895 vier weitere Ausgaben an und die Verse des Omar Khayyam fanden in England eine Bewunderung, die einem Kult nicht unähnlich ist. Auch die Tonkunst stellte sich in den Dienst des gereimten Wortes, das vor beinahe achthundert Jahren erklingen war. Noch gewaltiger war die Bewegung aber jenseits des Ozeans, wo von 1877 bis 1895 neun Ausgaben einander folgten, unter denen die allgemein bekannte Rod-lino edition bis zum Jahre 1894 allein dreiundzwanzig Auflagen erlebte. Man wetteiferte förmlich, das einst so armselige Kind immer prächtiger zu schmücken; und 1884 erscheint das fünfundzwanzig Jahre früher als Penny-Schmöker verträdelte Büchlein als Prachtwerk mit Ornamenten und vollseitigen Illustrationen von Elihu Vedder zum Preise von hundert Dollars in Boston. Omar Khayyam-Klubs bilden sich. Volksausgaben zu zwanzig Cents werden veranstaltet und finden reißenden Absatz. Jedes Jahr beschert das Buch in immer neuer, immer reizenderer Ausstattung mit Erläuterungen, Vermehrungen und Verbesserungen, die das Verständniß erleichtern und die Strophen des alten Omar in immer weitere Kreise tragen.

Wie kommt es da, daß bei uns in Deutschland der Name Omars Khayyam, trotz den Uebersetzungen von Hammer-Purgstall, Schack und Bodenstedt, so gut wie unbekannt geblieben ist?

Man könnte vielleicht glauben, daß die Verhältnisse in Amerika und England mit ihren Sekten der Temperenzler und Frömmiger aller Art wegen der Kontrastwirkung einen aufnahmefähigeren Boden für diese feuchtfrohlichen Lobsprüche bieten. Aber es muß doch auch noch Anderes gewesen sein, was zur größeren Verbreitung beigetragen hat.

Fitzgerald hat die fünfhundert Strophen der persischen Handschriften auf ein Fünftel zusammengedrängt. Alle stimmen in Formen, die er streng dem Original anpaßt, überein und seine klare, verständliche Uebersetzung zwingt vom Anfang bis zum Ende in den Bann des Dichters. Ich habe eine deutsche Uebersetzung versucht und gebe hier ein paar Proben:

Ob Raishapur, ob Babel heißt die Stadt,
 Ob herb Dein Kelch, ob süß, ob frisch, ob matt:
 Des Lebens Wein rinnt Tropfen sacht um Tropfen,
 Des Lebens Blätter fallen Blatt um Blatt.

Ein Lieberbuch in grüner Zweige Ruh,
 Ein Krug mit Wein, ein Laiblein Brot dazu
 Und neben mir Dich, singend in der Wüste, —
 O Wüste, ja, das Paradies wärst Du!

Es baut sein Glück des Menschen eitler Sinn
 Auf flüchtige Asche; oft wohl mit Gewinn!
 Doch, wie der Schnee im Angesicht der Wüste,
 Kurz nur erglänzt, — und schon ist es dahin!

Genieße Alles, was die Welt nur kennt,
 Eh Dich verschlingt des Staubes Element!
 Oh! Staub bei Staub zu liegen, unter Staub;
 Kein Wein, kein Sang, kein Sänger und — kein End'!

Einst lauscht' auch ich dem Priester und Doktor.
 Wie hohe Weisheit tönte an mein Ohr
 Das „Um“ und „Drum“; doch stets zum gleichen Thor
 Kam ich heraus, wo ein ich ging zuvor.

Der Weisheit Samen streut' ich je und je,
 Hab' auch gesorgt, daß Frucht daraus ersteh;
 Das war die Ernte, die ich eingebracht:
 „Wie Wasser kam ich und wie Wind ich geh.“

Und hat der Vorhang sich vor uns gesenkt,
 Fort kreist die Welt in ihrer Bahn gelenkt:
 Sie kümmert sich um unser Gehn und Kommen
 So viel, wies Meer dem Steinwurf Achtung schenkt.

Verschwend' mit Klügeln nicht der Stunde Dauer,
 Was „hier“ und „dort“, was falsch und was genauer.
 Weit besser, sich an saftger Traube legen,
 Als Frucht erhoffen, — leer vielleicht und sauer.

O Paradies! O Hölle, die uns droht!
 Das Leben fließt nach ewigem Gebot.
 Eins ist gewiß und Alles sonst ist Lüge:
 Verblühte Blumen sind für immer tot!

Was offenbart die Klugen und die Braven,
Die als Propheten sich auf Erden trafen,
Nur Märchen sind es, die, erwacht vom Schlaf,
Sie sich erzählt, um — weiter dann zu schlafen.

Und alles Das, wo mitten drin wir stehn,
Ist nichts als Trug; ein Schattenspiel, gesehn
In einem Kasten, wo, statt Kerzen, Sonne,
Wo munter wir als Schemen komm'n und gehn!

Figuren sind wir auf dem Schachbrett Welt.
Er spielt, Er zieht, Er rückt und schlägt und stellt
Hierhin und dorthin. Und wenns Spiel vorbei,
Zum Kasten geht es, Stück zu Stück gesellt.

O, welche Schmach! Aus blödem Nichts gewählt,
Ein fühlend Etwas wird ins Joch gequält
Verbotner Lüfte und bei schwerer Pein
Der ewigen Verdammniß, wenn gefehlt.

Pur Gold will Er von seiner Wesen Wandel,
Die Er gemacht doch nur vom Schlacken=Mantel.
Und dann verklagt um Schuld, uns aufgedrungen
Und ohne Einspruch — — — ha! welch saubrer Handel!

Der Du den Menschen schufst aus niedrigem Brei
Im Paradies — die Schlange gleich dabei —,
Vergieb die Sünden alle, die geschwärzt
Dein Ebenbild, wie Dir vergeben sei!

Ah! Daß der Venz muß mit der Rose schwinden!
Der Jugend Buch den Schluß so bald muß finden!
Die Nachtigal, die in den Zweigen sang,
Woher, wohin sie flog — — Wer mag es künden?

Omar Khayyam wurde in einem Dorf bei Naishapur um das Jahr 1042 geboren und starb 1123. Die spärlichen Nachrichten über sein Leben verflechten sich eigenartig mit den Nachrichten über zwei andere hervorragende Gestalten seiner Zeit und seines Landes; es sind: Nizam ul Mulk, Bezier von Alp-Arslan, und Malek-Schah. In seinem Testament (Wasiyat), das er als Denkschrift für künftige Staatsmänner hinterließ, sagt Nizam ul Mulk:

„Einer der größten und weisesten Männer von Khorossan war der Imam Nowassak von Naishapur, ein hochgeehrter und verehrter Mann; Gott mag seine Seele erfreuen! Seine ruhmreichen Jahre überschreiten die fünf undachtzig und es war ein allgemeiner Glaube, daß jeder Jüngling, der in seiner Gegenwart den Koran las oder die Ueberlieferungen studirte, sicherlich zu

Ehre und Glück gelangen würde. Deshalb sandte mich mein Vater mit dem Doktor der Rechte Abd-ul-Samed von Thus nach Raishapur, damit auch ich unter Führung des berühmten Lehrers lernen und den Wissenschaften obliegen sollte. Er hatte für mich stets einen Blick der Gunst und des Wohlwollens und ich empfand als sein Schüler eine überschwängliche Zuneigung und Ergebenheit für ihn, so daß ich vier Jahre lang zu seinen Füßen saß. Bei meiner Ankunft fand ich zwei gleichaltrige Schüler: Hakim Omar Khayyam und den unglücklichen Hassan Ben Sabbah, Beide ausgestattet mit Geistesstärke und hohen natürlichen Anlagen, und wir Drei schlossen uns bald in Freundschaft zusammen. Erhob sich der Imam von seiner Vorlesung, dann pflegten sie sich zu mir zu gesellen und vereint repetirten wir das Gehörte.

Eines Tages sprach Hassan: „Es ist ein allgemeiner Glaube, daß die Schüler Nowaffats zu Glück gelangen werden. Nun: wenn nicht wir Alle, — Einer von uns wird es doch erreichen. Was soll dann aus unserm Bund und Gelübde werden?“

„Was Du willst!“ antworteten wir. „Nun wohl!“, schwören wir uns, daß der Glückliche mit den Anderen sein Glück theile.“ „So sei es!“ erwiderten wir und Handschlag bekräftigte unser Versprechen.

Jahre schwanden dahin; ich verließ Khorossan, ging nach Transoxiana, durchwanderte Ghazni und Kabul. Als ich heimgekehrt war, betraute man mich mit Geschäften; und unter dem Sultan Alp-Arslan stieg ich zum Verwalter der Staatsangelegenheiten empor. Vorwärts ging es in Amt und Würden. Weitere Jahre verstrichen und die Schulfreunde kamen und forderten die Erfüllung des Gelübdes, die Theilung meines Glückes.“

Der Bezier verwandte sich beim Sultan für die Gewährung eines Platzes in der Regierung, den Hassan gefordert hatte. Er erhielt ihn auch; aber, ungeduldig und ehrgeizig, verwickelte er sich bald in die Hofintriguen und fiel, nach einem mißlungenen Versuch, seinen Wohlthäter zu verdrängen, in Ungnade. Nach mancherlei Mißgeschick und Irrfahrten ward er das Haupt der persischen Sekte der Ismailiten. Im Jahre 1090 bemächtigte er sich des Schlosses Alamut in der Provinz Rudbar, südlich vom Kaspiischen Meere; und hier war es, wo er während der Kreuzzüge als der „Alte vom Berge“ Furcht und Grauen durch die ganze mohammedanische Welt trug. Eins der ungezählten Opfer der Mördersekte war Nizam ul Mulk.

Omar Khayyam hatte sich nichts erbeten als den Genuß der Einkünfte des Dorfes, wo er geboren war. Dort, sagte er, kann ich, wenn Du mir willst, unter dem Dache des Vaterhauses, frei von den unvermeidlichen Fesseln der lauten Welt, friedlich leben, der Dichtkunst dienen, die meine Seele entzückt, und mich der Betrachtung der Schöpfung hingeben, wie es meinem Herzen entspricht. Der Wunsch ward ihm auch erfüllt und Omar Khayyam lebte zurückgezogen an dem Orte seiner Geburt geschäftig, den Ruhm des Beziere zu preisen und Kenntnisse, besonders in der Astronomie, zu sammeln.

Unter dem Sultanate des Malek Schah wurde er nach Merw berufen und der Sultan überhäufte ihn mit Gunstbeweisen. Als Malek Schah die Reform des Kalenders bestimmte, war Omar einer der acht Gelehrten, die dazu ausersehen wurden. Sie erfanden die Jalali (so genannt nach Jalal-u-din, einem von des

Rö'nigs Namen), eine Zeitrechnung, die — wie Gibbon sagt — die julianische übertrifft und sich der gregorianischen an Genauigkeit nähert.

Omar's Dichtername Khayyam bedeutet Zeltmacher. Man sagt, er habe dieses Gewerbe einige Zeit getrieben, ehe ihm die Großmuth Ruzams ul Nulak zur Unabhängigkeit verhalf. Auch andere persische Dichter haben Namen, die von ihrer Beschäftigung entlehnt sein mögen; Attar bedeutet Droguist oder Gewürzkrämer, Affar bedeutet Delpresser. Doch ist nicht ausgeschlossen, daß diese Namen eben so wie unsere Schmidt, Fleischer, Müller von einem erblichen Beruf her als Familiennamen beibehalten sein mögen.

Trotz der Gunst des Sultans schuf seine Redheit ihm doch eine große Schaar von Gegnern unter seinen Zeitgenossen. Besonders verhaßt und gefürchtet war er bei den Sufis, deren Uebungen er verspottete. Doch bei all seinem oft beißenden Spott über Dogma und Kultus war er kein Gottesleugner.

Ob ich im Glauben loüder stets gewesen,
Um Gottes Kleinod spielt' mit losen Späßen, —
Laßt dieses Eine mir als Sühne gelten:
Daß Eins für Zwei ich nimmer falsch gelesen.

Mit diesem Epigramm fertigt er einmal seine Gegner ab. Und an anderer Stelle finden wir die schöne Strophe, die uns zeigt, wie Omar, gleich Allen, die in den Sternen gelesen und den Wundern der Schöpfung nachgespürt haben, durchdrungen war von dem allwaltenden, ewigen Gottesbegriff höherer Erkenntniß:

Thu auf das Thor! Der öffnet, bist nur Du!
Führ' mich den Weg! Der Führer bist nur Du!
Ich leg' die Hand in keines Andern Hand.
Sie sind vergänglich. Ewig bist nur Du!

Daß er lebensfroh war und auch ein herbes Vergnügen zur Befriedigung der Sinne gelten ließ, geht aus vielen seiner Gesänge hervor. Wer will ihn darum tabeln? Er liebte über Alles — also schreibt der Chronist —, mit Freunden zu plaudern und zu trinken. Abends beim Mondenschein im Garten oder auf der Terrasse seines Hauses saß er auf einem Teppich, umgeben von seinen Freunden, von Sängern und Musikern, bedient von einem Schänke, der den Becher der Runde fröhlicher Bechgenossen wechselnd kredenzte. In solcher Umgebung sang er wohl:

Ach jener Mond, der lächelt Groß und Kleinen,
Wie oft noch künftig wächst und geht sein Scheinen?
Wie oft noch künftig wandelt er und schaut
Zum selben Garten, — sucht umsonst den Einen?

Und wenn wie er, o Schänke, Du zum Spaß
Die Gäste grüßt, sterngleich verstreut im Gras,
Und kommst zur Stelle bei der lustigen Runde,
Wo ich dereinst . . . Stülp' um ein leeres Glas!



Der Kampf um den Zoll.

Mein verehrter Kollege „von vorn“ hat im vorigen Heft der „Zukunft“ über den Zolltarif Ansichten geäußert, gegen die ein Einspruch mir geboten scheint. Den Mitarbeitern dieser Zeitschrift ist stets die Möglichkeit gegeben, offen ihre Meinung zu sagen, auch wenn sie in striktem Gegensatz zur politischen Ansicht des Herausgebers steht. Wo es sich um so wichtige Dinge wie den neuen Tarifentwurf handelt, möchte ich von diesem Recht freier Rede Gebrauch machen.

In dem Artikel des Herausgebers wird, wie mir scheint, mit Recht darauf hingewiesen, daß es sich bei Schutzzoll und Freihandel nicht etwa um Konsequenzen politischer Prinzipien handelt. Es ist überhaupt ein Unfug, so schwerwiegende wirtschaftliche Fragen als Parteifragen zu behandeln; leider aber ist Das bei uns des Landes so der Brauch. Unterfangen wir uns doch sogar, die schwierigen Währungsprobleme in Volksversammlungen entscheiden zu wollen. Nun scheint es aber in dieser Hinsicht allmählich doch zu dämmern. Man beginnt, einzusehen, daß mit politischer Freiheit oder Unfreiheit die Zollfragen an sich nichts zu thun haben. So ist auch jüngst wieder aus den Reihen der Sozialdemokratie betont worden, daß diese doch gewiß politisch freiheitlich gesinnte Partei dem Schutzzoll prinzipiell viel näher stehe als dem Freihandel, weil ja im Gegensatz zur Weltanschauung des Liberalismus der Sozialismus den Eingriff des Staates in die Wirtschaft zum Schutz des Schwachen fordert.*)

An diese sozialdemokratische Begründung des Schutzzolls muß ich erinnern. Schutzzoll ist nur berechtigt, wenn er schützt; und nur für den Schwachen ist der Schutz nötig. In der Handlungsgeschichte finden wir deshalb stets die schwachen Staaten als Verteidiger des Schutzzolls, während den starken natürlich die Anarchie nur erwünscht sein kann. Englands Größe ist als Beispiel für die Richtigkeit des Freihandelsprinzips nicht stichhaltig; denn England war freihändlerisch schon zu einer Zeit, wo ihm sämtliche Märkte der Welt slavisch unterthan sein mußten. Genau die selben Anforderungen wie an die äußere Zollpolitik muß man auch an die innere stellen. Für die Frage des Systems „Freihandel oder Schutzzoll“ muß die Gesamtstruktur des Landes maßgebend sein. Und für den zollpolitischen Ausbau ist sorgfältig zu erwägen, welche Zweige der nationalen Wirtschaft des Volles bedürfen und welche nicht.

Daß bei uns in Deutschland der Schutzzoll nicht nur von dem Standpunkt Dessen aus zu berücksichtigen ist, der den Schwachen schützen will, hängt mit dem Fehlen einer selbständigen Reichsfinanzpolitik zusammen; wir sind zur Deckung unseres Reichsbedarfs in der Hauptsache auf die Einnahmen unserer Zollämter angewiesen. Hätten wir eine bewegliche Reichseinkommensteuer, so daß die eventuellen Ausfälle der Zolleinnahmen jeder Zeit durch direkte Umlage, gemäß der wirtschaftlichen Kraft der Einzelnen, von der Bevölkerung getragen werden könnten, so wäre die Misere unseres Zollsystems um sehr viel kleiner. Vom steuertechnischen Standpunkt aus erscheint mir die indirekte Steuer widersinnig, weil sie dem Hauptgrundsatz jedes Steuersystems, der Gerechtigkeit, Hohn spricht. Ich sehe Sie, verehrter Herr Norden, im Geiste mit einem Ausdruck spätmittelalterlicher

*) Richard Calwer: Arbeitmarkt und Handelsverträge. Frankfurt a. M. Verlagsinstitut für Sozialwissenschaften. 1901.

Heiterkeit um die Mundwinkel diese Zeilen lesen. Ihnen schwebt die kleine Summe vor, die man gewöhnlich für die Belastung der Arbeitermasse durch die Zölle ins Feld führt. Aber unsere ganze Kunst historischen Begreifens besteht doch darin, die absolute Betrachtung der Dinge verachten zu lernen und überall die Relativität zu suchen. Und es giebt Dinge, deren Relativität für uns sehr schwer zu begreifen ist. Ich glaube, einmal in einem Ihrer Theater-Essays den sehr treffenden Satz gelesen zu haben, daß zwischen den einzelnen Gesellschaftsklassen der selben Nation ein tieferer Abgrund klappt als zwischen den gleichen Klassen verschiedener Nationen. Liegt Das nicht daran, daß das Verständnis, das der Eine dem Anderen entgegenbringt, nur ein Begreifen seiner Relativität ist und daß darum, zum Beispiel, das Verständnis zwischen Proletariat und der höheren Bürgerschaft schier unmöglich ist, weil die Relativitäten von Grund aus andere sind? Wenn der Bürger von den Zollbelastungen spricht, so denkt er zu wenig daran, daß die Relation zwischen indirekter Steuerlast und Einkommen bei ihm eine ganz andere ist als beim Arbeiter. Darin liegt aber vor Allem die Ungerechtigkeit des indirekten Steuersystems; und deshalb muß man vom steuertheoretischen Standpunkt aus, wenn auch noch weitere Gründe sich anführen ließen, aus dem der mangelnden Gerechtigkeit schon zu einer Ablehnung der Zölle gelangen. Ohne Rücksicht auf die Theorie der Steuer handelt es sich in der Hauptsache dann um Fragen der Zweckmäßigkeit, nicht um Prinzipienfragen.

Gestatten Sie mir daher, verehrter Herr Harden, noch einen Moment bei der Forderung stehen zu bleiben, daß der Schutzzoll „Schutz dem Schwachen“ bieten soll. Dieses Argument macht sich ja auch unsere Agrarpartei nutzbar, wenn sie für die nothleidende Landwirthschaft den Zollschutz reklamirt. Ich möchte hier die Frage der Gefahren oder des Vortheils der Entwicklung zum Industriestaat nicht berühren; sie scheint mir unzweckmäßig, weil die wirthschaftliche Entwicklung nun einmal deutlich die Tendenz zeigt, Deutschland in die Reihe der Industriestaaten hinüberzuschieben, und weil Eingriffe in die Wirthschaftsentwicklung gefährlich und obendrein nicht im Stande sind, einmal gegebene Verhältnisse nachhaltig zu ändern. Ich freue mich unbedingt über die Entwicklung Deutschlands zum Industriestaat. Aber ich glaube, man kann auch als Sozialdemokrat, wie es ja Kautsky zum Beispiel gethan hat, eine gewisse Noth der Landwirthschaft zugeben; nur scheint mir der Glaube, dieser Noth durch Zölle abhelfen zu können, ein bedenklicher Aberglaube. Die Gründe der Noth liegen alle viel tiefer und eine wirklich durchgreifende Heilung des Uebels wird nach meiner Ansicht durch die Zölle gerade erschwert.

Die wirthschaftlich Schwächsten im Reich sind nach meiner Anschauung unsere Industrieproletarier; für sie ist es schon aus den angeführten steuerrechtlichen Gründen nicht gleichgiltig, ob wir 3,50 oder 5 Mark Zoll auf Getreide legen. Es könnte auch für sie gleichgiltig sein, wenn es ihren gewerkschaftlichen Organisationen gelänge, die Löhne ohne Schwierigkeit auf eine höhere Stufe zu bringen. Aber wir sind wohl darüber einig, daß Das ohne Weiteres nicht geht.

Uebrigens liegt wirklich die Gefahr vor, daß die so belastenden Lebensmittelpölle, trotz allem Abstreiten, dem Abschluß von Handelsverträgen hinderlich werden können. Ich glaube, daß man im nationalen Hochgefühl die scharfen Angriffe der ausländischen Presse zu leicht nimmt. Wir dürfen ja nicht vergessen,

daß uns das Ausland insofern überlegen ist, als wir ja sein Getreide schließlich doch nehmen müssen, während sich leicht handelspolitische Kombinationen ausdenken lassen, die den wichtigsten fremden Staaten ermbglichen, beim Bezug ihrer Industrieerzeugnisse Deutschland zu umgehen. Aber selbst wenn wir Handelsverträge abschließen können, werden wir doch viel ungünstigere als die capriwischen nach Haus bringen. Es ist sicher richtig, daß die heutige Exportwuth den ruhigen Beobachter mit Grauen erfüllen kann; man sollte deshalb auch auf Mittel und Wege sinnen, sie nicht im bisherigen Maße fortwuchern zu lassen. Aber man sollte niemals vergessen, daß der Export ein ganz notwendiges Korrelat der anarchisch-kapitalistischen Wirthschaft ist. Wenn wir unsere Arbeitermassen ernähren wollen, so giebt es nur zwei Möglichkeiten: entweder das Ventil des Exportes offen zu lassen und womöglich noch weiter zu öffnen oder, was mir viel vortheilhafter scheint, eine geschlossene Nationalwirthschaft zu begründen. Thun wir Das nicht und beschränken wir durch das Vereiteln oder Verschlechtern von Handelsverträgen ohne Weiteres unsere Exportindustrie, so schädigen wir nicht nur unsere Industriellen und Händler, sondern auch die von ihnen abhängigen gewaltigen Arbeitermassen. Die mir als einziger Ausweg erscheinende Nationalwirthschaft denke ich mir allerdings anders als die von der Agrarpartei prakticirte. Ihre Hauptbestandtheile wären: unbeschränkte Koalitionfreiheit der Arbeiterschaft, um den innern Markt zu kräftigen, und hohe Industrieschutzzölle für alle Waaren, in denen uns das Ausland eine wirklich Verderben bringende Schleuderkonkurrenz macht. Vor Allem aber wäre Zollfreiheit der Nahrungsmittel nothwendig. Und zwar verstehe ich unter solchen nicht nur Getreide, Vieh und Landprodukte, sondern auch alle Stoffe, die nothwendig sind, um der Industrie die nöthige Nahrung zuzuführen, also auch alle Rohmaterialien und die meisten Halbfabrikate. Diese Entwicklung, der wir zustreben sollten, hat Amerika bereits durchgemacht; Rußland befindet sich auf dem besten Wege dazu; und auch England marschirt in dieser Richtung. England zeigt uns aber zugleich, daß nicht jeder Staat zur Bildung eines geschlossenen Wirthschaftsgebietes geeignet ist, sondern mancher sich Bundesgenossen suchen muß. Englands natürliche Bundesgenossen sind seine Kolonien, mit denen es über kurz oder lang zum Greater Britain sich vereinigen wird. Deutschlands natürliche Bundesgenossen sind ihm angewiesen durch seine geographische Lage; ihm bleibt nichts übrig als ein Zollbündniß mit Belgien, Holland, Oesterreich und Ungarn. Damit hätte es Rohmaterialien, Getreide und Industriefabrikate im eigenen Land; und dann läßt sich auch über die Frage der Industriezölle und sogar der Agrarzölle diskutieren. Die mitteleuropäische Zollunion, nicht die internationale Zollfreiheit, ist das Ziel, dem wir entgegen streben und das wir zu erreichen suchen müssen.

(Plutus.*)

*) Der Herausgeber möchte die Leser nicht mit einer Duplik belästigen. Sie haben die Möglichkeit, beide Darstellungen zu prüfen und den Werth der vorgebrachten Argumente zu wägen; und es wird ihnen gewiß angenehm sein, auch das zollpolitische Glaubensbekenntniß gebildeter Sozialdemokraten wieder einmal im ruhigen Ton mächtnerer Sachlichkeit vortragen zu hören. Dabei bleibt freilich zu bedenken, daß die gewünschte Zollunion nicht leicht, die Reichseinkommensteuer in absehbarer Zeit gar nicht zu erreichen sein wird.

Drei Briefe.

Herr Dr. Hans Sommer in Braunschweig schreibt mir:
 „Im Anschluß an die Notiz des Herrn Max Steuer im letzten Junihefte der ‚Zukunft‘ bitte ich, kurz darlegen zu dürfen, daß es auf dem deutschen Musikalienmarkt eigentlich noch viel schlimmer aussieht, als es nach den Ausführungen dieses Herrn den Anschein hat.

Die angegebenen hohen Preise mögen für umfangreiche Werke stimmen; für kleinere sind sie noch zu niedrig gegriffen. Neue Lieder von zwei oder drei Musikseiten kosten meist 80 und 100 Pfennige; wird ein großer Absatz erwartet, auch 50 Prozent mehr. Den theuren Werthen geht aber das Publikum so lange wie möglich aus dem Wege, da zum Beispiel bei Vitolff achtzig der herrlichsten Lieder von Franz Schubert für 2 Mark zu erhalten sind, ein solches Lied also durchschnittlich 2½ Pfennig kostet. Das ist ein Segen für Viele, — leider aber ein recht später. Denn bis 1860 war auch Schubert theuer und nur einzelne seiner Lieder waren beliebt und verbreitet. Die Folge war eine Verflachung des Geschmades. Die leichtesten Lieder unserer ‚noblen Bänkelsänger‘, wie Reißmann die Reihiger, Kläden, Abt und Genossen nennt, hätten nicht so verfangen, wären die Klaffter bereits vor achtzig Jahren Gemeingut gewesen. An gesunder geistiger Nahrung hat es wahrlich in Deutschland niemals gefehlt. Diese aber alsbald und nicht erst nach langen Jahren allgemein zugänglich zu machen, ist ein wesentliches Interesse unserer künstlerischen Kultur. Schaffende, Vortragende und Genießende werden dann durch eine lebendige Wechselwirkung gefördert. Was hier hemmt und hindert, sind auch heute noch die hohen Preisschranken. Sie bewirken, daß unsere Musik ernster Richtung, von der hier allein die Rede ist, immer erst nach Jahrzehnten allgemein verstanden und gewürdigt wird. Wer den ‚Parfisal‘ kennen lernen will, muß für den Klavierauszug 30 Mark, wer ihn studiren will, für die Partitur 250 Mark bezahlen. Nach zwölf Jahren aber kommt man wahrscheinlich für ein Achtel oder Zehntel des jetzigen Preises dazu. Liegt darin Sinn und Verstand?

Uns fehlt eben noch eine geistige Volkswirtschaft. Wie die hohen Geistesgüter, die unsere Großen meist unter unerhörten Entbehrungen geschaffen und der Nation geschenkt haben, für deren Kultur zu verwerthen sind, davon ist bisher kaum die Rede gewesen, auch in den Reichstagsverhandlungen nicht, die obendrein weniger auf das Wohl als auf das Weh unserer Urheber gerichtet waren. Man hat sich wiederum auf die in ihrer Isolirtheit barbarisch zu nennende Bestimmung beschränkt, daß jedem Urheber dreißig Jahre*) nach seinem Tode

*) Von einer Verlängerung der Schutzfrist auf fünfzig Jahre ist im Reichstage nur für das Aufführungsrecht die Rede gewesen, nicht aber, wie Herr Steuer anzunehmen scheint, für das hier lediglich in Frage kommende Vervielfältigungs- oder Verlagsrecht. Der längere, den Autoren wichtige Schutz des Aufführungsrechtes ist aber nicht nur des ‚Parfisal‘ wegen, sondern auch deshalb gerechtfertigt, weil das Freiwerden von Werken nur den Theater- und Konzertunternehmern Lantienem erspart, ohne daß die Aufführungen darum billiger und zugänglicher würden.

sein Eigenthum weggenommen wird, und zwar ohne irgend welche Entschädigung, während sonst jede Expropriation volle Entschädigung bedingt. Der Urheber aber bedarf dringend einer Belohnung; er hat — nicht nur wie jeder Expropriirte, sondern auch deshalb — ein Recht darauf, weil nach alter Erfahrung gerade echte Kunstwerke zur Zeit ihrer Entstehung nur selten geschätzt und gewürdigt werden, weil zumal ihr wirthschaftlicher Werth meist erst nach Jahrzehnten sich offenbart. Dann aber nimmt die Nation das Eigenthum gesetzlich in Anspruch. Andere Expropriationen erfolgen auch stets mit Rücksicht auf das öffentliche Wohl. Hier aber verwerthet die Nation die enteigneten Werke nicht etwa für Kulturzwecke: sie überläßt das kostbare Gut planloser Ausbeutung durch Verlegenbe und Aufführende, schafft auch damit den Nachlebenden eine erdrückende Konkurrenz. Nach wie-vor aber wird der schaffende Künstler auf den Markt verwiesen. Dort aber ist der Junker fehl am Ort. Denn der Markt kümmert sich wohl sehr um den Tagesgeschmack und den geschäftlichen Nutzen der am Handel Theilhaftigen, in keiner Weise aber um Kulturinteressen oder um Kunst und Künstler; auch hat er nichts für Das übrig, was ein Werk etwa später abwerfen kann. Das ist ihm 'Zukunftsaufsit'. Ein Beispiel für viele. Der fast vierzigjährige Richard Wagner war durch Aufführungen von Mienzi, Holländer und Tannhäuser schon zu Ansehen gelangt. Den Druck dieser Werke hatte er selbst bezahlen müssen. Jetzt war er froh, für das gesammte Verlagsrecht seines Lohengrin, den der Verleger in Weimar gehört hatte, 600 Mark zu erhalten, — und auch die nicht baar, sondern nur als Tilgung seiner Schuld auf einen von Breitkopf & Härtel bezogenen Fälgel, also auf sein Handwerkszeug. Nun frage man die Firma, die bald fünfzig Jahre an dem Werk zehrt, wie viel jetzt, bei den hohen Preisen von Texten, Klavierauszügen und Arrangements, jährlich der Verlag des Lohengrin einträgt, und man wird ermassen, auf welcher Höhe der wirthschaftliche Werth der Waare angelangt ist, die der Markt einst mit 600 Mark bewerthet hatte. Ist aber der Künstler auch an einem solchen Verlagserfolge nicht mit einem Pfennig theilhaftig: weshalb, wird man fragen, giebt er überhaupt sein Werk einem solchen Markt preis? Es ist leider die Noth, die ihn wieder und wieder dazu treibt; oft genug die äußere, immer aber die innere Noth: will er mit seinem Werk an die Deffentlichkeit bringen, so führt dahin kein anderer Weg als der reichlich mit Dornen bewachsene über den Musikalien-Markt.

Wie kommt es aber, daß die ungeschätzten Werke so billig verkauft werden können? Daß kein Honorar darauf lastet, macht es nicht, denn auch neue Musik ernstester Richtung wird nur selten honorirt. Wohl aber haben jene Werke und ihre Autoren Zeit gehabt, bekannt, ja, berühmt zu werden. Im Kampf ums Dasein, der auch den musikalischen Kunstwerken nicht erspart bleibt, sind sie Sieger geblieben. Als unsere Klassiker lebten, hat auch nach ihnen kein Hahn gekräht; jetzt aber ist ihren Werken eine stattliche Verbreitung gesichert und deshalb erscheinen auch die billigsten Preise, wie sie die Konkurrenz bedingt, noch lohnend. Millionen von Katalogen fliegen durch die Welt und werben in jedem musikalischen Hause um Käufer. Unsere Sortimentshändler, die an billigen Preisen weniger verdienen, schüttelten anfangs dabei bedenklich die Köpfe. Allmählich haben sie sich damit abgefunden: der große Absatz macht die billigen Preise wett.

Wie sich der von Herrn Steuer empfohlene Vertrieb neuer Musik zu billigen

Preisen, und zwar bei einem unserer angesehensten und gentilsten Verleger, wirtschaftlich darstellt, kann ich aus eigener Erfahrung berichten. Zehn Hefte mit Liedern und Balladen habe ich 1884 und 1886 in Henry Witliffs' Verlag (in dessen 'Kollektion') auf eigene Kosten erscheinen lassen. Im Durchschnitt gerechnet, ist der Ladenpreis eines Heftes $12\frac{1}{2}$, eines Liedes $13\frac{1}{2}$, einer Noten-seite $3\frac{1}{2}$ Pfennig. Bis zum Jahre 1900 sind hiervon im Ganzen 17 208 Exemplare zum Ladenpreis von zusammen 20 895 Mark verkauft worden. Wie vertheilt sich dieser Ertrag? Die Sortimentshandlungen haben fast durchweg 50 Prozent Rabatt vom Verleger erhalten; ihr Antheil am Erlöse beträgt 10 519.5 Mark (für das Heft 61 Pfennig). Käufern wird bei so billigen Netto-Artikeln nur in seltenen Ausnahmefällen Rabatt vom Sortimentler gewährt; hätte aber selbst jeder vierte Käufer 20 Prozent Rabatt erhalten, so verblieben dem Sortiment immer noch 9474.75 Mark (für das Heft 51 Pfennig) als Erlös. Der Verleger hat mit 1462.65 Mark seine Baarkosten (Versendung, Auslieferung, Katalogdruck) bestritten; sein weiterer Antheil — worauf die allgemeinen Unkosten seines Geschäftes lasten — beträgt immerhin noch 2644.35 Mark. Mein kontraktlicher Antheil hat genau 30 Prozent vom Ladenpreis, also 6268.50 Mark, ausgemacht. Recht erfreulich. Dafür aber hatte ich die Waare fix und fertig abzuliefern. Der Firma mußte ich sofort 5345.70 Mark für Stich, Druck und Papier vergüten; mein Rest von 922.80 Mark reicht für eine vierprozentige Verzinsung dieses Kapitals kaum aus. Was ich persönlich für Bücher, Kopialien, Bekanntmachung der Lieder und ähnliche Dinge aufgewendet habe, bleibt also vorläufig ungedeckt. Von der künstlerischen Arbeit rede ich nicht: die Freude daran muß mir genügen. Immerhin ist eine so ansehnliche Verbreitung bei neuen Werken ein Erfolg zu nennen und ich bleibe den ausgezeichneten Sängern, die mir dazu verholfen haben, herzlich dankbar.

Hiernach beansprucht also der Handel, der auch jetzt auf keine billigeren Bedingungen sich einläßt, 70 Prozent vom Erlöse selbst dann, wenn ihm die Waare fertig überliefert wird und sein Kapital nicht das geringste Risiko zu tragen hat. 17 208 solcher Hefte den Käufern zu übermitteln, kostet 14 626.50 Mark (für das Heft 85 Pfennig); das fast Dreifache dessen, was Stich, Druck und Papier gekostet haben. Daß dann für den Autor und Unternehmer auch nach sechzehn Jahren nichts übrig bleibt, ist kaum verwunderlich. Doch will mir die Nothwendigkeit nicht so recht in den Sinn. Ich Unbefangener dachte immer, auf die Schaffenden und Genießenden komme es zunächst an, der Musikhandel habe nur den Zweck, zwischen beiden Gruppen möglichst zweckmäßig, also auch billig, zu vermitteln. Mehr und mehr zeigt sich aber, daß die hohe Blüthe unseres Musikhandels zum Selbstzweck geworden ist. Bei den bisherigen Beispielen handelte es sich nur um recht billige Artikel; bei der theuren Musik aber tritt das Ueberwuchern der Handelsinteressen leider noch mehr hervor. Und zwar nicht nur im Verhältniß der Preise, denen entsprechend der Sortiment-Antheil größer ist. Das Publikum ist nämlich, wie ich schon erwähnte, durch die ungemein billigen Preise der Konkurrenz-Ausgaben sehr verwöhnt. Ist ihm auch, wie die Verleger meinen, für Mode-Artikel kein Preis zu hoch, so findet doch unbekannte neue Musik zu hohen Preisen nur dann Absatz, wenn der Sortimentshändler sie glänzend zur Schau stellt, wenn er ferner durch Empfehlen und Zureden,

wohl auch durch einen mäßigen Rabatt auf den unschlüssigen Käufer einzuwirken weiß. Die Verleger haben also Alles aufzubieten, um die Sortimenter für die Begünstigung gerade ihrer Werke zu gewinnen. Gute Beziehungen, auf Gegenseitigkeit gegründet, sind werthvoll; sicherer noch ist in diesem Wettbewerb die Einräumung eines großen Antheils am Kaufgewinn. Das wirksame Zauberwort heißt *Rabatt*; der damit gewährte Preisnachlaß bedeutet den Antheil des Sortimenters am Erlös. Dieser Rabatt beträgt bei *ordinär*-Artikeln mindestens 50 Prozent. Nun giebt es aber besondere Vergünstigungen: *pro novitate* — Das heißt: zur Einführung neuer Werke — wird mit 75 Prozent, also zu einem Viertel des Ladenpreises, geliefert; *à condition*, gegen baar, 7/6. Das heißt: auf sechs bezahlte Exemplare das siebente frei, bedingt weitere Abstufungen. Ein Leipziger Verleger giebt 60 Prozent, zur Einführung aber viel mehr; ein anderer geht unter Umständen bis zu 90 Prozent; ein dritter schreibt mir: „Wie Sie wissen, ist der geringste Rabatt auf *ordinär*-Artikel 50 Prozent und 7/6; viele Firmen erhalten 60 Prozent und 7/6, andere 66 $\frac{2}{3}$, und 7/6 und überseeische 75 Prozent und 7/6; als Durchschnittsrabatt kann man wohl 66 $\frac{2}{3}$ Prozent rechnen (Das heißt: dem Sortimenter verbleiben zwei Drittel des Ladenpreises als sein Antheil). Wir Verleger individualisiren; darin liegt unser Geheimniß gegenüber den Selbstverlegern.“ Wie bescheiden und solide erscheint hiergegen der dem Schwanken kaum ausgesetzte Buchhändler-Rabatt von 20 oder 25 Prozent! Will aber der Verleger bei so hohen Rabatten auf seine Kosten kommen und Etwas erübrigen, so muß er sich nothgedrungen durch hohe Preise schadlos zu halten suchen, die wiederum dem Sortimenter nur willkommen sein können. Beide Theile finden einen solchen Wettbewerb kaum bedenklich, weil die Interessen vielfach verquickt, die meisten Verleger auch Sortimenter sind: was ihnen in der einen Eigenschaft entgeht, wächst ihnen in der anderen wieder zu. So drängt Alles zu hohen Rabatten, die unausbleiblich hohe Preise im Gefolge haben. Da aber dabei für die Autoren nur selten ein Honorar verbleibt, obwohl das Publikum die Waare mit einem Vielfachen des Herstellungswerthes zu bezahlen hat, so tragen Autoren und Publikum die Kosten dieses Interessenkampfes. Und doch muß diesem tollen Wettbewerb gegenüber immer wieder auf die eigentliche Aufgabe der geistigen Volkswirtschaft verwiesen werden: gute Musik zu wohlfeilen Preisen rechtzeitig allen Schichten unseres Volkes zugänglich zu machen. Unser auf sein eigenes Gedeihen nur allzu sehr bedachter Musikhandel mag sich freilich auf solche Bahnen nicht lenken lassen. Unserem Volk, das ruhmvoll an der Spitze des musikalischen Schaffens steht, müßte aber daran gelegen sein, hier Wandel zu schaffen und sich auf einen vernünftigeren Vertrieb von Musikalien zu besinnen, der den Kulturinteressen wie denen der Schaffenden besser gerecht wird. Ein radikales Eingreifen unserer Waarenhäuser, von dem Herr Steuer spricht, würde wahrscheinlich die Verwirrung nur steigern, auch kaum im Stande sein, den Musikhandel auf seiner unseligen abschüssigen Bahn aufzuhalten.“

Ein Brief aus dem new-yorker Juli:

„Hochverehrter Herr Harden,

die Ringos und die sonstigen Ueber-Dankes sind verschmupft, ganz fürchterlich verschmupft. Und zwar ob der Rede, die Professor Jakob G. Schurmann als Präsident

der angesehenen ‚Cornell Universität‘ im Städtchen Ithaca, Staat New-York, beim Schluß des Semesters gehalten hat. Der Professor sprach sich in Worten höchster Anerkennung über die großartige Freigiebigkeit aus, mit der amerikanische Milliardäre wie der Stahlkönig Andrew Carnegie oder der Petroleumkönig John Rockefeller Erziehungsanstalten bedenken. Diese Freigiebigkeit und die öffentliche Schule bezeichnete er als die beiden ermutigendsten Züge des geistigen Lebens in Amerika und fuhr dann fort: ‚Doch obwohl wir ein Recht haben, auf die allgemeine Verbreitung von Bildung unter unserem Volk stolz zu sein: in unseren geistigen Ererungenschaften haben wir eine bedenkliche Lücke, die wir bisher nicht auszufüllen vermochten. Gerade jetzt erscheint es an der Zeit, davon zu sprechen, denn das Land gedeiht und der Geist der Selbstzufriedenheit herrscht überall. Auch der Platz, es zu erwähnen, dünkt mich der rechte, denn der Defekt betrifft unsere Gymnasien und Universitäten. Er liegt darin, daß wir, während wir in der Industrie leitende Geister hervorgebracht haben, uns mit einer untergeordneten Stellung im geistigen Leben begnügen. In Kunst, Literatur und Wissenschaft sind wir weit hinter Europa zurück. Lassen Sie mich ganz aufrichtig sprechen. Abgesehen vom Gebiet der Politik und der Erfindungen hat Amerika nicht einen einzigen Mann hervorgebracht, dessen Name am geistigen Firmament neben Namen wie Raffael, Shakespear, Copernikus, Newton, La Place, Goethe oder Darwin glänzen wird. In allen materiellen Dingen werden wir bald den ersten Platz in der Welt erringen. In geistiger Beziehung sind wir noch immer von Europa abhängig.‘ Also sprach Professor Schurman. Was er sprach, ist von Gewicht, denn er genießt einen ausgezeichneten Ruf als Gelehrter. Auch in der Politik hat er eine Rolle gespielt. Er ist ein persönlicher Freund des Präsidenten Mc Kinley und wurde von ihm früher als besonderer Bevollmächtigter nach den Philippinen gesandt, um über die dortigen Verhältnisse Bericht zu erstatten. Zu bewundern ist der Freimuth, mit dem Professor Schurman Amerikas geistige Inferiorität offen zugegeben hat. Solches auszusprechen, gilt im Lande der neunmal Klugen und Ueberlegenen (‚We beat the world!‘) als Hochverrath. Gewöhnlich sind es nur die angeblich neidischen und verleumberischen ‚foreigners‘, die in ihrer Schilderung amerikanischer Mängel kein Blatt vor den Mund nehmen und dafür von allen braven Amerikanern oder degenerirten Deutsch-Amerikanern verabscheut werden. Thatsächlich bieten denn auch Schurmans Aeußerungen nur eine Bestätigung Dessen, was schon vor ihm ein Deutscher beobachtet hat: der treffliche Professor Hugo Münsterberg, der als Psychologe an der berühmten ‚Harvard Universität‘ in Cambridge, Staat Massachusetts, wirkt und den Lesern der ‚Zukunft‘ längst vortheilhaft bekannt ist. In einem fesselnden Artikel, der unter dem Titel ‚The Germans and the Americans‘ im bostoner ‚Atlantio Monthly‘ erschien, sagte Münsterberg: ‚Deutschland hat in Mommsen und Birkow, in Böcklin und Menzel, in Gerhart Hauptmann, in Koch und Müntgen und vielen Anderen hervorragende Männer, die von keinem lebenden Dichter, Künstler, Gelehrten oder Forscher in Amerika erreicht werden. Vor Allem würde Keiner von ihnen die selbe Höhe erreicht haben unter den Verhältnissen, wie sie die amerikanischen Institutionen bieten. Ueberall finden wir in diesem Lande anständige, solide Leistungen, nirgends jedoch ein Meisterwerk; zehntausend ausgezeichnete öffentliche Vorlesungen jeden Winter und nicht einen einzigen großen Gedanken darin. Es kann auch nicht anders sein. Die öffentlichen Institutionen bieten keine soziale Belohnung für ideale Größe. Folglich wenden sich die besten Geister dem

Baufgeschäft, dem Eisenbahngeschäft oder der Rechtspraxis zu.⁴ Münsterberg drückt Das noch anders aus. Er findet den Grund für die geistige Inferiorität des Amerikaners in dem demokratischen Geist des Landes. Nur der aristokratische Geist bringe geistige Werthe hervor. Dann hätte also Amerika die schönsten Hoffnungen für die Zukunft. Denn der demokratische Geist verschwindet mit der in Amerika üblichen Galoppgeschwindigkeit und macht dem aristokratischen Geist, dem Geist Europas, Platz.
Henry F. Urban.“

* * *

Ein höherer Offizier a. D. schreibt:

„In der Frankfurter Zeitung las ich neulich: Ein preussischer Unteroffizier, der die Unteroffizierschießschule besucht, dann dem Lehrbataillon angehört hat, trägt, wenn er von einem der Leibregimenter, bei dem er bereits die Schießauszeichnung erhalten hat, in das hannoversche Füsilierregiment Nr. 73, und zwar in die Compagnie, die die besten Schießresultate im zehnten Armeecorps erzielt hat, versteht wird und dort wiederum die Schießauszeichnung erhält, folgende Abzeichen: an den Armelausschlägen statt der gewöhnlichen Knöpfe erhabene gearbeitete kleine Adlerknöpfe (Unteroffizierschießschule), am unteren Rande der Achselklappen farbige Wollschnüre (Lehrbataillon), den neu eingeführten Schießorden (als bester Schütze vom Leibregiment), oberhalb der Armelausschläge kornblumblaue Bänder mit der gelb gehaltenen Aufschrift Gibraltar (Abzeichen der hannoverschen Füsilier), auf dem linken Armel das messingene Schießabzeichen (als Angehöriger der Compagnie mit den besten Schießresultaten) und endlich die gewöhnliche Schützenchnur mit so und so vielen Troddeln (als Schießauszeichnung). Hat er bereits im Jahre 1897 gebient, die China-Expedition mitgemacht und eine achtjährige Dienstzeit hinter sich, so kommen noch hinzu die Kaiser-Wilhelm-Erinnerungsmedaille, die China-Gedenkmünze und die sogenannte Brotschnalle. Ist er Fahnen Träger des Bataillons, so trägt er außerdem noch einen messingenen Ringtragen um den Hals.⁴ Ich bin schon zu lange dem aktiven Dienst entrückt, um beurtheilen zu können, ob diese Angaben im Einzelnen genau richtig sind. Wie wohl Jedem, der dem Heer angegehört die Ehre gehabt hat, ist aber auch mir das rasche Wachsen der Menge militärischer Schmuckgegenstände oft aufgefallen. Und häufig habe ich von aktiven Kameraden gehört, daß in gar nicht seltenen Fällen selbst sie nicht mehr im Stande seien, Sinn und Werth der vielen verschiedenen Abzeichen zu erkennen und zu unterscheiden. Das wäre noch nicht das Schlimmste, — trotzdem wir doch wünschen dürften, daß jeder der Arme Angehörige von den Kameraden aller Chargen sofort nach Rang und Dienstauszeichnung erkannt werde. Immerhin noch wichtiger dünkt mich die Frage, ob durch die Häufung sichtbarer, zur Schau gestellter Auszeichnungen nicht in schwachen Naturen ein Strebergeist gezüchtet und ein wesentlicher Theil altpreussischen Soldatenthumes zerstört wird. Wir haben unsere Hauptschlachten im schmucklosen Noth geschlagen; und es hat uns auch vor der Verleihung mehr oder minder bunter Abzeichen nie an guten Schützen gefehlt. Es schmerzt uns, die frankfurter Schilderung in sozialdemokratischen Blättern, die dem Heer ja gern was ans Zeug fließen, von der Bemerkung begleitet zu sehen, auch hier handle sich um ‚ein Stück dekorativer Politik‘; und wir fürchten, es könne noch dahin kommen, daß nach einem Kriege das schlichte Eiserne Kreuz in der Fülle farbiger Bänder, Schnüre, Troddeln, der glitzernden Denkmünzen und Ringen dem Auge verschwindet.“



Berlin, den 17. August 1901.

Kaiserin Friedrich.

Wie von den Eisgipfeln einer fremden Tragoedienwelt wehte es her, als in die schwüle Alltäglichkeit die Botschaft fiel, des Deutschen Kaisers Mutter müsse nun, müsse sterben. Längst war, über ein Jahr schon, bekannt, daß ihrer Lebensstage Dauer nur knapp noch bemessen sei; und im Frühling wurde geflüstert, die Leidende werde die Blätter nicht mehr welken sehen. So lange Gewißheit stumpft sonst den Sinn; und daß einer Kaiserin Tochter, die Witwe eines Kaisers und eines Kaisers Mutter zu sterben kommt, hört die Menschheit meist ohne Schauer. Es war auch nicht der Gedanke: da kämpft ein flackernder Wille wider eine Krankheit, deren zerstörende Kraft er genau kennt, deren sacht es bald und bald schnelles Vorschreiten er unter qualvollem Mühen erforscht, am Lager des Liebsten beobachtet hat. Die Kronprinzessin Viktoria hatte die unzwingbare Gewalt, die völlig noch nicht enträthselte Tücke des Krebsleidens fürchten gelernt und kein kleinster Zug war im klinischen Bild dieser Krankheit ihr fremd geblieben; die Witwe des Kaisers Friedrich sah sich, fühlte sich sterben, mochten die Aerzte ihr hundertmal mit lächelnder Lippe sagen, sie täusche sich über ihres Leidens Wesen. Das zu bedenken, war traurig. Tragisch aber stimmte der Blick auf das Menschenjoch, das da vollendet ward. Mit der Wucht einer im höchsten, amoralischen Sinn gerechten Tragoedie packt uns dieses Schauspiel: wie ein harter Wille an den Schroffen rauher Wirklichkeit zerschellt. Wer es erlebt, verlernt für eine Weile das Lachen. Und war solchen Schicksals Schauplatz Kaiserjoch, umkrallte der Wille der Menschheit große Gegenstände, dann

überläuft den Betrachter und ihm ist, als habe sein scheuer Bürgertritt sich in die fremde Schreckenswelt tragischer Dichtung verirrt und als solle er, der kleine Geschäftsmann, in dessen Leben bisher vielleicht ein Bankbruch die tiefste Furche gezogen hatte, zwischen Iolastes das Blut schändendem Mann und Macbeths bleichem Gemahl an der Prunktafel sitzen. Das ist nicht die Stimmung neudeutscher Hochzeitklage, neudeutschen Reichenjubels. An die Heldin des einstweilen letzten deutschen Dichters, der mit dem großen Blick eines ahnenden Auges die Germanenwelt schaute, an Hebbels Kriemhilde wird die Erinnerung wach, an die im schwarzen Witwenschleier einem Gedanken, einem fortschwälenenden Wunsch nur Vermählte, die den Tod ihres Gatten starb, dem selben Verhängniß erlag wie der nach dem Sieg friedlich vertrauende Hecke . . . Doch schon hören wir von Husaren, Gendarmen, Patrouillen, von abgesperrten Gärten, weiße ergrübelter Kleiderordnung und befohlener Trauer. Schnell finden wir uns nun zurecht: daheim sind wir, im neusten Deutschland, nah bei Phrasieren und Decorateuren; die Tragoedienstimmung zerflattert und in wunderloser Welt verlernen geschwind wir das Wundern. Lesen, ohne daß uns die Wimper zuckt, was wir über jede Fürstin und jeden Prinzen, jeden Heerführer und Mandarinen in Nekrologen noch lasen: ausgezeichnet durch die edelsten Eigenschaften des Herzens und Geistes, eine lichte, flecklose Hochgestalt, der Liebe nur, eitel Liebe das letzte Geleite giebt. Sorgsam werden die Male der Menschlichkeit ausgekratzt; und wo eines Menschenfußes tieferer Eindruck nicht gleich weichen will, da wird säuberlich geharkt und aus voller Hand Kies gestreut: *de mortuis nil nisi bene*. So wird die Semelsehnjucht des Volkes gestillt, nur Götter zu lieben. Leider sind die Götter tot; und nach kurzem Weilen in neugieriger Betrachtung scheidet das Volk von ihnen und nimmt nicht einmal ein Andenken mit. Früher wurde ihm an dynastischen Feiertagen, hellen und dunklen, frisch geprägte Münze zugeworfen, die der Vater dem Sohn hinterließ; jetzt streuen an Triumphbogen und Paradebetten die Säckelmeister nur noch abgegriffene, fettige Scheidemünze unter die Menge, — gerade genug, um in der nächsten Schänke das „stille Glas“ zu bezahlen. Aus geistloser Vergottung und dem grauen Elend des Bierrausches entsteht keine Tragoedienstimmung.

Und dennoch: die Schatten der großen Tragoedienweltdichter lassen sich diesmal nicht so leicht bannen. In ernstem Schwarz drängen die starken Weiber, die dem Hirn der Hellenen, des Angelsachsen und des Friesensprossen entsprangen, an die gepuzte Bahre und rufen die tote Kaiserin aus leerem Prunk in ihren gemeinlichen Keigen. Und Gunthers Schwester spricht das erste

Wort, die, um im Mann ihrem Trachten das Werkzeug zu schaffen, sich, als Siegfried gemordet war, von Egel umarmen ließ. Die Frau des Kaisers Friedrich hat ein Priemhildenschicksal gehabt. Ein Leben lang ward sie, schien sie um ihres einzigen Sehnsens Erfüllung betrogen; und als ihr Lebenswunsch wider Erwarten endlich dann doch sich erfüllte, mußte sie sterben.



Raum sehr verschieden von einer Heunenhorde konnte der Britin das Preußenvolk scheinen, in dessen Hauptstadt Prinz Friedrich Wilhelm sie an einem Februartage führte. Man schrieb 1858, sprach von finsterster Reaktion und hatte stöhnend eben Dmüß erlebt. Ein sehr tapferes, aber noch ganz unkultivirtes Volk, politisch auf der Stufe hilfloser Kindheit, wirthschaftlich unentwickelt, mit dem Ruf unausrottbarer Noheit, zum Hochmuth vor dem Fall noch geneigt, doch ohne die ruhige Sicherheit nationalen Stolzes, — ein armes, rückständiges Volk, das der Engländer lächelnd verachtete und dessen hellste Köpfe in blindem Glauben alles Britische anbeteten. Das große Geheimniß war noch nicht enthüllt: noch galt Britannien als Hort der Freiheit, als Heimstätte von keiner Schranke beengten Menschenrechtes. Viel später erst, als Marx gehört war und Bucher aus der Schule des Parlamentarismus geplaudert hatte, kam das Festland allmählich dahinter, daß hier nicht der Freiheit und dem Naturrecht des Menschen ein sauberer, lichter und lustiger Palast errichtet, sondern die dem Bedürfniß einer jungen Industrie und eines alten Weltgroßhandels genügende staatliche Institution geschaffen war, eine neue — oder mindestens modernisirte — Form nur sozialer Knechtschaft, daß nicht Rousseau hier, sondern Hobbes die Geister beherrschte. Damals wirkte der schlaue Zauber der Cobden, Gladstone und Bright noch, war der Bereich des Union Jack noch das Gelobte Land und der Seligen Insel. Und hatte dieses Land nicht wirklich Vieles voraus, von der Magna Charta bis zu den großen Waschschißeln? Alles mußte der jungen Fürstin in ihrer neuen Heimath mißfallen: die mangelhafte Körpergröße — ein Bad war für den preußischen Bürger im Winter damals ein ebniß —, die dem Engländer heute noch auffallende Fülle der fetten, sich greisenden Leiber, das niedere Niveau der politischen Erörterungen, reizlose Armseligkeit aller Verhältnisse. Wo waren da die Wiesen, auf dem üppigem Grün auch die Kinder der Armuth sich fröhlich tummeln und den Lebenskampf stählen, wo die ganze Tage freiwilliger Muße füllenden verbrachten, die Schaaren gut gekleideter, Jahrzehnte lang soignirter

Männer und Frauen, die nicht im Hydepark nur, nein, auch in englischen Provinzstädten täglich zu sehen sind, wo im Haus dieser halb brüllenden, halb flennenden Abgeordneten die guten alten Westminsterfitten? Ein kleiner, schmutziger Fluß, enge Straßen mit offenen Rinnsteinen, im Weichbild der Städte selten ein grünes Fleckchen, kleine Kaufleute, die vor jedem Waffenrock scheu den Blick niederschlugen, und ein dem Briten unbekannter Götzendienst vor den Priestern und Rüstern sogar des Staates, vor dem ganzen Troß der löblichen und hochwohlloblichen Beamtenschaft. Wie im Lande der Barbaren eine Kulturbringerin, mußte die Prinzessin Viktoria sich fühlen; und so wurde sie von allem in seiner Dual noch nicht völlig verstummten Volk auch begrüßt. Lange hatten die Engländer den Prinzen Albert von Koburg warten lassen, ehe sie ihm die dem prince-consort gebührende Ehre erwiesen, ihm sein fatherland und die kleindeutschen Manieren gnädig verziehen. Und dieses Prinzen Tochter wurde, als sie sich zum ersten Mal der berlinischen Intelligenz zeigte, wie des höchsten Heils Spenderin umjubelt, nicht, trotzdem, sondern, weil sie eine Fremde war, weil sie aus dem Lande der Erbweisheit ohnegleichen, dem Ayl der um ihres Glaubens willen Leidenden, der weltberühmten Riesenfabrik allen Volksglückes kam. Diese inbrünstige Bewunderung der Herrlichkeit Albions einte die politisch geschiedenen Schichten der Hauptstadt. Der irre König war in gesünderen Tagen überselig gewesen, wenn die erlauchte Base ihm einen huldvollen Gruß über den Kanal winkte, und hatte sich als Taufpathe in London so beklommen gefühlt wie der kleine Handwerksmeister im Speiseaal des Millionärs. Der Prinz von Preußen hatte als Flüchtling drüben Schutz gefunden und dachte in dankbarem Gemüth des Koburgers, wie eines sehr reichen, sehr weisen Verwandten, der, wenn Noth am Mann ist, gütig auch für arme, nicht allzu reputirliche Familienmitglieder sorgt. Und Alles, was auf moderne Bildung Anspruch machte, schwärmte für Großbritannien, das festeste Bollwerk gegen Tyrannenmacht, den selbstbewußt sich sonnenden Walfisch, den im Osten sogar der Eisbär fürchten gelernt hatte, und schob und quetschte sich dicht an den Brautwagen, in dem der Segen einzog. Auf den seidenen Kissen aber saß ein achtzehnjähriges Mädchen, ein englisch erzogenes Fräulein mit gutem Ohr und klarem, nüchternen Auge. Sofort mußte sie fühlen: hier heischt man nicht Dank dafür, daß Dir der Weg zu einem an Ruhm reichen Thron, dem Thron Freigens, geöffnet wird; hier stammelt Verzückung Dankgebete zum Himmel hinauf, weil Du, eine Britin, der Angelnkönigin älteste Tochter, die Gnade hast,

unter Preußen zu wohnen, in Gnaden verheißest, einst über Preußen zu thronen. Mußte die von solchem Winkeln Empfangene sich nicht mit dem ganzen Stolz ihres England umgürten?

Sie that's; und blieb dem Volke immer die „Engländerin“, wie Marie Antoinette den Bewohnern von Frankreich und Navarra immer die Autrichienne gewesen war. Doch die für die Sprache der Thatfachen taube Bewunderung großbritischer Herrlichkeit währte nicht ewig. Auf 1858 folgte 64, 66, 70, auf Olmütz Düppel, Königgrätz, Sedan. Der Nationalstolz der zu unzerstörbar scheinender Einheit zusammengeschmiedeten Deutschen regte sich wieder, nach langem Schlaf, und in einem von Mörchingen bis Memel gesungenen Lied wurde Deutschland „über Alles in der Welt“ gestellt. Staunend hörten es ringsum die Völker; keins von ihnen hatte in Singen und Sagen sich je zu solchem Selbstbewußtsein verstriegen. Und nun erwachte auch das Mißtrauen gegen das Fremde, dem jungen Nationalempfinden Gefährliche, gegen Franzosen, Polen, Engländer, Juden. Deutsch wollte man sein, ganz deutsch „bis in die Knochen“; und die Altpreußen, in deren Adern so viel wendisches Blut fließt, geberdeten sich als die Deutschesten der Deutschen. Die Kronprinzessin fühlte mit feinen Nerven das Nahen des neuen Windes; sie wußte, warum sie ihren Mann — der unter vier Augen doch zum Pastor von Bodelschwingh recht harte Worte über Sems Söhne gesprochen hatte — zum strengsten Tadel der antisemitischen Bewegung trieb. Der Boden, der unter dieser Bewegung dröhnte, war auch für sie ein unsicheres Gelände. Sie durfte, gerade sie, nicht dulden, daß der Deutsche nach seiner Abstammung gefragt und gewogen werde; denn sie wollte Engländerin sein, Engländerin bleiben und sah selbst mit geschlossenem Auge die lauernden, zweifelnden Blicke fanatischer Urteutonen auf sich gerichtet. Spricht sie nicht Englisch, nennt sich Bicky, den ältesten Sohn William oder Willy? Zieht sie nicht englische Geistliche, Künstler, Gelehrte, Diener in ihre Nähe? Trägt sie nicht Kleider nach englischem Schnitt? Trinkt sie nicht im drawing room Thee, statt nach deutscher Hausfrauensitte in der Guten Stube bei der Kaffeelanne zu sitzen, und läßt von englischen Köchen Cake, Pudding, Jam und Pie bereiten? Sogar der Spargel soll bei ihr grün auf den Tisch kommen; und im ganzen Hause hört man kaum jemals ein deutsches Wort. Und Das ist der Hausstand unseres Fritz, des blonden, blauäugigen Hohenzollern, dem Jeder gleich ansieht: made in Germany . . . So ging es von Mund zu Mund; und Böseres wurde in gespitzte Ohren gezischt. Die liberale Aera hatte einen beträchtlichen Theil der britischen „Freiheit“ gebracht, der deutsche

Bürger war zu Geld und Ansehen gekommen, er fühlte sich und fing zu fürchten an, die Engländerin könne ihm die Dynastie verderben, die er rein deutsch wollte, wie in ihren nürnbergger Jugendtagen. Vergebens mühte die Kronprinzessin sich, als emsige deutsche Hausmutter in Borsstedt, Potsdam, Berlin sich der Menge zu zeigen, in Volksküchen zu klettern, in Bazaren kleine Leute mit volksthümlichen Schlagwörtern zu bewirthen, die Thür zur prinzlichen Kinderstube weit zu öffnen und ein angeblich altdeutsches Kunstgewerbe aus der Kumpellkammer zu zerren: der Liebe Müß war umsonst; sie blieb, trotz dem deutschen Vater, die Engländerin.

* * *

Neben dem ersten Gatten ruht sie nun in der Friedenskirche, die der Lebenden Fuß, seit sie den Witwenschleier ablegte, kaum noch betrat. Was am offenen Sarg verschwiegen ward, darf jetzt gesagt werden. Der Volksinstinkt hat diesmal nicht geirrt: Viktoria von Preußen blieb, auch auf dem Thron des Deutschen Kaisers, die Engländerin. Das soll kein Vorwurf, soll noch weniger Nachwurf oder Herabsetzung ihres Werthes sein. Rühmen muß man vielmehr die Frau, die stark genug war, ihres Stammes Art unverfehrt zu bewahren, und klug genug, sich nicht von der nährenden Wurzel zu lösen. Daß Blut dicker als Wasser ist, haben wir in neuerer Zeit oft gehört; doch auch der ganz besondre Saft zeigt sich nach Gewicht und Mischung dem prüfenden Auge verschieden. In dem Ehebund, der Viktoria und Albert vereinte, war die Frau stärker als der Mann, die für den Thron geborene Britin stärker als der unsinnig überschätzte Phrasier aus Koburg, der es so eilig hatte, sich seiner Nationalität zu entkleiden, mit allen Mitteln bewußter mimicry den Peers und Prinzen von England ähnlich zu werden. Das Schauspiel ist leider nicht neu: in Schaaren anglisiren und amerikanisiren sich der Heimath entfremdete Deutsche; Niemand aber sah noch einen Briten oder Yankee, der Deutscher wurde, ein Deutscher auch nur scheinen wollte. Das wird erst anders sein, wenn der Deutsche eine Kultureinheit erworben hat, deren Tradition das ganze Feld seines Empfindens tränkt; einstweilen bleibt er nur da deutsch, wo er sich schroff gegen Fremdes abschließt: in Böhmen und Siebenbürgen, an der Wolga und in den brasilischen Dorfkolonien. Der Kronprinzessin von Preußen war — jeder Blick auf ihre Nachkommenschaft lehrt es — das welfisch-koburgische Vatererbe nicht vorenthalten; doch mit kräftigerem Schlag pochte in ihren Adern das Britenblut. Gewiß meinte sie es gut mit dem Land ihrer Kinder, aber sie sah es von außen, als eine

Zugereifte, der keine Schwäche und kein fauler Fleck entgeht, nicht mit der zärtlichen Befangenheit des Eingeborenen, der aus der Mutterbrust Liebe zum Mutterland sog. Und darf man ihr, die 1840 im Buckingham-Palast geboren war, verdenken, daß es ihr schwer wurde, sich in den Gedanken zu schicken, das Deutsche Reich habe als Staat das selbe Recht, habe auf dem Erdball die selbe Macht wie Großbritannien? Während sie erwuchs, gab es kein Deutschland, keinen faßbaren politischen Begriff, den dieser Name deckte; und Preußens seit Jena verschleierte Stimme wurde in London wie eines lästigen Hündchens Gebell überhört oder höchstens wie eines armen Verwandten Flehen mit Gönnermiene vernommen. Als dann die großen Tage der deutschen Kämpfe kamen und dem blutenden Schoß lange geschiedener Stämme unter Kanonendonner das Reich entbunden ward, glaubte Viktoria, auch dieses junge Geschöpf müsse nach den bewährten Rezepten englischer Pädagogie erzogen werden, wie andere Kindlein von einer nursery governess. — Das würde ihm frommen, ihm und der Dynastie. Denn die Britin konnte nur lächeln, wenn man ihr sagte, Englands Herrscher seien ohnmächtige Schattenkönige. Sie hatte gesehen, was ihre Mutter vermochte, ob Peel nun, d'Israeli oder Gladstone unbeschränkt die Geschäfte zu führen schien, und wußte, daß seit der Stuartzeit und länger jeder Starke auf Englands Thron, trotz dem parlamentarischen Spuk, sich, seines Willens Summe, durchgesetzt hatte. Für die Nothwendigkeit organischer Entwicklung fehlte ihr, wie den meisten Frauen, völlig das Verständniß. Warum sollte man das Gute nicht nehmen, wo man es fand, warum nicht nach Deutschland importiren, was im Inselreich als nützlich erprobt war? Wie sie zu unheilvollem Leben ein Kunstgewerbe erweckte, das keinem Bedürfniß der Deutschen von heute entsprach, für den „altdeutschen“ Tand der Tafelungen, schwer beweglicher Sessel, Schränke, Truhen schwärmte, die in Renaissance-schlösser, nicht in die enge Zufallswohnung moderner Nomaden taugten, so meinte sie auch, das Deutsche Reich britisch möbliren zu können, und bedachte nicht, daß auf dem Boden und unter dem Himmel, wo seit Jahrhunderten Kiefern wachsen, nicht von heute auf morgen Bananenfrucht zu ernten ist. Was wider den englischen Strich ging, ärgerte sie. Weil in England — auch ehe der siebente Eduard seinen Kraftrest auf das Ergrübeln neuer Pompbräuche und Mummereien verwandte — der ehrwürdige Flun-derprunk mittelalterlichen Ceremonials stets einen breiten Raum einnahm, wollte sie den Segen solcher Sitte auch dem Land ihrer Kinder sichern. Unbar sollte das neue Deutschland dem alten Heiligen Römischen Reich

Deutscher Nation verbunden sein. Deshalb wollte sie den Kaisertitel, das ganze Gepränge verblichener Kaiserei, eine Krönung im Stil der Elektorentage; deshalb ließ sie den Lehnherrnstuhl der alten Sachsenkaiser in den versauerten Spiegelsaal schieben. Weil in England zwei Parteien, als gleichberechtigte Vertretungen von nobility und gentry, einander in der Regierung ablösen, begriff sie nicht, warum im preussischen Deutschland nicht endlich einmal auch die Liberalen regiren sollten. Sie kannte ja diese deutschen Liberalen; an ihnen, Kaufleuten, Industriellen, Technikern, unbefriedigten Politikern, deren Geschäftstendenz und Mißvergügen eine Entwicklung nach englischem Muster wünschen mußte, hatte die unter Altpreußen vereinsamte Kronprinzessin die stärkste Stütze gefunden; bei ihnen nur war sie wirklich beliebt, war sie noch nach dem großen Krieg eine Hoffnung. Diese Leute — eine kluge Frau konnte es nicht verkennen — waren der deutschen Krone nicht gefährlich; mit ihnen ließ sich noch bequemer als mit den Junkern regiren; sie würden zufrieden sein, wenn man sie streichelte, und durften sie nur erst an den Hof, ins Offiziercorps und in die hohen Verwaltungstellen, niemals wider den Stachel lösen. Und waren sie der verärgerten Stimmung unfruchtbarer Opposition entrissen und fühlten, aufathmend, die Wonne, im Rath des Königs zu sitzen, dann war der Bann gebrochen, der seit den vierziger Jahren über dem deutschen Norden lag. Dann konnte von jungen Händen das neue Haus ausgebaut, die Halle geweitet, mit Licht und Luft jeder Winkel gewärmt, erhellt werden; und wo gestern noch morsches Gerümpel trübsälig himmelan ragte, würden morgen sich Wiesen dehnen, so grün wie bei Michmond, so sorgsam gepflegt wie am Fuß des Witwensitzes der Isle of Wight. Die Losung würde dann lauten: Jedem Verdienst seinen Rang, jedem Rechtsanspruch Erfüllung! An die Stelle der sinnlos und nutzlos gewordenen Erbfreundschaft mit rückständigen Moskowitern würde der Bund zweier stammverwandten Nationen treten, in dem England der lenkende Kopf, Deutschland der starke, bewaffnete Arm wäre und dem keines Weißen Jaren Gewalt fortan Etwas anhaben könnte. Dann würde Viktoria an Friedrichs Seite über ein freies und frohes, ein in rüstiger Arbeit den Nationalreichtum mehrendes Volk als vergötterte Kaiserin herrschen

* * *

Herrschen! Es war die große Hoffnung der politisch ungemein begabten Frau. Im Sinn dynastischer Rangordnung war ihre Heirath keine „gute Partie“ gewesen, war die Britin ins Preußenhaus herabgestiegen; doch diese

Ehe stellte eine wichtige Aufgabe. England hatte es mit Preußen ja immer sehr gut gemeint, in Georgs wie in Castlereaghs Tagen, beim Raftatter wie beim Pariser Frieden, und meinte es noch zur Zeit der beginnenden deutschen Auseinandersetzung mit ihm gut. Als Friedrich Wilhelm der Vierte, um bei Alberts erstem Sohn, dem jetzigen König von Engelland, Pathe zu stehen, mit dem von Cornelius gezeichneten Glaubensschild nach London kam und andächtig in Sanct Pauls Kathedrale kniete, wurde er eindringlich, in magistralem Ton, über seine Pflichten belehrt. Er solle, sagte die Presse, sagte Lord Brougham im Oberhaus, sich an britischer Monarchenweisheit ein Beispiel nehmen und schleunigst die schon vom Vater verheißene Verfassung geben. Solche Sorge für das Wohl der Borussen war rührend; nur sind wir, die den englischen Värm über bulgarian und armenian atrocities erlebt haben, gar nicht mehr dankbar dafür. Denn wir wissen: England kümmert sich nur um das Schicksal der Völker, die es als Schußwehr gegen Rußland brauchen zu können hofft; diese Völker will es mit modernen Einrichtungen beglücken und so mehr und mehr dem Moskowiterthum entfremden. Preußen, das von den Thaten Friedrichs und Blüchers her den Nimbus des Waffenruhmes bewahrt hatte, konnte das Schwert Englands auf dem Kontinent werden; dazu war eine Entwicklung nöthig, die den Hohenzollernstaat aus der russischen Freundschaft riß. Noch war, nach Revolution und Reaktion, im Grunde Alles beim Alten geblieben und englische Publizisten konnten spotten, Berlin und Potsdam röchen nach Zuchten. Das mußte anders werden, wenn eine Königin britischen Geblütes das Volk aus feudalen Banden befreite. Und lange konnte es nach Menschenermessen nicht währen, bis Victoria den Preußenthron bestieg. Der König unheilbar krank, der Prinz von Preußen alt und unbeliebt: die ersehnte Stunde mußte bald schlagen. The readiness is all. Friedrich Wilhelm, der ja wirklich bald Kronprinz hieß, mußte von den Anglophilien gestimmt werden, den Stockmar, Bunsen und Genossen, mußte überall sich zu liberaler Gesinnung bekennen und, ob es auch gegen jede preußische Tradition verstieß, offen sich gegen vom Vater verfügte Maßregeln erklären. Er liebte den Prunk und sollte schlicht bürgerlich scheinen; er war sehr stolz und mußte herablassend, leutjälzig sein. Sollte und mußte. Denn dieser schöne Mann, der Wuchs und Haupt eines germanischen Kriegshelden hatte, war im Verhältniß zur Frau von holder, liebenswürdiger Schwachheit. Sie sein nennen zu dürfen, empfand er als ein unverdientes Glück; ihre Abkunft, ihren Geist, am Meisten wohl ihren unbeugsamen Willen bewunderte er mit früh und spät dankendem Aufblick des sanften

Auges; was sie that, war wohlgethan; daß sie, die beste Gattin und Mutter, verkannt und verkehrt wurde, fränkte ihn tief; und um ihr vor der Nachwelt den Maecenatenruhm zu retten, scheute der sonst so selbstbewußte Königssohn nicht die Bitte, Gustav Freytag möge ihr die Romanreihe der „Ähnen“ widmen. So herrschte sie im Haus; und das Verhältniß dänkte Viktorias Tochter natürlich, die, wie Maria Theresias glückloses Kind, das Beispiel der Frauenherrschaft von Jugend auf vor Augen gehabt hatte. Und sie wartete, bis ihrem Herrscherwillen der Kreis weiteren Wirkens sich öffnen würde.

Sie verlor ihre Zeit nicht. Die Kinder erzog sie nach ihrem an britisch-burgischen Mustern gebildeten Wunsch. Das homo hielt sie, trotzdem die Mittel knapp waren und der Schwiegervater in Geldsachen keinen Spaß verstand, in vorbildlicher Ordnung. Und geräuschlos schuf sie sich eine Gemeinde, eine Schaar Hoffender, die ihrer Standarte folgten. Den Platz der still frondirenden, leise liberalisirenden Prinzessin, die an keinem Hofe fehlen darf, hatte sie schon besetzt gefunden. Aber Augusta, der „Feuerkopf“, wie ihr Mann sie seufzend zu nennen pflegte, war doch gar zu unmodern, zu kleindeutsch-weimarisch, zu sehr im Bann der üblichen Kronprinzenpolitik. Thronerben — und mehr noch deren Frauen — sind nach dem ersten Blick in die Schwarze Küche der Politik stets von grauem Entsetzen gepackt; sie begreifen nicht, warum es da so uniauber zugehen müsse, und lernen erst allmählich erkennen, daß auch den Völkern ohne zerschlagene Eier kein Kuchen zu backen ist und der Politiker sich begnügen muß, nach Goethes Macchiavallirath hinterdrein die Hände zu waschen. Das hat Augusta unter der Krone rasch eingesehen und seitdem eigentlich nur noch ihrem Groll gegen des ihr verhaßten Ministers Gewalt Luft gemacht; sie war habsburgisch, als Bismarck den Kampf gegen Oesterreich nicht länger vermeiden durfte, schwärmte für französisches Wesen, als er das Empire niederzwang, und überließ sich katholisirenden Neigungen, als der Kulturkampf den Protestantismus endlich wieder zum Protestiren trieb. Einen festen Regentenplan, eine politische Weltanschauung hatte sie nicht; sie wollte nur mitrathen und ärgerte sich leicht; und wenn sie übergangen wurde und ärgerlich war, bebte am Friedrichsdenkmal, in Koblenz und Babelsberg der Boden. Viktoria war von ganz anderem Schlag; der an Körper und Geist robusten Engländerin war die Methode der Schwiegermutter so wenig sympathisch, wie deren in nervösem Flackerfeuer kränkelnde Persönlichkeit. Sie wollte wirken, wollte nicht den Schein, sondern die Macht selbst, die glanzlose Macht als Mittel zu ihrem Lebenszweck.

Sie sah um sich. Was fehlte in Preußen? Das Nächste: jegliche Intimität des Herrscherhauses mit den die Zeit determinirenden Kräften. Der alte König war Soldat, fühlte sich unter Gelehrten und Künstlern nicht behaglich und Augusta sprach zwar gern von Goethe, dessen Hand noch auf ihrem Kinderhaupt geruht habe, hatte den Marken aber kein augustisches Alter heraufgeführt. Da war Raum für den Bethätigungsdrang der Kronprinzessin. Ihren Kunstgeschmack preist heute nur noch Byzanz und die Brogenwelt der Parvenus, die sich unter Renaissancebildern als Schloßherren fühlten; sie liebte die glatten Schönpinselien der Angeli und Werner und beschwor den Kunsthändler Gurlitt, Lenbachs Menschenbild ihres Mannes nicht der Menge zu zeigen, weil es „zu häßlich“ sei. Sie hatte, als Dilettantin in allerlei Künsten, den rechten Respekt vor der Kunst verloren, wollte die Meister meistern und machte ihnen mit Vorschriften und Korrekturen das Schaffen schwer. Dennoch muß man dankbar daran denken, daß sie zum ersten Mal wieder Künstler an einem Hohenzollernhof heimisch werden ließ. Und sie zog die ersten Gelehrten, die Helmholtz, Virchow, Dubois, in ihre Nähe, verstand überhaupt, die kantigen Härten der Militärmonarchie unter Blumen zu bergen und eine anregende Atmosphäre freieren geistigen Lebens um sich zu verbreiten. Nie drang sie bis zu den Wurzeln sozialer Rechtsfragen, nie bis zum ernstesten Ziele der Frauenbewegung vor. Immerhin aber hat sie vielfach den richtigen Sinn für das in einer bestimmten Zeit Nothwendige bewiesen. Sie kannte die Macht klingender Worte, sprach öffentlich stets in gutem Deutsch und hat sicher an Friedrichs schönem Landestrauererlaß, an Geffkens Entwürfen zu den ersten Kaisergrüßen an Volk und Heer mitgearbeitet. Das Interesse gebot ihr, den Wünschen der modernen Elemente entgegenzukommen. Da von den Trümpfen, auf die sie gerechnet hatte, die meisten inzwischen schon ausgespielt, die deutschen Stämme geeint, die Wahlstranken gefallen, der Industrie in Nord und Süd Hochburgen entstanden, dem Nationalreichthum neue Quellen eröffnet waren, sollte man wenigstens wissen: unter Viktorias Szepter werden die Wissenschaften, die erste blühen, wird es auch für den Bürger, den geistig Arbeitenden eine Lust, im preußischen Deutschland zu leben. . . Dreißig Jahre lang hat sie an dem Thron gebaut, der ihren Plan tragen sollte; dreißig Jahre lang hat sie die Schicksalsstunde geharrt. Wer wirft den Stein auf die Frau, die ungebärdig wurde, weil ihr starker Gedanke sich nie zur That rüsten durfte?

Die Steine blieben ihr nicht erspart. Und wer allzu lange warten muß, wird doch gar leicht ungeduldig. Von Jahr zu Jahr wurde ihre Freude an der deutschen Entwicklung geringer, bis schließlich nichts ihr mehr gefiel und sie — und mit ihr der Mann — der Politik Wilhelms und Bismarcks völlig entfremdet war. Sie fürchtete, der Acker, auf dem sie säen wollte, könne verbaut, ihres Hoffens Ernte vernichtet werden, und hehlte ihre Bekümmerniß nicht den Getreuen, die wispernd jedes Wort aufsteigenden Unmuthes weitertrugen. Dann sah sie neben sich den Mann vergehen, in dem sie nicht den Gatten nur und den Vater der Kinder, nein: auch ihres Herrscherwillens Vollstrecker liebte. Keine Täuschung war möglich; er mußte sterben. Und dem Arzt, den die Herzensangst der Frau aus der Inselheimath rief, war, wie dem pathologischen Anatomen, der ihn unterstützte, eine politische Aufgabe gestellt; an Heilung war, als das Krebsleiden fühlbar wurde, nicht zu denken, aber das Leben des Leidenden konnte gefristet werden. Der Kronprinzessin lag gewiß nichts daran, eines Sterbenden Kaiserin zu sein, und es ist thöricht, ihr persönlichen Ehrgeiz nachzurügen. War es nicht für unser inneres Erleben, für die ganze Genesis des Deutschen Reiches segenvoll, daß auf Wilhelm, wenn auch für kurze Tage nur, Friedrich folgte, daß diese Hoffnung des jüngeren Geschlechtes und der dem preußischen Wesen mißtrauenden Deutschen nicht ungekrönt ins Grab sank? Oder möchte Einer im Speicher des Erinnerens die Gestalt des Kaisers missen, dem der Märker Theodor Fontane auf die Gruft schrieb:

Du kamst nur, um Dein heilig Amt zu schaun,
 Du fandst nicht Zeit, zu bilden und zu baun,
 Nicht Zeit, der Zeit den Stempel aufzubrechen, —
 Du fandst nur eben Zeit noch, zu beglücken?

... Die Tochter der Britenkönigin war nie schön gewesen. Jetzt, in den Tagen schwersten Kummers, schien der verhärmt und doch von der Sonnenkraft Sieg heischenden Wollens durchleuchtete Kopf beinahe schön. Neben dem hageren, ergrauten, fahlen Mann, der nicht mehr sprechen, nur gütig noch blicken konnte, saß die Frau; und aus dem stählern glänzenden Auge schaute ein ungebrochener, zum Aeußersten bereiter Wille in die lenzlich geschmückte Welt. Und die selbe unbeirrbare Entschlossenheit im dunkleren Blick des schwarzgekleideten Arztes, dessen gelbes Clergymangeficht lauern aus den Rissen des nächsten Hofwagens spähte. Durch den Park von Sanssouci fuhr der sorgenvolle Zug, nach Vornstedt, in den Neuen Garten, nach Alt Geltow; einmal ging's gar bis nach Berlin. Das Volk sollte den Kaiser sehen.

Wenn er in Charlottenburg oder Friedrichskron verborgen blieb und draußen Jubelrufe den Kronprinzen Wilhelm an der Spitze der Truppen grüßten, mochte die Britin an Shakespeares vierten Heinrich denken, der beim letzten Erwachen die Krone auf des Sohnes jungem Haupt fand. Und Kaiser Friedrich hob die Hand an den Helm und blickte freundlich wie ein Genesender . . . Dann tagte der Junimorgen, wo am Saum des Wildparkes die Purpurstandarte sank und, wie eben wieder in Kronberg, das Totenhaus von Reitern und Schutzmansschaft umzingelt wurde. Ein paar Stunden später mußte Sir Morell Mackenzie vor Kaiser und Kanzler Rede stehen. Heiß brannte die Sonne. Viktoria war Witwe geworden.

* * *

Als Bismarck vom Schloß her, im weißen Koller der halberstädter Kürassiere, der Wildparkstation zuschritt, rannen ihm die dicken Thränen über das erhitzte Gesicht. Als Viktoria, allein, mit den Töchtern oder dem Grafen Seckendorff und einem Lakaien, im englischen Witwengewand wieder unter die Menschen trat, war ihr Auge trocken, die Haltung straff, im Blick noch der alte Wille. Die Pfeile und Schleudern des wüthenden Geschickes hatte sie getragen; die Steinwürfe der Menge, die mehr als je in ihr die Fremde sah und ihr, der Engländerin, einen Theil der Schuld an Friedrichs frühem Scheiden zumälzte, waren an dem Erz ihres Wollens wirkungslos abgeprallt. War die kleine schwarze Frau stärker als der weiße Riese?

Vielleicht. Wer für eines großen Reiches Schicksal die Verantwortung trägt, an jedem neuen Morgen aus neuen Möglichkeiten das Nothwendige wählen, mit neuer Kunst und List das Nothwendige möglich machen muß, Der kann nie so stark, so unbeirrt sicher sein wie Einer, der, ohne die Last der Verantwortlichkeit mit sich zu schleppen, nach einem vorbedachten Plan handelt und, was auch geschehen mag, ans Ende der Willenslinie den Weg sucht. Hilde Wangel ist stärker als der Baumeister Solneß, den in Vysanger doch das schwindlige Gewissen noch nicht schwächt; aber nur die Baumeister schaffen Häuser für einen Gott und Heimstätten für Menschen. So stark wie die Princess Royal von Großbritannien war selbst Bismarck erst, als ihm des Amtes Bürde genommen war. Da erst durfte auch er sich den Luxus gestatten, unbekümmert um Sonnenschein, Sturm und Schnee wie Albas Philipp seinen Willen zu wollen.

Er hat während der letzten Lebenstage sehr freundlich von Friedrichs Witwe gesprochen. Eine kluge Frau, mit der er vorzüglich fertig geworden

sei. Die Worte, die sie dem jäh Entlassenen im März 1890 sagte, als er mit der Frau von ihr Abschied nahm — die Behauptung, er habe vorher vergebens bei ihr Hilfe gesucht, gehört ins Märchenreich — hatten den Stachel ja nicht gegen ihn gekehrt, hatten in des Erbitterten Sinn vielmehr eine Saite berührt, deren Klingen er gern vernahm. Seitdem schien die Erinnerung an frühere Konflikte weggewischt. Und an solchen Konflikten hatte es doch nicht gefehlt. In Bismarck lebte viel männlicher Geschlechtsstolz. Er gönnte den Weibern Luft und Licht, sah sie ohne Begehren, doch mit herzlichem Wohlgefallen und ehrte noch in der niedersten Bauernmagd des Mannes zarte Gehilfin. Aber wie Hagen von Tronje und Friedrich Hebbel liebte auch er nicht den Anblick der Frau, die mit kühner Hand ins Männergewerbe greift. Wie Hebbel, meinte auch er, wenn die Blumenzwiebel ihr Glas zersprengt, müsse sie sterben. Und wie dem Tronjer, wäre auch ihm eine Kriemhilde ein Gräuel gewesen. Schon diese Grundanschauung mußte ihm das Wesen der Kronprinzessin verleiden, deren welfisch-koburgische Neigungen er nicht ohne Angst wachsen und im Herrscherhaus fortwirken sah. Und sie war Engländerin, wollte nur Engländerin sein; und er brauchte für den Bau seines Reiches harten deutschen Stein, brauchte zu seinem Werk starke nationale Regungen und hielt jeden Versuch, Deutschland an Großbritannien zu ketten, für die unheilvollste Gefährdung der deutschen Zukunft. Das wußte Viktoria. Hätte Friedrich als ein Gesunder den Thron bestiegen: der offene Kampf wäre kaum zu vermeiden gewesen. Die Frau eines sterbenden Kaisers, der ein wichtiger Theil des Volkes finstere Mienen zeigte, mußte sich bescheiden. Sie konnte Puttkamer, den der Kanzler schon ziemlich verbraucht hatte, stürzen — die Antisemiten ahnen noch heute nicht, wer damals der Instigator war — und Forckenbeck dekoriren; aber die Hauptschlacht war in einem Krankenzimmer nicht zu schlagen. Ein Einziges wagte sie, — und verlor das Spiel: die Depesche, die den Bulgarenfürsten zur Verlobung nach Potsdam rufen sollte, wurde, trotzdem Friedrich sie schon gebilligt hatte, nicht abgeschickt, weil der Generaladjutant vom Dienst im letzten Augenblick noch den Kaiser ehrerbietig beschwor, sie erst dem Kanzler des Reiches vorzulegen. Bei diesem einen Versuch ist es geblieben; glückte er, dann war das Haus Hohenzollern in Südeuropa gegen Rußland engagirt; seit er mißlungen war, standen Viktoria und Bismarck einander gegenüber wie auf der Mensur ebenbürtiger Gegner, die schon die Klingen gebunden hatten, als dem Einen von höherer Macht die gute Waffe entwunden ward. Solche Segn

achten einander; denn Einer kennt des Anderen Kraft . . . Bismarck sprach freundlich und respektvoll von Friedrichs Frau, die ihn nie, wie Augusta, mit Stacheln gereizt hatte. Und als er gefragt wurde, warum er sie in den neun- undneunzig Tagen nicht gegen Schmähe reden geschützt habe, sagte er ungefähr: „Die Sache steht einem gewissenhaften Minister höher als die allerhöchste Person. Gegen den Schimpf, der auch mich natürlich verdroß, gab es Staatsanwälte; die kräftige nationale Reaktion gegen Frembländerei aber konnte mir kein Aergerniß sein, schon der Seltenheit wegen, und weil dem Kaiser von der Vorsehung — oder wie Sie die Maschinerie sonst nennen wollen — doch nun einmal kein längeres Regiment beschieden war. Die arme Frau that mir leid. Aber eine politisirende Dame begiebt sich selbst ihres Damenrechts.“

Sprach ungefähr so nicht Hagen auch an Kriemhildens Bahre?

* * *

Als Viktoria zwei Jahre alt war, ließ Preußens Minister für auswärtige Angelegenheiten, der Bülow hieß, nach London, wo über Siegesbotschaften aus Asien gejubelt wurde, durch den Ritter von Bunsen melden: „Mit Großbritannien verbunden durch die Bande einer langen Alliance und beständiger innigen Freundschaft, sind wir gewohnt, Alles, was den Ruhm und das Wohlfsein des britischen Reiches vermehrt, fast eben so anzusehen, als wäre es uns selbst widerfahren.“ Auch diese beinahe dienerhafte Zärtlichkeit blieb damals ohne Erwiderung. Heute hält England sich am Yang-tse, am Baal und bei Lourenço-Marquez nur noch durch deutsche Macht, ist es an seines Weltreiches morschesten Stellen nur durch die Gewißheit der Feinde noch gestützt, daß Deutschland ihm in der entscheidenden Stunde nicht Hilfe versagen wird . . . Viktoria von England, die Kaiserin Friedrich, hat nicht vergebens gelebt. Und da der schwarze Vorhang gefallen ist, athmet der Zuschauer auf und fühlt, Großes besinnend: hier hat ein der Bewunderung würdiger Wille das persönliche Glück dem Sieg der Sache geopfert, in deren Dienst er getreten war, seit er erwuchs.

— ches Gefühl hemmt nicht der Thränen Strom. Denn die Frau des Kaisers
 edrich hatte ein Kriemhildenschicksal gehabt. Ein Leben lang ward sie, schien
 am ihres einzigen Sehnsens Erfüllung betrogen; und als ihr Lebens-
 isch wider Erwarten endlich dann doch sich erfüllte, mußte sie sterben.



Neugriechische Lehrweisheit.

Vor einiger Zeit ging, wie die Tagesblätter berichtet haben, von Athen eine Bewegung in der Richtung aus, den deutschen höheren Lehranstalten durch Vermittelung der Aufsichtsbehörden die neugriechische oder reuchlinische Aussprache des Altgriechischen, vielleicht zum Dank für die vielfache Anregung und Belehrung, die griechische Studenten von August Böckh und Gottfried Hermann in Berlin und Leipzig empfangen hatten, aufzudrängen. Diese Bestrebungen sind verständlich, wenn man erwägt, daß die heutigen Griechen ihre bedrängte politische und ökonomische Lage durch das moralische Gewicht zu verbessern wünschen, das ihnen aus der siegreichen Durchsehung des Anspruches erwachsen könnte, in direkter Tradition Sprache, Aussprache und Grammatik aus dem hellenischen Alterthum erhalten zu haben. Nur stimmt dieser Anspruch in keinem einzigen Punkt mit der historischen Wahrheit, der nachweisbaren Entwicklung und den Erfordernissen überein, die die Erhaltung der Grundlagen unserer gesammten höheren Bildung bei den verantwortlichen Stellen erheben muß.

Mit wie geringem historischen Verständniß die Neugriechen an diese Fragen herantreten, sieht man daraus, daß sie sich einbilden, die alten Griechen könnten überhaupt im Wesentlichen so gesprochen haben wie die heutigen. Keine Sprache ist sich jemals Jahrhunderte oder gar Jahrtausende lang gleich geblieben; und am Wenigsten konnte Das bei einer Sprache der Fall sein, die im Alterthum unter dem Zwang der quantifizirenden — Metrum und Rhythmus der Zeitlänge der Silben entnehmenden — Poesie gestanden hatte und beim Uebergang in die byzantinische Epoche den politischen Vers annahm, der nur auf dem Accent beruht; von diesem Augenblick an — wenn man eine ganze Periode einen Augenblick nennen kann — erfolgte die Auflösung des vokalischen Sprachkörpers; und der Unterschied der Länge und Kürze der Silben, der bis dahin für die Poesie und damit für die gesammte Sprache maßgebend gewesen war, verlor alle Bedeutung.

In jeder Sprache vollzieht sich, meist langsam, eine unaufhörliche und unaufhaltsame Entwicklung und Veränderung. So ist denn auch die heute in Griechenland giltige Aussprache nur sehr langsam entstanden; und wenn auch ihre Anfänge in einzelnen Punkten bis ins Alterthum zurückreichen, so kann sich doch die vollständige Umwandlung des Vokalismus erst vollzogen haben, als man keine altgriechischen Verse mehr lesen konnte oder lesen wollte. Wenn zum Beispiel die Diphthonge *au* *eu* *eu* nicht mehr als Diphthonge, sondern nach neugriechischer Art *aff*, *eff* und *iff* ausgesprochen werden, so kann eben kein altgriechischer Vers, in dem sie vorkommen, mehr als Vers gelesen werden; das *keleuete* eines homerischen Verses besteht

aus einer langen Silbe, vor der eine kurze und hinter der zwei kurze Silben stehen (— — —); der zweite Theil des Wortes ist also ein Daktylus (leueto — — —); spricht man das Wort nach neugriechischer Art aus, so ist kelóffeto nicht in den Vers zu bringen, denn die Länge des Daktylus ist zur Kürze geworden.

Wie vollständig durch diese Aussprache die Verse verstümmelt werden müssen, kann man sich daraus klar machen, daß zwei Verse Goethes lauten würden:

Wär' er hier am Hofe so gut als Ihr und erfreßt' er

Sich des Königes Gnade, so möcht' es Euch sicher gereffen.

Aber nicht nur Metrum und Rhythmus würden in den altgriechischen Versen durch die neugriechische Aussprache der Diphthonge zerstört werden, sondern der von der Aussprache gar nicht zu trennende Sinn der Wörter oder Sätze ginge häufig genug völlig verloren. So ruft an einer der feierlichsten Stellen der „Perfer“ der Chor in patriotischer Begeisterung des Götterkönigs Zeus Hilfe mit den Anfangsworten oh Zeu Basileu an, wobei das zweimalige lange eu untrennbar von dem Gewicht ist, das dem Gebet beigelegt wird; spricht man dagegen oh Zeff Basileff mit kurzem e aus, so wird, was feierlich war, einfach lächerlich.

Die Neugriechen haben ihre Schriftsprache von landsmännischen Lehrmeistern aber in ganz verschiedenen Stadien des Verhältnisses dieser Landleute zu der Volkssprache der einzelnen Theile Griechenlands empfangen. Im sechzehnten Jahrhundert lernten zahlreiche Griechen, um sich aus der bulgarischen, slavischen, fränkischen oder türkischen Barbarei zu befreien, der sie verfallen waren, Altgriechisch in Italien, und zwar besonders auf dem von Leo dem Zehnten auf dem Quirinal gegründeten mediceischen Gymnasium, dessen Vorsteher Janos Laslaris war; dort aber war von Neugriechisch nicht die Rede. So schreibt Laslaris bedeutendster Schüler Markos Musuros die Vorrede zu dem von ihm zum ersten Mal in Venedig (1498), der, wie er sagt, auf den Spuren des alten Athen wandernden Königin der Städte, herausgegebenen Aristophanes nicht etwa in seinem heimatlichen kretischen Dialekt, sondern in reinem Altgriechisch. Ganz anders Adamantios Korais, dessen auf Reinigung der Sprache und Schöpfung eines allen gebildeten Griechen gemeinsam verfügbaren, von den Mundarten abgekehrten Idioms ihm am Ende des achtzehnten und am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts den Plan zur Herausgabe der zahlreichen Bände seiner hellenischen Bibliothek eingab: hier sollte die Sprache der alten Hellenen reinigend und befruchtend auf die Ausdrucksweise ihrer rhomaischen Nachfahren einwirken; und so verfaßte er seine Vorreden, gleichsam als Muster der Vermählung des Alten mit dem Neuen, in neugriechischer Schriftsprache.

Man kann gegen die Aussprache des Altgriechischen nach erasmischer — der von mir verfochtenen — Art allerdings einwenden, es sei völlig

gleichgiltig, wie wir es aussprechen; denn läme Sophokles heute in die Welt zurück, um sich die Aufführung eines seiner Stücke in der Ursprache anzusehen, so würde er schwerlich auch nur ein Wort von Dem verstehen, was auf der Bühne gesprochen wird. Die zweite Behauptung ist gewiß richtig. Bei der nur schriftlichen Ueberlieferung einer Sprache geht eben ihr für das Ohr wichtigstes Merkmal, Das, was dem geschriebenen Wort erst das wahre Leben verleiht, völlig verloren: die Klangfarbe; wer zu Hause noch so fleißig aus Büchern Neugriechisch gelernt hat und seine sauer erworbenen Kenntnisse in einem Laden der Stadionstraße in Athen an den Mann bringen oder den Ruskoden in Mykene durch Rezitation aeschyleischer Verse, mit noch so korrekter neugriechischer Aussprache, erfreuen will, Der wird den erstaunten Gesichtern seiner Zuhörer bald ansehen, daß sie keine Silbe verstanden haben. Darauf aber kommt es eben so wenig an wie auf den Umstand, daß ein sehr großer Theil der altgriechischen Vokale und Diphthonge bei den Neugriechen einfach *i* lautet, obgleich es denn doch höchst seltsam wäre, wenn sich der sprachschöpferische Volksgeist — um prosaisch zu reden — die Mühe genommen hätte, einen recht erheblichen Theil seines Vokalquantums erst schriftlich in *ē*, *y*, *ei*, *oi* und *yi* zu differenziren und nachher bei der Aussprache in ein einziges *i* zusammenzuziehen.

Natürlich ist die ganze Betrachtung nur hypothetisch und geht von einer Voraussetzung aus, die es in Wirklichkeit nie gegeben hat: die Sprache hat längst existirt, ehe an eine Schrift zu denken war, und das sprachliche Volksgedächtniß hatte kein Reservoir, wo es *ē*, *y*, *ei*, *oi* und *yi* aufbewahren konnte, um diese Laute dann später der Schrift zu dem Zweck zu überliefern, sich zwar schreiben, aber sämmtlich als *i* aussprechen zu lassen.

Der Hauptgrund, der gegen die Neugriechen spricht, liegt auf einem ganz anderen Gebiet.

Der altgriechischen Geisteswelt steht eine Sprachentwicklung zu Gebot, die für jede Gedankennuancirung eine eigene grammatische Form bereit hält. Das Neugriechische hat diese Formenwelt zum größten Theil aufgegeben: die meisten Bildungen der Zeitwörter werden nicht mehr durch eigene Formen, sondern durch Hinzufügung von Partikeln oder Hilfszeitwörtern gebildet. Frage ich ferner in Athen nach Jemand, so sage ich nicht: „Ist Herr *X* zu Hause?“ oder: „Sind die Herren *X* und *Y* zu Hause?“ Sondern: „Sein Herr *X* oder *X* und *Y* zu Hause?“ Die logische Folge dieser und ähnlicher, bei jeder sich verschleifenden Sprache zu beobachtenden Vorgänge ist dann im Neugriechischen eben der Verzicht auf die Verschiedenheit der Vokale, die den Körper der Wortformen ausmachen: habe ich die verschiedenen Formen nicht mehr, so brauche ich eben auch die ihnen den Charakter gebende lautliche Verschiedenheit nicht weiter. Es ist also der

größte historische Unverstand, aus dem heutigen Vorwiegen des *i* folgern zu wollen, es habe im Alterthum die selbe Rolle gespielt oder überhaupt nur spielen können wie im heutigen Griechenland.

Was die Folge der Einführung der neugriechischen Aussprache in unsere Lehranstalten wäre, mag wenigstens an einem Beispiel gezeigt werde n.

So weit die Sprachen die handelnde Welt der Thatfachen nach dem Gegensatz der Nothwendigkeit und Wirklichkeit zur Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit oder — anders ausgedrückt — nach dem des Unbedingten zum Bedingten ordnen, lassen sie neben dem Indikativ den Konjunktiv entstehen; in der indogermanischen Ursprache gab es neben dem Konjunktiv noch den Optativ, der sich im Altgriechischen in voller Formenbildung erhalten hatte und sich mit dem Konjunktiv in die feineren und feinsten logischen Abstufungen theilte, die das nur Gedachte, Gehoffte, Gewünschte in seinen verschiedenen Nuancirungen aus dem Weltendasein der groben Wirklichkeit und der eisernen Nothwendigkeit ausschieden. Die vollkommenste Definition des Verhältnisses von Indikativ zu Konjunktiv und Optativ, dem ja mit logischen Kategorien nicht beizukommen ist, da sie sich niemals ganz mit dem organisch erwachsenen Sprachgefühl decken können, hat immer noch jener alte griechische Grammatiker gegeben, da er es als eine Seelenstimmung bezeichnete. Im Lateinischen sind Konjunktiv und Optativ (bis auf geringe Reste des Optativs) zu einer Form verschmolzen, wohl, weil sich die Sprache in einer sehr hoch entwickelten Syntax den Ersatz für einen Theil der logischen Funktionen geschaffen hatte, die sich im Griechischen auf Konjunktiv und Optativ theilten. Jedenfalls ist klar, daß, wer Altgriechisch lernen will, einen sprachlichen Selbstmord beginge, wenn er Das, was eine unendlich lange und energische sprachliche Entwicklung geschaffen hat, zu seiner privaten Erleichterung oder dem edlen Volk der Neugriechen zu Liebe einfach vertwerfen wollte. Man würde in diesem Fall nicht nur die Zinsen des Kapitals einziehen, das uns das alte Hellas zur Veredlung und Befruchtung unseres eigenen Volksthumes hinterlassen hat, sondern das Kapital selbst konfisziren.

Um nämlich das gebräuchlichste Beispiel der altgriechischen Konjugation anzuwenden, so heißt nach der altgriechischen (erasmischen) Aussprache „Du schlägst“: *typteis*; davon lautet der Konjunktiv *typtes* und der Optativ *typtois*; dagegen lauten die drei Formen in neugriechischer Aussprache „nämlich *tiptis*. Ist es nun nicht völlig unmöglich, dem Ohr der lernenden Jugend (oder auch dem des Alters) *tiptis* beizubringen und von dem Verstande zu verlangen, daß er sich diese eine Form bei der Anwendung in drei Formen mit verschiedenen Bedeutungen zerlegt? Das ist nur ein Beispiel von vielen, die ich anführen könnte; mit anderen Worten: die Erlernung der griechischen Formenlehre wird unmöglich, sobald die Aussprache der Sprache nach neugriechischer Art erfolgt.

Nun mag man von der logischen Schulung, die durch das Eindringen in die griechische Formenlehre und ihre Beherrschung erreicht wird, noch so gering denken — hat man sich doch in neuester Zeit zu der „reformatorischen“ Ueberzeugung aufgeschwungen, man könne den Verstand für die Aneignung der lateinischen Grammatik dadurch schärfen und vorbereiten, daß man vorher die aus eben dem Lateinischen durch organischen Sprachverfall entstandene französische Sprache erlernt —: aber wie soll es mit der griechischen Lecture werden, wenn der Lernende auf das Knochengerüst des Sprachkörpers, die Grammatik und besonders die Formenlehre, verzichtet? Die Folge könnte eben nur sein, daß jede griechische Lecture unmöglich wird. Ein einziges Mal hat die Welt gesehen, daß Metrum, Rhythmus, Melodie und Poesie von dem selben Manne geschaffen und zu einer Einheit zusammengeschlossen werden können; so sind die Chortlieder der griechischen Dramatiker und Pindars Hymnen entstanden, unerreichte Muster eines künstlerischen Ganzen.

Die Meisterwerke der Skulptur und der Malerei zu kennen und zu verstehen, gilt als ein Grunderforderniß jeder höheren Bildung; soll die deutsche Kultur auf die Kenntniß und das Verständniß der Kunstwerke verzichten, deren Schöpfer nur den Vergleich mit den Künstlern der Hochrenaissance aushalten, die wie Leonardo da Vinci und Michelangelo keinen Unterschied zwischen den einzelnen Gattungen sinnlich darstellender Kunst gekannt haben?

Aristoteles schreibt der Tragoedie eine gefällige — wörtlich: versüßte — Rede, verbunden mit Rhythmus, Harmonie und Melodie, zu. Das heißt: er verlangt von der in ihr lebendigen Poesie, daß sie die zur Darstellung gelangende sprachliche Schönheit in rhythmischem Fluß — um diese Tautologie zu brauchen, da ja Rhythmus selbst schon Fluß heißt — und in dem Chorgesängen mit der ihnen harmonisch angepaßten Melodie ausdrücke. Das Großartige jener Dichtungen liegt eben zum Theil darin, daß jeder Dichter zugleich sein eigener Komponist war. Wendet man gegen unsere Genuß- und Verständnißfähigkeit ein, die Melodien seien uns ja verloren gegangen, so ist dieser Einwand nicht stichhaltig: August Böckh pfl egte von manchen der schönsten Chortlieder zu sagen, er könne sie nicht so lesen, wie sie, ^{mit} ~~er~~ ^{mit} der ihnen immanenten Melodie verstanden zu werden, eigentlich geleht werden müßten, denn dann sei er gezwungen, zu singen, und singen wolle er auf dem Katheder nicht. Das Versmaß hat eben bei vielen dieser Lieder seine Melodie in sich, die wir natürlich nicht mit dem antiken musikalischen Gefühl, sondern nur mit unserem eigenen zu empfinden fähig sind. So lehrt denn auch jede vernünftige pädagogische Erfahrung, daß von normalen jungen Leuten kein Unterrichtsgegenstand so leicht aufgenommen, so dankbar verstanden und so treu im Gedächtniß bewahrt wird wie gerade die Chortlieder der griechischen Tragoedien.

Keinem, der in der angedeuteten Art argumentirt, wird die nieder-
schmetternde Antwort erspart bleiben: was an diesen Dichtungen gut und
bleibend ist, kann der Jugend, ohne daß sie überhaupt Griechisch lernt, durch
„gute“ Uebersetzungen vermittelt werden. Ich sehe dabei ganz von der völligen
Unmöglichkeit einer wirklich genießbaren Uebersetzung der Chorlieder ab, die
auf ganz anderen metrischen und sprachlichen Voraussetzungen beruhen als
das heutige Deutsch, so daß sie in unserer, völlig verschieden gearteten
Sprache überhaupt nicht wiederzugeben sind. Doch kennen Leute, die dieses
Argument brauchen, offenbar die Originale überhaupt nicht. Ein neuerer
Dichter kann wohl einen anderen neueren Dichter übersetzen, weil Beide,
wenn auch verschiedenen Nationen, dennoch den selben Epochen und also
ähnlichen Gedankenkreisen angehören. Wie soll man dagegen einen antiken
Dichter jemals in Wahrheit so übersetzen können, daß nicht der Hauptreiz
der Dichtung, wenigstens zum Theil, verloren geht? Liegt doch das Alter-
thum als eine fremde, abgeschlossene Welt vor uns, deren Wesenheit wir,
wenn wir Griechisch und Lateinisch verstehen, wohl empfinden, aber nie
definiren oder überhaupt mit deutschen Worten wiedergeben können. Wer
verlangt, daß von der Sprache dieser Dichtungen abstrahirt und nur ihr
Gedankeninhalt beibehalten werde, Der vergift — um von Anderem zu
schweigen — vor allen Dingen, daß man aus organischen Schöpfungen keinen
einzelnen Theil herausnehmen und den Rest allein genießen kann. Der Krobilos
gehört gewiß zum Apollo von Belvedere; aber wer wird ihn — so schön er
ist — absägen und, was übrig bleibt, in Stücke schlagen wollen?

Und nun zum Schluß noch eine Frage: Warum mögen die uneigen-
nützigen Neugriechen die Früchte ihrer eben erst der Barbarei abgewonnenen
Bildung gerade uns und nicht etwa dem philhellenen England gönnen?
Feiert doch Stephanos Kenos allein Lord Byron, George Canning und Sir
Edward Cobrington begeistert als Wohlthäter Griechenlands. Freilich haben
wir den Neugriechen etwas Enthusiasmus und viel Geld gespendet; aber
Geld haben sie immer nur geschätzt, ehe sie es hatten, und es nachher stets
dreimal verachtet. Sie haben eben in ihrer Klugheit gemerkt, daß wir nach
unserem politischen Aufschwung unsicher und dilettantisch wie Kinder hin-
und herschwanken, jede Nothheit anzunehmen bereit sind und jedem Be-
liebigen, wenn ers nur schlau anstellt, schwächlich gestatten, uns die Wurzeln
unserer Bildung und unserer Stärke abzugraben.

Hamburg.

Professor Dr. Franz Gysenhardt.



Das Land der Kunst.

Die Geschichte der Kunst ist, genau wie die der gesammten menschlichen Kultur, die allmähliche Eroberung und Besetzung eines weiten, großen Landes, das nach und nach durch den immer reicher sich entwickelnden menschlichen Geist der Herrschaft des Menschen unterworfen wird.

Die ersten Menschen sahen dieses Land der Kunst noch nicht. Es muß erst eine gewisse Sicherheit der Bewegung auf dem festen Boden der Wirklichkeit und eine Summe von Errungenschaften da sein, die ein gesichertes äußeres Dasein verbürgen, ehe der Mensch überhaupt das Bedürfnis hat, die ersten suchenden Schritte in den geheimnißvollen Nebel zu wagen, der das Land der Kunst noch umhüllt. Auch dann ist zunächst zwischen dem Wege des Lebens und dem der Kunst kaum ein Unterschied; die ersten künstlerischen Triebe führen nicht über eine feste Grenze, die zwei Welten scheidet; Leben und Kunst gehen in ihren ersten Anfängen auf der selben ebenen Bahn. Erst allmählich führen die Pfade in getrennte Gebiete. Und nun beginnt auf beiden Seiten die große Entwicklung. Während drüben für das Leben neue Bedürfnisse und neue Quellen, neuer Boden und neue Ziele, andere Formen und größere Aufgaben, schnellere Entwicklung und reichere Entfaltung, heißere Kämpfe und tiefere Kräfte gewonnen werden, erwachen in der Kunst die helleren Augen für Licht und Farbe, die frischeren Sinne für Anmuth und Schönheit, das stärkere Empfinden für Mensch und Natur, das innerlichere Gefühl für Tiefe und Größe, die heißere Sehnsucht nach Kunst überhaupt. Was hier in wenigen Begriffen angedeutet ist, hat eine Entwicklung durch Jahrtausende zu durchleben; denn nur langsam werden die unererschöpflichen Reichthümer in Besitz genommen, die für den menschlichen Geist da aufgespeichert liegen; manches Errungene wird im Drange des Lebens wieder verloren; oft scheint Stillstand eingetreten zu sein; dann wieder geht mit Riesenschritten vorwärts, so daß die Menschheit ihren Führern nicht gleich folgen kann.

Nichts ist interessanter, als dieses Erwachen und Wachsen des künstlerischen Geistes, diese Eroberung geistiger Schätze durch die Jahrhunderte zu verfolgen und zu sehen, wie das Reich an Größe, die Herrscher an Macht, die Unterthanen an Selbstgefühl und Kraft gewinnen. Der Kulturmensch der Gegenwart, der sich Herrn der Erde nennen darf und die geheimsten Kräfte der Natur in seine Gewalt gebracht hat, um diese Herrschaft ausüben zu können, kann sich kaum eine Vorstellung machen von dem Urmenschen oder dem Wilden, der nichts hat als seinen Leib und das Fleckchen Erde, das er bewohnt, der nichts davon ahnt, daß sein Fuß auf einer gewaltigen Kugel haftet, die für ihn und Millionen Seinesgleichen eine Stätte reichsten

Lebens sein soll. So ist auch dem künstlerischen Menschen fast unmöglich, sich aus seinem Bewußtsein alle die Empfindungen und ihre begrifflichen Festlegungen wegzudenken, die die Grundlage seiner Kunstanschauungen sind. Es ist wirklich, um eine Art intellektuellen Schwindelanfalles zu bekommen, wenn man von dieser Höhe einmal in die kalte, kahle Tiefe schaut; und doch ist Das eine der nothwendigsten Uebungen für den Geist. Denn nicht die Freude, nein: die Rechenchaft darüber, wie wirs zuletzt so herrlich weit gebracht, sollte die schönste Erholung für geistig hochstehende Menschen sein. Jetzt kennt die Wege, die da hinaufgeführt haben, die Kräfte, die dabei im Spiele waren, nur eine kleine Schaar. Aber genau wie sich in der weitverzweigten Kultur unserer Zeit nur zurechtfindet, wer da weiß, wie Das ward, genau so, wie zum Herrn in diesem Reiche nur taugt und wie die großen ausschlaggebenden Kräfte nur zu beurtheilen versteht, wer den Ursprung der Hauptfäden in dieser verwirrenden Fülle von Menschen kennt: genau so kann in der Kunst unserer Tage — von den wenigen ganz großen Genies abgesehen, die aber auch jetzt fast unmöglich sind! — Niemand klar sehen, der nicht seinen Blick geschult und geschärft hat. Hier soll nicht über den Segen der kunsthistorischen Bildung gesprochen, sondern nur kurz gezeigt werden, was die gemeinsamen Faktoren für die Entwicklung aller Kunst sind, in welcher Weise diese Entwicklung vorzuschreiten pflegt und welche Bedeutung dabei die verschiedenen Gattungen von Kunstmenschen haben.

Die Kunst ist wie ein großes Land, das der gesammten Menschheit zum Erbe gelassen worden ist, aber erst nach und nach entdeckt, erobert, besiedelt und bebaut werden soll, ein großes Land, dessen Grenzen noch Niemand gesehen hat, in dem noch heute hinter undurchdringlichen Nebeln ungelannte blumige Auen und schreckende Gebirge liegen.

Die Herrlichkeit des ersten festgegründeten Reiches auf diesem Boden, das nach einer langen Entwicklung des menschlichen Geistes zu einer hohen künstlerischen Reife die Völker des klassischen Alterthums besaßen, ging unter in den Stürmen der Völkerwanderung, als die äußere Macht der römischen Welt Herrschaft zusammenbrach. Schon diese Thatsache enthält eine der wichtigsten kunstgeschichtlichen Lehren. Die künstlerische Entwicklung ist durchaus nicht unabhängig von der allgemeinen Kulturentwicklung; sie unterliegt dem Schicksal, der durch große geschichtliche Ereignisse hervorgerufen wird, genau wie alles Menschliche. Die Haltlosigkeit, die sich eines Staatsgefüges bemächtigt, wird auch in der Kunst zu spüren sein und die gesammte künstlerische Lebenshöhe wird durch einen allgemeinen Niedergang oft um Jahrhunderte zurückgebracht. Das klingt sehr selbstverständlich, wird aber zu wenig beachtet. In der Kunstgeschichte müßte noch viel mehr auf Zusammenhang zwischen Kunst und Leben hingewiesen werden. Denn

eine Kunst, der er fehlt, ist eben keine wirkliche Kunst mehr, sondern nur Spielerei, an deren Dasein überhaupt nichts gelegen ist.

Welche Einflüsse haben nun an dem Wiederaufleben der Kunst nach einer großen Niederlage den Hauptantheil gehabt?

Für diese neue Eroberung zum Theil schon besessenen Gebietes scheint mir kennzeichnend, daß erstens zunächst die Alles beherrschenden kirchlichen Einflüsse auch für die Kunst die größte Bedeutung gewonnen und daß dann die allmähliche Befreiung von dieser Gewalt und die Weiterentwicklung der einzelnen Künste viel selbständiger vor sich ging als im Alterthum. Der Begriff einer allgemeinen Kunstgeschichte ist jetzt nicht mehr anwendbar. Nachdem sich Dichtkunst und Architektur am Frähesten zu neuen weltgeschichtlichen Leistungen erhoben, folgt noch später als die Malerei die Musik, die am Längsten unter dem bestimmenden Einfluß der Kirche blieb. Bei den einzelnen Künsten ist nun in erster Linie entscheidend für den Zeitpunkt und die Schnelligkeit, mit der die Entfaltung vor sich geht, die allgemeine Zeitströmung. Daß gerade zu diesem Zeitpunkt die Architektur, zu jenem der eine, dann wieder der andere Zweig der Malerei plötzlich aufspringt, daß in der Dichtkunst in diesem Jahrzehnt diese Gattung, später wieder eine andere in den Vordergrund tritt: Das ist stets das Ergebnis großer innerer Kräfte, die so und nicht anders wirken müssen. Man ist in der Darstellung alter wie neuer Kunstgeschichte mit den Untersuchungen auf diesem Gebiet noch lange nicht am Ziel und wird gewiß noch manches verbläffende Resultat auf Grund genauer Forschung und in die Tiefe bringender Betrachtung gewinnen können. Selbstverständlich ist dabei ein allzu kunstvolles Konstruiren zu vermeiden und ein strenges Festhalten an allem Thatsächlichen erste Bedingung. Und außerdem muß neben diesem Faktor nun der zweite richtig eingestellt werden, der bisher meist allein und deshalb und aus anderen Gründen falsch eingestellt wurde, nämlich die Bedeutung der künstlerischen Persönlichkeiten.

Die Kunstgeschichte muß gewisse Grundsätze suchen, nach denen sie die verschiedenen künstlerischen Persönlichkeiten in ihrer Bedeutung für ihre Zeit und die Nachwelt einschätzt, nicht vage Formeln und Censuren wie auf der Schule, sondern eherne Gesetze jenseits von Gut und Böse, die für alle Zeiten und für jede Kunst gelten.

Ich habe vorhin von dem Lande der Kunst gesprochen, das der Menschheit zur Entdeckung und Kolonisirung beschieden ist. Wir haben gesehen, daß die underechenbaren Hauptströmungen des Zeitgeistes instinktiv den Menschen mit unvermeidlicher Gewalt bald in diesen, bald in jenen Theil dieses Reichs leiten. Die eigentlich Großen in der Kunst sind nun bei diesen Feldzügen die Führer, die Entdecker, die, oft ganz allein, den Weg in die neue Ferne finden, ihr Banner aufpflanzen, Besitz nehmen und den neuen

Boden bebauen. Das sind die Helden der Kunstgeschichte, Die, nach denen gezählt und benannt wird, Kolumbus-Naturen, die Geister erster Ordnung. Es giebt auch hier Unterschiede. Da ist Einer, der die neue Zeit voraussieht und, während der Strom noch die alte Bahn geht, plötzlich die Richtung wechselt und abseits für die Kunst der Zukunft die Stätte bereitet. Da ist Einer, dessen kluges Auge entdeckt, daß nur ein kleiner Wall zu schleifen ist, um eine weite Aussicht in neue Gefilde zu eröffnen. Alle die Erweiterungen im Stoffgebiet der Künste, die Neuerungen in der Technik, die Vertiefung der Darstellung verdankt die Menschheit diesen Führern. Oft ist Das, was sie wirklich leisteten, durchaus nicht ersten Ranges. Man sieht noch die Gewaltthatigkeit, die Mühe, die das Urbarmachen des neuen Bodens verursacht; es fehlt die ruhige Sicherheit. Und trotzdem sieht der Künstler dieser Art tausendmal höher als der glatte Nachahmer, der Alles kann und nie fehlgreift. Denn auf die Lichtbringer folgt nun die Menge Derer, die in Fabriken das neue Licht herzustellen versuchen; dem Einen, der den Weg in die reichen Gefilde fand, drängen Die nach, die kommen, ihren Kehl und ihre Kartoffeln zu bauen. Meist ist ja der Erste ganz allein in seiner herrlichen neuen Wildnis, — aber von dem reichen Lande, das sein ist, kann er nur wenig verwertben, nur die—thesten, besten Punkte behält er sich für die Ewigkeit. Das Andere gönnt er den „Auern“. Die Ersten unter ihnen sind noch nothwendig und haben eine gewisse Bedeutung auch für die Geschichte. Gerade die Größten brauchen zwei oder drei solche kleinere „Wiederholungen“ ihrer eigenen Persönlichkeit. Das sind die Künstler zweiten Grades; echte Naturen, denen nur versagt ist, Herrscher im eigenen Reiche zu werden, die aber mit einer gewissen Selbständigkeit dem noch unbebauten Boden, den sie zu Lehen bekommen haben, schöne Früchte als Gaben für die Gäste im Lande abgewinnen. Aber dann kommen die Heerden. Sie waren erst im Lande eines anderen Großen und nährten sich von der einträglichen Kunst, die man da als Geschäft treiben konnte. Mit der Findigkeit aller Handelsmenschen erspürten sie nun im geeigneten Moment, daß es sich lohne, auszuwandern und aus dem „Caner“ ein „Janer“ zu werden. Von diesen Massen weiß die Kunstgeschichte nichts, höchstens das Eine, daß sie in den meisten Fällen der Fluch der Künste sind, besonders, wenn ein neuer Großer kommt, dem zu folgen und in dessen Lande das Geschäft von Neuem aufzuthun, sie zu alt und unfähig sind. Dann geht der Krieg an. Dann thut sich dieses Künstlerproletariat aller Länder zusammen, um mit den erbärmlichsten Waffen gegen den neuen König und seine Getreuen auszugiehen. Oft fällt der Edle der Uebermacht. Aber sein Reich bleibt, das ungekannte Licht, das er gebracht hat, strahlt weiter und treibt die Rotten schließlich zurück in ihre Nacht.

Wie sonntags die Spaziergänger durch die Felder der Bauern, durch

die staatlichen und herrschaftlichen Walbungen, so wandeln auf den Wegen im Lande der Kunst die dichten Reihen der Kunstfreunde, der Laien. In Schaaeren drängen sie sich zu den beliebten Vergnügungslokalen, zu den Schänken, wo ein belümmlicher Tropfen verzapft und man unterhalten wird, ohne selbst Etwas dazu zu geben. Die Wirthe verdienen eines hübsches Geld. Sie legen reinliche gelbe Rieswege an, säubern Alles, damit auch das Unrechte glänze, dulden nichts, was Anstoß erregen oder Kopfzerbrechen machen könnte, beschneiden, was wild wächst, putzen Alles trügerisch auf: Das gefällt den Leuten. Und wenn dann ein schlauer Kopf ein anderes Lokal in die „Mode“ bringt, zieht die große Heerde pflichtschuldigt dahin. Nur Wenige scheuen die Nähe nicht, auf einem schmalen Weg, der oft selbst durch Hecken gesperrt ist, muthig vorwärts zu bringen, bis in einem stolzen Walde heiliges Dunkel sie umfängt oder in einer tiefen Einsamkeit Riesenwände zum Himmel ragen oder über eine unendliche Ebene ein Meer von goldenem Licht fluthet. Erst schauert sie, aber bald kommen sie öfter und gewinnen diesen unbekanntes Zauber, diese große Räthselstimmung immer lieber, bringen weiter, sehen immer mehr Wunder, — und endlich wissen sie nichts Schöneres, als immer auf den stillen Wegen den Großen nachzuwandeln, die neue Reiche suchen und finden.

Freilich: die Zahl dieser Wanderer in den Gefilden der Musen wird immer klein bleiben. Dennoch muß gesagt werden: wie jene Führer die Ewigkeitmenschen in der Geschichte der Kunst sind, so sind diese stillen Pilger, denen die Natur nichts gegeben hat als den sicheren Schritt im Gefolge der Großen, unter allen Freunden der Kunst die, so dem Himmel am Nächsten wohnen. Es gehört eine besondere Veranlagung auch dazu, immer als Nächster Dem nachgehen zu können, der im ersten Gliede die Führung hat. Ja, es wird sogar jetzt, bei der hohen Entwicklung aller Künste, einem Laien fast unmöglich sein, sofort dem kühnsten Pfadfinder, dem die Zukunft gehört, auf dem Fuße folgen zu können. Ist doch selbst unter hundert „Fachleuten“ kaum Einer dazu im Stande. Aber darauf sollte unsere Erziehung zur Kunst mit allem Ernst hinarbeiten, diese Helden der Kunstgeschichte, von deren starker Kraft die ganze Entwicklung geleitet wird, deren Geniethaten die Epochen veranlassen, auf deren Schultern der glänzende Himmel ganzer Jahrzehnte und Jahrhunderte ruht, streng scheiden zu lernen von den Nachfolgern, den Betarbeitern oder gar den Geschäftemachern. Jene bleiben Herren in ihrem Land, auch wenn an ihren Grenzen neue Staaten erstehen; als souveraine Bundesfürsten, unter denen es nicht einmal einen primus inter pares giebt, herrschen sie in unvergänglicher Kraft. Oft wechseln ihre Unterthanen. Wird ein Gebiet bebaut, das hart an ihrer Grenze liegt, so finden auch zu ihnen neue Freunde den Weg. Aber die Anderen, die Schmaroger, verlieren ihren gestohlenen Reichthum und sterben. Denn die Kunst aus

zweiter oder dritter Hand nimmt man nur, wenn sie noch neu, noch „modern“ ist. Dann eilt man weiter, zu wieder neueren Mätkern.

Wenn wir nur dahin kommen könnten, daß dieser Zwischenhandel überhaupt aufhörte, wenn wir lauter direkte Unterthanen regirender Könige und nicht Sklaven ihrer Vasallen hätten! Das große Reich der Kunst hat viele Provinzen und es wird durchaus nicht verlangt, daß Alle sich in einer wohl fühlen. Wer die Kraft des Geistes nicht hat, in das neue Land zu bringen, dessen urwüchsig, phantastisch-wilde Größe dem Kühnsten der Neuen sich erschlossen hat, Der mag an den Ufern des schönen Stromes bleiben, auf dessen Wassern vor dreißig Jahren die ersten Schiffe hinabglitten, oder gar in dem beschaulichen Thale, in das vor weiteren fünfzig Jahren ein freundlicher Entdecker seinen Fuß setzte. In der Kunst heißt es nicht: „Viele Wege führen nach Rom“ — es giebt kein Rom der Kunst — sondern: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.“ Jeder soll die darin finden, für die seine Natur, sein Sinn und Auge geschaffen ist. Aber er soll wirklich in einem Hause der Kunst wohnen! Jetzt wohnen noch immer Vielzuvieler, die sich Kunstfreunde nennen, zur Astermiethe bei trägerischen Geschäftsmenschen, wo es nichts Gutes giebt, weder frische Luft noch helle Sonne noch freie Aussicht nach allen Seiten, keine gesunde Kost, keine erquickende Ruhe, keinen warmen Blick aus einem Paar lebendiger Augen, kein gutes Wort von einem lieben Munde, nichts, gar nichts. Und doch wäre dies Alles so leicht zu haben! Wissen wir Menschen nicht recht wenig Bescheid im Lande der Kunst?

Leipzig.

Dr. Georg Böbler.



Lendemain.

Gaston und seine Freunde Claude und James schlendern durch die Andrassystraße. Gaston, natürlich wie stets der Ueberlegene, schlägt vor, „als ob es geschehen wäre“, den Alten einen Besuch zu machen und sich so nebenher über dem Befinden des Fräulein Tochter zu erkundigen.

„Es wird ein wunderbarer Moment sein, wenn sie dann zufällig eintritt, schnell die schweren Lider über die ausblitzenden Augen senkt . . .“ Claude sagt. Seine Selma hat keine Eltern; sie lebt augenblicklich in einer Pension; ist sicher, sie in Thränen zu finden. Sein hübscher, immer ein Bißchen offener Mund preßt sich zusammen.

„Ach was, Sentimentalitäten!“ James wirft den ausdrucksvollen Künstler-

kopf ungeduldig zurück. „Wenns meine Kleine zu tragisch nimmt, spreche ich eben gleich mit dem Vater, was ich sonst erst als Professor gethan hätte.“

Inzwischen bleibt Gaston vor einem Blumenladen stehen und mustert die Herrlichkeiten. „Ich werde ihr einen Korb Marshall Niel-Rosen schicken. Diese gelben Rosen, die wie ein schöner Frauenleib duften, sollen ihr sagen, daß ihr Athem mich beständig umspielt. . .“

Alle Drei treten in den eleganten Blumenladen, berühren mit scheuen, tastenden Fingern die bunten Sammetwangen der Blüthen, die in Bronzegefäßen zum Verkauf ausgestellt sind, und wählen drei kostbare Sträuße, die sie in die Wohnungen der jungen Damen schicken lassen. Dann nehmen sie ihre Wanderung weiter auf. James hält zögernd vor einer stattlichen Villa an. „Ich wollte, ich hätte es hinter mir!“

Gaston legt ihm die Hand auf die Schulter und flüstert ihm Etwas zu, wogegen er protestirt; dann verschwindet er schnell in dem eleganten Vestibule. Die beiden Anderen gehen weiter. Beide schweigen. Claudes Kopf ist tief auf die Brust gesenkt. Ein Falte des Unmuthes liegt zwischen seinen Brauen. So schreiten sie eine Weile hin.

Dann sagt Claude plötzlich wie zu sich selbst: „Es war doch ein Schurkenstreich von mir. . .“

Gaston macht eine jähe Wendung nach links, als ob er austreten wollte; dann nimmt er den seidenen Cylinder vom Kopf und fächelt sich die Stirn.

„Nichts Widerlicheres als die Neue. Du hast ja vorher genug Zeit zur Ueberlegung gehabt. Soll ich Dich hinausbegleiten? . . .“

Claudes Gesicht färbt sich höher. „Daß die Wige!“ Und dann zieht er wie fröstelnd den langen englischen Ueberzieher fester an sich und blickt auf. „Alle Wetter, da ist ja schon ihre Straße. Auf Wiedersehen!“

Gaston streckt ihm die Hand hin.

„Wann und wo?“

„Wo? Morgen bei Sacher.“

„Morgen? Weshalb nicht heute?“

Claude zögert. „Meinetwegen denn heute.“

Er berührt leicht den Hut und biegt in die nächste Straße ein.

Gaston steht einen Augenblick überlegend, spielt mit der Elfenbeinkrücke seines Stodes und schlendert den Weg zurück, den sie gekommen sind. Vor einem der schönsten Paläste der Andraassystraße macht er Halt und drückt den elektrischen Knopf. Der Portier öffnet und antwortet, daß die Herrschaften zu Hause sind. Und jetzt fühlt Gaston, der immer Gelassene, ein sonderbar prickelndes Gefühl, das auffallend einem Zittern gleicht und seine Knie unsicher macht. Er möchte sein Gesicht in die seidenen Falten eines gewissen Frauenkleides pressen und stammeln: Liebe Gute! Liebe! . . .

Es war eine Stunde vor Mitternacht, als James, wie jeden Abend, bei Sacher eintrat. Er hatte trotz der milden Jahreszeit den Kragen bis an die Ohren gezogen. Kurz nach ihm kam Gaston. Sein Gesicht sah erhibt aus. Er bestellte Sekt und wick den Augen des Freundes aus. Als dann zuletzt Claude erschien, flogen ihm vier forschende Blicke entgegen. Er machte eine Miene wie ein geprügelter Schuljunge und ließ sich einen Grog brauen. Sie begannen,

von der Hundeausstellung zu sprechen, auf der Gastons Pointer den ersten Preis erzielt hatte. Dann zog James mit ironisch-wehmüthigem Gesicht zwei Eintrittskarten für die Gala-Vorstellung des Circus Busch hervor, die heute stattgefunden hatte. Als er sie bestellte, hatte er ja keine Ahnung gehabt, daß er den heutigen Abend hier verbringen würde . . .

„Ist Dein Grog gut?“

Claude stellte das geleerte Glas auf den Tisch. „Er erwärmt wenigstens . . .“

„Weißt Du, daß Harpener gefallen sind?“

„Ach was, laß mich mit Deinen Aktien zufrieden!“

Gaston gab dem Kellner einen Wink. Die Karten wurden gebracht.

„Wollen wir?“

„Ich nicht“, murzte Claude.

„Ich auch nicht.“

„Du auch nicht? Dann . . . Soll ich Euch vielleicht weisfagen? Ich kann nämlich aus Karten lesen! Eine schöne Fege hats mich gelehrt.“

James, der schon einige Flaschen Burgunder im Leib hatte, sah Gaston unter seinen schweren Lidern spöttisch an.

„Leg los! Aber unter der Bedingung, daß Du zuerst Dein eigenes Schicksal erkundest und uns offen mittheilst . . .“

Gaston verstand, mischte die glatten Kärtchen durcheinander und kniff die Augen zusammen.

„Hier werse ich sie wahllos hin. Ich lese daraus Folgendes: Coeurdame ist allein daheim. Das heißt: Mama ist wegen Migräne auf ihr Zimmer gebannt. Coeurdame ruht in ihrem von Wohlgerüchen erfüllten, rosafarbigem Boudoir vor einem großen Spiegel, den schönen Leib von Spitzen und Musselin liebkost, und beobachtet sich. Ihre weiße Hand hält einen goldnen Etift, mit dem sie auf japanisches Büttenpapier die Ereignisse des verfloffenen Tages niederschreibt. Alle Vorgänge ihres Innern, alle Empfindungen und Ueberraschungen, alle gestammelten Gebete seiner Liebe zu ihr sind auf dem Büttenpapier geschickt skizzirt. An einer Stelle stehen fünf Gedankenstriche und ein Ausrufungszeichen. Coeurdame verbirgt nicht einmal die Blätter vor den Augen ihres Anbeters, der vergebens aus einem verschleierten Ton ihrer Stimme, einer dunkleren Färbung ihrer Wangen, einem schnelleren Senken ihres Auges die Wirkung der Stunden des vorangegangenen Tages zu lesen sucht, die Wirkung, die ihn vor ihr aufs Knie gezwungen hätte . . . Coeurdame ist von ihm falsch beurtheilt worden. Nicht ein liebendes Mädchen, nur eine nach Sensationen dürstende Modedame war sie, als sie, statt die Freundin aufzusuchen, sich in dem artigen Schloßchen in Auwinkel mit ihm traf. Jedenfalls hat sie ihn durch ihr Benehmen vor einem thörichten Schritt bewahrt; und er . . . dankt es ihr. Es lebe die Coeurdame!“

Gaston füllt hastig sein Glas mit Sekt, daß der silberne Schaum darüber hinwegströmt, und leert es in einem Zuge.

James streicht sich den dunklen, lockigen Bart und lächelt. Er will Etwas sagen, schweigt, mischt die Karten, legt sie vor sich hin und thut, als ob er aus ihnen läse. Dann zündet er sich eine Cigarette an.

„Sie ist verwirrend schön, diese Dame. Dunkel, gluthäugig, mit dem leichten

Goldton der Haut, der herauscht. Sie ist die verkörperte Schwärmerei, die Poesie, die Gnade, der Impuls, der plötzlich aus dunklen Untergründen heraushandelt, in die nur die Stütlichen schauen können. Wenn sich ein solches Weib schenkt, so meint man, es müßten Flammen aus der Erde schlagen, es müßten Engel sie lernend umstehen, um Liebe von ihr abzulauschen. Hier der König, ihr Liebster. Nachdem sie ihn stolz und glücklich gemacht und er zu ihr eilt, um sie durch ihr Versprechen für immer an sich zu fesseln, findet er sie in Thränen aufgelöst, verwirrt, verzweifelt, geknickt, auf den Knien. Und er, der meint, es sei Scham, Reue, beugt sich ganz hingerissen zu ihr nieder, um sie an seine Brust zu heben. Da flüstert sie ihm Etwas ins Ohr. Es ist nicht der Uberschwang des Weibes, das in selbigem Nachempfinden das Gesicht an des Geliebten Brust bergen will, was sie aufschluchzen macht; es ist . . . die Furcht vor dem Rinde. Diese Verschwenderin der fraglosen großen Liebe, diese Unschuldbige . . .!

James wirft sich auflachend in den Stuhl zurück und schlägt auf den Tisch, daß die anwesenden Gäste erschreckt herüber blicken. Claude rafft die auseinander gestreuten Karten zusammen. Dann stützt er den Kopf in die Hand.

„Soll ich Eure Komödie nachsäffen? Im Grunde genommen, habt Ihr ja Recht. Alles nur Gaukelei . . .“ Er läßt die Karten durch die Hand gleiten. „Der dumme Bube da liebte eine wundervolle Dame. Sie war ganz Greichen. Lange ließ sie sich Arm und Geleite antragen, bevor sie nachgab. Dann . . .“

„Du hast zu viel von dem Zeug da getrunken. Wie kann man auch . . .!“ Gaston wendet die Blicke verlegen von dem Freund ab, aus dessen Augen Thränen tropfen.

„Dann kam eine Mondscheinnacht und sie wurde fein. Und als er wieder erschien, um dankbar vor ihr auf die Knie zu sinken, fand er sie wortlos, trocken, mit einem listigen Ausdruck in den Augen, den er noch nicht bei ihr bemerkt hatte. Und ihre zarte Hand spielte mit einem schmalen Blatt Papier, auf das sie ihre Wünsche notirte: kostbare Schmuckgegenstände, eine Reise nach Nizza, eine elegant ausgestattete Wohnung und so weiter. Als des armen Jungen ohnehin nicht besonders geistreiches Gesicht sich vollständig in eine Schafspophysognomie verwandelt hatte, lächelte sie eisig und hielt eine Kluge, offenbar schon lange vorbereitete Rede, aus der sogar drohende Anspielungen klangen . . . Er kann nicht anders — ob Ihr es auch verächtlich vom Manne findet —: er beweint das klägliche Ende seines Traumes . . .“

Eine leise, süße Stimme geht durch den Saal, schüchtern, sanft wie die Frage eines Vogels im Frühling: die Geige des Primas, der unhörbar mit seiner Truppe erschienen ist und sich hinten an einem Tische niedergelassen hat. Und es antwortet ihr jubelnd, brünstig.

Claude fährt sich über die Augen.

James fällt mit unsicherer Hand sein Weinglas.

Gaston starrt vor sich hin. Dann murmelt er: „Wenn ich nur Eins wüßte! Ist eine gewisse Spezies des modernen Weibes unser Produkt? Dann verdienen wir nichts Besseres, als durch sie aus allen Himmeln unserer Illusion gestürzt zu werden . . .!“

Selbstanzeige.

Durch Kunst zum Leben. Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig.

Unter dem Titel „Ein Volk von Genies“ wird im September ein neuer Band dieses Werkes erscheinen. Die Vorrede zu diesem Band mag hier die Stelle einer Selbstanzeige vertreten.

Das maßloseste aller Völker sind die Deutschen. Als Denker und Dichter erreichten sie den Höhepunkt der Weltflucht, als Krieger, Fabrikanten und Kaufleute übertreffen sie plötzlich alle anderen Völker an Weltlichkeit. Daher ein allgemeines Staunen und die Frage durch die Völker geht: „Welches ist denn nun eigentlich das wahre Deutschland? Das weltabgewandte, träumerische, besitzlose, rein geistige oder das praktische, auf Erwerb, auf Geld und Güter bedachte? Wir verstehen diese Nation nicht mehr; ihr Gestern und Heute ist ohne Zusammenhang. Was hat die abstrakte Sphäre der Schopenhauer, Kant, Hegel, die internationale der Goethe und Humboldt, die zauberische der Mozart, Beethoven, Wagner mit Kasernen, Flotten, Fabriken, mit teutonischem Patriotismus und einem an geistigen Freuden baren Leben zu schaffen? Diese Deutschen scheinen geboren zu sein, um zu beweisen, daß es nichts ist mit den Idealen, daß die große Mehrzahl der Philosophen und Religionstifter Recht hat mit der Behauptung, Ideale seien unerreichbar und, wenn erreichbar, dann gewiß nicht auf Erden, sondern in einer extraräumten, außerirdischen Welt. Wenn ein Volk des reinen Idealismus fähig war, so waren es gewiß die Deutschen. Sie waren dem Himmelreich näher als Andere; je größer ihre Zahl wurde, desto ärmer an Besitz und Land wurden sie, je reicher ihr Geistesleben sich gestaltete, um so mehr lernten sie auf den materiellen Vortheil verzichten. Ihren Ueberfluß verjagten sie an eine fremde Kirche, die sie in der Weltabgewandtheit unterrichtete und bestärkte. O wie wahrhaft christlich, die Lebensprobleme in Philosophie, Naturwissenschaft und Kunst für die gesammte Menschheit zu lösen, damit sie sich ausbreite, gedeihe, sich wohl einrichte in den fruchtbarsten Ländern, selbst aber mit einem Studierzimmer, mit einem nebligen, kleinen Land zufrieden zu sein und auch gar nichts zu dessen irdischer Herrlichkeit in Prunk und Pracht zu thun! Und nun sind sie geworden wie alle Anderen: engherzig und nur beschäftigt mit dem rohen Problem des gesunden, wohlhabenden Daseins. Na, darin sind sie so gewaltig, daß sie uns zwingen, insgesammt den Traum von einer besseren Welt fahren zu lassen. Ein Jeder raube und raffe, was er nur irgend vermag.“

Wir Deutsche wissen wohl, daß man uns Unrecht thut, aber Niemand et sich, der auszudrücken wüßte, was wir anstreben. Was wollt Ihr? sagt eine innere Stimme: müssen wir nicht leben, wohnen, essen, trinken, uns den und vermehren, wenn wir der Menschheit fürderhin Dienste leisten sollen? Es ist nicht möglich, alle Anforderungen zugleich zu erfüllen. Genüht, für Billionen und aber Millionen Städte, Schulen, Kirchen, Dörfer, Wege, Straßen, Werkstätten zu schaffen, gezwungen, unser gesamtes Wohnhaus, das Reich, Geiste der Zeit praktisch umzubauen im Laufe weniger Jahrzehnte, war es

uns unmöglich, die Anforderungen anderer Nationen zu befriedigen. Wartet, bis wir den Arbeitrock abgelegt haben, um dann im Gewande vornehmer Geselligkeit unter Euch zu erscheinen. Aber eine andere Stimme spricht in uns und fragt, woher wir denn später das Festgewand nehmen werden. Sollten nicht die Arbeit, der Fleiß, die Betriebsamkeit im Praktischen eben Das schaffen, was dem ganzen Lande Festlichkeit giebt? Es geht ein Geist der Kritik, der Prüfung, des Zweifels um, ob denn jemals aus Arbeit Schönheit, aus Noth Bornehmheit, aus Praxis ein Ideal werden könne. Muß ein Land häßlich werden, um in allen Stücken praktisch zu sein, und wird es nicht unpraktisch werden, sobald man sich ansieht, wieder der Schönheit Aufmerksamkeit zu schenken?

Wenn es gelänge, nachzuweisen, daß unser Volk, so lange es rein geistigen Genüssen um ihrer selbst willen huldigte, gar kein Ideal kultivirte und daß der Kultus roher Praxis das Unpraktischste, nämlich Lebenfeindlichste, ist, wenn man den Gedanken fassen könnte, daß es sehr wohl möglich ist, im Handeln, im thätigen Leben, die Phantasiegebilde thatenloser Ueberlegung festzuhalten, sie eingehen zu lassen in die That: würde nicht dann der Künstlerstand eine neue und ganz andere Stellung in der Welt gewinnen, würde nicht seine Aufgabe sowohl ungenzt als neu bestimmt werden? Erstens würde man erkennen, daß alles geistige, besonders künstlerische Schaffen, so weit es in der Zeichensprache des Wortes, des Tones, der Farbe und des Marmors Ausdruck findet, noch nicht allein ausreicht, einer Nation den Charakter der Idealität zu geben, sondern daß Kunst nur eine Vorbereitung zum Leben oder eine beschränkte Stufe des Lebens ist. Zweitens aber würde Kunst, sollten ihre Schöpfungen — ich meine die Dichtungen eines Goethe, die Symphonien Beethovens, die Gemälde Böcklins — im praktischen Leben wirksam sein und theilnehmen können an den Motiven, an der Formulirung unserer Thaten, Kunst würde nicht mehr im Gegensatz zur Praxis stehen, die Ideale der Nation würden nicht an Bücher, Bilder und Musikinstrumente gebunden, sondern in keiner Lebenslage verlierbarer Theil unseres Wesens sein. Und eben diese Lebenslage, die wir als praktische Menschen gestalten, als Aerzte, Politiker, Kaufleute, Krieger, würde eine Form gewinnen, die den Schöpfungen der Künstler gleiche, ja, sie vielleicht weit überträfe; unsere Zwiegespräche würden sein wie eine Dichtung von Plato, unsere Versammlungen wie Dramen des Sophokles und wie Gemälde eines Mantegna. Mit einem Wort: das Verlorene Paradies kann nicht nur wiedergeträumt werden; eine ideal schöne Welt ist möglich. Gelänge es, Das nachzuweisen — und dazu bedarf es freilich mehr als dieses einen Buches —, so würde der in unseren Tagen als Träumerkaste bei Seite geschobene Künstlerstand, der Stand schöpferischer Visionäre, in seiner Unentbehrlichkeit für das Leben erkannt werden, man würde ihn an die Spitze des Volkes stellen und nichts thun, keinen Plan ausführen, keinen Arm rühren, nicht einmal den kleinen Finger, ohne sich an seine Werke zu wenden und die göttliche Stimme zu hören, die aus ihnen spricht. Aber auch die gegenwärtige Künstlergeneration würde selbst eine völlige innere Umwandlung erfahren: sie würde aufhören, Kunst um der Kunst willen zu treiben, und statt sich freiwillig in Einsamkeiten einzusargen, würde sie mit vollem Bewußtsein ihrer Würde dem Volke führend vorausgehen.

Eine neue Kunstlehre wird eine neue Lebenslehre sein müssen; und um-

gekehrt: eine neue Auffassung des Lebens wird wurzeln müssen in einer verjüngten Kunstlehre. In keinem Fall wird sich die Kunst auf eine Lehre stützen können, die rein abstrakt gleichsam außerveltliche Gesetze der Schönheit aufstellt. Will die Aesthetik wieder Forderungen stellen, so muß sie selbst als Künstlerin auftreten und das nackte Gerüst ihrer Grundsätze mit den Wirklichkeiten der anschaulichen Welt umkleiden; sie muß Baumeisterin sein, das ganze Weltall in Bausteine zerlegen, also auseinandernehmen, Alles von seiner Stelle rücken, alle alten Formen auflösen, um eine neue Welt aufzubauen, die von Thieren, Menschen, Pflanzen, von allen Herrlichkeiten der Erde belebte Räume aufweist. Die Aesthetik der Neuzeit muß eine Anweisung sein, die Welt so zu sehen, wie sie niemals vorher gesehen wurde; denn wie darf sie eine neue Kunst fordern, wenn sie nicht gleichzeitig der bloßen Nachahmung älterer Kunst den Boden abgräbt und die Nachahmung der Natur unmöglich macht, indem sie vor den Augen des Nachahmers diese Natur auseinandernimmt und gänzlich anders ordnet? Ehe wir im täglichen Leben uns schöpferisch erweisen, bedürfen wir einer schöpferischen Kunst; ehe wir eine schöpferische Kunst nur denken können, bedürfen wir einer schöpferischen Aesthetik. Das heißt: einer Lehre, die Welt so zu sehen, wie sie niemals vorher gesehen wurde.

In einer Zeit, die nur zwei Arten der Weltbetrachtung kennt, die historische und die naturalistische, in einer Zeit, die nur in Stilarten der Vergangenheit schafft oder in knechtischer Abhängigkeit von der Natur, ist es ein gefährliches Unternehmen, Bücher zu schreiben, in denen die Thatfachen der Vergangenheit und die der Gegenwart durcheinandergewirbelt werden, in der einzigen Absicht, neue Ideen auszudrücken. Das Unternehmen ist deshalb gefährlich, weil Niemand mehr Ideen in einem Werk sucht, sondern Alle sich auf einzelne Sätze stürzen und deren Richtigkeit historisch und naturwissenschaftlich kritisiren. In einer neuen Kunstlehre aber wird jeder einzelne Satz, für sich genommen, unrichtig sein, wie jeder Pinselstrich eines Gemäldes unrichtig ist, es sei denn, daß er mit allen anderen Strichen zusammen als Erreger lebendiger Vorstellungen betrachtet wird, wozu Phantasie des Betrachters vornehmlich nötig ist. Energischer Bruch mit rein historischer Darstellung, mit Gegenwärtiges beschreibender Romanprosa, mit philosophischer Abstraktion durch gleichzeitige Anwendung dieser Arten der Denkweise wird der besondere Charakter einer Kunstlehre sein, die die Rechte des Genies gegen jede fachmännische Verkrüppelung vertheidigt, — eine Verkrüppelung, in der das eigentlich Geistige zu suchen der Deutsche sich gewöhnt hat. Eine neue Aesthetik muß schon durch die Art, wie sie mit den Wissensgebieten souverain verfährt, den ungeheuren Aufstand der genialen Geister gegen die Despotie fachmännischer Köpfe in Deutschland vorbereiten. Setzt das Genie an die Stelle des Fachmanns auf allen Gebieten, wird sie ausrufen, und jede Praxis wird ideal werden, jede Handlung Kunst. Da liegt der Punkt, in dem Alle angreifen müssen, die das Jammerthal der Erde in ein Paradies verwandeln wollen, das nur gebehrt, wenn Genien in ihm Gärtner sind.

Wenige wissen, was sie sagen mit der Forderung einer Volkskunst, einer Kunst, die jeden dem Volke Angehörigen zum Künstler macht in allen Handlungen des Lebens. Dazu ist noch mehr nötig als Herrschaft einzelner Genies: es ist nötig, daß jeder Einzelne Genie werde, also ein ganzes Volk von

genialen Menschen. Ein Volk durchweg fruchtbarer Menschen würde ideal und praktisch, schön und thätig zugleich sein. Das ist die Forderung dieses Buches. Ist sie unerfüllbar, so ist ein Kunstvolk unmöglich; ist sie erfüllbar, so kann das Leben in der Wirklichkeit zum Kunstwerk werden. Das Land, die Menschen, die Thiere, die Wälder werden schön sein, nicht nur die Gemälde und Statuen, denn alle Handlungen des Genies sind schön und schaffen Schönheit. Ist es nicht zu viel verlangt, daß in einem Garten jeder Baum kunstvolle Früchte trägt: warum soll es zu viel verlangt sein, daß jeder Mensch in seinen Werken kunstvoll und fruchtbar sei, daß also Genie nicht die Ausnahme, sondern die Norm werde? Der normale Mensch ist Genie, ein Mensch ohne Genie ist unnormal wie ein Apfelbaum ohne Äpfel. Nie gab es eine große Kulturperiode, ohne daß ein ganzes Volk diese Forderung erfüllte, wie es Athen und Florenz thaten.

Der Inhalt dieses ersten Bandes meines Werkes läßt sich in folgende Sätze zusammenfassen: Geistige Fruchtbarkeit ist niemals dem isolirten Geiste möglich, sondern Folge von Seelenverbindung, wie leibliche Fruchtbarkeit Folge leiblicher Verbindung ist. Seeleneinigung setzt Liebe voraus und diese wiederum Erkennbarkeit einer Seele für die andere durch Schönheit der Leiber. Die Schönheit wird geschaffen nach dem Vorbilde der Kunst. Nur schöne Völker können fruchtbare Verbindungen mit anderen Völkern eingehen, nur solche Völker sind genial, in denen der Geist Aller ein Gemeingut Aller ist. Das deutsche Volk als ein Volk von Fachleuten wird durchweg genial sein, sobald jeder Einzelne jedem Anderen das Werk seines Faches durch Schönheit verständlich macht, so daß Alle miterleben, was in anderen Fächern geleistet wird, also Alle Glieder eines Leibes sind, dessen Geist ihnen gemeinsam ist. Kunst soll die Einigung des europäischen Geistes herbeiführen. Das heißt: Europa fruchtbar machen. Das heißt: den schöpferischen Geist in ihm auferstehen lassen, damit er in die Völker ringsum eingehe, sie und das Land im Sinne der Schönheit forme. Das wäre die Vollendung des Christenthumes. Der geniale Mensch ist Christ, freilich nicht im Sinne der Kirche. Menschen ohne Genie sind Feinde Christi. Mit welchen Völkern wird Deutschland sich durch Kunst geistig und leiblich verbinden? Welches ist das deutsche Weltreich? Eine wirksame Kunstlehre darf nicht ins Leere gebildet werden; sie muß der Kunst die Aufgaben zuweisen, die ihr nach dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft und des Völkerlebens zukommen, wenn anders sie an diesem Leben ihren Theil haben soll. Auch ist es unmöglich, zu entscheiden, um welche älteren Künste sich der deutsche Künstler bemühen soll, wenn er nicht weiß, mit welchen Völkern Deutschland Fühlung suchen muß. Er wird die Kunstsprache der Nationen sich aneignen, deren Wortsprache man unbedingt sich bemächtigen zu müssen glaubte. Davon redet eingehender der sechste Band meines Werkes „Gefese, Freiheit, Sittlichkeit des künstlerischen Schaffens“, den ich zu veröffentlichen, um der zunehmenden Einseitigkeit deutscher Künstler vorzubeugen.

Wenn ich von einem Volk von Genies rede, so meine ich weder ein Volk der Vergangenheit noch unsere fünfzigmillionen Deutsche, sondern ein Volk der Zukunft, dessen Umfang unbekannt ist, dessen Material vornehmlich aus Deutschen, aber auch anderen Klassen Angehörige abgeben werden, jedenfalls ein Volk, für das die heutigen Staatsgrenzen und Klassenunterschiede keine Gültigkeit mehr haben. Man wird aufhören, sich den Kopf über den Zustand der 1

lich Arbeitenden zu zerbrechen, denn Die sorgen für sich von selbst aufs Beste. Auch die Nothlage der breiten Masse geistig Arbeitender ist von untergeordneter Bedeutung, denn sie wissen sich Rath zu schaffen und leben auf, sobald ein schöpferischer Geist ein neues Kunstwerk, Musikstück, Gedicht oder philosophisches System ihnen zur Vergliederung und Ausnützung vorgelegt hat. Das Schicksal der fruchtbaren Menschen, nicht das hilflose Mitgefühl mit Massen, die zur Fruchtbarkeit eben allein durch jene Menschen und durch sonst nichts auf der Welt, nicht durch Geld, nicht durch Gesetze, Institutionen, Agitationen, erhoben werden können: das Schicksal des Genies ist die oberste soziale Frage des kommenden Jahrhunderts. Hebt die Genies und Ihr habt die Massen gehoben und eben so Kunst, Wissenschaft, Ethik, Religion verjüngt und zur Herrschaft über das Leben Aller gebracht. Jeder andere Versuch, die Nöthe in Politik, Kunst, Wissenschaft, Religion zu beseitigen, wird Herumsfickerei bleiben, wenn man nicht das Leben da, wo man es findet, nämlich in den wirklich Lebendigen, pflegt, statt es aus den toten Massen gewaltsam zu stampfen. Ein einziger Baum mit Früchten kann einen ganzen Acker mit Keimen versehen, was der Pflug, so oft er auch hin und her geht, nicht erreicht.

Nicht der Versuch, ererbte Vorrechte Einzelner gesetzlich zu verbarrikadiren und die Auslese Weniger durch brutalen Kampf ums Dasein zu befördern, die Wertherstimmung der Einsamen des Geistes populär zu machen und den Massen einzuimpfen, also nicht napoleonische Gesetze des Staates, nicht Darwins Entwicklungsprinzip, nicht Niezsches Flucht der freien Geister aus dem Volksganzen: nicht all Das bringt ein Volk adeliger Menschen hervor, sondern die Liebe der ganzen Nation zu den Auserlesenen, deren Schöpfungen in Kunst, Wissenschaft, Literatur, Religion, Politik der Nation Lebensgesetze vorschreiben, in denen sich ein neues Volk allmählich so zusammenfinden kann, daß es als Leib mit Haupt und Gliedern, als eine große typische Gestalt sichtbar wird im Rahmen der Weltgeschichte, einsam, auserlesen, bis es, ein Gesetzgeber der Völker ringsum, wieder hinschmilzt in der Masse, die sich seinen Gesetzen willig unterwirft, weil sie in ihnen zu reinem Leben sich erhoben fühlt. Stets gab es in den Epochen der Geschichte ein Volk, das für die Völker der ganzen Erde die Funktionen des schöpferischen Geistes übernahm; und, verglichen mit der Umgebung, war jedes seiner Mitglieder Genie.

In der praktischen Förderung des Genies wird unsere Generation den Punkt finden, in dem der Nebel Aller ansetzen muß, die unsere alte Welt aus den Angeln heben wollen, um eine neue an ihre Stelle zu setzen; denn ohne das Genie müht sich der König, der Priester, der Agitator, der Wohlthäter vergebens; sie kommandiren, predigen, stiften ihre Reichthümer ins Leere, Das ist: in die Kirche, Universität, Akademie und deren Anhang. Das Genie erkennt nach dem Vorbilde der Kunst, — nicht der gegenwärtigen freilich, bern der Kunst, die ich fordere.

München.

Othar von Kunowski.



Landaus.

Was — während ich schreibe — letzte Opfer des Börsenkrachs, das Haus Jakob Landau Nachfolger in Breslau, erregt aus den verschiedensten Gründen allgemeines Interesse. Der eine Inhaber, der Generalkonsul Eugen Landau, war in der Welt, wo die selben Menschen an verschiedenen Orten zu verschiedener Zeit einander treffen, um die selben Speisen in der selben Reihenfolge bei der selben Konversation sich hinunterzulangen, eine der bekanntesten Persönlichkeiten; und das Haus gehörte, als es noch nicht mit dem etwas herabwürdigenden Zusatz „Nachfolger“ firmirte, zu den ersten Bankgeschäften Deutschlands.

Der alte Jakob Landau gründete seine Firma 1849 in Breslau. Wer Ort und Zeit sich vor Augen hält, wird unwillkürlich an die kleinbürgerlichen Idealgestalten aus Freytags „Soll und Haben“ erinnert. Die Schmeie Inkeles und Wenossen lebten damals noch in naiver Ursprünglichkeit. Und der im Polnischen häufig als jüdische Familienbezeichnung vorkommende Name Landau erinnert daran, daß die Landaus nicht immer die stolzen Bankherren waren, als die ihre zweite Generation im Centrum der deutschen Kultur bewundert wurde. Der alte Landau war seines Zeichens Pferdehändler. Er galt schon damals bei Allen, die ihn näher kannten, als ein gescheiter, ja, als ein ganz ungewöhnlich intelligenter Mensch, der sich — was bei einem Pferdehändler bekanntlich nicht gerade oft vorkommt — sogar den Ruf großer Solidität erworben hatte. Er erfreute sich nicht geringer „Beziehungen“: zu seiner Bekanntschaft zählte ein großer Theil des schlesischen Magnatenthums, das an der Ausbeutung fremder Landarbeiter eben so viel verdient wie an dem Mehrwerth, den unter Tage ihm der schlesische Bergmann erarbeitet. Der Herzog von Ratibor, der jetzige Fürst von Saxe-Weimar-Eisenach, der Herzog von Meiningen, die Grafen Fendel von Donnersmard: sie Alle benutzten ihn bei kaufmännischen Transaktionen als Unterhändler. Und als Jakob Landau vom Pferdehandel sich zum Cigarrengeschäft wandte, da hatte er schon eine hübsche Kundschaft beisammen, die ihm bald auch erlaubte, mit seinem sicher angelegten Vermögen und guter Gewinnchance ein Bankgeschäft zu gründen. Das Geschäft blühte und gedieh denn auch. An der breslauer Börse wurde der alte Landau rasch eine angesehene Persönlichkeit und die Firma, die er mit seinem Schwager Wilhelm Ledermann zusammen leitete, galt bald als eine der Hauptstützen der damals noch mächtigen schlesischen Provinzialbörse.

Die Gründerjahre zogen Jakob Landau nach Berlin. Den äußeren Anlaß dazu bot ein großer Auftrag: sein Geschäftsfreund Graf Hugo Fendel von Donnersmard übertrug ihm den Verkauf der Laurahütte. Landau bot das Project Bleichroeder an und Verjon und Jakob gründeten gemeinsam die Vereinigte Königs- und Laurahütte. Die Gründung brachte dem ohnehin schon recht vermögenden Mann einen ansehnlichen Zuwachs an Kapital. So konnte er denn die Gründerjahre in Berlin nach Herzenslust ausnützen. Und wirklich kam er auch hier, schon wegen seiner Freundschaft mit Bleichroeder, bald ins Vordertreffen. Seine Unternehmungen wuchsen und warfen so viel ab, daß selbst die Krise, die auf die tolle Agiozeit folgte, ihm nichts mehr anhaben konnte. Wiederum in Gemeinschaft mit Bleichroeder hat er noch die Deutsche Reichs- und Continental-Eisenbahnbau Gesellschaft mit zehn Millionen Thalern geschaffen. Diese Grün-

bung bescherte den Geburtshelfern reichlichen Verdienst, dem Publikum aber wenig Freude, da die Aktien von 162 auf 12 $\frac{1}{2}$ Prozent fielen. Trotzdem galt Jakob Landau als einer der gewissenhaftesten unter den berliner Bankiers; nie wurde von ihm, der nach dem Austritt Ledermanns die Firmen in Breslau und Berlin allein weiterführte, behauptet, er habe sich grober Unredlichkeiten schuldig gemacht. Seine Schulbildung war im höchsten Grade mangelhaft; dennoch hielt er sich auch gesellschaftlich auf der — nicht allzu hohen — Höhe seiner neuen Standesgenossen; und als er, der inzwischen Geheimer Kommerzienrath geworden war, starb, gab es eine Menge aufrichtig Trauernder, namentlich unter den Armen Berlins, die er stets reichlich bedacht hatte. Der alte Landau war der Typus eines Bankiers aus der Zeit, da die Geldleute selbst im militärischen Preußen noch eine in gewissem Sinn bevorzugte Stellung hatten.

Er hinterließ drei Söhne. Der Älteste, der coburgische Freiherr Wilhelm von Landau, schlug aus der Art. Ein Idealist. Das kommt unter den Söhnen jüdischer Bankiers so häufig vor, daß man fast schon von einer typischen Erscheinung reden kann. Dieser Freiherr lebt naturwissenschaftlichen Forschungen. Das Geschäft des Vaters führten die beiden anderen Söhne weiter: der Kommerzienrath Hugo und der spanische Generalkonsul Eugen Landau. In ihnen haben die im Wesen des Vaters vereinten Charakterzüge sich gespalten. Hugo Landau ist ein verschlossener, ernster Mensch, eher etwas zu schüchtern als zu dreist; er hat vom Vater die strenge Solidität und Vorsicht geerbt. Eugen Landau dagegen ist ein temperamentvoller, waghalsiger Finanzmann von hoher Intelligenz und einer Behendheit, die ihn zum Gründer geradezu vorausbestimmt erscheinen ließ. Die traditionelle Gründertätigkeit des Hauses paßte sich unter seiner Oberleitung auch sofort schmiegsam den vergrößerten modernen Verhältnissen an. Gründung folgte auf Gründung. Und die Macht des Hauses Landau wuchs ins Grenzlose. Um Eugen scharrte sich eine angesehenere Finanzgruppe. Von Breslau her bestanden noch intime Beziehungen zwischen der Firma und der Breslauer Diskontobank. Und in Berlin hatten sich die Landaus für ihre Zwecke die Nationalbank für Deutschland errichtet. Nun begnügten sie sich nicht mehr mit der Gründung von Aktiengesellschaften; sie übernahmen auch die Anleihen fremder Staaten. Aber schließlich waren sie doch nur Götter zweiten Ranges in der Finanzwelt; und wenn sie nicht, wie alle Mitglieder der Hochfinanz, an der Uebernahme deutscher Anleihen theilhaftig wurden, mußten sie sich auf die Emission von Stadtanleihen und bulgarischen Staatsrenten beschränken. Als sie höher hinaus wollten und dadurch den alten, eingefessenen Geschlechtern der berliner Hochfinanz unbequem wurden, trat eine Abkühlung ein und eines schlimmen Tages führten rumänische Unterhandlungen zu einem offenen Bruch mit Bleichroeder. Die Nationalbank war eines nicht schöneren Tages vor die Nothwendigkeit einer Sanirung gestellt und die Landaus, die in diesem Institut mit Recht eine der Hauptstützen ihrer Kraft sahen, setzten Alles daran, um die Reorganisation durchzuführen. Als sie gelungen war, wurde auch dieses Institut kühler gegen Landaus. Das ließ sich ertragen, so lange die Verhältnisse, namentlich im Anfang der neunziger Jahre, umfangreiche neue Gründungen nicht mehr gestatteteten. Als aber die Symptome einer neuen Gründungsgaera sichtbar wurden, war es nöthig, dem widerspenstigen ein willfährigeres Institut an die Seite zu

stellen; so holte man denn die Diskontobank aus Breslau herüber: sie sollte künftig der Speicher für neue Gründungen des Hauses Landau sein.

Die Breslauer Diskontobank, an deren Spitze der noch sehr junge Stiefsohn Eugens Landau, Kurt Sobernheim, und der gewandte Spekulant Ernst Friebländer gestellt wurden, stand völlig im landauischen Dienst. Jetzt folgten die Gründungen einander fast ohne Pause. Für das moderne Gründungswesen, von dem ich auf diesen Blättern schon häufig gesprochen habe, hatten die Landaus die feinste Witterung. Die Gründungen der letzten Jahre waren nur sogenannte „Kuddelmuddelgesellschaften“. Im Vordergrund stand die Aktiengesellschaft für Montanindustrie; dann kam die Bank für Brauindustrie; und im Weichbilde dieser Gesellschaften wurden die Wertpapiere in der bekannten Manier hin- und hergeschoben. Neue Gründungen wurden eingeschachtelt und als Vorwand für die Ausgabe neuer Aktien und Obligationen der alten Gesellschaft benützt. Das Schlagwort von der Industrialisirung des Ostens führte zur Gründung der Ostbank für Handel und Gewerbe. Aber man unterließ auch andere Bankgründungen nicht; alle Provinzen wurden beglückt; das ganze Deutschland sollte es sein. So entstand die Bayerische Bank und erst neuerdings noch die Sächsische Handelsbank, die inzwischen schon wieder liquidirt hat.

Diese Banken — vor Allem die zuletzt aufgeführten — hingen sämmtlich aufs Engste zusammen. Eine Bank mußte immer für die andere ihre Accepte hergeben. Jede der Banken und Trustgesellschaften schloß in einem anderen Monat ihr Geschäftsjahr: so blieben alle Schiebungen der Öffentlichkeit verborgen, weil sie stets geschickt bei der Bank konzentriert werden konnten, die erst in kommenden Monaten der Öffentlichkeit Rechenschaft abzulegen hatte. Das Alles war ungemein schlau arrangirt.

Eine der unangenehmsten und verhängnißvollsten Gründungen war die der Allgemeinen Deutschen Kleinbahn-Gesellschaft, deren Tochtergesellschaften, wie die Allgemeine Lokal- und Straßenbahn-Aktiengesellschaft und die Schlesiische Kleinbahn-Aktiengesellschaft, wieder nichts als Trusts von erheblichem Umfange sind. An jeder neu gegründeten Straßenbahn verdient erst die Gründer tüchtig und dann wurde sie zu hohen Preisen an diese Gesellschaften abgeschoben. Auch diese Kleinbahngründungen aber mußten in dem Augenblick zu Grunde gehen, wo die veränderten Verhältnisse die ungehinderte Emission von neuen Aktien und Obligationen nicht mehr gestatteten und das Geld zur Einlösung der Obligationencoupons nicht mehr so bequem zu beschaffen war wie in den fetten Jahren.

Als vor einigen Jahren das Gründungsgeschäft nicht mehr recht gehen wollte, beschloßen die Landaus, ihre Firma in Berlin zu liquidiren. Die Nationalbank erhöhte ihr Kapital, um von den Geschäften der Landaus die Gewinn- und heißenden übernehmen zu können. Allgemein hieß es damals, Landaus hätte ein gutes Geschäft gemacht; und da man ihnen überhaupt die Fähigkeit zugetraut hatte, die Aktien der von ihnen gegründeten Gesellschaften möglichst schnell auf andere Schultern abzuladen, so glaubte man, von dem inzwischen eingetretenen Kursrückgang könnten die Matadore nicht mehr allzu empfindlich berührt werden. Das war ein Irrthum. Und darin liegt die Sensation des Falles Landau: daß eine Firma, die man, obwohl man die Art ihrer Geschäfte längst kannte, für kapitelfest und über jeden Zweifel erhaben hielt, plötzlich vis-à-vis de rien si

Sandaus hatten eben viel mehr eigene Werthe, als man anzunehmen gewagt hatte, noch auf Lager. Jedes Fallen der Kurse verschlechterte also ihre Vermögensverhältnisse, die wohl schon nicht mehr übermäßig glänzend waren, als der Generalkonsul Sandau für seinen Stiefsohn, den Direktor der Breslauer Diskontobank, eine Spekulationschuld in beträchtlicher Höhe bezahlen mußte. Reicher ist er dadurch jedenfalls nicht geworden.

Aus den eigenthümlichen Begleitumständen des Falles Sandau hat man folgern zu dürfen geglaubt, die hants finances habe ihre innere Feindschaft gegen die Sandaus jetzt dadurch bethätigt, daß sie ihnen nicht, wie manchen anderen Firmen, Unterstützung lieh. Eine solche Folgerung ist ganz unsinnig; unsere großen Finanzherren sind viel zu schlau, um sich darüber zu täuschen, daß der Fall Sandau geeignet ist, das ohnehin gefährliche Mißtrauen in noch weitere Kreise zu tragen. Bei Sandaus handelt sich hauptsächlich um die Möglichkeit, die großen entwertheten Effektenbestände eine Weile zu halten; denn nach menschlicher Voraussicht wird schon in wenigen Jahren das im Grunde seines Herzens recht dumme Publikum zu viel höheren Kursen begierig die Werthe aufnehmen, die es heute — mit Recht — zu den niedrigen Kursen verschmäht. Die Hilfe aber, die hier nöthig und allein wirksam wäre, kann, wie jeder Kenner der Verhältnisse weiß, unsere hants finances nicht mehr leisten. Schließlich können die paar großen Banken doch nicht auf alle faulen Werthe Vorschüsse geben; sie würden sich sonst in nahezu frevelhafter Weise festlegen. Sie haben auf diesem heiklen Gebiet wahrlich schon mehr als genug gethan. In der Finanzwelt gilt eben auch das Wort: „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst“. Dem, der zuerst Pleite macht, wird geholfen. Die Späteren brauchen gar nicht schlechter zu sein als die ersten Opfer: die Möglichkeit, ihnen zu helfen, ist eben nicht mehr vorhanden. Dem Generalkonsul Eugen Sandau war diese Erfahrung natürlich sehr unangenehm, weil sie ihn zwang, die Hilfe von Verwandten anzurufen, die, wie zum Beispiel sein Onkel, der Kommerzienrath Ledermann, nicht gern Etwas um Gottes willen thun. Diese zärtlichen Verwandten übernahmen möglichst billig die gesammten Effekten und raubten dem armen Ritter Eugen so die nicht zu unterschätzende Hoffnung auf künftige Dummheiten seiner Mitbürger.

Sandaus Schicksal ist nicht ohne eine gewisse Tragik; oder Tragikomik? Im Sonnenglanz seines höchsten Ruhmes drängten sich um den Generalkonsul, den Ritter hoher Orden und preussischen Rittmeister der Landwehr-Kavallerie ganze Schaaren von Schmeichlern. Herr Eugen hatte ein gutes Herz und eine offene Hand und es war nicht nur Klugheit, die ihn eine Menge seiner Kreaturen in gut bezahlte Posten befördern ließ. Jetzt sind sie die Ersten, die sich von der gefallenen Größe abwenden. Auch der letzte Versuch, die Nationalbank, die einzig
 4 von verschwundener Pracht zeugende Säule, in die frühere Abhängigkeit zu
 5 gen, scheiterte nach einem harten Kampf und erregten Szenen. Und nun
 6 es für die Firma keinen Halt mehr. Sie verschwand in die gähnende Tiefe,
 7 e sich unter dem Wammonstempel düster aufthut; da ruhen die gestern noch
 8 Stolzen jetzt neben anderen auf dem glatten Boden der Börsensäle Gestürzten.
 9 as ist die menschliche Seite des Falles. Und die Moral der Geschichte? Was
 10 Väter in Jahren mühevollen Ringens häuften, streuen die leichtherzigeren
 11 ne mit kaum noch bedächtiger Schnelle in alle Winde. Und was der große

Kapitalist erwarb, Das muß er, wenn die Stunde schlägt, an den größeren abgeben, dem dann etwas später endlich der Größte lächelnd den Garaus macht. (Plutus.*)

*) Das Bild, das Plutus von Jakob Landau, dem Senior des Hauses, entwirft, muß überraschen, weil es mit anderen Portraits dieses Herrn kaum in einem Zuge übereinstimmt. In sehr weiten Kreisen Schlesiens galt Jakob als beinahe schon ungewöhnlich skrupelloser Pferdehändler und Gelddarleher. Dieser Ruf war so allgemein verbreitet, daß, als Jakob Landau, ungefähr gleichzeitig mit einem in Moulette- und Baccaratkünsten sehr erfahrenen Herrn Schneider, für sich und die Seinen den unter des Schützenherzogs Szepter billig zu habenden koburgischen Freiherrntitel erwarb, an der Börse der Witz gemacht wurde, Schneider sei spielend, Landau aber mit Hängen und Würgen Freiherr geworden. In Preußen durften Landaus den Titel nicht führen; in der marienbader Kurliste aber prangte alljährlich Rosalie Baronin von Landau. Und der jetzt am Meisten genannte Sohn Eugen ließ sich, in Ermangelung klangvollerer Titel, mit Vorliebe Herr Lieutenant und später Herr Rittmeister nennen und versäumte nie, an nationalen Festtagen in Uniform durch die Linden zu gehen. Auch, daß der alte Landau sich gesellschaftlich einigermaßen zurechtgefunden habe, werden Viele staunend vernehmen; er ist, mit seiner unausrottbaren Neigung, Fremdwörter zu verstümmeln und falsch anzuwenden, Vagunen mit Latrinen, Genitalien mit Initialen zu verwechseln, im Anekdotenreich fast ja so berühmt geworden wie jener schlesischer Landsmann Schottländer. In schlesischen Blättern — wo er als Schandau, sein Schwager Ledermann als Zuchtermann zu stehenden Figuren geworden waren — wurden ihm die ärgsten Beitel Thätigkeiten und die albernsten Prozenstreiche eines bourgeois gentilhomme nachgezählt. Für seine Kinder hat er freilich gut geforgt; die drei Töchter wurden in die pariser, die Kölner und die bayerische Finanz „hineinverheirathet“. Der zweiten Tochter fand er sogar einen Schwiegervater, der einen eben so schönen koburgischen Abelsbrief und einen eben so hohen Anekdotenruhm hatte wie Jakob selbst. Diesem Herrn von Kauffmann-Affer, der in der ersten Zeit des Gründerkrachs — natürlich ganz zufällig — im Rhein ertrank, wurde nachgewißelt: Schade, daß Kauffmann die Pleiteprozesse gegen Fürsten und Grafen nicht mehr erlebt hat; er hätte sich sehr geehrt gefühlt, in so vornehme Gesellschaft zugelassen zu sein. . . . Es muß hart für Spaniens Generalkonsul sein, daß er, der so Viele sanirt hat, vom philosophischen Spekulant Lazarus über Friß Friedmann bis zu Kurt Sobernheim herab, für den er lächelnd noch im vorigen Winter 800000 Mark bezahlen konnte, nun selbst erfolglos an eines Sanatoriums Thür pochen mußte. Aber er hatte wirklich ein Bischofen zu viel gegründet; und Wohlthätigkeit und Philosemitismus nach dem berüchtigten Muster des Türkenhirsch sühnen nicht alle Sünden. Der kluge, in viele Sättel gerechte Kavallerist wird bald einsehen lernen, daß auch fern von der Poststraße das Leben noch Reize hat. Und er wird nicht lange allein out in the cold bleiben. Wir stehen erst am Anfang des Krachs. Schon gehört Insolvenz zum guten Ton; die allerliebsten Künste werden angewandt, um Gläubiger zu pressen, und die Nobber selbst raunen einander am Seestrand zu, nur die Straßenbahnkassierer seien heutzutage noch zu beneiden, weil sie wenigstens sicher seien, abends ihr Depot zu finden. Aber es kommt noch besser; und Herr Eugen Landau braucht nicht zu fürchten, die ihm ergebene Presse könne lange genöthigt sein, sich an seiner, des zuletzt Gefallenen, Bahre im Schweigen zu üben.



Berlin, den 24. August 1901.

Tote Männer.

Drei Männer, die den Ministertitel getragen und von denen zwei mit dem Titel auch politische Macht gehabt hatten, sind im Lauf der letzten Wochen gestorben: Francesco Crispi, Desider Szilagyi und Robert Bosse. Ueber Crispi ist hier oft geredet worden, wird, wenn seine Tagebücher veröffentlicht sind, vielleicht auch schon früher, noch geredet werden. Ein Banditentemperament, ein zäher Wille zur Macht, dem der Zweck jedes Mittel heiligte, und eine in ihrer Wildheit manchmal fast erschreckende politische Leidenschaft schufen vereint eine Mischung, die interessant, aber höchst gefährlich war. Crispi fühlte sich als den providentiellen Mann, der bestimmt sei, Italien das Heil zu bringen. Er verwechselte die eigenen Bedürfnisse mit denen des Vaterlandes. Weil er stärker war, erfahrener, von weiterem Blick und flinkerer Auffassung als die mittelwüchsiggen Leute, die neben und nach ihm Minister hießen, wähnte er, ohne ihn könne Italien nicht leben und ihm sei, als der Heimath legtem Hort, Alles erlaubt, — Alles, mochte es nach den Begriffen der Alltagsfittlichkeit auch Niedertracht und Verbrechen sein. Dabei braucht man noch nicht einmal an sein Privatleben zu denken, an seine un-
ere Versippung mit Bankdieben und Börsenpiraten: antisozial, also
recherisch, war auch seine Politik, sein megalomanisches Mühen, das
echt geeinte Königreich in die vorderste Reihe der Großmächte zu rücken,
der schändliche Schwindel, den er in Afrika trieb. Wenn er einen parla-
tarischen Effekt brauchte, heischte er von den Kolonialfeldherren gefälschte
gesdepeschen und scheute sich nicht, seiner Eitelkeit ganze Regimenter zu

opfern. Wenn er sich dem König als Schützer der Dynastie empfehlen wollte, kam es ihm nicht darauf an, durch Inszenirung von Straßenaufständen und Attentaten das reizbare Volk in Krämpfe zu schrecken. Statt in stiller Arbeit vom Süden, dem er entstammte, nach dem Norden eine Brücke zu schlagen, die Lebensbedingungen und Bedürfnisse der verschiedenen Regionen zu erforschen und dem Reich den Gewinn der modernen Industriekultur Europas zu sichern, trieb er eine eben so glänzende wie unsinnige Politik der gloire und des Prestige nach dem Muster des kleinen Napoleon, der immerhin aber noch eine ernsthaftere, zur Erfassung politischer Aufgaben fähigere Gestalt war als der Sizilianer. Was für Louis Napoleon der mexikanische, war für seinen Epigonen der abessinische Feldzug: ein frivol gewähltes Mittel, die Gährung des Volksgeistes nach außen zu lenken, die murrende Menge über die Grenze zu hegen. Das Werk des vom Genie bedienten Ehrgeizes hat Taine die Lebensleistung Bonapartes genannt, des Ersten, der den Korsennamen in die Weltgeschichte schrieb. Crispis Ehrgeiz war nur vom Talent bedient, von einem unruhvoll irrlichtelirenden Geist, der immer neue Wege zur Macht suchte und fand. So verschieden das Wesen beider Männer war: man muß an Gladstone denken, wenn man in der neusten Geschichte nach dem Beispiel eines Ministers späht, der, während er weltberühmt wurde, seinem Lande solches Unheil heraufbeschwor. An Gladstone, den Demokraten, der dem Demos das Wahlrecht versagte; an Gladstone, den frommen Gottesmann, der Alexandrien bombardiren ließ; an Gladstone, den Mehrer des Reiches, der, um sich neuen Anhang zu werben, den Iren die des Reiches Einheit zerreißen Hoffung auf Home-rule gab und, um seinen hageren Puseyitenhals aus einer gefährlichen Schlinge zu ziehen, durch eine ruchlos leichtfertige Politik die ganze südafrikanische Misere über Großbritannien heraufbeschwor. Nicht ihm freilich, der, trotz oder wegen der Aehnlichkeit ihres Wirkens, den Signor Francesco, als einen libertin, recht unfreundlich zu beurtheilen pflegte, hat man den Sizilianer verglichen: den italiischen Bismarck hat man ihn genannt. Auch Crispi hatte einen buschigen weißen Schnurrbart, einen vorn kahlen Schädel, ein leuchtendes, leicht im Zorn aufloherndes Auge. Damit aber war die Aehnlichkeit erschöpft; und in dem Auge des Mannes aus Ribera sah Niemand je ein Fünkchen menschlicher Güte aufglimmen. Selbst der Todfeind mußte zugeben, daß Bismarck stets eine Sache gewollt hat; hätte er sich nur gewollt, nur die Macht zu bewahren gewünscht, er wäre in den Zielen gestorben, als kämpfender Kanzler: er brauchte zu Allem nur Ja zu sagen und gelassen stehen zu bleiben,

bis der jähe Impuls vorüber, ein neues Interesse erwacht, zu neuen Ufern die Rahtsfahrt begonnen war. Deutschlands erster Kanzler hatte eine Weltanschauung, die Manchem rückständig, Manchem unheilvoll scheinen mochte, von deren Richtungslinie der Starke aber, ohne persönlichem Vortheil, ohne der Popularität jemals nachzufagen, nie wankte noch wich. Crispi hatte nur die eine Ueberzeugung: daß es besser ist, Ministerpräsident zu sein als Advokat, bequemer und einträglicher, am Zoll zu sitzen und reich zu werden, als mit anderen herbedten Robenträgern um fette Honorare zu raufen. Eines Staatsmannes Lebensleistung muß, wie eines guten Dramas Inhalt, in einem Sage zu resumiren sein. Wo ist das Lebenswerk Francescos Crispi? Hat ers vollbracht, als er neben Mazzini und unter Garibaldi gegen die Bourbonenherrschaft kämpfte, bei einem Bankier erst und dann bei einem Bombenfabrikanten in die Lehre ging? Als er, an der Schwelle der Fünfzig, nicht mehr also im Frohgefühl holder Jugendeselei, ein für Alle gleiches Wahlrecht, Ministerverantwortlichkeit, billiges Brot, Bürgermiliz statt des stehenden Heeres und andere demokratische Reformen mit zürnender Tribunenstimme verhieß? Als er, um in gute Gesellschaft zu kommen, geistlos und ganz von Bismarcks suggestiver Kraft hypnotisirt, Robilants Dreihundervertrag abschrieb und, was für eine bestimmte Stunde gedacht, nur für diese Stunde nöthig und nützlich war, zum Schaden Italiens verewigen wollte? Als er das erythraische Abenteuer, die That eines Tollens, unternahm? Oder gar, als er gegen die proletarischen Genossenschaften das Volkshcer mobil machte und — der alte skeptische Gauner, dem nie ein Gott gesprochen hatte! — zum Kampf für Religion, Sitte und Ordnung rief, in Neapel, wo er eben einem betrügerischen Bankdirektor eine halbe Million als persönlichen Tribut abgepreßt hatte? Arm, muthlos, ohne den alten Ruhm militärischer Tüchtigkeit, wirthschaftlich morsch, von Parteiwuth zerklüftet, vom sickernden Eiter der Korruption zerfressen, fast völlig schon rebarbarisirt ließ er sein Land, als ein dies irae, dies illa des neunzehnten März 1896, Favillas Zuhälter wegsetzte. Energie und Talent darf man ihm nicht absprechen, ihn nicht zu den Kleinen werfen. Kein Bismarck, aber in größeren Verhältnissen ein Stambulow, ein Mann, der mit ungewöhnlicher Fähigkeit und Willenskraft immer that, was er gerade nicht thun durfte, die Lebensbedingungen und Lebensbedürfnisse seines Volkes immer verkannte. In jedem Beruf hätte er sich durchgesetzt, seinen Willen zur Macht ans Ziel geführt; und es war nicht nur spaßhaft gemeint, als der fromme Satiriker Albertario, der in dem Riberejen den Nationalisten und Freimaurer haßte,

schrieb, Crispi wäre, wenn ein Zufall ihn in die Laufbahn des Clerikers gedrängt hätte, eines Tages vielleicht Papst geworden. Warum nicht? Auf Petri und Borgias Stuhl ist gut ruhen, ist für den Skrupellosen noch mehr zu verdienen als in der Konsulta; und Donna Lina hätte sich gegen hohen Lohn mit der Rolle der illegitimen Päpstin begnügt. Und konnte er nicht Alexander sein, der Lustseuchenheilige: warum nicht John Law oder Rinaldini, Cornelius Herz oder Fra Diavolo? Der Kranke von Bournemouth war ja sein lieber Freund gewesen; und als Fra Francesco in Italien fertig war, konnte auch er sich, wie Sardous politischer Advokat Rabagas, sagen: Für meines Geistes Saat ist dieses Feld zu klein; ich muß nach Paris. Im Paris der Panamisten hätte sein Weizen geblüht, hätte man ihm noch mehr Leichen verziehen als die Cavallottis, Baratieris und der niedergetralten Laboratori. Aber mit den Franzosen hatte er sich unklug verzannt, weil er nicht begreifen wollte, daß Italien auf Frankreich angewiesen, der Bund der lateinischen Völker aus tieferer Wurzel erwachsen ist als ein künstliches Diplomatengebilde. Dieser Irrthum führte ihn in den Zollkrieg, in dem nicht Italien nur, in dem der Dreibund geschlagen wurde; und ein nicht minder gefährlicher Wahn, die gewissenlose Ueberschätzung der wirtschaftlichen und wehrhaften Kraft des Vaterlandes, riß ihn bis nach Adua und Abba-Karima. Längst schon, ehe es so weit kam, hörte ich aus Bismarcks Munde das Wort: „Ich fürchte, die erythraische Geschichte bricht dem armen Crispi den Hals“. Und Bismarck war damals ein den Geschäften entrückter Privatmann. Doch der Sizilianer kämpfte um seines Namens Glorie, kämpfte als ein Korsar, dems um die Beute geht und der heute nicht bedenkt, was morgen sein, morgen vergessen wird, was gestern war . . . Unsere Offiziellen haben den Toten höchlich geehrt, Graf Bülow, ders von Minghetti her doch besser wissen konnte, hat ihn in schwacher Stunde sogar elnen „opferwilligen Patrioten“ genannt. Als der Lebende mit seinem König im Mai 1889 nach Berlin kam, schenkte der Kaiser ihm eine Photographie mit der Widmung: *A gentilhomme gentilhomme, à corsaire corsaire et demi*. Ganz bestürzt lief der Empfänger mit dem Bild ins Auswärtige Amt, dessen Leiter Mühe hatte, dem Zweifelnden die Gewißheit zu geben, daß Wilhelm der Zweite ihn für ein Gentleman, nicht für einen Korsaren halte. Unter dem Orangebande d hohen Ordens vom Schwarzen Adler verharzte die Wunde dann bal.

Auch Szilaghi war, wie Crispi, Rechtsanwalt gewesen, ehe er Minister wurde. Aber seine Praxis war kleiner; und der stolze Magyar hatte wohl nicht das behende, nie von des Gewissens feiger Farbe angekränkelte Talent, das ihn als Anwalt der Macht empfohlen, ihm die faulsten und deshalb zur Ausbeutung geeignetsten Kunden zugeführt hätte. Vielleicht schützten die auskömmlichen, immerhiu aber begrenzten Verhältnisse, in denen er erwuchs, ihn vor der Gewöhnung an einen Lebensluxus, die so oft schon Politikern Unheil gebracht hat. Er ist sechs Jahre lang ungarischer Justizminister gewesen. Ueber seine Thätigkeit ist nicht viel zu sagen. Denn die Kulturkampfgesetze, als deren Urheber er gepriesen wurde, hätte jede liberale Null nach berühmtem Muster zu ersinnen und durchzubringen vermocht; und kein Mächtiger wird die Behauptung wagen, bei diesem Kampf gegen Klerus und Kirche sei für die Kultur des ungarischen Globus Wesentliches herausgekommen. Es war das alte Gesellschaftspiel, mit dem, von Falk bis auf Waldeck-Rousséau, der unfruchtbar gewordene Liberalismus recht häufig schon den Völkern die Zeit zu vertreiben und sie von der Erörterung wichtigerer Dinge abzuhalten gesucht hat. Man thut, als sei die Herrschaft der Klerisei — die in Wirklichkeit von der moderneren Macht des Kapitalismus längst aus der Beletage der Frohnburg verdrängt ist — die schlimmste aller sichtbaren Gefahren, und sammelt die Menge, deren Muthwille sich sonst am Ende gar mit sozialen Rechtsfragen beschäftigen könnte, um das lichte Banner der wider römische Finsterniß fechtenden Freischaar. Nicht Alle, die zu solcher Fehde ein Fähnlein führen, sind bewußte Träger; überall giebt es gute Ideologen und schlechte Politiker, die gläubig darauf schwören, der Krieg gegen den schwarzen Feind sei die beträchtlichste Aufgabe im Bannkreis bourgeoiser Weltordnung. Zu ihnen mag Szilaghi gehört haben. Er sah um sich und fand Alles gut: die freche Magnatentherrschaft, das sorgsam einer winzigen Minderheit Privilegirter vorbehaltene Wahlrecht und eine jeder Jungfernscham ledige Korruption, der Stimmenkauf so natürlich schien wie die Veruntreuung öffentlicher Gelder. Wurde der Skandal zu groß, wie unter Tisza und Banffy, dann ließ der Freund Apponyis seine pathetische redsamkeit tönend durchs Land rollen und rügte, daß es schließlich doch jener wäre, wenn in den Kammern nicht nur Bankdirektoren, Aufsichtsräthe und Industrieparasiten säßen. Sonst blieb er ruhig und rührte sich auch nicht, in die Staatsraison gebot, Nationalitäten zu zertreten und hungernde Letarier niederzuschleusen. Zornig wurde der Mann, der sich nicht scheute, Kollege der Herren Tisza und Wekerle zu heißen, nur, wenn ihn die pa-

pieerne Verfassung und die Freiheit der Glaubenslehre bedroht dünkte. Dann konnte er so wild werden wie in der Defabristenzzeit die bewaffneten Muschits, die mit Barbarengerüll nach einer fabelhaften Constitutio langten. Also ein wirtschaftlich blinder Musterliberaler, wie er im ABC-Buch für freisinnige Wähler steht. Und dennoch so berühmt, von Arpads Söhnen so hoch, fast bis zur Sonnenhöhe der Legendenhelden, erhoben? Ein Mann, der nie einen schöpferischen Gedanken gehabt, nie seinem Volk zu einem neuen Ziel auch nur den schmalsten Fußpfad gebahnt hat? Woher, wofür solchen Ruhmes Glanz? Die Antwort ist einfach und muß Jedem doch, der die besondere Farbe magyrischer Kultur nicht kennt, überraschen: Desider Szilagyi war ein ungarischer Politiker und ein ehrlicher Mann. Er war sechs Jahre Minister und drei Jahre Kammerpräsident und ist nicht gefaßt, nicht ein einziges armes Mal bestochen worden. Stagnend blickten auf ihn die Parteigenossen, staunend schaute auch aus anderen Lagern die ehrenwerthe Magnatenschaft zu solchem sonderbaren Schwärmer empor. L'incorruptible war er, der zu der Rolle eines Kobespierre doch gar nicht das Zeug hatte; und ein unlösbares Räthsel schien, was er denn eigentlich auf der politischen Galeere wolle, da Niemand ihn doch je bei der Zuckerbüchse, den Bökeltonnen noch an der Schatulle des Zahlmeisters sah. Ist solche Genesis eines übers Grab fortwirkenden Lebensruhmes nicht allerliebft und beleuchtet sie nicht mit grellem Schein eines ganzen Sumpflandes Kultur? Ueber den Durchschnittsliberalen Szilagyi, den Verfassungwächter und Pfaffenbefehder, durfte man schweigen; der Mann, der berühmt wurde, weil er kein feiler Schuft war, mußte erwähnt werden. Auf seinen Grabstein hat das ritterliche Transleithanien in hymnischer Hochstimmung eine unvergeßbare Selbstanzeige geschrieben. Wie leicht wäre dem Gatten der Donna Lina Barbagallo das politische Leben geworden, wenn seine Wiege, statt in Ribera, in Debreczin gestanden hätte! Im Italien des Panamino wurde ihm die „moralische Frage“ gestellt; seinem Ideal wäre das Land reif gewesen, wo ein Minister angestaunt wurde, weil er nicht stahl.

* * *

Vorüber ist das alte Jahr!
 Ob's fröhlich Dir, ob's traurig war,
 Ob Du geweint, ob Du gelacht,
 Ob Du geschlummert, ob gewacht,
 Ob Du die Zeit genüßet hast
 Oder vergeudet und verpraßt,

Das Jahr, das einst so lang Dir schien,
Vorüber rauscht' es, hin ist hin:
Vorüber, vorüber!

Von wem ist diese erbauliche Strophe? Stammt sie aus dem gläubigen Gemüth eines Dorfpfarrers? Hat ein Kanzleirath, ein greiser Küster sie der Entelin in das vom Weihnachtmann gebrachte Stammbuch geschrieben, auf das erste Blatt gleich hinter dem rothen Peluchedeckel? Nein: der Mann, der diese Fabelverse erfunden und veröffentlicht hat, hieß Robert Bosse und war sieben Jahre lang preussischer Kultusminister, sieben lange Jahre in Preußen von Amtes wegen der höchste Wahrer der Kunst, der vom Staate Rants an die erste Stelle berufene Vertreter wissenschaftlichen Geistes. Banale Gedanken schlecht zu reimen, ist kein Verbrechen; wenn aber Heinrich von Mühlher verhöhnt ward, weil er, ein Kultusminister, als Dichter flotter Kneiplieder das Kommerzbuch zierte, dann sollte man doch auch fragen, ob für Robert Bosse solche Keimerei nicht noch charakteristischer war als für seinen Vorgänger der Sang von der wunderlich aussehenden StraÙe. Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein. Daß ein den ersten Gelehrten und Künstlern amtlich vorgefertigter Mann, der im Streit ernster und fröhlicher Wissenschaft das offiziell entscheidende Wort zu sprechen hatte, diese Verse drucken ließ, zeigt einen Mangel an kritischer Kraft, der in seinem Wirken Vieles verständlich, Alles entschuldbar macht. Herr von Boetticher, der klug immer bemüht war, möglichst viele Ressorts unter die Scheinherrschaft dankbarer Kinder seiner Gunst zu bringen, hatte, als er der bismärckischen Kontrolle ledig war, Bosse, seinen Unterstaatssekretär, erst zum Chef des Reichsjustizamtes, dann zum preussischen Kultusminister befördert. Und Bosse blieb dankbar: er entwarf das berühmte Attest, das des Begünstigers ministerielles Leben fristete. Einen Dienst aber hatte der Mächtige dem treuen Manne nicht erwiesen. Bosse war zum Ministerialdirektor geboren; er durfte nie mehr werden als Unterstaatssekretär, nie zu selbständiger Leistung verpflichtet sein. Er gehörte zu den tüchtigen und bescheidenen Subalternergeistern, die Alles können, wenn ein höherer Wille ihnen die Richtung weist, und deren Excellenz Bismarck einmal mit dem Spottwort geprägt hat: „Sie stellen sich jeden Morgen vor den Spiegel und wundern sich eine Weile, daß sie wirklich Minister sind.“ Bei Bosse fing das Wundern wohl schon im Reichsjustizamte an. Er hatte es im Justizdienst bis zum Assessor gebracht, war dann in den Verwaltungsbereich übergetreten und sollte nun, dreißig Jahre nach seinem Scheiden aus juristischer Thätigkeit, der Reichsjustiz Hüter sein und der Kommission vorsitzen,

der die Ausarbeitung eines Entwurfes zum Bürgerlichen Gesetzbuch übertragen war. Als er sich dort vierzehn Monate gewundert hatte, wurde er Kultusminister. Das war im alten Preußen Robbertus gewesen; inzwischen aber hatte man sich an der Spree in die Sitte des Figaroreiches gewöhnt und einsehen gelernt, daß die Stelle, die einen Rechner fordert, einem Tänzer anvertraut werden muß. Die Nekrologiker der Presse haben gesagt, das Amt des preußischen Kultusministers sei „schwierig und undankbar“. Gewiß, wenn der Minister sich begnügt, Privatdozenten einem Inquisitionengericht zu unterwerfen, eines sterbenden Glaubens Agonie mit stimulirenden Mitteln künstlich zu verlängern und die Polen durch unwirksame Verfügungen zu ärgern. Erstens ist die Arbeit eines Ministers heutzutage überhaupt leichter und mit geringerem Talent zu leisten als die des Leiters großer Geschäfte; und zweitens kann gerade der Kultusminister in Preußen, auf fast noch unbebautem Boden, in kaum begrenzter Fülle Nützliches schaffen. Er kann der bedächtige Exponent moderner Weltanschauung sein, die lähmende Heuchelei bannen, die eine von keinem Handelnden bekannte Sittlichkeit als ein die Geister bindendes Dogma aufrecht erhält und der dem Staat gefährlichen Sozialkritik die breiteste Angriffsfläche bietet; er kann vom Reden zum Thun endlich die Brücke schlagen. Robert Vosse war sieben Jahre lang Kultusminister. Er hat die Umsturzvorlage unterschrieben, Herrn Leo Arons aus der Dozentenstelle gejagt und Herrn Karl Frenzel als berufenen Nachfolger Lessings gepriesen. Sonst ist über den gutmüthigen Mann nichts zu sagen. Im September 1899 hörte er auf, Minister zu sein. Warum schon damals? Warum damals erst? „Nur Helios vermag zu jagen, der alles Irdische bescheint.“

* * *

Warum Minister kommen und gehen: die Frage gehört nicht zu denen, auf die des Unterthanen beschränkter Verstand Antwort zu heischen hat. Diese tröstende Gewißheit hat eben uns wieder ein Vorgang erneut, dessen Schauplatz die wunder schöne Stadt Straßburg war. Da saß seit Jahrzehnten ein Mann aus dem politisch begabten Geschlechte Derer von Puttkamer. Er trug den Titel eines Staatssekretärs, regirte aber, da seit Manteuffels Scheiden d. Statthalter sich mit der Erfüllung repräsentativer Pflichten begnügten, selbstständig das Reichsland. Ein erobertes Land, dem vom Sieger eine Regierung aufgezwungen war. Und dieser Leiter der Geschäfte eines annektirten Gebietes hatte sich in solchem Maße den Ruf eines fähigen Förderers

Landesinteressen erworben, die Zufriedenheit mit den neuen, früher unter lautem Wurren ertragenen Zuständen so gemehrt, daß beinahe alle Parteien in ihm den Vertrauensmann sahen. Einem auf so schwierigem Posten bewährten Manne pflegt man erst, wenn er völlig verbraucht ist, die Ruhe des Entamtetten zu gönnen. Herr von Puttkamer wurde durch befehlend ausgedrückten Wunsch zur Einreichung des Abschiedsgesuches genöthigt. Warum? Er soll in Ungnade gefallen sein. Der Gunst des Monarchen durfte er, wie Eingeweihte in Metz wußten, sich schon längst nicht mehr freuen, als die Herren Hohenlohe und Köller die historische Eilfahrt nach Berlin antraten. Trotzdem war ihm das Erbe Voettichers und Schellings angeboten worden. Jetzt, plötzlich, mußte er die Thätigkeit lassen, an der er mit allen Lebensfasern hing, und sein Nachfolger ist Herr Ernst Mathias von Köller. Welches Glück, daß dem Bürger die Sorge erspart bleibt, nach den Gründen zu forschen, die einer hochwohlthöblichen Regierung weises Walten bestimmen! Wer im Kreise preussischer Beamten Umschau gehalten und den für die komplizirten Verhältnisse des Reichslandes ungeeignetsten gesucht hätte, Der hätte wahrscheinlich den Namen des Herrn von Köller genannt. Er hätte gröblich geirrt; denn der neue Herr über Straßburg und Umgegend sagt ja selbst, daß er für die gestellte Aufgabe besser taugt als irgend ein Anderer. Durch das Medium des Berliner Lokalanzeigers hat er der deutschen Menschheit diesen Trost übermittelt. Er war, sagt er, in Schleswig-Holstein höchst beliebt — so gut, sagt er, wirds auch jedem Nachfolger ergehen, der energisch auftritt und den Geist Köllers fortwirken läßt — und ist schon jetzt in Elsaß-Lothringen nicht minder beliebt. Natürlich; denn er war dort Unterstaatssekretär und hat das Land mit dem „liberalsten Gesetz, das sie dort haben“, beschenkt. Er? Nicht Hohenlohe, nicht Puttkamer, von deren Weisung er doch ganz abhängig war? So genau muß mans nicht nehmen. Herr von Köller wird gar arg verkannt. Vier dunkle Männer, sagt er, hegen die ganze Presse gegen ihn, der für die Aufgaben des Publizisten doch „Wohlwollen und Verständniß“ hat. Ließ er beim kielner Kanalfest die Zeitungsschreiber nicht reichlich füttern und Sektdeckbüchern ausstatten? Hat er nicht einen Herrn, der auch Puttkamer hieß, dem Herausgeber der „Zukunft“ ins Haus geschickt und im Bösewicht, falls er den Minister des Innern nicht mehr angriffe, wichtige Nachrichten“ aus dem Ministerium anbieten lassen? Das sagt er nicht; aber er könnte es sagen. Mit größerem Recht als die unendlichen, allen guten Ueberlieferungen preussischen Beamtenthumes

widersprechenden Worte, in denen sein alter Groll gegen den ihm früher vorgelegten Herrn von Puttkamer endlich zu unverbülltem Ausdruck kommt, und als die Sätze, die seine literarische Bildung vor Anfechtung schützen sollen. Er ist — immer auf Instigation eines der vier Köllerkasser — gescholten worden, weil er Kellers Novelle „Romeo und Julie auf dem Dorfe“ eine sozialdemokratische Feilschrift genannt habe. So sagt er; und fügt hinzu: „Als ob die Herren irgendwie im Zweifel darüber wären, daß ich nicht von der Novelle, sondern von einer ihnen sehr wohl bekannten Tendenzschrift sprach, deren Verfasser lediglich den kellerischen Titel sich angeeignet hatte!“ Schade, daß ein Mann von so vielen Graden ein so schlechtes Gedächtniß hat. Die „Tendenzschrift“, von der er im Januar 1895 im Reichstag sprach, trug nicht den Titel der Meisternovelle Gottfrieds Keller, sondern hieß: „Haß und Liebe.“ Herr von Köller hat damals selbst den Titel genannt, aber verschwiegen, daß es sich um eine plump proletarijirende Bearbeitung der Novelle Kellers handelte. Ich habe, ohne Beihilfe eines der vier Vermummten, den Irrthum entdeckt und nachgewiesen, daß die Darstellung, die der Minister von Inhalt und Form der Geschichte gab, in allen fünf als entscheidend angeführten Punkten falsch war und daß er die drängende Nothwendigkeit einer Verschärfung der Strafgesetze mit dem Hinweis auf ein harmloses Nachwerk begründet hatte, in dem jeder einigermaßen Literaturkundige nach den ersten Seiten eine Verstümpfung der Novelle des großen Schweizers erkennen mußte. Gottfried von Zürich hätte ihm den Seldwylerstreich lächelnd vergeben. Und daß in der Stadt eines anderen Gottfried gerade er nun die Hochkultur germanischen Geistes gegen Franzenfirlesanz vertreten soll, ist eben Schicksalsfügung und als solche dem Menschen er messen entrückt. Der Kaiser sah ihn ungern aus dem Ministerium scheiden, hätte lieber zwei Staatssekretariate und ein Ministerium neu besetzt, wird ihn aber jetzt nicht nach Berlin zurückrufen. Der Sieg über Bronsart & Co. ward längst verwirkt. „Ich schreib' ihn zu den Toten.“

* * *

In ihren bleichen Schemenreigen gehört auch der Mann, dessen Rednererei während der letzten Wochen ein so lautes Echo weckte: Graf Alfred Waldersee, General-Feldmarschall, Ritter der höchsten europäischen Orden. Auch ein Verkannter, auch Einer, der seine Thaten nicht scheu dem gierigen Blick der Gaffer verbirgt. Er ein Hypertonservativer von der schwarzen Talarfärbung? Er ist in seines Herzens Schrein nationalliberal, schwärmt

für Exportpolitik und bringt Handel und Wandel eben so viel Wohlwollen and Verständnis entgegen wie der nicht minder liberale Herr von Köller dem Zeitungswesen. Beide in Straßburg vereint: es wäre zu schön gewesen; vielleicht soll es noch sein, wenn der Langenburger zum Verschmausen Zeit gehabt hat. Oder ist auch die Behauptung nicht wahr, Graf Waldersee wünsche, Statthalter zu werden? Nicht wahr, trotzdem unbescholtene Männer beschwören wollen, sie hätten dieses Wunsches Ausdruck von den Lippen des Marschalls gehört? Dem armen Grafen wird so viel Falsches nachgesagt, von Leuten sogar, denen mans eigentlich nicht zutrauen sollte. Bismarck erzählte, der Nachfolger Moltkes habe sich aus Paris geheime diplomatische Berichte schicken lassen, die er dem König vorlegte, und damit in den Machtbereich des Kanzlers eingegriffen, der ihn via Clausewitz in die Schranken des Militärressorts zurückweisen mußte. Und Bismarcks Freunde behaupteten steif und fest, von dem selben Strategen stamme das Wort über Seiner Majestät glorreichen Ahnherrn, der dem Volk nie Friedrich der Große geworden wäre, wenn er eines Ministers Allmacht geduldet hätte. Alles nicht wahr, Alles leichtfertig erfunden. Graf Alfred Waldersee ist ein biederer Haudegen, der sich um Politik nie bekümmert hat. Als er dem Freiherrn Wilhelm von Hammerstein, der damals Chefredakteur der Kreuzzeitung war, Geld lieh und dem aus dem Tausch-Prozeß bekannten Herrn Normann-Schumann Geld schenkte, that ers nicht etwa, um in der politischen Presse Dienstleute zu haben, sondern nach dem Gebot mitleidiger Nächstenliebe; und es war nur Zufall, daß gerade die so reichlich bedachten Schreiber ihren Patron auch für politische Ketterthaten empfahlen. Nicht einmal die ergötzlichen Reden, deren Wortlaut der erprobte Stenograph des W. T. B. auf seinen Eid nehmen will, hat der Feldmarschall gehalten. An seine Sohlen heftet sich das Verhängniß. Lange wollte er nur Soldat sein, nichts als Soldat. Nach China aber kam er zu spät, um die Gesandten befreien zu können, und fand militärisch nichts mehr zu thun; denn in China ist, mögen auch noch so viele Münchhausenmärchen herumgetragen werden, seit den Tagen von Taku und Peking überhaupt nicht mehr ernsthaft gekämpft worden. Nun hieß es, der arme Waldersee habe sein — noch in keinem Kriege bewährtes — Strategengenie zwar auch diesmal nicht zu zeigen vermocht, sich aber als einen Diplomaten ersten Ranges erwiesen. Ein diplomatischer Vertreter des Deutschen Reiches, Herr Mumm von Schwarzenstein, war dem Kreuzfahrerheer vorangeeilt; wenn man aber fragte, warum unter solchen Umständen der Mumm der Hitze ausgesetzt und

nicht lieber kalt gestellt worden sei, erhielt man als Antwort die Gegenfrage: Wer ahnte denn, daß der Feldmarschall die Sache so viel besser versteht? Und jetzt sprechen die Spötter dem Heimgekehrten auch das Diplomatentalent ab und rufen, er möge fortan stumm bleiben und nicht ärger noch die Großmächte verstimmen, deren im Polizeidienst von Petchili beschäftigten Herzhäuflein er eine Weile in sanften Lauten befehlen durfte. Aber er hat Humor und trägt auf der strammen Ukanka lächelnd die Last so furchtbaren Ungemachs. Er wollte nie Reichskanzler werden und freut sich, daß Alle nun wissen: er wird es auch nicht. Und er fand, unter einem schönen Bilde der Lucca Company, in der „Woche“, die ihn stets mit Wohlwollen und Verständnis behandelt hat, am Tage der ruhmreichen Rückkehr die grüßende Strophe:

Willkommen, willkommen mit Herz und Hand,
 Du Feldherr, den einst eine Welt entsandt
 Gen Ost, wo der Morgen sich röthet.
 Wie ein Atlas, auf Deinen Schultern die Welt,
 Wie ein Hercules hast Du die Bosheit zerschellt,
 Wie ein Siegfried den Drachen getödtet.

Das ist für den schlichten Soldaten sicher des Weihrauchs zu viel. „Majestät überschätzen mir“, sagte Wrangel, als er nicht mit ins Serail gehen sollte. Und kann es nicht Atlas, Hercules, Siegfried sein: auch Wrangel ist für einen greisen Kavalleristen eine dankbare Rolle.



Einzug.

Der Kaiser zieht, ein Triumphator, ein
 Nach schwerem Kampf, nach heiß erzwungnem Siege.
 Er reitet stolz voran den Kriegerreihn:
 Und dieser Einzug war sein Traum im Kriege.

Die Stadt ist wie bethört vom Reifigduft,
 Wie toll vom Farbenrausch der bunten Fahnen,
 Vom Knattern all der Flaggen in der Luft;
 Kein Haus will heute an den Alltag mahnen.

Der Kaiser will die Pracht und liebt den Glanz.
 Er sitzt, ein kaiserlicher Held, zu Rosse,
 Ihm ist, ein Nar hält über ihn den Kranz
 Und Göttin Gloria folgt seinem Trosse.

So zieht er hin; die Abendwolken glühn,
 Als ob des Kaisers Wille sie entzünde,
 Die Farben leuchten und die Blumen blühn
 Und tausend Flaggen blähn sich stolz im Winde...

Tiefdunkle Nacht. Vorüber Heer und Troß.
 Vorüber? Nein! Der Kaiserzug geht weiter.
 Voran ein stolzer Fürst auf dunklem Roß
 Und hinter ihm ein Heer gespenstischer Reiter.

Sie ziehn daher mit fahlem Angesicht
 Und kein Kommandoruf besteht dem Heere.
 Und Wunden klaffen, aber bluten nicht...
 Und offne Augen starren groß ins Leere.

Die Rosse stampfen nicht, kein Fußtritt hallt,
 Tiefdunkle Nacht liegt auf den öden Gassen,
 Guirlanden sinken, keine Fahne wallt,
 Die Flaggen welken nieder und verblaffen.

Und wo der stille Zug vorüber geht,
 fällt Blatt um Blatt aus welken Blumenkränzen,
 fällt matt zur Erde; und kein Lüftlein weht,
 Kein Sternlein wagt, am Himmel aufzuglänzen.

So zieht das stumme Heer die Stadt entlang.
 Wer weiß: wohin? Die Menschen flieht der Schlummer.
 Und tausend Müttern wird vor Sehnsucht bang
 Und tausend Frauen stöhnen auf vor Kummer.

Vorbei am Schloß. Bis an das Dach hinan
 Ziehn Blumenranken, Kränze, Lorberreifer.
 Am fenster droben steht ein bleicher Mann.
 Und König Tod grüßt stolz empor zum Kaiser . . .

Prag.

Hugo Salus.



Agnes Miegel.

Non allen literarischen Evolutionen hat, wie sich leicht verfolgen läßt, immer die deutsche Lyrik den Hauptvortheil gehabt. Ihr wuchsen regelmäßig die stärksten und die meisten Talente zu. Werden von großen und kühnen oder von kleinen und frechen Neuerern ihre Formen erst gesprengt, so schließt ein den Kämpfern folgender König unter Ausschreibung des Kranken das Gesunde und Neue zu fester Form wieder zusammen. Er wird dann eben der „Lyriker der Zeit“. Und seine Nachfolger formen und formen immer weiter, bis sie die köstlichsten Gefäße fertig haben, ohne zu merken, daß diese Gefäße leer sind. Es ist die alte Geschichte mit dem Bogen, der gar wundervoll eingelegt und geschmückt ist, mit dem man nur nicht mehr schießen kann. Und dann kommt wieder Einer, der zornig meint, daß der Bogen doch eigentlich zum Schießen da ist, und der den feinen und kunstvollen zerbricht, um sich selbst einen neuen und anderen zu schaffen, der zuerst zwar plump und formlos ausfällt, aber wieder Pfeile in die Herzen entsendet.

Wir sind heute durch die Reaktion gegen den ungekämmta Naturalismus auch in der Lyrik zum anderen Extrem gekommen und über all den gesalbten und pomadisirten Friseurkunststücken etwa eines Stefan George wird die Sehnsucht nach dem Ungekämmta wieder wach. Die Kunst — wenn man so sagen darf — tötet die Kunst. Der Künstler ersteht, aber der Dichter geht zu Grunde dabei. Schimmernde Prunkgewänder decken öde Leere, innere Hohlheit. Und die Dürstenden stehen vor den herrlichen Gefäßen, die in der Sonne leuchten, aber aus denen kein Tropfen der Labung auf die heißen Lippen rinnt. Die Kunst der „reinen Formen“ überfällt uns, die Kunst des Einzelnen, die Kunst für Künstler, die Lyrik für Lyriker. Der Bogen wird immer schöner, aber man kann nicht mehr damit schießen.

Verschiedene Wege führten den jungen Nachwuchs zu dieser Tapetenkunst. Der Grund ist wohl immer der selbe: poetische Schwäche, Mangel an echter Ursprünglichkeit. Schon Gustav Falke verbarg eine gewisse dichterische Energie- und Kraftlosigkeit in Erfassung des vollen, kräftigen Lebens durch feinste Ausbildung seines Künstlerthums. Purpur und Gold, Blüten spiel und allerhand wunder schönes dekoratives Beiwerk mußten darüber hinweghelfen, daß der Funke Leidenschaft, das eigentliche lyrische Daimonion fehlte: Er lullte ein und wirkte wunderbar, wo sanftes Empfinden sich im Traum fing und spiegelte, wo die Phantasie sich Dies und Das ausmalte. Ich brauche nicht zu sagen, wie viel feine und reine Schönheit da in dem Besten steckt, was Falke geschaffen hat. Aber wo lebendigstes Gefühl energischen Ausdruck verlangte, daß es unmittelbar auch in Anderen lebendig werden konnte, wo ein Dichterherz sich und Andere erlöst durch unmittelbares Aus- und Ueberströmen: da ist die Dekoration etwas Nebensächliches, zeigt sie sich in ihrem innersten Wesen als Nothbehelf. Nicht der starke, sondern der schwache Dichter braucht sie. Zu schwach, um ein ihn erfüllendes und stürmisch hinausdrängendes Gefühl in seiner ursprünglichen Kraft aufzufangen, behängt er es so lange mit schleppenden Purpurmänteln, bis er es langsam und gemessen hinaustreten lassen und er dann aus der Noth noch eine Tugend machen kann. Natürlich bringt diese Tapetenkunst keinem blutvollen Menschen bis an die Nieren. Und während Falke eben immer noch ein bedeutsamer und geschmackvoller Künstler bleibt, der sich nur selten, wenn auch dann fürchterlich, vergreift, zeigen die Jüngeren meist in der Verzerrung seine und ihre Schwächen. Was Nothbehelf ist, wird für die alleinige Hauptsache erklärt; eine neue Richtung ist fertig und mit ihr die Phäakenkunst, die jede Verbindung mit dem Leben des Volkes verloren hat und der jede Nothwendigkeit und damit auch jede innere Berechtigung fehlt. Sie ist ein bloßer aristokratischer Sport noch, etwa wie das Taubenschießen, an dem ein paar Leute Gefallen finden, von dem die Allgemeinheit aber keine Notiz mehr zu nehmen hat. Wie Papierblumen werden Gefühle auf lange Drähte gesteckt und in stilvoller Drapirung drei oder vier gleich veranlagten „Schöpfern“ vorgeführt. Daß Stefan George seine Poesie der Öffentlichkeit vorenthielt, war keine Murrethei, sondern logische Konsequenz seines Standpunktes. Es war ein Abfall von sich selbst, als er davon abging. Eben so ist es absolut verständlich, daß diese Kunstphäaken bis ins kleinste Druck, Schrift, Papier bestimmen, daß sie, die sich nicht an das Leben, sondern an die Kunst anschließen, besonderen Werth auf die Ausstattung legen und durch moderne Zeichner nachhelfen lassen. Das Prinzip verlangt, daß die Bierstücke ihrer Gedichte in entsprechenden Rahmen stehen. So nur ist es möglich, daß sie auf ästhetisch überbildete Menschen wirken. Ein kräftig lebendiges Gedicht braucht Das nicht und packt auch auf Strohpapier.

Die erste Romantik vertrat, wenigstens im Prinzip, ähnliche Anschauungen. Novalis meinte, er könne sich Gedichte denken, die, völlig sinnlos, nur durch ihre Klangschönheit wirkten. Wir sind ja nicht mehr weit davon. Und man denke an die romantische Ueberschätzung des Dichters, die zuletzt, mit der berühmten romantischen Ironie, die Kunst auch nur zu einem Spiel und Sport machte. Im großen Kreislauf kehrt Alles wieder.

Man kann immer nur wieder seine Stimme erheben und den Dichter gegen den Künstler ausspielen, die Volksdichtung gegen die bloße Formkunst ins Feld führen. Fort mit dem Künstler! Es lebe der Dichter! Daß der Dichter dabei immer auch Künstler sein wird, ist selbstverständlich.

Tröstlich ist nur das Eine: daß sich das Volk diese stilisirte Künstlerlyrik nicht aufschwagen läßt. Man läßt die literarischen Tulpen ruhig in der Literatur blühen, aber man riecht nicht daran. Die letzten Erfolge, die in der deutschen Lyrik errungen wurden, fielen nach der anderen Seite. Sie fielen merkwürdiger Weise sämmtlich weiblichen Dichtern zu. Erst kam die Ambrosius, die es auf über ein Viertelhundert Auflagen brachte; dann Anna Ritter, die mit zwei Büchern in noch nicht drei Jahren gegen achtzehn Auflagen erlebte; endlich Marie Madeleine, deren Versbuch „Auf Sypros“ schnell in sechs Auflagen Verbreitung fand. Die Ambrosius ist literarisch und auch wohl beim Publikum längst mausetot, — ein Beweis, daß nur die geschickte Reklame für die arme Bäuerin den Erfolg geschaffen hatte. Marie Madeleine hat ihr kleines Talentchen auf eine bisher in Deutschland noch nicht gepflegte demi-vierge-Lyrik dressirt und nur den in pilanter Sauce schwimmenden stofflichen „Reizen“ die verschiedenen Auflagen zu danken. Eine Sebezsausgabe von dem merkwürdig überschätzten Marcel Prévost, ins Lyrische übersezt. Man darf also sagen: weder die Ambrosius noch Marie Madeleine haben literarisch echte Erfolge errungen, sondern die Eine einen moralischen und die Andere einen . . . anderen. Wesentlich besser steht es mit Anna Ritter. Hier liegt ein unzweifelhafter und echter, nicht durch außerpoetische Einflüsse hervorgerufener Erfolg vor, der sich voraussagen ließ und der einen sehr einfachen Grund hat.

Ich habe bereits die Ursachen der von Johanna Ambrosius und Marie Madeleine errungenen Erfolge angedeutet. Man kann daraus wie aus allen siegreichen Büchern eine große Lehre ziehen. Und zwar, so paradox sie klingen mag, diese: nur unliterarische Bücher haben literarische Erfolge. Bücher, die n um der Kunst willen geschrieben sind, Bücher, die einer Persönlichkeit, ein Gedanken, einem Empfinden nothwendigen Ausdruck schaffen sollen; die einer naiven Unbekümmertheit die Form nur als Mittel zum Zweck braud in denen die Kunst niemals Selbstzweck ist. Das können gute und schle Bücher sein. Gewöhnlich sind es Erstlingsbücher. Man sehe sich für

liche hervorragenden Lyriker an: an ihr erstes Buch heftete sich stets der Erfolg. Sie können später Besseres geben, aber sie sind wohl nicht mehr so spezifisch unliterarisch, sind als Dichter bewußter. Sie stehen zuerst noch dem allgemeinen Volksdurchschnitt näher. Der Erfolg der Ambrosius hätte nie so groß werden können, wenn sie eine Dichterin à la Droste-Hülshoff gewesen wäre. Oder wenn sie in die Reihe der Dichterinnen Ada Christen, Alberta von Puttkamer, Marie Janitschel gehört hätte, ob Jede an sich auch weitaus bedeutender ist. Sie Alle sind zu weit vom allgemeinen Volksdurchschnitt entfernt. Man versteht sie nicht überall; oder vielmehr: sie haben zu viel Spezielles, Genialisches an sich, sie schlagen sich mit Gefühlen herum, die das Nähmädchen nicht versteht. Johanna Ambrosius versteht man überall. So konnten ihre Gedichte gekauft werden. Das hätten Reklame und Mitleid allein nicht erreicht. Man denke sich nun, daß ein wirklicher und echter Dichter kommt, der eben so überall verstanden wird. Ein solcher Dichter ist eben Anna Ritter. Eine Johanna Ambrosius, meinestwegen fogar ein Fräulein X. Y.), das plötzlich von Gott begnadet wird und ihr Fühlen echt dichterisch aussprechen kann, was die Bäuerin und Fräulein X. Y. eben sonst nicht können. Nicht mehr und nicht weniger ist Anna Ritter. Das ist sehr viel. Die Goethes sehen natürlich noch anders aus, da sie neben der großen Seele auch einen großen Geist haben. Für die Lyrik ist ja aber das Wichtigste, wie stark ein Gefühl ist und wie stark es sich Anderen mittheilt.

Man wird es jetzt vielleicht schon weniger auffällig finden, daß speziell weibliche Dichter sich Kränze holten. Das Weib, das instinktivere, der Natur näherstehende, in gewisser Hinsicht realistischere, das gerade an Form und Komposition stets scheitert, wird nie rein künstlerische Ziele verfolgen und kann es gar nicht. Das reine Künstlerthum scheint ihm verschlossen zu sein. Wenn sich ihm dadurch größere künstlerische Aufgaben entziehen, so läuft es doch auch nicht Gefahr, in der „reinen Kunst“ zu ersticken. In die drückende und überhitzte Kunstatmosphäre kam durch Anna Ritter ein frischerer Luftzug, ein Gruß vom wachen Leben. Eine Volksdichterin trat in den Kreis der müd verschlungenen Kravatten und der hängenden Stirnlocken; eine Persönlichkeit, die an sich nicht bedeutend schien, vielleicht auch nicht war, aber ein gesund-normales Fühlen mitbrachte und es in prächtigen Versen aussprach.

Solche Dichter sind niemals interessant. Und deshalb lehnt die literarische wie sie leicht ab, um so eher, als sie wirklich oft herzlich trivial sind. Was saftige Trivialitäten leistet sich diese Anna Ritter! Und mit den Worten: „Iblikunstalent, Konzeptionschulze, liebenswürdiger Vermittler“ wird die Erscheinung von den Kunstpädtern abgethan. Zugegeben, daß etwas Wichtiges daran ist. Aber wer historisch geschult ist, weiß, daß die großen Dichter Wegensatz zu den Bahnbrechern aus dem Extrem heraus auf eine Mittel-

linie führen und immer — wie jeder Heiland — Mittler sind. Und noch Eins: es ist sehr leicht, einen Kunstlyriker der vorhin genannten Art von einem Dilettanten zu unterscheiden. Er kann geschmacklos, niemals dilettantisch-trivial werden. Sehr schwer jedoch ist es oft, einen echten Volksdichter von einem Dilettanten zu unterscheiden. Denn in seinem Tiefstande reicht der Eine zum Anderen hinab, während der Dilettant in seltener Gnadenstunde an den Ersten heranreicht. „Ueber allen Gipfeln ist Ruh“ und „Du bist wie eine Blume“ kann einem Dilettanten gelingen; ein Gedicht von Konrad Ferdinand Meyer oder Falke wird er nie herausbekommen. Trotzdem ist wohl keine Frage, welches mehr bedeutet.

Vieles ließe sich noch streifen, wenn ich nicht befürchten müßte, mir den Raum gar zu sehr für die Worte zu verkürzen, die ich über ein ganz spezielles Gedichtbuch sagen möchte. Das Gedichtbuch ist im Frühling erschienen, zu einer Zeit, wo die Lyrik vielleicht noch weniger beachtet wird als sonst. Es scheint mir deshalb doppelte Pflicht, hier ein Signal zu geben, einen neuen Dichter zu verkünden. Wieder ist es ein Poet in Unterröden, ein junges Mädchen, das der Welt Etwas zu sagen hat. Ihre Gedichte gehören zum Bedeutendsten, was wir in der Lyrik seit Jahren hatten. Neben echten Genieblitzen loht viel griechisches Feuerwerk in ihrem Buch, neben Eigenem steht noch manches Fremde, aber schon hier im ersten Flug läßt sie die meisten weiblichen Poeten lyrischen Genres weit unter sich. Diese neue Dichterin heißt Agnes Miegel.*)

Sie ist keine leichte und glückliche Natur wie Anna Ritter. Ihre Dichtung ist kein selig Ausschöpfen und Ueberströmen. Der schwerfälligeren Ostpreussin, der Tochter Königsbergs, entriegeln sich die Lippen schwerer. Ein schmales Erstlingsbuch faßt die gesammte Ausbeute von fünf bis sechs Jahren. Ein Buch, das fast schon zu literarisch ist, zu viel Kunstreife zeigt, das deshalb nur langsam sich Bahn brechen wird und niemals so stürmend durchgreifen wie Anna Ritters Bücher. Sicher wird die literarische Kritik sehr bald Agnes Miegel über Anna Ritter stellen. Und sicher ist die Königsbergerin auch genialischer, interessanter, geistig bedeutender. Aber diese wundervolle Unmittelbarkeit, die zuletzt das Bestimmende ist, hat sie nicht; und so wird ihre Wirkung und ihr Erfolg immer begrenzt bleiben.

Wenn man diese Agnes Miegel ganz kurz charakterisieren und ihr einen Beinamen anhängen will, so darf man vielleicht sagen, daß sie ein Bismarck „ostpreussische Kleopatra“ ist. Nordische Herbheit, scheue Verhaltensart auf der einen, rasende Genußsucht auf der anderen Seite. Diese Genußsucht hat ihre besten Verse so volltönig gemacht, hat ihnen einen dunklen, tiefen

*) Gedichte von Agnes Miegel. Stuttgart 1901. J. G. Cotta.

Wohlant gegeben. Es ist, als wenn man über schweren dunkelrothen Sammet streicht. So gesättigt ist Alles von Sinnlichkeit, von Pracht und Farben. In ihrer Welt flammt und duftet Alles; Mohnblüthen brennen und rothe Schwämme glühen; unter dunkelrothen Wolkenthoren geht sie dahin, wenn der Herbst bunte Tigerfelle vor ihr breitet; scharlachne Dedden spannt der Abend aus, bis die Nacht in purpurdunkler Finsterniß naht. Und über dem Allen noch der berausende Duft des Flieders, der betäubende Duft der Narzissen, der starke, süße Ruch der Lupinen; besonders aber die Rosen, die brennend rothen. Man glaubt, diese Agnes Miegel muß es jeden Augenblick wie Marie Grubbe machen und ihre Mädchenarme tief hineintauchen in die kühle Rosenpracht. Es ist bezeichnend, daß die Blumen, die sie nennt, den stärksten und schwülsten Duft haben.

Neben das satte Roth, das die Grundfarbe abgibt, stellt sich dann leuchtendes Weiß. Rothe Narben leuchten auf weißer Knabenstirn; weiße Herbstfäden ziehen um rothe Verberitzen; um die weiße Stirn schlingt sich die rothe Priesterbinde der Entfagung; rothe Nelken und schneeweiße Schuhe, Rosen am weißen Kleide, Rosen und Schnee —: immer von Neuem kehrt die Zusammenstellung der beiden Farben wieder. Alles versinkt in diesem Farbenrausch, in Prunk und Pracht. Bernsteinfelsche flammen im rothen Licht des Feuers, Sammetgewänder rauschen, nasse Lilienbanner bauschen sich, seidne Schleppen knistern. Rothess, klingendes, flammendes Gold fehlt so wenig wie Purpurandalen, weiße Tempelpracht, der Zierrath güldener Ringe. Man sieht schon daraus, wie viel Dekoration in dem Buch ist, wie viel Romantik. Kein Wunder, daß auch der Elfkönig reitet und ferne Silberhörner aus seinem Königreich herüberblasen, daß die Preußengötter mit hohen Bernsteinkronen nachts erstehen und die Roggenmuhme über goldenes Korn fährt.

In Alledem steckt Phantasieüberhizung. Was das Leben nicht gab, muß die Phantasie geben. Im Grunde ist Agnes Miegel nicht gar zu verschieden von den vielen jungen Mädchen, die in der Stille von Flammen und Schwertern träumen, von Prinzen, die sie holen sollen, und von herrlichen Helden. Ihre Träume sind „Feuerbrände“. Die wachend scheue Ostpreußin wird im Traum zur Kleopatra und wirbelt durch alle Himmel und HölLEN bacchantischer Lust. Liebe: Das ist trunkene Zärtlichkeit, stammelnde Worte, wildes Glühen. Selten nur, wenn sie davon redet, tritt das seelische Moment stark hervor. Das sinnliche verdrängt es. „Mein Blut, das kocht, und mein Mund, der brennt“: immer ist es das Blut, die wild rasende Genußsucht, die durchbricht, die in Sehnen und Gluth schreit. Ihr Lieblingsthema deshalb: die heiße Begierde, die nicht Befriedigung findet. Immer sind es die Königskinder und Fürstenliebchen, an die sie sich wendet, die schließlich den Tod erküren: Agnes Bernauerin, Griseldis, Anna Boleyn, Mary Stuart,

Madeleine Bothwell u. s. w. Die heißen Frauen mit dem kalten Herzen. Auch in ihr lebt „das Stuartsehnen nach Macht und Schuld, nach Pracht und Liedern und Liebeshuld.“ Maria Stuart spricht vor dem Sterben: „Mein Mund glüht roth, wie zu jener Zeit, da ich den schönen Bothwell gefreit“. Und wieder: „Mein Herz so kalt und mein Blut so heiß“. Madeleine Bothwell: „Ich träume von Sünde“. Abisag von Sunem, das junge Weib König Davids: „Mein Blut ist heiß“. Maria von Magdala, die rothhaarige Sünderin: „Schlage, schlage Deine heißen Brüste Dir wund, lockt Dich aus blühendem Hage brünstig der Sünde brennender Mund!“ Und die Kinder der Kleopatra singen:

„Wir sind die Kinder der Kleopatra,
Gezeugt in Nächten, da die Nilfluth schwoll,
Zum Leben wach geküßt von heißen Lippen,
Noch blutend von den Küssen Marc Anton's.

Weiter von ihrer Mutter:

Die Gluth von ihrer Nächte Naserei
Lag schwül wie Weihrauch in den Prunkgemächern,
Darin wir spielten.

Ihres Spätherbsts Sonne,
Da ihres Lächelns Süße süßer ward,
Ihr Blick ganz Demuth, Liebe ihre Stimme,
Durchsahen mit hellem Licht die letzten Tage,
Da wir die wunderschöne Mutter sahn.

Antonius starb . . . Und an ihn angeklammert,
Noch eifersüchtig auf Proserpina,
Starb sie dem Herren ihres Leibes nach.
Wir aber leben, unsre Jugend lacht,
Das Ptolemäerblut färbt unsre Lippen
Und unsre Stirnen, stolz wie Römerstirnen,
Tragen den Kronreif . . .

Caesar, hüte Dich!
Die Köwin schläft im Schoß der Pyramide.
Noch lebt die Brut, die sie geboren hat:
Wir sind die Kinder der Kleopatra!“

Selbst wer wenig Verständniß für deutsche Dichtung besitzt, wird herausfühlen, daß Flammen in diese Verse geschlossen und eingepreßt sind, daß eine schwüle Gluth aus ihnen schlägt. Nur Schoenaidt-Carolath könnte Das noch schreiben; aber er würde es weniger rein herausbringen. Mit einer so gewaltigen poetischen Energie ist das ganze Gedicht durchgehalten, daß man allein schon daraus die Bedeutung der neuen Dichterin erkennen mag.

Diese glühende, ewig nach sinnlicher Schönheit dürstende, halb phantastische Sehnsucht, die sich in Farben und Formen berauscht, stellt schließlich auch den

eigenen Körper aufs Piedestal. Agnes Miegel redet von ihrer Schönheit, ihren schmalen Händen, ihren achtzehn Jahren. Und in der siebernden Sehnsucht nach einem volleren, reicheren Leben phantasiert sie sich in merkwürdige Empfindungen und Zustände hinein. „Ungeborenes Leben“ heißt ein Gedicht. Das ungeborene Leben weint unter ihrem Herzen, weil sie es „tief im Dunklen darben“ läßt. „O komm und sprich zu mir das Werde!“ bittet es. Ein kühnes, gutes Gedicht, — und dennoch die Offenbarung einer krankhaften, unfrüher schweisenden Phantasie. Man vergleiche damit das Gedicht Anna Ritters, das ein ähnliches Thema anschlügt und so viel natürlicher, reiner, feuchter ist. Auch die jüngste Tochter Herzog Samos läßt Agnes Miegel reden: „Lieb ist mir mein Leben, wie die Kinder, die ich tragen werde!“ Im stillsten Grabe, heißt es in einem anderen Gedicht, wird es mich quälen: „Ach, daß ich Dir kein Kind geboren habe!“ Ähnliches wiederholt sich in „Reif“. Im „Gebet“ heißt die letzte Zeile: „Gieb ein Kind, das meine Bänge trägt!“ Und auch „Das Lied der jungen Frau“ will dieses junge Mädchen schreiben. Sie ist selten poetisch so verunglückt wie bei diesem Versuch.

Diese Phantasielyrik, so glänzend sie an sich gemacht ist, wird nur in Literatentreifen Freunde finden. Agnes Miegel weicht immerhin von dem sittlichen Durchschnittsempfinden des Volkes so weit ab, daß die Brücken herüber und hinüber ab und zu fehlen. Sie ist so unnormal, daß eine weitere Wirkung ausgeschlossen ist. Sie wird sich nicht entfalten können. Vielleicht läuft doch Alles darauf hinaus, daß ihr im letzten Grunde das große Herz, die große Liebe fehlt, daß sie zu sehr Egoistin ist, mindestens in künstlerischer Hinsicht. Ein paar Beispiele ihres Fühlens. Da ist ein entzückendes Mädchengebet: Lieber Gott, bewahr' mir meinen Liebsten gut, gieb, daß er mich küßt. Sollte er jedoch eine Andere freien, so bitt' ich kniefällig, bei meiner Seligkeit, daß er stirbt! In sechs Zeilen ist Das mit der überraschenden Schlusspointe glänzend gemacht. Aber die Pointe kann auch nachdenklich stimmen. Weiter: es ward schon gesagt, daß stets von dem heißen Blut und dem kalten Herzen die Rede ist. Drittens: wenn sie hört, heißt es in einem Gedicht, daß der treulose Geliebte in Noth, Wahnsinn, Elend gestorben ist, wird sie lachen und selig drei Nächte durchtanzen. Und die bedeutsamste Stelle findet man in „Buße“. Sie lautet wörtlich:

„Ich habe Einen wie mich selbst geliebt —
Um diese Liebe hast Du (Gott) mir vergeben!“

glaube nicht, daß es der höchste Schwur eines liebenden Weibes ist, daß Einen wie sich selbst geliebt hat. Sie empfindet viel stärker.

Manches Andere beweist weiter, wie viel Phantasie-, Kunst-, Bildung-, statt unmittelbarer Naturdichtung, in dem Buch steckt. Eins der alten Gedichte, „Der Tanz“, scheint direkt nach einem Bilde gemacht zu

sein. „Die Statue“ redet die selbe Sprache. Die Kunst wird statt des Lebens zur Anregerin, wie es — man vergleiche K. F. Meyer und Falke — bei nicht ganz ursprünglichen Poeten oft geschieht. Kypriß, Charon, Jupiter, Aphrodite, Proserpina, Semele, Zeus, Adonis werden genannt. Das ist Bildungsdichterei. Und das beste Zeichen, daß die unmittelbare lyrische Kunst der Dichterin versagt ist, mag in dem starken Hervorkehren der historischen Lyrik gesehen werden. Zu sehr Weib, zu sehr Dichterin, um eine fähle Ballade zu schaffen, wendet sich Agnes Miegel dieser historischen Lyrik zu, die Hermann Ringg pflegt und die eins ihrer schönsten Besitztümer in Theodor Fontanes „James Monmouth“ hat. Auf diesem Gebiet hat Agnes Miegel den natürlichen Hintergrund, auf dem Prunk und Pracht sich mit innerer Berechtigung entfalten, dort heiße, uns vertraute Gestalten, denen sie die Feuerbrände ihrer Phantasie geben kann. So wurden die „Kinder der Kleopatra“, mit denen ihre Phantasie sich verwandt fühlt, zu dem bedeutungsvollen Gedicht. Aber auch in „Santa Cäcilia“, „Der Tanz“ u. i. w. kann sie ihre große plastische Kunst voll entfalten. Diese Gedichte gehören sicherlich zu dem Besten, was auf dem speziellen Gebiet jemals geschaffen ward. Und nun halte man dagegen die Versuche der Ostpreugin, das etwas nüchterne kaufmännische Leben der Pregelstadt einzufangen. Sie kann da nicht in Farben und heißen Träumen schwelgen und verliert dabei ihr Eigenstes.

In einem Brief an Karoline Schlegel sagt Novalis, er fange an, das Nüchterne zu lieben. Es sei bei ihm jetzt nicht mehr dorischer Tempelstil, sondern bürgerliche Baukunst. Sehr geistreich drückt er Das weiter aus: „Ich bin dem Mittage so nah, daß die Schatten die Größe der Gegenstände haben und also die Bildungen meiner Phantasie so ziemlich der wirklichen Welt entsprechen.“ Agnes Miegel ist von der bürgerlichen Baukunst, selbst von unserem Kirchenstil, noch weit entfernt. Es ist schon eher dorischer Tempel; und die Schatten stehen in keinem Verhältniß zur Größe der Gegenstände. Vielleicht wird Das einst anders, wenn in ihre „lichtenmöhnten Augen“ hellere Strahlen fallen, wenn ein scheues und ungestümes Herz nach Konrad Ferdinand Meyer sich „mit ein Bißchen Freude“ geheilt hat, wenn ein reiches Mittagsglück, eine schöne Lebenserfüllung die heißen Ritze auf Phantasierossen entbehrlich macht. Vielleicht auch nicht. . . Der selbe Novalis sagt: „Man kann immer nur werden, insofern man schon ist.“ Jedenfalls: ein Gedichtbuch liegt hier vor, das ich, so wenig ich es in seinen Schwächen geschont habe, dem wenigen länger Bleibenden zuzählen darf. Wenn nicht das nächste, so werden die nächsten zehn Jahre beweisen, daß ich Recht behalte.

Ein neuer Dichter ist da. Deshalb soll man Fanfare blasen.

Karl Busse.



Sozialismus in Japan.

Seit im fernem Osten das Kaiserreich der „kleinen Japaner“ eine Geschichte hat, kennt es auch den Sozialismus in irgend einer Form. Ueberall können wir seine Spur finden und an einzelnen Stellen begegnen wir ganz ausgesprochen sozialistischen Tendenzen. Schon in ältester Zeit gab es dort Sozialisten, die freilich anders ausjahren und anders dachten als die modernen. Alle Japaner halten sich für Kinder einer gemeinsamen Mutter und alle fühlen sich deshalb als Brüder. So war es einst; und so ist es geblieben.

In der Feudalzeit finden wir manche charakteristische Merkmale, die an den Sozialismus erinnern. Die größte Ähnlichkeit mit dem modernen Sozialismus bieten uns aber die damaligen Lehnverhältnisse. Nur scheinbar, nur nach dem geschriebenen Recht, herrschte der Feudalherr über den Grund und Boden: in Wirklichkeit gehörte er als gemeinsamer Besitz dem Volke. Noch heute giebt es, in fast allen Walddörfern die Institution des Gemeinlandes. Unter dem Feudalrecht konnte der Reiche sich nicht so leicht wie jetzt Ländereien kaufen; so lebten viele kleine Pächter neben wenigen Zinsherren. Sein Pachtgut einem Anderen zu verkaufen, war für einen Pächter sehr schwierig. In vielen Dörfern ist der Boden noch heute Gemeinbesitz, der alle sieben oder zehn Jahre gleichmäßig verteilt wird. Der Bauer im Dorf kauft und verkauft niemals sein Besitzthum. Ihm, wie seinen Brüdern und Dorfgenossen, ist das Recht eingeräumt, ein bestimmtes Stück Landes zu bebauen. Diese Form der Bodenordnung galt bis zur Epoche der japanischen Restauration und in manchen Bezirken, wie in Iwabaki, bis in die neueste Zeit hinein. Noch jetzt findet man dieses ausgesprochen sozialistische System auf der Insel Ioo Chao, in dem ganzen Bezirk Tkinaura in unverminderter Geltung. Da giebt es kein privates, sondern nur gemeinsames Eigenthum; Jeder besitzt, was Alle besitzen. Jeder beackert das ihm zugewiesene Land, bezahlt dafür einen festen Preis und hat alle sieben oder dreizehn Jahre einer neuen Landvertheilung gewärtig zu sein. Wird der Bauer alt, kann er selbst sein Land nicht mehr beackern, so hat er keinen Anspruch mehr auf Landzutheilung; hat er aber etwa drei volljährige Söhne, so bekommt jeder von ihnen ein Stück Land; und genau so geht es, wenn er fünf Söhne hat. So hat denn auf den Inseln des Bezirkes Tkinaura jeder Arbeitsfähige sein Stück Land, das er beackern und für das er die bestimmte Pacht zahlen muß. Dank diesem System giebt es dort weder Arme noch Nothschildes oder Aftors. Heute wie früher leben die Leute da in friedlichem Glück.

Wenn in der Feudalzeit ein Lehnherr gar zu viel verlangte und seinen Untergebenen allzu hohe Abgaben auferlegte, erhoben sie sich gegen ihren Tyrannen, griffen nach Kanzen, Bambusrohren und Netzen und erledigten auf diesem Wege die Angelegenheit fast immer schnell zu Gunsten der Pächter. Und oft genug kamen Mißbräuche des Herrenrechtes vor. . . Einst lebte ein Pächter Namens Satura Sogoro, ein leibhaftiger japanischer John Bull. Der wollte die hohe Pacht nicht zahlen, die der Herr seines Bezirkes heischte. Er ging nach Eborana, um Klage zu führen und Gerechtigkeit zu erlangen. Als sein Herr nun erfuhr, der Pächter wolle sich an den Shogunan wenden, ließ er ihn einfach ans Kreuz schlagen. Sogoro aber erreichte durch seinen und seiner Familie Kreuzestod viele Menschen

vor Elend und Tod. An seinem Beispiel entflammte sich der Eifer aller späteren sozialen Reformatoren: deshalb gilt er als Märtyrer, der mit seinem Lebensblut die Masse vom Joch erlöst hat.

Matsumi-Kozo war ein schlauer Dieb, der in jedes Haus, jeden Speicher oder anderen Verwahrungsort einzubrechen vermochte, ohne je von der Polizei gefaßt zu werden. Seine Diebskunst war von der anderer Spitzbuben sehr verschieden. Nie stahl er den Armen auch nur einen Pfennig; im Gegentheil: ihnen gab er mit vollen Händen, was er den Reichen geraubt hatte. Die Mühsäßigen und Beladenen liebten ihn und den Reichen war er nicht einmal besonders verhaßt, denn er nahm ihnen ja nur, was sie nicht unbedingt brauchten. Auf seine besondere Weise verbesserte er also die Gesellschaftsordnung. Seine Gebeine ruhen im Herzen von Tokio, der jetzigen Hauptstadt Japans, sein Grab wird noch heute von allen Armen aufgesucht, die mit Weihrauch, Blumen und frischem Laub die letzte Ruhstatt dieses merkwürdigen Sozialisten schmücken. Diese kleine Geschichte mag zeigen, welchen Werth das Volk auf eine gerechte Vertheilung des Besitzes legt, da es sogar einem alten Dieb die höchsten Ehren erweist, den auch die eigentliche „Gesellschaft“ nicht zu verdammen wagte.

Vor etlichen hundert Jahren lebte ein außerordentlich reicher Mann. Die damalige Regierung zog sein Besitzthum ein und vertheilte es unter das Volk, weil es nicht gerecht sei, daß ein Einziger solche Reichthümer besitze und durch dieses Privileg das gesunde Wachsthum der Gesellschaft verhindere, also den allgemeinen Interessen des Volkes schade. Auch hier haben wir wieder den Beweis, daß es schon in grauer japanischer Vorzeit gewisse Formen des Sozialismus gab. Die Revolution der Jahre 1854 bis 1864, die dem Feudalssystem ein Ende machte und auf dem Wege zur modernen Civilisation des Westens eine wichtige Etappe bedeutete, war die Morgenröthe einer sozialen Umwälzung und förderte mächtig das Wachsthum sozialistischer Ideen und einer Industrialisirung des Landes, die seitdem zum Hauptfaktor japanischen Lebens geworden ist.

Der sozialistische Gedante wurde zuerst von einer Gruppe junger Leute nach Japan gebracht, die zugleich die Ideen der persönlichen Freiheit propagirten. So brachten die selben Leute den Individualismus und den Sozialismus des Westens nach Japan. Diese Agitatoren versuchten, eine politische Partei zu gründen, und bedienten sich dabei der sozialistischen Gedanken nur, um dem Volk zu gefallen und seinen Unwillen gegen die herrschenden Klassen zu erregen. Die politischen Parvenus, die sich an den Begriffen der Freiheit und Gleichheit entzündet hatten, brachten das Evangelium der französischen Sozialisten mit, dessen Vorkung ihnen die Masse gewinnen sollte. Aus ihren Reihen sind die Führer der liberalen Partei hervorgegangen, deren leitender Kopf jetzt der Marquis Ito ist. Durch ihr Auftreten wurde der Sozialismus arg diskreditirt; und heute ist es so weit gekommen, daß der Japaner in jedem Sozialisten einen unvernünftigen Utopisten sieht. Der Sozialismus ist unserem Volk ein schöner Traum: Manche aber sehen in ihm ein „ästhtisches Ungeziefer“ und seine Verkünder werden von der Gesellschaft in Acht und Bann gethan. Doch trotz allen Klüßen wächst der Sozialismus in Japan schnell. Heute schon haben wir sozialistische Zeitungen, Zeitschriften, Bücher, trotzdem die Autoritäten und die herrschende Klasse gegen jede Regierung des demokratischen Sozialismus wettern.

Die kaiserliche Universität ist nach deutschem Muster eingerichtet und die deutsche Gedankenwelt beherrscht unsere studentische Jugend. Daraus entstehen im innersten Empfinden dieser jungen Leute lustige Konflikte. Professoren und Studenten sind von deutschem Empfinden erfüllt; sie bewundern Bismarck, den Mann von Blut und Eisen, schwärmen für den Staatssozialismus, verdammen aber und hassen, wie Bismarck, die Sozialdemokratie, in der sie das gefährlichste Werkzeug zerstörender Mächte sehen. Sie sind also zwar für Staatssozialismus, für alle Arten sozialer Reform, Gemeindecigentum, Staatsbahnen, Genossenschaftswesen, unterschiedene Gegner Dessen aber, was wir heute Sozialismus zu nennen gewohnt sind. Und dennoch sind auch sie Sozialisten, Gefühlssozialisten, — freilich von schüchternen Art und in ewiger Angst, sich durch offenen Ausdruck ihres Empfindens um Amt und behagliches Leben zu bringen. Sie wissen selbst, daß die Staatsbahnen nicht vom individualistischen, sondern vom sozialistischen Dogma gefordert werden, und dennoch verwirft diese sanfte Schaar von Akademikern den Sozialismus. Um ihre Stellung zu bewahren und ihr Vergnügen nicht opfern zu müssen, prostituiren sie Feder und Glauben. Ein einziger Professor — ich bin stolz, es sagen zu dürfen — lehrt seit dem Jahr 1900 offen die wahren Grundsätze des Sozialismus; er nennt sein Kolleg „Soziale Sittlichkeit.“ Ein anderer Professor las vor einigen Jahren über sozialistische Lehren unter dem Titel Wirtschaftsgeschichte. Beide sind Christen. Langsam also, aber sicher faßt der Sozialismus Wurzel in unserem Volk. In einem sozialistischen Klub sind ungefähr dreißig Mitglieder vereint. Es ist die einzige rein sozialistische Institution, die wir haben. Die Labour world, eine seit drei Jahren von mir herausgegebene Arbeiterzeitung, predigt den Arbeitern den Sozialismus und hat ihm schon viele Köpfe gewonnen. Die Aufgabe war ihr freilich durch den wachsenden Druck des Kapitalismus leicht gemacht. Unsere gesellschaftlichen Zustände, die politischen wie die durch das Wachsen der Industrie bedingten wirtschaftlichen, sind der sozialistischen Gedankenwelt günstig und die Genossen im Westen dürfen sicher sein, daß auch bei uns der Arbeiterbewegung die Zukunft gehört.

Herr Ukichi Taguchi, M. P., ein hervorragender Nationalökonom der Manchester-school, der zum einfachen Taxator geworden ist, kämpft unermüdblich gegen das Besitzrecht der Privilegirten. Auch Herr Garai hat an der Einführung sozialistischer Ideen mitgeholfen. Herr Tameyuki Amano, ein anderer ausgezeichneter Nationalökonom und überzeugter Sozialist, kämpft gegen das Unwesen der Börsen. Alle Klassen fördern unsere politische Arbeit und der Sozialismus wird über kurz oder lang in Japan zur Herrschaft gelangen. Die Kapitalisten heuten die Armen strapellos aus, Regierung und Bourgeoisie sind bis auf die Knochen korrumpirt. Die ganze Politik athmet Sumpferüche aus. Fremde Kapitalisten, hauptsächlich amerikanische, drücken mit ihrem Gelde den Arbeitsmarkt. Schon jen wir ein halbes Duzend Truists; und ihre Zahl wird rasch wachsen. Daneben r wächst auch die Macht des Proletariates und der Tag ist nicht fern, wo ich wir japanischen Sozialisten, wie längst vor uns die Brüder im Westen, en, muthig und des Sieges gewiß in den Klassenkampf eintreten werden.

Totio.

Sen Joseph Katayama.



Berliner Sezession.

Wer sich der undankbaren und gar nicht rühmlichen Aufgabe unterzieht, der urtheilenden Gerechtigkeit zu dienen, muß seine Seele zur Dürre machen. Es ist das Schicksal jedes Kunstbeurtheilers. Der Kritiker ist eine Künstlernatur; aber das Organ der Produktivität fehlt ihm: er kann, als Opfer grausamer Naturspiele, aus Gründen innerer Unzulänglichkeit nicht sagen, was ein Gott ihm gab, zu empfinden. Wie aber die galante Professionistin der Liebe keine schwangere Frau gehen sieht, ohne einen Schmerz, peinlich wie Gewissensstiche, zu spüren, so sieht der von der Natur zum Nachempfinden Verurtheilte nicht große Kunst, ohne daß Sehnsüchte, Träume und Hoffnungen, von hundertfacher Resignation niedergebrückt, immer wieder erwachen. In solchen Stunden glaubt er dann, so frei dazustehen, als wäre er der Bildner seiner Ideale, und seinen nicht langsam an Thaten, sondern allzu geschwind an Gedanken entwickelten Ansprüchen pfelegen nur die letzten Ziele der Kunst gemäß zu scheinen.

In der diesjährigen Ausstellung der Berliner Sezession wird der so Bestimmte kaum ein halbes Duzend Werke finden, vor denen sein ihm über den Kopf wachsendes Lebensgefühl ein schnelles und herzliches Ja sagen könnte. Die liebsten Instinkte hegen ihn auf, die dreihundertundfünfzig Kunstwerke zu ignoriren, von der „Inneren Stimme“ Robins zu den Werken Vincents van Gogh zu schreiten, eine Weile vor den Bildnissen Monets und Renoirs zu verweilen und dann, mit einem letzten langen Blick auf die in Harmonie und Schönheit verklärte Venus anadyomene Böcklins, seiner Wege zu gehen. Aber dann kommt der Gewissenszwang zur Billigkeit, das Interesse an allem menschlichen Wollen, die Lust an historischen Entwicklungen, — und der Katzenjammer.

Alle diese Künstler, bis herab zum Kleinsten, haben doch Etwas geschaffen und durch Thaten erhärtet, worüber der nur Denkende leicht hinweggegangen ist. Das ist doch wohl mehr als ein sorgloses Emporwandelu über Anderer Lebensarbeit. So beginnt man denn, der demüthigenden Pflicht des Unfruchtbaren folgend, sein Gefühl in die besondere Art Fremder zu zwingen, es von jedem Temperament beschlafen zu lassen, und muß noch froh sein, wenn Einem, wie der Sappho Daudets, „die ganze Leier“ zu Gebote steht. . . In solchem Zustande kommt man in dieser Ausstellung freilich ganz auf seine Kosten. Der Verstand hat dort ein hohes Vergnügen; es bieten sich, dank der sehr geschickten Organisation, Vergleichsmöglichkeiten, die mit dialektischer Schärfe ganze Gedankenreihen im aufmerksam Betrachtenden wachrufen. Dem großen Verlangen nach Melodie, Rhythmus und stilistisch geklärter Form wird nicht genug gethan, die höchsten Forderungen müssen

resigniren, wie überall in Kunst und Leben unserer Zeit; was aber bleibt, ist doch viel und, wenn man die Enttäuschung wieder einmal verwunden hat, bedeutsam genug.

Es ist von journalistisch urtheilenden Schreibern beklagt worden, daß in dieser Ausstellung so viele Fremde sind, daß manchem deutschen Talent der Platz genommen worden ist. Die alte Leier des Kunstpatriotismus. Wenn die Sezessionausstellung neben der großen Kunstmesse am Lehrter Bahnhof nur ein bevorzugter Platz wäre, wohin die berliner Künstler ihre Schweine zu Markt treiben, käme bei diesen Veranstaltungen nicht viel heraus. Eine Ausstellung wie die diesjährige nützt den jungen Talenten indirekt mehr als eine unmittelbare Veröffentlichung ihrer Arbeiten. Denn ein halbes Duzend solcher Ausstellungen, die ein klares Bild von Dem geben, was die bildende Kunst der Gegenwart bewegt, kann gar nicht ohne tieferen Eindruck auf die gesammten Kunstverhältnisse bleiben. Das Verständniß des Publikums wird zwar nicht besser; aber die Wahrheit wird, weil ihre historische Nothwendigkeit und kulturelle Bedeutsamkeit durch die internationale Allgegenwart der selben Ideen dokumentirt ist, zwingend. Wie könnte der nach Aufklärung Verlangende ein Verhältniß zu Liebermann, Hofmann, selbst zu Hübner und Anderen finden, ohne van Gogh zu kennen, d'Espagnat, Monet und Renoir? Wir haben es hier ja nirgends mit ganz genialen, überragenden Naturen zu thun, die, wie Böcklin, ohne Blick in Vergangenheit oder Zukunft, nur durch die rein menschliche Gewalt ihrer Kunst Verständniß erzwingen, sondern mit Talenten, die einer großen Kunstidee als Kämpfer eingeordnet sind und nur als kompakte Masse einen Hauch von Größe verbreiten.

Wir haben Ursache, den Malern erkenntlich zu sein; manchen Genuß lehrten sie uns. Vor ihren Lichtanalysen und Entdeckungen farbiger Reize hat sich unser Auge gebildet, so daß wir jetzt überall in ihrem Sinn das Schöne selbst zu entdecken befähigt sind. Ein Fragezeichen steht freilich hinter all diesen Genüssen; die Lust am Charakteristischen, das angeregte Schauen der konkreten Mannichfaltigkeit in der Schöpfung sind noch nicht eine Bethätigung des Schönheitssinnes. Die Idee fehlt dieser in die Breite gehenden Aesthetik, wie die führende Handlung dem naturalistischen Drama. Je größer die Virtuosität des Auges wird, um so lauter meldet sich eine gewisse Trostlosigkeit. Man hat nur Form und langt nach Inhalt.

In den hinteren Wänden der Ausstellung sind ein paar Thüren aufgehoben, um kühlenden Zugwind hereinzulassen. Einen schönen Garten sieht man da, eine Tanzmusik von sonnigen grünen Farben vor blauen Holzwänden, Wirthschaftliche mit bunten Decken stehen auf violetten Wegen, Kinder in hellen Kleidern spielen vorüber: ein Bild, wie die Modernen es ft zu malen versucht haben. Es ist ihnen nie ganz gelungen, solche glühende

Farbigkeit zu erreichen; natürlich: mit Farben kann man nicht das Licht wiedergeben, das jene erst hervorruft. Aber daß ich nun so vergnüglich die Kraft und Zartheit der Töne, im Innersten angeregt, aufnehme, das Verwirrende mit dem disziplinierten Auge entwirren kann, danke ich doch den Malern und ihren leidenschaftlichen Versuchen. Aber jetzt — Undankbarkeit ist Pflicht — fliehe ich vor den Bildern und bleibe in der Natur, denn sie ist nicht nur Bild, sondern ein Ganzes, das all mein Lebensgefühl steigert. Warum sollte ich das Kunststück der Nachahmung dem Original vorziehen? Will der Künstler wirken, so male er nicht die optische Erscheinung, sondern eine Empfindung, damit ich mich darin spiegele wie im Auge der Geliebten. Die jungen Maler aber sprachen seit Jahren: „Das Publikum muß erst wieder sehen lernen“. Mit solchen Worten erniedrigen sie ihre Kunst zur Pädagogik, machen aus ihrer Noth eine Tugend. Jetzt endlich wird eine leise Schwenkung bemerkbar; die so arg vernachlässigten architektonischen Kunstmittel werden aus verstaubten Winkeln zusammengesucht.

Vor den Landschaften merkt man besonders deutlich. Ganz dekorativ komponiert und koloriert sind Kaisers Baumgruppen am Wasser; und eine feierlich empfundene Abendstimmung baut Frenzel in der Hauptsache mit hohen Silhouetten auf. Dann malt er aber eine vulgäre Rindviehherde in die heroische Ruhe hinein; das Problem begann dort erst: die stillstrebende Darstellung der Landschaft mußte auch auf die „Staffage“ übertragen und Lebewesen mußten gefunden oder erfunden werden, denen das pathetische Sonderleben dieser Welt ganz gemäß ist. Höheren Ansprüchen halten alle Versuche der dekorativen Gruppe, wozu noch fünf oder sechs junge Landschaftler gehören, nicht Stand. Es ist in allen Arbeiten viel Brachtisches: ein Gemisch von wahrer Empfindung und Dekorationmalerei; das Liniengefühl ist trivial und unpersönlich, das romantische Pathos bewegt sich noch immer in den Empfindungskreisen Pellers und Schirmers. Bödlin kommt freilich auch von diesen Beiden her; gerade er zeigt jedoch, welches ungeheure poetische Temperament nöthig ist, um auf diesem breiten Jugendwege zu Eigenem zu gelangen. Und doch naiv zu bleiben! Leistikow hat seinen persönlichen Stil gefunden; aber wo ist seine frühere Unbefangenheit geblieben? Mit welcher verbissenen Abächtlichkeit ist die „Villa im Grunewald“ gemalt! Die Gespensterhaftigkeit dieser Stimmung ist das reine Dreifarbensystem des Simplizissimus. Die märkische Landschaft gehört dagegen zu seine ausdrucksvolleren Arbeiten. Leistikow will mit der Landschaft zu viel sagen die Dehnung der Linien sprengt den engen Rahmen: seiner Eigenart geht die Wandfläche. Als Ganzes möchte er die Natur in sich aufnehmen; was er aber künstlerisch wieder von sich giebt, ist nur eine starkgeistige Spezialität. Ueberhaupt: die Meisten begreifen eine Nuance der großen lebendige

Natur und zehren von einer engen Erkenntniß ein ganzes Leben lang. Trübner berauscht sich an den satten, wohlklingenden Farben, vor Allem an tiefen Blaugrün des Laubes, und sucht diese Nuance und ihre komplementären Gehirnen immer wieder auf. Er malt, mit freier Innigkeit durch die Fenster seines glücklich, aber einseitig gearteten Farbensinnes blickend, die baumreichen Taunusthäler mit den sich weich hineinschmiegenden Städtchen und Dörfern. Daß er weiter greift und, um die malerische Wirkung des Raumes im grünen Laub zu zeigen, einen so großen antiken Stoff bemüht wie das „Urtheil des Paris“, ist ein Zeichen merkwürdiger Kritiklosigkeit und naturalistischer Einfalt. In Thoma gipfelt die Gruppe der nationalistischen Maler, der Heimathempfinder, wozu auch Volkmann, Steppens und vor Allem der ernsthafteste Schulge-Raumburg gehören. Bis auf Thoma sind es Talente zweiten und dritten Ranges; und selbst Thoma ist kein Höhenmensch, trotz allen literarischen Gegenversicherungen. Mitunter gelingt ihm das Tiefe, besser noch das Heitere: das Große nie. Er versucht es auch nicht. Ihm ist die Natur ein Bilderbuch, das Leben ein tiefsinniges Märchen; den Streit und Unfrieden flieht er, ohne den Versuch, sie zu überwinden. Die leidenschaftlichen Gewalten des Lebens, die zeitlichen äußeren und ewigen inneren, erregen ihn nicht; er fragt nur, mit andächtigen Sinnen, wie das Leben doch gemeint sei. Die stille, sich selbst genügende Poesie ist ihm der Frühlingshaft, der in allen Lebensknospen schwillt, und so belebt sich unter seiner Hand die ganze Schöpfung mit dem milden Geiste des Nachbildens. Mit fast naiver Treffsicherheit drückt er seine Stimmungen formal aus, mit Kunstmitteln, die eben so wie sein Wesen sind: bedächtig abgeklärt, väterlich reif, etwas eng und etwas pedantisch. Der Zweifel kommt nicht auf seine Palette. Die Stimmung des Betrachters bleibt vor allen Bildern gleich und wohlthuend, ob man die „Quelle“, den „Sonnenuntergang“ oder das „Paradies“ betrachtet. Es ist ungefähr so, als hörte man ein Quartett von Haydn.

Dann aber treffen uns andere, kühne, phantastisch prälubirende Klänge, die zu ganz verschiedenen Empfindungskreisen hinüberleiten. Ludwig von Hofmann hat die zarte, helle Lyrik verlassen und frappirt durch eine wild rauschende Gemüthsstimmung, die in einem heißen Bilde dieses Winters schon angezündet wurde. Die Technik der Neo-Impressionisten ist von ihm aufgenommen und so eigenartig angewandt worden, wie dieser talentvollste deutsche Maler der Gegenwart jede Anregung verarbeitet. Aber noch ist nichts zu tun; man muß abwarten, was da werden will. Zweifellos scheint, daß noch nicht Bierzigjährige an einem Wendepunkt seiner Entwicklung steht, es wird von höchstem Interesse sein, zu verfolgen, wie der Empfindungsschwung sich eigene Kunstmittel schafft. Die „Mänade“ ist groß und entschäftlich gedacht, in der Hauptsache mit poetischem Schwung durchge-

führt, in Einzelheiten aber noch unmotivirt hart. Schön, wie stets, ist die geschickte Verwendung der perspektivischen Wirkung. Eine ungeheure Kühnheit liegt darin, die unschmiegsame Technik der Pointillisten mit so leidenschaftlichem Gehalt füllen zu wollen. Hofmanns Kunst ist ein Zwischenreich: die Empfindung ist der Böcklins etwas verwandt, der Thomas doch nicht ganz fremd; alles Formale aber ist im Geist der modernen Impressionisten und Linienkünstler gedacht.

Von ihm muß man zu dem kolossalen Vincent van Gogh gehen, für dessen endliche Bekanntschaft man der Leitung der Ausstellung verpflichtet ist. Das ist einmal ein ganzer Perl! Ein Malerinstinkt, wie er stärker nicht zu denken ist. Mit wilden Pinselhieben bringt er seine Eindrücke auf die Leinwand; was dem Laien auf den ersten Blick sinnlose Uebertreibung scheint, ist ein Extrakt, woraus unzählige Maler sich schon ein Bettelstüppchen gekocht haben. Seinem Blick ist alles Wesentliche unausweichlich. Und während er mit wenigen Farben ein Stück Natur begreift, umschreibt sein Pinsel die Gegenstände mit ornamentalen Linien. Neben diesen sahlen van de Velde's Bilder, die seltsamen Gärten und Gebüsch, die schon ganz Ornament sind und doch auch wieder Natur. Der Belgier hat, indem er die Konsequenzen seiner im Grunde architektonischen Begabung zog, den sich auch in van Gogh so mächtig äußernden Drang zur Linie kunsthistorisch erklärt. So erscheint er als Uebergangskünstler. Doch welcher Maler ist er, ganz persönlich betrachtet! Ein Gebüsch, in dem die Lichter bis zum Weiß hinauf, die Schatten bis zum Schwarz hinabsteigen, ist wohl der Gipfel der Ausdrucksmöglichkeit.

So befinden wir uns schon im Kreise der französischen Schule; die Betrachtungsweise braucht andere Standpunkte. Die Künstler des Impressionistenkreises sind Meister des Naturalismus und doch mehr als leere Naturnachahmer. Sie haben keine Poesie, aber Leidenschaft; und wie leicht ist die nicht mit jener zu verwechseln! Die Romanen sind nie kleinlich in ihrem Wahrheitdrang. Das sind die Germanen in ihrer Empfindung so oft. Auch können Jene so sehr viel mehr als unsere tiefen Gemüther.

Die beiden besten Leistungen von Franzosen sind Bildnisse — zwei Frauenportraits von Monet und Renoir —, liegen also auf einem Gebiet, das der äußeren Erscheinung fast ganz gehört. Die Franzosen nehmen das Bildniß anders als etwa unser Lenbach. Der sammelt mit hohem Kunstverständnis die plastischen Wesenszüge, studirt die Inkarnationen eines Charakters: er resumirt die unendliche Ausdrucksfolge. Jenen dagegen ist nicht das vom Verstand Erkannte wichtig, sondern das vom Auge Gesehene; sie gehen nicht von den plastischen Expressionen des Charakters aus, sondern von den malerischen Impressionen der Erscheinung. Die eine Anschauung arbeitet von innen nach außen, die andere von außen nach innen. Wobe

es dann manchmal vorkommt, daß beide in der Mitte auf einander treffen. Lenbachs Art bringt bessere Portraits hervor, die der Franzosen bessere Bilder. Die Frauenbildnisse in der Ausstellung sind erstaunliche Leistungen und sollten, da sie einander wunderbar ergänzen, als Zeugnisse moderner Portrairkunst in einer Sammlung vereint werden. Monets in breiter Handschrift heruntergemalte Frau ist, wie sie ins Bild hineinschreitet, bezwingend unmittelbar gefaßt, meisterlich in den Raum komponirt und mit reifstem Geschmac durchgeführt. Die Wahrheit ist diesem Maler nie ein Raisonnement — die beiden Hagenbilder bestätigen es —, sondern ein Schicksal, dem er sich unterwirft wie der Nothwendigkeit. Renoirs „Frau mit Sonnenschirm“ zeigt die weiche, sinnliche Auffassung, die diesen Maler der süßen, einschmeichelnden Farbe charakterisirt. Wie das Fleisch unter hellem, durchbrochenem Stoff gemalt ist, wie graue und grüne Töne abgestimmt sind, Alles zweckvoll auf Ganze zielend: Das gehört zum Eigenartigsten der ganzen neueren Malerei.

Ein großer Theil der Besucher gefällt sich vor dieser tächtigen Leistung in höhnrtschen Grimassen, weil Hut und Kleid der Dame unmodern sind. Die selben Leute nennen den Namen Velasquez nur mit himmelnden Blicken. Uebrigens nimmt das Publikum sich musterhaft zusammen; es gehört zur Bildung, hier zu sein, und ist ein angenehmer Sonntagsgenuß vor dem Diner im Weinrestaurant. Wenn nur nicht so viel Heuchelei dabei wäre! Die hat uns schon beschert, was man in Stadt und Land mit dem Tollhausnamen „Sezessionsstil“ bezeichnet. Dieses Rippen von vielen geistigen Getränken erzeugt bei Jedem, der nicht ganz trinkfest ist, einen furchtbaren Rausch.

Um im Vergleich zu bleiben: wie alter schwerer Wein mit starker Blume ist die Kunst Jakobs Maris; volle, einheitliche Empfindungen strömen daraus hervor. D'Espagnat ist ziemlich unbedeutend vertreten. Pissarro mit seinem Flußbild vorzüglich. Raffaelli hat sich eine Manier zurechtgemacht, von der er nicht abgeht. Die ursprüngliche Idee war treffend. Man kann seine Straßenbilder mit dem schwärzlichen Menschengewimmel illuminierte Kartons nennen.

Was vorher von der Unzulänglichkeit des Naturalismus gesagt wurde, wäre nun eigentlich auf die deutschen Nachfolger der französischen Malerschule anzuwenden. Dennoch würde es nicht ganz stimmen, weil gerade sie unsere temperamentvollsten Könner sind. Allen voran Liebermann. Seine „Reiter am Strande“ sind so scharf beobachtet, der scheinbar photographirte Bewegungsmoment ist in Wahrheit das Ergebnis einer so klugen Auslese und die Gestalten stehen so fein im Raum, daß dieses Bild viel mehr giebt als eine künstlerisch gefaßte Episode. Die Farbe freilich ist trocken; in der Reproduktion gewinnt das Bild wahrscheinlich, weil dann alles Schöne erhalten, das Unvollkommene aber ausgemerzt wird. Mehr als jeder Andere ist Lieber-

mann der Maler der Passivität; er schildert die „leidende Natur“. Die Resignation ist natürlich nicht in der Natur, sondern im Künstler; die Freudelosigkeit und der allzu kluge Skeptizismus ergeben sich daraus; aber eine Art von Größe blüht dahinter hervor, die zum Respekt zwingt. In weitem Abstände folgt Hübner, der sich noch schwizend mit dem subalternen Naturalismus herumschlägt. Seine Bilder verläßt man mit dem Gefühl: es kann wohl so sein; dann ist man jedoch damit fertig. Eben so virtuos fast wie Liebermann ist Uhde, der zum zwanzigsten Mal seine Töchter im Garten gemalt hat. In den religiösen Bildern der früheren Epoche war ein eigenes Wollen; in diesen Gartenschilderungen ist Können, — man ist versucht, zu sagen: nur. Ein stärkerer Starbina ist der Norweger Berenskjold; sein Blick ist größer, die Konzeption freier als die des berliner Künstlers mit dem Boulevardtemperament. Das „blonde Mädchen“ ist ein feines, sonderlich geschmackvolles Kunstwerk, das Portrait Björnsons ein nicht ganz geglückter Versuch, den aufgeregten Dichter innerlich zu fassen. Kurt Herrmann tritt eben in ein neues Entwicklungsstadium; die Lust zur Farbigkeit hat ihn zum Neo-Impressionismus geführt. Die ersten Resultate, die im Frühjahr bei Cassirer ausgestellt waren, mit den hier befindlichen Bildern zusammengehalten, geben eine sehr gute Meinung von seinem Streben. Die ferneren Begegnungen der rücksichtslosesten Maltechnik mit einem persönlichen Geschmack, der sich neunmal gehäutet hat, werden manche werthvolle Aufklärung bringen.

Geistige Nestizen sind stets unfrohe Menschen. Groß angelegte Naturen unter ihnen erleben tragische Schicksale, wie Segantini. Dem Italiener, dessen Sehnsucht so weite Schwingen gewachsen waren, der ein wahres Christusherz hatte, erging es wie einem seelenvollen Sänger, dessen Stimme metallisch und eiskalt klingt. Hinreißendes sollte gesagt werden, doch kühl und schneidend kam es heraus. Segantini war tief vom sozialen Mitleiden erfüllt, hatte aber den Habitus eines Aristokraten der Kunst. So ward er ein Opfer der Zeit, die mit ihren unlöslichen Widersprüchen ihre bestgearteten Kinder um Ruhe und Glück ängstet. Dieser wollte das Unvereinbare vereinen; Dichter und Maler haben sich in ihm nicht finden können. Vor den Bildern fühlt man stets den tiefen Ernst seines Ringens. Peinlich, fast widerwärtig berühren dagegen die Malereien Brandenburgs, der auch von zersplitterten Empfindungen in die Irre geführt wird. Wenn irgend Etwas der künstlerischen Erziehung bedarf, so ist es die Phantastik. Die Maler aber empfindet seine Stoffe nur literarisch, mit ungesund, erdschwerer Einbildungskraft, und hat kein Gefühl für die Grenzen der Malerei und Poesie. Auf mich machen seine gequälten Symbolisirungen stets den Eindruck, als hätte ein vom Verfolgungswahn Gepeinigter sie hervorgebracht. Wie klar und einfach wirkt dagegen der Russe Somoff! Für jedes Bild

hat er eine dem Stoff zusagende Technik und immer bewahrt er sich etwas Rational-Russisches, das wie die Musik einer Balalaika anmüthet.

Diesen Gedankenmalern gegenüber stehen die reinen Techniker. Der animalisch gesunde Corinth wünschte den Kontrast von Fleisch und Eisen zu malen und nannte seinen vortrefflichen Akt neben einem Mann in der Rüstung „Perseus und Andromeda“. Zorn, der große Virtuose der Palette, zeigt, mit welcher Bravour in Oelfarbe gearbeitet werden kann. Auch Leibl, das Ehrenmitglied der Sezession, muß hier genannt werden, trotzdem man sich mit solcher Behauptung einem Scherbengericht aussetzt. Daß er einer der größten Könner ist, die es giebt, kann natürlich nicht bezweifelt werden; daneben ist er ein Phänomen an Temperamentlosigkeit. Ein Riese, sechs Fuß hoch, schrumpft sich Stunden lang vor der einen Quadratfuß großen Leinwand zusammen; und schließlich zerschneidet er mitunter seine Bilder. Sie lassen sich zerschneiden und die Theile bleiben noch kostbare Waare. Ihm war die Kunstübung eine Pflicht; darum ist ihm die Phrase so fern wie die schöne Wallung. Er that immer das Richtige, — und jetzt nimmt man für ihn die „ganze Wahrheit“ in Anspruch. Es ist nur die Wahrheit des gesunden Menschenverstandes, die immer Recht behält, doch durchaus nicht das letzte Recht ist. Um diese ideale Malermeisterlichkeit schaaren sich nun die Bewunderer aus allen Lagern. Wenn Leibls Bilder hier wenigstens nicht neben Bödlins hingen, so nah dem „Sommertag“, dem „Krieg“ und der herrlichen Venus anadyomene! Das ist Kunst! Hier badet sich das Auge nach allen Anstrengungen, aus der athemlosen Schwüle des Erkenntnißdranges flieht man zu diesen dunklen Fluthen, aus denen in kühler Reinheit, in ihrer ganzen festlichen Gottesfreudigkeit, die Schönheit emporsteigt. In den anderen Sälen debattiren die Bilder; hier ist feierlich frohe Musik, ein Schmetterlingspiel der Anmuth, der erste jauchzende Zuruf des Lebens, nach all den Sentenzen ein Gedicht, nach allen Zweifeln ein Gebet. Das Lebensgefühl steigert sich hymnisch und der große Tote reicht aus seiner Ewigkeit Jedem, der sie begehrt, die goldene Frucht der Lebensfreude. Klug zu werden, lehren uns alle die Anderen; glücklich zu sein, lehrt nur dieser Eine. Darf man da fragen, wer von ihnen uns reicher beschenke?

Robin versorgt in diesem Jahr alle größeren Ausstellungen mit Gipsabgüssen und hat überall einen Erfolg. Der konnte auf die Dauer nicht ausbleiben, denn der Franzose ist bei allem Genie zu sehr Schauspieler, als daß er seiner endlichen Wirkung nicht sicher wäre. Mit der Natur Richard Wagners hat die seine viel gemein. Neben grandiosen Gliedermassen kluge technische Unarten, das tiefste Formgefühl gepaart mit witzigen Experimenten. Dieser Künstler fordert mehr als eine kurze kritische Notiz; läßt man sich mit ihm ein, so findet man kein Ende. Der „Bürger von Calais“ ist einer

der Sechß, die im Denkmal verkörpert sind, wie sie dem halb freiwilligen Opfertod für ihre Vaterstadt entgegen gehen. Man möchte das ganze Monument sehen, um die Wirkung des Einen auf den Anderen zu erkennen. Dieser ist in seiner Art ein geschlossenes Kunstwerk für sich, was nicht sehr zu Gunsten des ganzen Denkmals spricht. Seit achtundvierzig Stunden hat dieser Mensch sich mit dem Tode unterhalten, der Blick ins schwarze Nichts hat in seinen Augen Schatten zurückgelassen, denen das gramvolle Entsetzen vor dem Unentrinnbaren Furchen und Falten zum Aufenthalt gegraben hat. Aber nicht eine äußere Macht schafft das Unabwendbare, sondern der fanatisirte Wille, der das Wimmern der Lebenskraft erstickt, der Troß, der dem Schicksal ins Gesicht speit, die an sich selbst berauschte Verachtung, die unter dem Kreuze wie ein Triumphator einhergeht. Dennoch schrumpfte dieses Werk fast zusammen neben der ornamentalen Ausdrucksgewalt der „Inneren Stimme“, eines Torso vom Denkmal Victor Hugos. Es ist das Stärkste, was es für unsere Nerven geben kann. Der großen Silhouette zu Liebe hat Rodin die ganz in sich versunkene Gestalt ohne Arme gegeben und ihr ein Knie glatt weggeschlagen; er kümmert sich um keine Logik als um die besondere seiner gestaltenden Ideen. Da er ein Voranschreitender ist, hat er die Pflicht, so rücksichtslos das Wesentliche zu betonen. Ein treffender Beweis, daß die bedenklichsten Situationen von der Schönheit ganz verklärt werden, ist die mit unendlichem Kunstverstand komponirte kleine Marmorgruppe „Ovids Metamorphosen“.

Natürlich ahmt Jeder Rodin nach. Einige im Dativ; die Meisten im Akkusativ. Klimsch hat es in seiner Gruppe „Der Fuß“ entschieden im vierten Kasus gethan. Wer die gleichnamige Skulptur Rodins nicht kennt, hält die Arbeit des Berliners mit Recht für eine hervorragende Leistung. Sieht man aber genauer zu, auf die Hände, auf das Einzelne, das der Franzose psychologisch so fein durchgearbeitet hat, dann merkt man die Kluft.

Wennier darf seinen Arbeiterkopf mit Recht „Das Leiden“ nennen: denn hier hat das Schicksal seine Spuren so groß und monumental gegraben, daß das Persönliche die Kraft eines lebendigen Symbols erhält. Ein Thiermodelleur von besonderem Können ist Gaul; er weiß durch eine feinsinnige Maßigung die leicht zu treffende Charakteristik wilder und zahmer Thiere ins Monumentale zu steigern.

Die Skulptur giebt uns reineren Genuß als die Malerei; sie hat eben den Vorzug, nie ganz ohne Stil zu sein, weil all ihre Voraussetzungen einen unreinen Naturalismus verbieten. Welche starken unmittelbaren Wirkungen mit architektonischen Kunstmitteln zu erreichen sind, lehrt die „Innere Stimme“, auf deren Einflüsterungen unsere Künstler hoffentlich mehr und mehr horchen lernen. Es giebt keinen anderen Weg zur Vollkommenheit.



Der erste Stoß.

Das erste Sturmwehen ist vorüber. Und der Börse ist, nach weltberühmtem Muster, Zeit zum Verschmausen gegeben. Besonders erfreut über diese Ruhepause sind natürlich die Bankdirektoren, die seit langer Zeit zum ersten Mal wieder wagen dürfen, zu gewohnter Abendstunde ihr Bureau zu verlassen, und die sich hin und wieder wohl auch der Luxus einer unruhlos durchschlafenen Nacht leisten können. Allerdings ist die Gefahr durchaus noch nicht vorüber; und Niemand sieht die noch am Himmel hängenden Wetterwolken besser als gerade die Bankdirektoren, die aus ihren Büchern alle Gefahren der Situation ablesen können. Wie anders als noch vor Jahresfrist wirkt dieser Bücher Zeichen heute auf sie ein! Das Mißtrauen der Bevölkerung hat wie ein wüthender Orkan in den einzelnen Konten der Banken gehaust. Aus den Instituten, die mit vollen Segeln in die bewegten Meere der Kreditwirthschaft hinausgeschifft waren, sind Wracks geworden, denen an allen Ecken und Enden das Allernöthigste fehlt. Der Stolz unserer Wechselinstitute, die Depositenkonten, auf deren Blättern die Vertrauensvoten des Publikums verzeichnet waren, sind zerstört: die bis jetzt veröffentlichten Semestralbilanzen der Banken haben ein beredtes Zeugniß dafür abgelegt. Und auch den Banken, die eine Veröffentlichung der Semestralbilanz nicht für nöthig befunden haben, dürften die Depositengelder gewiß nicht in geringerem Umfang aus den Schränken und Stahlkammern geholt worden sein. So erzählt man — um ein illustres Beispiel anzuführen, erwähne ich den Fall —, daß allein die Dresdener Bank um etwa 50 Millionen Mark geschwächt worden ist. Diese Bank glaubt nicht, sich durch eine Semestralbilanz vor dem Publikum rechtfertigen zu müssen. Der ihr in Bezug auf finanzielle Sicherheit doch nicht im Mindesten nachstehende Schaaffhausensche Bankverein zeigte sich weniger stolz. Mit Recht; denn nichts scheint in so bewegten Zeiten mißgebrachter als die leider im Deutschen Reich üblich gewordene Sitte, mit dem Publikum nur von oben herab zu verkehren. Das geht heute wirklich nicht mehr. Mag sich die Dresdener Bank noch so hoch, noch so „gut“ dünken: sie kann nicht leugnen, sich selbst nicht darüber täuschen, daß sie von unseren großen Banken das Institut war, auf das an kritischen Tagen das Publikum mit dem stärksten Mißtrauen sah. Da wäre doch das Verständigste und, wie mir scheint, auch Anständigste, muthig auf den Markt hinauszutreten und vor allem Volk offen zu sagen: So und so ist unsere Lage; Euer Mißtrauen ist nicht gerechtfertigt; Ihr seid durch ein Vorurtheil geblendet, getäuscht. Die Leiter der Dresdener Bank sind klug genug, um zu wissen, daß ein stolzes Schweigen in solcher Zeit nicht zur Beruhigung der Menge ausreicht. Im Uebrigsten: daß die Direktoren der Dresdenerin alle Vorwürfe und Verdächtigungen schweigend hinnahmen, hat ihnen und dem von ihnen bewachten Kundenn mehr Mißtrauen zugezogen als das Wort der paar kritischen Stimmen.

Ueberhaupt scheint unseren Bankleitern noch immer nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein, daß es für sie gar keine weisere Politik giebt als eine Anklage — oder, höflicher, ein Vormarsch — in die Öffentlichkeit. Wird jedesmal der Status offen dargelegt, wird besonders bei größeren finanziellen Katastrophen von vorn herein festgestellt, mit welchen Beträgen das einzelne Institut theilhaftig ist, dann wird solche Aufrichtigkeit natürlich für den Augen-

blick mehr oder weniger Verstimmung und Depression unter den Aktionären schaffen. Das ist nicht angenehm, hat aber einen einigermaßen ausgleichenden Vortheil. Denn durch solches Handeln wird den Aktionären wenigstens das Vertrauen eingeflößt, daß sie auf die Direktion, die nichts zu beschönigen versucht, bauen können und keine allzu peinlichen Ueberraschungen zu fürchten haben. Wartet man aber mit der Beichte, bis sie von den Umständen direkt erzwungen wird, so sät man schädliches Mißtrauen und uläß sich gefallen lassen, daß auch künftig die Kundgebungen der Direktion nicht mehr besonders ernst genommen werden. Einer solchen taktischen Unklugheit hat sich die Nationalbank für Deutschland schuldig gemacht. Erst aus der letzten Semestralbilanz haben die Aktionäre zu ihrer großen Ueberraschung erfahren, daß die Bank nicht nur bei der Allgemeinen Deutschen Kleinbahngesellschaft einen ganz beträchtlichen Schaden erleidet, sondern auch, daß sie mit einem größeren Betrag bei der Leipziger Bank theilhaftig war. Hat die Direktion nun aber schon einmal versäumt, gleich nach dem Zusammenbruch der Leipziger Bank ihren Aktionären reinen Wein einzuschänken, so wäre es ihre Pflicht und Schuldigkeit gewesen, jetzt wenigstens genau die Höhe der Btheiligung anzugeben. Statt so vorzugehen, hat man sich mit der Erklärung begnügt, daß für die Btheiligung bei der Kleinbahngesellschaft und bei der Leipziger Bank der außerordentliche Reserdefonds in Höhe von 2½ Millionen Mark vorhanden sei. Daraus mag sich der Aktionär nun einen tröstenden Vers machen, wenn er das nöthige Talent hat.

Eins ist ja heute schon sicher: sämmtliche Banken werden beträchtlich geringere Dividenden auszahlen als im vorigen Jahr. Dazu werden sie gezwungen sein; denn alle haben, mit Ausnahme der Deutschen Bank, der Noth gehorchend, ihre Geschäfte eingeschränkt und ihre Anlagen sind in natürlicher Folgewirkung erheblich zurückgegangen. Selbst wenn sie noch Kredit gewähren konnten, so verhinderte der niedrige Zinsfuß irgendwie nennenswerthe Gewinne. Sehr nennenswerth aber sind im Konfortial- und Effektenkonto die Verluste. Die Bilanzen des ersten Halbjahres geben durchaus keinen brauchbaren Maßstab für die Beurtheilung des Jahresergebnisses, denn erst im zweiten Semester werden die Nachwehen der Zusammenbrüche fühlbar werden, — wenn diesen Katastrophen nicht gar noch neue folgen. Nur zwei Banken haben in Deutschland eine Ausnahmestellung: die Diskontogesellschaft und die Deutsche Bank. Die Diskontogesellschaft läßt sich allerdings ihrer ganzen Anlage nach und wegen der geringen Zahl der Depositen gläubiger nicht in den Rahmen unserer anderen Effektenbanken zwingen; sie hat den Vortheil, daß ein run auf ihre Kassen niemals die Bedeutung gewinnen kann, die er bei anderen Instituten hätte und hatte. Ob aber die Diskontogesellschaft aus der jetzigen Krisis besonders gut herauskommt: Das wird mit einiger Sicherheit erst zu beurtheilen sein, wenn die Dortmunder Union über die schwierigen Verhältnisse, unter denen sie heute leidet, hinwegbugürt ist.*) Bei der

*) Seit Plutus schrieb, ist die Hothbilanz der Dortmunder Union für das Geschäftsjahr 1900/1901 veröffentlicht worden. Pardon wird vielleicht gegeben; Dividende aber wird nicht vertheilt. Den dortmunder Herren ist eine geschickte Gruppierung der Ziffern wohl zuzutrauen; aber sie müssen sich, seufzend, zu dem Geständniß bequemen, „daß die Union durch die Wendung der Konjunktur hart

Deutschen Bank liegen die Dinge ganz anders. Sie steht beim Publikum in dem Ruf, die einzig sichere Bank Deutschlands zu sein; in Massen sind ihr die Depositen, die anderen Banken von Erschreckten abgeholt waren, zugetragen worden. Das setzt diese Bank in den Stand, auch fernerhin sich noch von den billigen Depositengeldern ernähren zu können. Doch hängt die Beantwortung der Frage, ob eine Bank sich das Vertrauen des Publikums dauernd bewahren kann, zum wesentlichen Theil von der Art ab, wie sie die ihr zufließenden Vertrauensgelder festlegt. Daß die Deutsche Bank einen Theil der Gelder, die ihr von verängsteten Kunden anderer Banken überbracht wurden, benutzte, um die in Bedrängniß wankenden Banken zu stützen, war kaum zu vermeiden; denn wer hätte einem neuen Erdbeben in der Bankwelt noch Stand gehalten? Bedauern aber müßte man, wenn die Deutsche Bank sich durch die Fülle des ihr zur Verfügung stehenden Kapitals verleiten ließe, größere Interventionenkäufe an den Börsen vorzunehmen. Trotz ihrer unter den obwaltenden Umständen immer noch günstigen Lage wird wohl auch die Deutsche Bank weniger Dividende bezahlen müssen. Sie war, wie es bei einem so weitverzweigten Institut ja nicht anders möglich ist, an zu vielen Affairen betheiligigt, als daß die Krisis ganz ohne Einfluß auf ihre Dividende bleiben könnte. Bekanntlich ist sie Hauptaktionärin verschiedener Provinzbanken, zum Beispiel der Hannoverschen Bank. Dieses Institut wird wahrscheinlich durch seine starke Betheiligung bei Terkinds diesmal verhindert sein, überhaupt eine Dividende zu vertheilen. Rein bilanztechnisch hat Das ja allerdings keinen Einfluß auf das Geschäftsergebniß der Deutschen Bank, weil in der letzten Bilanz die Dividende der Hannoverschen Bank für das Jahr 1899 zur Verrechnung gelangt ist, so daß diesmal erst die immer noch recht stattliche Dividende für das Jahr 1900 auf dem Gewinnkonto der Deutschen Bank erscheint. Aber es ist wohl anzunehmen, daß die Direktoren der Deutschen Bank diesen Betrag nicht ganz vertheilen, sondern, mit Rücksicht auf den ja schon sicheren Ausfall im nächsten Jahr, einen Theil der hannoverschen Dividende für die Zukunft in Reserve stellen werden. Die Deutsche Bank braucht den thörichten Fehler, 1900 mit der selben Dividendenhöhe wie auch am Schluß dieses schlimmen Jahres prunken zu wollen, um so weniger zu begehen, als sie selbst mit einer um zwei Prozent niedrigeren Dividende noch immer an der Spitze aller deutschen Banken marschiren wird.

Plutus.

getroffen worden ist.“ Sie war gezwungen, ihre Produkte billiger zu verkaufen, und die unbarmherzigen Syndikate ließen ihr bei der Abnahme bestellter Rohmaterialien doch nichts an den Preisen nach. Und während 1900 bis zum ersten Juli für fast 30 Millionen Mark Aufträge vorlagen, ist diesmal bis zu dem selben Termin die Werthsumme tief unter die Hälfte des vorjährigen Betrages gesunken. Von der Diskontogesellschaft, von der Nothwendigkeit und Möglichkeit, die Schwwebende Schuld zu fundiren, wird dem Publikum, das ja auch nicht Alles zu wissen braucht, einstweilen nichts erzählt. Was er weise verschweigt, zeigt uns den Meister des Stils. Uebrigens hat das Gerücht, Herr von Hansemann wollte sich noch intimer als bisher schon dem kölnner Hause Oppenheimer verbünden, den Kurs von Diskonto-Kommandit neulich ein Stückchen in die Höhe getrieben.



Notizbuch.

Die Verbündeten Regierungen sollen die Absicht haben, die Arbeit der in der Hausindustrie und allen nicht in der Fabrik betriebenen Gewerben beschäftigten Kinder nach Zeit, Raum, Art zu regeln. Das wäre verständlich. Auf diesem dunklen Gebiet herrschen Zustände, die der fern Stehende kaum ahnt. Nicht nur in Deutschland natürlich; doch leider auch in Deutschland. Da sieht es, in manchen Bezirken, nicht anders aus als im mährischen Industriegebiet, über das der amtliche Bericht des Gewerbeinspektors eben gemeldet hat: „Kinder werden bei der Vorfertigung von Knöpfen schon vom fünften Lebensjahr angefangen regelmäßig beschäftigt. In diesem zarten Alter, und zwar bis zum neunten Lebensjahr, besteht ihre Beschäftigung ausschließlich im Nähen. Da am Rande der Knöpfe eventuell siebenzig Nadelstiche neben einander gemacht werden müssen, so wirkt die anhaltende Beschäftigung nicht nur sehr nachtheilig auf die Gesundheit der zarten Organismen, sondern speziell sehr ungünstig auf das Sehvermögen der Kinder ein. Schon bei Tage sind die Arbeitsstätten in Folge der Kleinheit der Fenster häufig ungenügend belichtet. Noch weit schlimmer aber steht es mit der künstlichen Beleuchtung; und leider werden die Kinder auch sehr oft, namentlich im Winter, wo es keine anderen Verdienste giebt, zur Nacharbeit verhalten. Dann sitzen in der Regel mehrere Personen bei einer einzigen, irgendwo an der Wand befestigten Petroleumlampe kleinster Sorte beisammen und arbeiten bis in die Nacht hinein, häufig auch die ganze Nacht hindurch. . . Beim Vöthen der Ringe werden nur ältere Kinder (vom zehnten Lebensjahr angefangen) verwendet; ihre Beschäftigung besteht aber hierbei in dem gesundheitschädlichen ‚Tunken‘, Das heißt: im Eintauchen der Ringe in das Vöth, bei welcher Arbeit sich übelriechende Gase entwickeln. . . Müssen die Kinder an Schultagen vor und nach dem Unterricht zu Hause fleißig arbeiten, so wird daneben noch solchen Kindern, die wegen der größeren Entfernung ihrer Wohnstätten zu Mittag in der Schule verbleiben müssen, eine Anzahl von Ringen und der nothwendige Zwirn mit auf den Weg gegeben: nachmittags müssen sie dann die fertigen Knöpfe aus der Schule mit nach Hause bringen.“ Dabei beträgt der durchschnittliche Tagesverdienst solcher Kinder fünf bis acht Kreuzer und der mittlere Wochenverdienst einer vielköpfigen, angestrengt arbeitenden Familie schwankt zwischen einer Krone und zwei Gulden; eine höhere Wocheneinnahme als drei Gulden — fünf Mark — hat der Gewerbeinspektor in seinem Bezirk selbst da, wo die Fünfjährigen mitarbeiten, nirgends gefunden. Das steht nicht etwa in einer sozialistischen Tendenzschrift, sondern in einem amtlichen Bericht; und in der „blühenden“ Industrie, die er behandelt, sind während des Winters sechs-tausend Menschen beschäftigt, darunter mindestens zweitausend schulpflichtige Kinder. Und ähnliche Zustände sind in manchen deutschen Bundesstaaten zu finden, deren Fabrikanten mit Hilfe des hungernden Heeres ihrer Heimarbeiter auf den Weltmärkten glorreiche Siege erfochten haben. Wenn die Verbündeten Regierungen hier eingreifen und wenigstens die erwachsenden Geschlechter vor ruchloser Ausbeutung und mählicher Verkrüppelung schützen, dar-dürften sie sich rühmen, wahrhaft nationale Politik zu treiben. Die Reichskommission für Arbeitstatistik, der, nach den trostlosen Tagen des hohlenlohischen Marasmus endlich wieder lohnende Aufgaben gestellt werden sollen, könnte ihnen auf dieser armen Boden die nützlichste Helferin sein. Und sähe der Heimarbeiter, der unt-

allen Hörigen heute der Hilfloseste ist, daß auch an ihn der Staat sich zu erinnern beginnt, dann würde er bald vielleicht die sozialdemokratischen Parteiführer fragen, ob sie wirklich gar nichts Wichtigeres zu thun haben, als gegen den Zolltarif auf die Schanzen zu rufen und Hunderttausenden, für die selbst die winzigste Tagelöhnerhöhung werthvoller wäre als die Herabsetzung sämtlicher Tarifpositionen, Spukgeschichten wie die zu erzählen, die in jetzesten Lettern jetzt oft an der Spitze der Parteiblätter prangt: „Der Wuchertarif macht Brot und Fleisch zu Luxusartikeln, führt den Ruin ganzer Industriezweige, Arbeitslosigkeit und Elend aller Art herbei und ist eine neue Zuchtshausvorlage, die durch den Hunger die Massen niederzwingen will.“

Herr Mag Martersteig schreibt mir:

„Die Wirkungen der durch Kabinettsordre nach dem Tode der Kaiserin Friedrich befohlenen Landestrauer sind besonders schädigend empfunden worden, da nicht wenige Theater und Konzertunternehmer angesichts des geringen Restes der Sommeraison vorzogen, die Verträge mit dem künstlerischen Personal aller Art, wie es in den Theaterkontrakten vorgesehen ist, überhaupt zu lösen. Darum ist in der Presse aller Parteien unter dem Druck vieler Klagen der augenblicklich Betroffenen die prinzipielle Frage nach der Rechtmäßigkeit dieser und früherer Kabinettsordres reichlich erörtert worden. Man wies in leidlicher Uebereinstimmung darauf hin, daß die von 1797 stammende gesetzliche Verordnung, die eine vom Landesherren zu bestimmende Landestrauer regelt, wie auch eine 1845 erlassene, die früheren Vorschriften mildernde Verfügung im Widerspruch zu der jetzt geltigen Verfassung stehen, die dem Monarchen das Recht versagt, aus eigener Machtvollkommenheit durch Verordnungen in die Erwerbsverhältnisse der Staatsbürger einzugreifen, wie es durch die Anordnung einer Landestrauer ohne Zweifel geschieht. Die Frage würde vor den Landtag gehören, da um mittelbare königliche und fürstliche Verfügungen an „Unterthanen“ sonst keine Gerichtsinstanz haben. Was nun unter den heutigen parlamentarischen Verhältnissen in Preußen bei der Erörterung solcher Fragen herauskommt, ist männiglich bekannt. Aber auch im Volk selbst dürfte eine nicht unbeträchtliche Mehrheit dahin neigen, in dieser Frage, bei der ein von jedem Menschen heilig empfundenes Recht auf den unbehinderten Ausdruck verehrungsvoller Pietät für Verstorbene mitspricht, das politisch-rechtliche Prinzip fallen zu lassen, wenn nur irgend das Bestreben sichtbar wird, aus der Trauerempfindung heraus sonst Noth und Schmerz eher zu lindern als noch zu mehren. Man war fast gewöhnt, die schwersten Folgen der Landestrauer durch freiwillig weise Einschränkungen der erlassenen Vorschriften abgewendet zu sehen: entweder milderte sie eine leztwillige Verfügung des Betrauernten, wie es zuletzt beim Kaiser Friedrich der Fall war, oder das trauernde Staatsoberhaupt verfügte aus eigener Initiative, nach dem ersten Abklingen des Schmerzes, eine Abschwächung der für viele Tausende verhängnißvollen Maßnahmen. Man erlaubte dann die verordneten Veranstaltungen zwei oder drei Tage nach dem Todesfall wieder bis zum Tage der Beisetzung, der dann abermals in strenger Charfreitagsruhe begangen wurde. Das hatte man auch diesmal erwartet; und Betheiligte hatten nicht verabreimt, ehrsüchtvoll um eine solche Milderung nachzusuchen. Statt aber, wie es auch unter allen Umständen zu erwarten gewesen wäre, dem lauten Klageruf vieler Tausende überhaupt von höchster Stelle eine Antwort zu erwirken, wurde offiziös und und zu wissen gethan, daß die zuständigen Behörden — zu ihrem lebhaftesten

Bedauern natürlich! — sich außer Stande sähen, solche Anträge befürwortend weiter zu geben. Und dieser mannhaften Entschließung wurde als Ausschlag gebend die seltsame Begründung gefunden: daß diese Angelegenheit nicht nur des Königs Majestät angehe, sondern auch eine des englischen Königshauses sei . . . Es scheint, jeit China dürfen wir nicht länger säumen, eine neue nationale Logik uns anzueignen. Denn von der anderen, von der gewöhnlichen Logik sieht man besser ganz ab. Seit mehr als hundert Jahren wird immerwieder geräuschvoll behauptet, in unserer Kunst, unserer Musik und unserem Theater hätten wir der Kultur höchste Blüthen zu verehren und Kunst, Musik — und die deutsche Schaubühne vor Allem — wirkten erzieherisch auf der Menschheit seltsames Theil. Stirbt aber ein dem Königshause Angehöriger, so sperrt man die Tempel dieser Künste zu, damit ernst gestimmte Herzen am Bier- und Skattisch Erhebung suchen“.

*

Wenn dieses Heft in den Händen der Leser ist, wird in Gumbinnen das Oberkriegsgericht seinen Spruch über die Unteroffiziere Marten und Hidel gefällt haben, die beschuldigt waren, den Rittmeister von Krosigk ermordet zu haben. Auch uniformirte Richter haben das Recht freier Beweiswürdigung; und nach den zahllosen Verurtheilungen, die Strafkammern und Geschworene auf das schwankte Gerüst zweideutiger Indizien gestützt haben, hätte die für den preußischen Richter schon seit Vassalles Tagen höchlich begeisterte Presse keinen Grund zur Rüge, wenn Marten als Mörder verurtheilt wäre. Die Berichte über die ersten Verhandlungstage mußten in jedem unbefangenen Sinn den besten Eindruck machen. Auffallen und Bedenken erregen konnte eigentlich nur, daß die Angeklagten vor der Vernehmung wichtiger Zeugen oft aus dem Saal geführt wurden. Das hätte die bürgerliche Strafprozeßordnung verboten. Und für die Behauptung, seit der Verhandlung vor der ersten Instanz seien neue Verdachtsmomente gefunden worden, die trotz dem Freispruch die Fortdauer der Haft Nickels rechtfertigten, ist nicht der geringste Beweis erbracht worden. Die Haltung des Gerichtshofes aber verdient uneingeschränktes Lob. Keine Spur einer Uebermacht des Vertreters der Anklagebehörde. Kein Versuch, das Bild des Ermordeten frisch zu firnissen und, wenn diesem Mühen Hindernisse bereitet werden, die lästige Evidenz auszuschließen. Weder Sentiments noch Suggestivfragen. Nirgends eine der Vertheidigung errichtete Schranke. Und keine nach Titel und Charge unterscheidende Behandlung der Zeugen, deren Reihe doch vom Divisionär bis zum Stallburshen hinabreichte. Was ich nach der ersten Verhandlung den Zetern den zurief, kann ich heute noch nachdrücklicher nur wiederholen. Die militärische Strafrechtspflege ist in Deutschland nicht um ein Jota schlechter als die bürgerliche, ist vielleicht sogar besser. Denn es ist nicht der Beruf, das bezahlte Alltagsgeschäft der Offiziere, Menschen zu richten. Ein Gerichtstag ist etwas Außergewöhnliches in ihrem Leben, stimmt sie ernster, läßt sie, namentlich da, wo es sich um Verbrechen handelt, die Wucht der auf ihnen lastenden Verantwortung tiefer empfinden als den geplagten Landgerichtsrath, der dreimal in jeder Woche judiziert, Menschen ins Gefängniß ins Zuchthaus schickt und an den zwischenzeitigen Verfahren eröffnet, Referate zimmert, Beschlagnahmen und Verhaftungen beschließt. Nie sollte das Richten zum Geschäft werden; und kein verständiger Mensch sollte wünschen, der hastige Großbetrieb unserer bürgerlichen Urtheilfabriken möge künftig auch dem Heer die Rechtsprüche liefern.



Berlin, den 31. August 1901.

Dragoner Marten.

Der frühere Unteroffizier, dann durch kriegsgerichtlichen Spruch degradirte Dragoner Marten ist vom Oberkriegsgericht in Gumbinnen des an dem Rittmeister von Krosigk verübten Mordes schuldig erkannt und zum Tode verurtheilt worden. „Unter Allen, die in der Zeitung die Berichte über den Prozeß gelesen haben, und selbst unter Denen, die persönlich als Zuhörer anwesend waren, wird auch nicht Einer diesen Ausgang des Prozesses erwartet haben“. Dieser Satz stand in der Vossischen Zeitung; und ähnlich klangen aus fast allen Blättern, von der Deutschen Tageszeitung bis zum Vorwärts, die nur in der Konstanz verschiedene Stimmen hervor. Ueberall hieß es, die Verurtheilung Martens sei ganz unerwartet gekommen, von keinem Menschen vorausgesehen worden. Wirklich? ... Der Zufall hat mich, ehe in Gumbinnen die Entscheidung fiel, mit dem an Erfolgen reichsten deutschen Kriminalanwalt zusammengeführt; er stellte, nach den Berichten, die Prognose: Marten wird verurtheilt, der als Mitthäter angeklagte Sergeant Hinkel wird freigesprochen. Aus den „Stimmungsbildern“, die, nach schlechter Mode, im Berliner Lokalanzeiger — einem der wenigen Blätter, die einen „Spezialberichterstatler“ nach Gumbinnen geschickt hatten — dem neugierigen Auge geboten wurden, ging deutlich hervor, daß der ostschäfer der Großmacht Scherl die Verurtheilung Martens für wahr- einlich hielt; denn er ließ früh schon die Gewittermaschine arbeiten, dicht und immer dichter über des Angeklagten Haupt die Wolken zusammen- hen und hätte zum Sonnenjubiläum eines Freispruches nur schwer noch den

passenden Uebergang gefunden. Nach allen Regeln der Reportertechnik war kein Zweifel möglich: dieser Hörer der Hauptverhandlung rechnete auf ein schuldig sprechendes Erkenntniß. Als dritten Zeugen muß ich mich selbst vorführen; in einer drei Tage vor der Veröffentlichung des Urtheils, zwei Tage vor dem Gespräch mit dem Kriminalanwalt geschriebenen Notiz habe ich die Erwartung angedeutet, Marten werde verurtheilt, Hidel freigesprochen werden. Das war also die Voraussicht eines sehr erfahrenen Kriminalisten und zweier Laien; und es ist nicht anzunehmen, daß wir Drei im weiten Reich die Einzigen dieses Glaubens waren. Nachher freilich, als die ganze Presse Alarm geblasen hatte, war die communis opinio wundervoll einig. Keiner hatte eine Verurtheilung für möglich, für im Traum auch nur denkbar gehalten. Das beweist natürlich nicht das Geringste. Wenn ich über vier verbreitete Zeitungen frei schalten kann, will ich in drei Tagen die öffentliche Meinung machen, der Türkenkultan sei ein hehrer Idealist, Graf Waldersee ein weltfremder Träumer, der Krach deutscher Fabriken und Banken beendet und alles Weh durch die fortzeugende Erbsünde des Schutzzolls über die Menschheit gekommen. Exempla docent. Und ihre Lehren legten Niecksche, dem einsamen Rechthaber, das Witzwort auf die Lippe, daß öffentliche Meinungen private Faulheiten sind. Öffentliche Meinung war 1862 in Preußen: Bismarck ist ein gewissenloser, wirrköpfiger Abenteuerer und König Wilhelm ein für das Regentenamt untauglicher Drillmeister. Öffentliche Meinung war 1892 in Deutschland: Bismarcks Entlassung war für Reich, Nation, Dynastie ein Glück und sein Nachfolger ist eine sittliche Persönlichkeit und ein staatsmännisches Talent ersten Ranges. Und so weiter. Eine öffentliche Meinung entsteht heutzutage gewöhnlich dadurch, daß ein Zeitungsbesitzer die Meinung, die er, im Interesse seines Geldbeutels, seiner Partei oder sozialen Gruppe, verbreitet zu sehen wünscht, für schon allgemein verbreitet erklären läßt. Wenn drei Tage lang an sichtbarer Stelle gedruckt worden ist, die „breiten Schichten der Bevölkerung“ dächten so und so, oder, „in politischen Kreisen“ herrsche die und die Ansicht, dann ist die Zahl Derer stets klein, die sich die Zeit nehmen und nehmen können, den Sachverhalt nachzuprüfen, und die den Muth haben, der mystisch hinter dem Holzpapier waltenden Macht zu widersprechen. Dann denken die „breiten Schichten der Bevölkerung“ bald wirklich so, wie sie angeblich schon vorher gedacht haben sollen; und die „politischen Kreise“, die es nicht giebt, nie gab und nie geben wird, schließen sich wenigstens in des Lesers Phantasie zu einem in geheimnißvoller Allweisheit leuchtenden Mund. Der norddeutsche Bachfisch hat allmählich

das Unwesen angenommen, das ihm, als seines Wesens natürliche, anmuthige Art, von den Lindau, Schönthan, Blumenthal im Zerrspiegel gezeigt wurde; der Zeitungleser lernt leicht glauben, was ihm die Mosse, Scherl, Lessing als seinen Glauben servirten. Weil ein paar pariser Preßmanager goldige Morgenluft witterten, wurde das Drehfus-Dogma für Jahre Hauptbestandtheil der öffentlichen Meinung Europas. Nehmen wir einmal an, der Beherrscher des Lokalanzeigers hätte einen Sohn, der gerade vor dem Offizierexamen steht; oder, die höheren Chargen des Heeres lieferten ihm die wichtigste Rundschaft; oder, ihm sei bei weiterem Wohlverhalten der Adel versprochen worden, — kurz: er hätte irgend ein beträchtliches Interesse daran, den gumbinner Prozeß nicht von der Demokratenfaust gepackt, sondern im Sinn militärischer Autorität beleuchtet zu sehen. Dann hätte ein Wink genügt. Der Botschafter dieses Fabelscherl hätte vom ersten Verhandlungstage an den Dragoner Marten „im höchsten Grade unsympathisch“ gefunden; später sein „spitzes, leichenfahles Gesicht mit dem scheuen, tückischen Blick“ dem Kopf eines vom Jäger bedrohten Raubvogels verglichen; und endlich für Zeit und Ewigkeit festgesetzt, der Angeklagte sei, „trotz seiner an einem so jungen Menschen geradezu erschreckenden cynischen Frechheit, unter der Wucht der Beweislast zusammengebrochen“. Das läßt sich machen, läßt sich nicht einmal als Schwindel erweisen. Glend sieht jeder des Mordes Angeklagte nach langer Untersuchungsaust aus und fast jeder wird auf der Sünderbank heute wüthend und dreist, morgen abgesspannt und ängstlich und in der letzten, entscheidenden Stunde verwirrt und bedrückt sein. Solches „Stimmungsbild“ hätten dann etliche hunderttausend Augen betrachtet und in etliche hunderttausend Hirne wäre die angenehme Gewißheit eingezogen, daß Marten ein entmenschter Mörder ist.

Mit Alledem soll nicht die Behauptung gestützt werden, man müsse das Urtheil des Oberkriegsgerichtes billigen. Man soll sich nur die Mühe nehmen, es zu verstehen; man soll es nicht als eine Abnormität, sondern als ein lehrreiches Beispiel der Norm betrachten und nicht aus der Tiefe des Gemüthes Scheltwörter gegen den Gerichtshof schöpfen, der sich — wenn die Berichte nicht falsch oder sehr lückenhaft waren — in der Hauptverhandlung höchst korrekt verhalten und keine Spur irgend welcher Voreingenommenheit gezeigt hat. Hier muß ich eine Parenthese machen und einen im vorigen Heft begangenen Irrthum berichtigen. Auch die bürgerliche Strafprozeßordnung läßt dem Richter die Möglichkeit, den Angeklagten, dessen Gegenwart nach der Ansicht eines an der Entscheidung Mitwirkenden einen Zeugen an unbefangener Bekundung wahrgenommener Thatsachen hindern könnte,

für die Zeit dieser Aussage aus dem Saal zu entfernen. Diese Bestimmung ist fast schon obsolet geworden und wird nur selten noch angewendet. Wird aber auf sie zurückgegriffen, dann muß dem Angeklagten nach seiner Rückkehr in den Saal der Inhalt der Aussage mitgetheilt werden. Daß in Gumbinnen, wo die Angeklagten recht oft aus dem Saal geführt wurden, nachher stets solche Mittheilung folgte, ist in den Berichten nicht erwähnt worden.

Ein begründeter Vorwurf gegen den Gang der Hauptverhandlung konnte bisher nicht erhoben werden; und mit der thörichten Verdächtigung, fünf Offiziere müßten von Standes wegen als Richter eines Menschenrechts weniger gewissenhaft sein als fünf Räte, Landrichter, Assessoren, braucht man sich ernsthaft nicht zu beschäftigen. Genau der selbe Spruch konnte, bei genau dem selben Thatbestand, dem selben Ergebnis der Beweisaufnahme, von einer Strafkammer (wenn sie überhaupt einem des Mordes Beschuldigten Recht zu sprechen hätte) oder bürgerlichen Jury gefällt werden. Biethen, Koschemann, Moriz Levy sind auf viel dünnerem Indiziengrund reif für das Zuchthaus gefunden worden; und beinahe täglich verkündet irgendwo im deutschen Vaterlande ein Vorsizender ein Urtheil, das viel größeres Staunen erregen müßte als das in Gumbinnen gefällte. Die öffentliche Meinung aber rührt sich nicht. Der Angeklagte war ja „so unsympathisch“; mag er in diesem Fall schuldig oder unschuldig sein: verdient hat er seine Strafe sicher. So spricht die volksthümliche Sentiment- und Ressentiment-Justiz, die höchlich zufrieden ist, wenn der ihr mit Recht ekelhafte Herr Sternberg ins Zuchthaus muß und für Jahre, vielleicht für immer, aus der Liste der Lebenden gestrichen wird, weil er, in krankem Sexualtrieb, eine Winkelprostituirte, die älter aussah, als sie war, mit der Hand unzüchtig berührt hat und weil das Gericht, ohne irgend welchen Beweis und im Gegensatz zu beschworenen Aussagen, glaubt, er habe mit einem Kinde beischlafähnliche Handlungen verübt. Daß Sympathie und Antipathie nicht der Frage nach Schuld oder Unschuld die Antwort zu suchen und erst recht nicht die Strafnorm zu bestimmen haben, scheint ganz vergessen; und von sonst verständigen Leuten sogar hört man die Frage: „Wie können Sie sich nur für diesen verdrehten Anarchisten Koschemann, diesen schmierigen Gau Sternberg erhitzen?“ Dazu kommt, daß ein etwa aufflackernder Zorn kein rechtes Ziel findet. Wer weiß denn, wie im Berathungszimmer das Stimverhältniß war? Das Kollegialprinzip ist eine in Verwaltung und Zugleich vortrefflich wirkende Errungenschaft moderner Staatsweisheit; entbürdet den Einzelnen von der schwersten Last persönlicher Verantwo

lichkeit und schwächt die Schlagkraft jeder Kritik. Einen Minister, Bürgermeister, Richter, Aufsichtsrath, der sich muthig mit seiner Meinung herausstellt, kann man haftbar machen und, wenn es nöthig scheint, bis zu den Schatten verfolgen. Ein Kollegium . . . Der Getadelte zieht Brauen und Schultern hoch: „Ich bin überstimmt worden!“ Wir hätten andere Rechtszustände, wenn unsere Richter eine andere soziale Stellung und eine höhere persönliche Haftpflicht hätten und Jeder dem über die Straße gehenden Rechtspfleger nachsagen könnte: Das ist der Mann, der gestern Hinz ins Zuchthaus geschickt und vorgestern Kunz unters Beil gebracht hat! Aber der herrschende Liberalismus will fünf Strafkammerrichter und zwölf Geschworene, damit Einer sich auf den Anderen verlassen, Einer dem Anderen die Verantwortung zuschieben kann; und sein Wille geschieht.

Er will auch für Strafkammersachen eine zweite Instanz. Fast ist es schon zur Lebenspflicht eines wahrhaft liberalen Mannes geworden, für die „Berufung“ zu schwärmen. Zwar hat die Frage, ob über eine Strafsache einmal oder zweimal verhandelt werden soll, mit dem Bekenntniß politischen Glaubens eben so wenig zu thun wie die andere: ob die Tonne Korn fünf- und dreißig oder fünfzig Mark Zoll tragen soll. Zwar haben die angesehensten Kriminalisten, Theoretiker und Praktiker, sich beinahe einstimmig gegen die Berufung erklärt und von den guten Gründen, die namentlich der dem zweiten Straffenat am Reichsgericht präsidirende Freiherr von Bülow angeführt hat, ist kein einziger widerlegt worden. Thut nichts; mag in der zweiten Instanz auch die Unmittelbarkeit des Eindruckes abgeschwächt, mögen wichtige Rechtsgarantien geopfert und in beträchtlichem Umfang die mündlichen Zeugenaussagen durch die Verlesung unbeglaubigter, unprüfbarer Protokolle ersetzt werden: die Berufung bleibt des Mannesstrebens höchstes, würdigstes Ziel. Jetzt ist — und sogar unter voller Wahrung der Mündlichkeit des Verfahrens — am gemeinen Leibe eines Dragoners das Experiment wieder einmal gemacht worden: Marten wurde in der ersten Instanz freigesprochen, in der zweiten zum Tode verurtheilt. Als dem Angeklagten nützlich hat die Berufung sich hier also nicht erwiesen. Die Mängel des Vorverfahrens traten deutlicher hervor, die Frische der ersten Wahrnehmung war gewelkt, Suggestion und Autosuggestion hatten Zeit gehabt, in dunklen Rinnen ihr Werk zu vollenden. Anwälte, die bis zum ersten Oktober 1879 sich mit der Berufung gearbeitet haben, wundern sich darüber nicht; sie sehen, daß man, wenn die lange schon lagernde Novelle zur Strafprozessordnung Gesetz würde, mit dem von ihr bescherten Rechtsmittel noch viel

üblere Erfahrungen machen könnte. Eine davon würde wahrscheinlich eine neue Schwächung des Verantwortlichkeitsbewußtseins zeigen; bequeme, lässige oder überlastete Richter könnten leicht dahin kommen, in der ersten Instanz tröstend sich zu sagen: Die Sache kommt ja doch noch mal zur Verhandlung, und in der zweiten: Die Sache ist ja von fünf Richtern schon mal gründlich geprüft und erörtert worden. Zu den für die Berufung Schwärmenden gehören erstens die mit forensischen Sitten und Bedürfnissen ganz unbekanntem Opfer einer öffentlichen Meinung; zweitens Kriminalanwälte, die von der Einführung einer neuen Strafsacheninstanz mit Recht eine Steigerung ihrer Einnahmen erwarten; drittens Leute, deren mehr oder minder bewußtem Denken ein parlamentarischer Jurist die Zunge lieh, als er im Privatgespräch sich den Satz entschlüpfen ließ: zwar könne auch er nicht bezweifeln, daß die Berufung die Strafrechtspflege verschlechtern werde; da es sich aber um eine populäre Forderung handle, müsse er als Politiker für sie stimmen. Alle nicht im Bannkreise solcher Vorurtheile und Interessen Lebenden wissen, daß nicht eine von zum Theil unvermeidlichen Uebelständen begleitete Häufung der Instanzen, sondern nur eine gründliche, bei der ersten Ermittlungarbeit beginnende Aenderung des Vorverfahrens sichere Besserung bringen kann.

Wie war dieses Vorverfahren nun im Fall Marten?

An einem Januarnachmittag, dreißig bis fünfzehn Minuten vor Fünf, wurde in der Reitbahn der gumbinner Dragonerkaserne der Rittmeister von Krosigk durch einen Schuß getötet. Während einer Reitübung; anwesend waren außer der Mannschaft ein Oberlieutenant, ein Wachtmeister und Unteroffiziere. Der Schuß kann nur durch eins der in der Wandenthur vorhandenen Löcher abgefeuert worden sein; zwischen dieser Thür und dem Thor, das die Reitbahn nach außen öffnet und schließt, ist ein Raum, in dem sich der Mörder aufgehalten haben muß. Keine Spur zu entdecken. Sicher ist nur, daß Krosigk von Unteroffizieren und Mannschaft gefaßt wurde. Ein launischer, oft harter Herr, der wegen Mißhandlung schon bestraft war; nicht ohne Anwandlungen derber Gutmüthigkeit, aber ohne Selbstdisziplin, ohne sittliche Stärke und innere Wahrhaftigkeit, ohne Achtung vor dem Ehrgefühl ihm untergebener Menschen. In den Augen seiner Leute ein „Schinder“, ein „Aas“, dem man von Herzen wünscht, „der Teibel möge ihn holen“. Leicht ist also die Frage beantwortet: Cui bono? Vorgesetzte und Kameraden sind in dem Glauben einig, der Mörder sei nur in der Schwadron des Rittmeisters zu suchen; der Gedanke, ein früher dienstlich dem Rittmeister unterstellter Mann, der inzwischen vielleicht in einen anderen Truppentheil ver-

setzt, Invalide oder Halbinvalide geworden, abkommandirt oder aus dem Heer geschieden ist, könne der Thäter sein, scheint sie nicht lange beschäftigt zu haben. Der Regimentskommandeur läßt die Soldaten der vierten Schwadron antreten und mahnt sie mit strengem Wort an die Pflicht, zur Ermittlung des Mörders das Mögliche zu thun; ein Oberlieutenant wiederholt diese Mahnung mit allem durch die Schwere des Verbrechens gebotenen Nachdruck. Und wirklich wendet der Verdacht sich bald auf einen Mann der vierten Schwadron: den Dragoner Skopeck, der in der Nähe des Thatortes um die Zeit des Mordes gesehen worden und durch drei nicht zu erschütternde Zeugnisse belastet ist. Waren diese Zeugenaussagen objektiv richtig, dann mußte Skopeck mindestens der Beihilfeleistung schuldig sein. Schnell aber ward diese Spur verwischt. Denn der Kriminalkommissar von Baedmann, der von Berlin nach Gumbinnen entsandt und dort der Leiter des Ermittlungsverfahrens wurde, hielt Skopeck nicht für schuldig; vielleicht fand er den Mann, der als „unter den Dümmsen der Schlauste“ bezeichnet wird, zu beschränkt, zu wenig entschlossen für solche furchtbare That. Er vernahm, in der bei diesen Beamten üblichen zwanglosen Art, ohne Protokollführer, höchstens mit dem Notizbuch in der Hand, unter vier Augen die Belastungszeugen; und diese Zeugen, die so lange fest geblieben waren, erklärten nun, es sei doch möglich, daß sie geirrt hätten. Damit war die Schuld Skopecks zunächst unerweisbar geworden. Der Kommissar vernahm auch Andere, Unteroffiziere und Gemeine; er muß sich dabei wohl mit Erfolg bemüht haben, den Kasernenton anzuschlagen, denn einzelne Leute behaupteten, er habe sie „angeschnauzt“, und sicher ist, daß er einem Unteroffizier bei solcher Vernehmung den Titel eines „Delgögen“ verlieh. Das Ergebnis seiner Nachforschungen war, daß er den Unteroffizier Marten und den Sergeanten Hidel für die Leute hielt, die gemeinsam den Mord verabredet und ausgeführt hätten. Zwei Schwäger; Marten der Sohn eines alten, vielfach militärisch ausgezeichneten Wachtmeisters, der unter Krosigk's Launen lange schwer gelitten und endlich seine Versetzung beantragt und erreicht hatte. Und wie der Vater, so war auch der Sohn von dem Rittmeister arg geschliffen und geschuhriegelt worden. Festzustellen war: Marten hatte Grund, zu glauben, er sei von Krosigk besonders aufs Korn genommen; und ferner: kurz vor dem Mord hatte der Rittmeister gerade Marten zweimal dienstlich in einer Weise behandelt, die der Unteroffizier als Demüthigung empfinden mußte. Aus sehr hartem Holz war diese Indizienbrücke nicht gezimmert. Herr von Baedmann aber war, seit er sie betrat, felsenfest überzeugt: Marten ist der Mörder und Hidel Mit-

thäter im Sinn der reichsgerichtlichen Spruchpraxis, die nicht aktive Theilnahme verlangt, sondern die Bedingungen der Mitthäterschaft erfüllt sieht, wenn die normwidrige That als in den bewußten Willen aufgenommen erwiesen ist. Und es wäre nur natürlich, nur menschlich, wenn der in seiner Ueberzeugung so feste Polizeibeamte sich an „seinen“ Mörder gehalten und mit seiner unentwurzelbaren Gewißheit der Untersuchung das Gepräge gegeben hätte, — um so natürlicher und menschlicher, als ein Kriminalkommissar für solchen Beruf ja weder wissenschaftlich noch forensisch gebildet ist und nur „im polizeitechnischen Sinn“, wie der hamburger Senator Burchard sagen würde, ein Kriminalist genannt werden kann. Ein Namensvetter dieses Herrn, der Rechtsanwalt Burchard, hat als Vertheidiger Martens im Schlußvortrag über Art und Methode der Untersuchung gesagt: „Und wie ging es Denen, die zu Gunsten der Angeschuldigten aussagten? Im Vorverfahren wurden Sergeant Hicel und Unteroffizier Domnik ‚informativisch‘ vernommen. Domnik konnte damals noch gar nicht wissen, daß Hicel als Angeschuldigter in Betracht kam; und als er eine Aussage macht, die Hicel entlastet, wird er ohne Weiteres der Begünstigung angeklagt, also in eine Position gedrängt, in der man ihm nichts glaubt, und als Zeuge kalt gestellt. Der Sergeant Schneider, der mit Skopeck ein reines Privatgespräch hatte und durch dessen Bekundung das Kriegsgericht erster Instanz von der Unglaubwürdigkeit Skopecks überzeugte, hat einen ‚förmlichen Verweis wegen unbefugter Einmischung in den Gang der Untersuchung‘ von seinem Regiment erhalten; und der Gendarm Melzer, der ebenfalls ein Privatgespräch mit Skopeck bekundete, ist vom Dragonerregiment von Wedell der Gendarmeriebrigade denunziert worden. (Dem Sergeanten Schneider und einem Wachtmeister soll außerdem mitgetheilt worden sein, mit ihnen werde der Kapitulantenvortrag nicht verlängert.) Mußte unter diesen Verhältnissen nicht jeder Soldat geradezu Angst haben, Etwas zu Gunsten der Angeklagten auszusagen, oder zum Mindesten befangen sein? Und mußten nicht die Leute, die recht viel Belastungsmaterial beibrachten, der Ansicht sein, sich dadurch das Wohlgefallen ihrer Vorgesetzten zu erwerben?“

Wenn diese Behauptungen richtig sind — und man hat nicht geh-
 daß ihnen auch nur widersprochen wurde —, dann wäre schon hier ein star-
 Argument gegen die Korrektheit des Verfahrens gegeben. Nicht gegen
 Kriegsgerichte als Institution; denn zum Wesen der Militärjustiz geh-
 nicht, daß die Truppenführer in die Voruntersuchung eingreifen und
 Zeugen, denen mala fides nicht nachgewiesen kann, üble Folgen ihrer!

tundungen fürchten müssen. Die selben unerfreulichen Vorgänge wären in einem bürgerlichen Verfahren denkbar. Nehmen wir an, in den Werken eines Stumm — der Typus, nicht das bestimmte Individuum, kommt ja ziemlich häufig vor — sei ein höherer Betriebsbeamter ermordet worden und der Verdacht, allein oder mit eines anderen Hilfe das Verbrechen begangen zu haben, falle auf einen Arbeiter, den dieser Beamte kurz vor dem Mord hart behandelt hat und in dessen Wohnung sozialistische und anarchistische Schriften gefunden werden. Würde nicht auch der Werkbesitzer seine Arbeiter zusammenerufen und ermahnen, zur Entdeckung des Mörders das Mögliche zu thun? Würde nicht wahrscheinlich auch er Jeden mißtrauisch ansehen, vielleicht aus der Fabrik wegschicken, der den Versuch machte, den Angeschuldigten zu entlasten? Ein ordentlicher Mensch, würde er denken, giebt sich nicht dazu her, einem Anarchisten Beistand zu leisten. Und hat der Lohnarbeiter das Mißfallen des Dienstherrn weniger zu fürchten als der Soldat das des Vorgesetzten? Ein Unterschied scheint freilich sichtbar: der wegen einer Zeugenaussage bestrafte Arbeiter könnte bei seiner Partei, bei der Organisation, der er angehört, Beschwerde führen. Erstens aber steht dieser Weg auch den Soldaten offen; auch für Schneider und Metzger giebt es eine Berufungsinstanz, auch sie sogar können ihren Fall in den Reichstag bringen und der Abgeordnete Bebel wird für sie nicht leiser reden als für das Opfer eines neuen Feudalherrn. Zweitens ersetzt das Eintreten der Gewerkschaft, des Lokalaussschusses, der Fraktion nicht den Verlust der Stellung; und der Arbeiter, dessen Name als eines Fabrikmärtyrers durch die Zeitungen gezerrt ist, pflegt eben so wenig wirthschaftlichen Vortheil davon zu haben wie der Soldat, der in einen öffentlichen Konflikt mit einem Vorgesetzten gerathen ist. Und drittens fehlt es im bürgerlichen Rechtsleben nicht an Fällen, wo auch solcher Schein eines Unterschiedes schwinden muß; welche starke Organisation träte denn für einen Beamten, Lehrer, Kaufmann, Schriftsteller ein, der sein Brot verlore, weil er ein dem Arbeitgeber unangenehmes Zeugniß abgelegt hat? Wir haben solche Fälle mehr als einmal erlebt; meist ist der Kausalzusammenhang zwischen Aussage und Bestrafung gar nicht nachzuweisen. Die Militärbediensteten sind offener und verbergen nicht ängstlich, was sie zur Wahrung der Autorität thun zu müssen glauben. Je n'approuve pas: je constate. Die Schmerzen sozialen Zwanges wechseln, doch in jedem Dienstverhältniß ist seine Wirkung zu spüren und es wäre unklug, das Symptom tief im Gesellschaftsorgan steckenden Krankheitstoffes ein spezifisches Gift zu nennen, das nur im Militärgerichtsverfahren und sonst nirgends verherend weiterkriecht. Zimmer-

hin wird man sagen dürfen: Der Anblick, den im konkreten Fall Marten die Verbindung der bedenklichen Seiten zweier Verfahrensarten bietet, ist dem Auge nicht wohlgefällig. Die Offiziere des Dragonerregimentes konnten, gerade weil Prosigk ihr Kamerad war und die Zeugen ihnen untergeben sind, die Arbeit der Untersuchung dem dazu ausersehenen und vorgebildeten Kriegsgerichtsath überlassen; und Herr von Baedmann . . . Diese Herren und die ihnen Präsidirenden sind allgemach sehr empfindlich geworden. Aber muß es in den heikelsten Fällen denn immer ein berliner Kriminalkommissar sein, der die Fäden anknüpft und schürzt, bei Ledert-Lügow wie bei Guthmann, bei Sternberg und den Harmlosen, in Konitz und in Gumbinnen?

Man muß gerecht sein und sagen, daß die Ueberzeugung des Herrn von Baedmann durch nicht unwesentliche Indizien gestützt war. Dazu gehören nicht die Wahrnehmungen, dieser Unteroffizier und jener Mann habe „blaß ausgesehen“ und vor der Leiche „ein unruhiges Wesen an den Tag gelegt“; auf so dünner Eisdecke ist kein Beweisgerüst zu bauen. Aber es gab auch ernsthaftere Verdachtsgründe. Marten war kurz vor der That in dem Kasernengang gesehen worden, wo morgens der Karabiner stand, aus dem nachmittags der tödende Schuß abgegeben worden sein soll; und da, sagten einzelne Zeugen, habe er Dienstmütze und Mantel getragen. Stopeck — der vorher selbst der That verdächtigt war — bekundete, er habe kurz vor der Zeit des Mordes an der Bändenthür, durch deren Scharfen oder Löcher der Schuß gefallen sein soll, zwei mit steifen Mützen, wie die Unteroffiziere sie tragen, und Mänteln bekleidete Männer gesehen. Als die diensthabenden von den dienstfreien Unteroffizieren gesondert wurden — weil die in der Mordestunde dienstlich beschäftigten ja kein Verdacht treffen konnte, — hatte Marten sich zu den diensthabenden gestellt, trotzdem er während der in Frage kommenden Zeit dienstfrei gewesen war. Als ihm die Thatsache des Mordes mitgetheilt wurde, äußerte er Zweifel an der Richtigkeit der Meldung. Als er sie zum zweiten und dritten Mal hörte, verrieth er mit keinem Wort, daß sie ihm nicht neu sei. Er soll gezügert haben, an die Leiche heranzutreten. Und als er angeschuldigt war, konnte er den versuchten Alibiweis nicht vollständig führen; über Aufenthalt und Beschäftigung in einem Zeitraum von sechs oder acht Minuten vermochte er sich nicht glaubwürdig auszuweisen und gerade diese Zeitspann ließ sich als die herausrechnen, in der das Verbrechen begangen war. Das Alles wiegt leicht und kann die Waagschale, wenn eine ruhige Hand den Griff hält, nicht zum Sinken bringen. Die Aussagen der Zeugen, die im Kasernenkorridor und an der Bändenthür Etwas gesehen haben wollen, bedeuten nicht

viel; auch diese Zeugen müssen dienstfrei gewesen sein — sonst hätte ihr Weg sie nicht durch den Korridor und an die Bandenthür geführt —, konnten also selbst in den Verdacht der That kommen; die Furcht vor solcher Verdächtigung schärft aber recht oft die Fähigkeit, Erinnerungsbilder zu schaffen. Und konnte Marten nicht wirklich durch den Korridor gegangen sein, konnten nicht zwei Unteroffiziere an der Bandenthür gestanden haben, um der Reitübung zuzusehen und Krosigk wettern zu hören? War damit bewiesen, daß der Eine oder die Anderen zu dem Mord irgend welche Beziehung hatten? Sie würden natürlich leugnen, die an den verdächtigen Stellen gesehenen Personen zu sein, weil sie Angst hätten, schon durch dieses „Zugeständniß“ — so nennen, mit gerunzelter Stirn, unsere Juristen gern die Bestätigung jedes sie erheblich dünkenden Umstandes — gegen sich selbst ein Belastungsmoment zu liefern und in ein aufregendes und aufreibendes Verfahren verwickelt zu werden. Der gemeine Mann hat, im Civil wie im Militär, von der Unfehlbarkeit und heilsichtigen Güte der Justiz keinen allzu hohen Begriff und scheut jede Berührung mit ihr wie das leicht in gesundes Fleisch abgleitende Messer des Arztes. Nicht auf entlegenen Dörfern allein ist die Redensart heimisch, die im Volkston die härteste Kritik der Rechtspflege enthält: „Mur nichts mit dem Gericht zu thun haben!“ Daher stammt die Hauptschwierigkeit, Zeugen zum Reden, zu bestimmter Aussage zu bringen. Und nachdem man, trotz den von Feuerbach und im Neuen Pitaval aufgezählten Justizmorden, so oft auf schmalen Indizienbrücken zu verurtheilenden Erkenntnissen gelangt ist, darf man sich nicht darüber wundern, daß selbst die winzigsten Indizien selten freiwillig „zugestanden“ werden. In diesen circulus vitiosus kann auch Marten gerathen sein. Er war, wie er behauptet und Kameraden bezeugen, an dem Mordnachmittag von Alkoholdünsten umnebelt, aber noch nüchtern genug, um sich zu sagen: „Du bist, als oft vom Rittmeister gerüffelt, der Erste, auf den der Verdacht fallen kann. Halte Dein Maul! Spiele den Unbefangenen, den an der That überhaupt zweifelnden Spötter! Du solltest an dem Nachmittag ja eigentlich Dienst thun: also stelle Dich zu den diensthabenden Unteroffizieren; schlimmsten Falls hast Du Dich verhört, warst zerstreut, durch das Verbrechen erregt. Und da die Angst, verdächtigt zu werden, Dir ins Auge treten, Dein Gesicht färben, Nerven und Stimme heben lassen kann: meide, so lange es geht, Dich dem Leichnam zu nähern! Alle werden auf Dich gucken, Du wirst besangen sein; wer weiß, wie schnell Du den Strick um den Hals hast? Sieh auch nicht zu, daß Du den Rittmeister haßtest; sage im Gegentheil, Dir sei er meist ein guter Herr gewesen.

Rüge Dir einen Alibibeweis zusammen; beim Militär nimmt mans mit kleinen Schwindeleien nicht so genau; und wenn Du sagst, daß Du zweimal zwischen Vier und Fünf in der Kasernenwohnung der Eltern warst: die Mutter läßt nicht im Stich! Ders gethan hat, wird schon dafür gesorgt haben, daß nichts herauskommt. Dann bleibst auf Dir hängen. Weiß der Teufel, ob man mit Dir weiterkapitulirt, Dich nicht Wochen lang bei Vater Philipp Blauen Heinrich essen läßt. Nur nichts mit dem Gericht zu thun haben!“ . . . Der Psychologe sieht keinen Grund, warum es so nicht gewesen sein könnte. Der Kriminalkommissar aber war nach Gumbinnen geschickt, um den Mörder zu ermitteln; blieb seine Thätigkeit ohne greifbares Ergebnis, dann blühte seinem Spürsinn kein Lorber. Er wollte gewiß der Gerechtigkeit dienen, nur ihr; aber es liegt im Wesen solcher Missionen, daß sie den unter ihrer Bürde Keuchenden ungeduldig machen, ihm leicht eine Fußspur vorspiegeln, wo ein Anderer nur den Eindruck einer vom Baum gewehten Frucht sieht, in der aufgerütteltesten Entdeckerphantasie den brünstigen Wunsch eine Gewißheit zeugen lassen. Und der so Bestimmte hält die Wage nicht in ruhiger Hand. Herr von Baeckmann hatte vor sich einen Mann, der von Krosigk kurz vor dem Morde gekränkt worden war, den Viele der That für fähig hielten, der verdächtige Neben geführt und sich nach dem Mord auffällig benommen hatte. Dieser Mann, der Sohn eines vom Rittmeister schlecht behandelten Vaters, war in der Nähe der Mordwaffe mit Mantel und Mütze gesehen worden. Mantel und Unteroffiziersmütze hatten auch die beiden Männer getragen, die Skopeck an der Bandenthür gesehen haben will. Marten hat sich, als die dienstfreien Unteroffiziere ausgesondert wurden, zu den Diensthabenden gestellt, trotzdem er dienstfrei gewesen war. Er kann nicht auf die Minute nachweisen, wo er sich während des Mordes aufgehalten hat, und einzelne seiner Angaben und Aeußerungen werden als falsch erwiesen. Keine andere Fährte mündet in einen gangbaren Weg, kein anderer Verdacht läßt sich auf die Dauer halten. Marten aber ist „hinreichend verdächtig“ — so ungefähr lautet wohl auch im Militärstrafprozeß die das Verfahren eröffnende Formel —, den Rittmeister von Krosigk ermordet zu haben. Und der zweite Mann mit Mütze und Mantel? Wer wäre näher dazu als Martens Schwager, Sergeant Hinkel? Auch er hat manchmal in der Kantine den Rittmeister allen Teufeln gewünscht, auch er hat Ausreden gemacht, die der Nachprüfungs nicht Stand hielten. Vielleicht, wahrscheinlich, sicher war er Mitwisser, Gehilfe, Mitthäter . . . Der Kriminalkommissar konnte sein Notizbuch klappen. Für ihn war der Thatbestand so klar, wie er unter solchen Verhältnissen überhaupt sein konnte.

Die Voruntersuchung wurde geschlossen, die Anklage erhoben, das Hauptverfahren wider Martin, Hinkel und Donnitz eröffnet. Das Kriegsgericht fand, die Hauptverhandlung habe keinen ausreichenden Beweis für Mord, Beihilfe und Begünstigung erbracht. Hinkel und Donnitz wurden freigesprochen. Marten wurde wegen Fahnenflucht und Sachbeschädigung zu Gefängnißstrafe und Degradation verurtheilt. Fahnenflüchtig wurde er genannt, weil er aus der Untersuchunghaft entflohen und eine Weile umhergeirrt war. Diese Flucht konnte den gegen ihn vorhandenen Verdacht beträchtlich stärken. Er war zwar zurückgekommen und hatte sich freiwillig der Militärbehörde gestellt. Aber es klang nicht unglaubwürdig, wenn der Ankläger sagte: Ein Unschuldiger flieht nicht; der Angeklagte floh, weil er ein böses Gewissen hatte, und kam nur zurück, weil er seine Absicht, nach Rußland zu gehen, nicht ausführen konnte und weils ihm am Allernöthigsten fehlte. Nicht minder glaubwürdig klang dem unbefangenen Ohr freilich Martens Antwort: Ich lief, trotzdem ich mich unschuldig wußte, davon, weil ich fühlte, wie das Netz sich über mir immer fester zusammenzog, kam aber, als die blinde Angst gewichen war, zurück, weil ich mir sagte, schließlich müsse die Unschuld doch über alle Anfechtung siegen; ein Mörder hätte sich, wenn er einmal entkommen war, nicht aus freiem Entschluß dem Richter gestellt. Vielleicht hat das Kriegsgericht dieses Argument einleuchtend gefunden. Jedenfalls hat es Marten, trotz seiner Flucht, von der Anklage des Mordes freigesprochen.

Hier möchte ich einschalten, daß die Verurtheilung wegen Fahnenflucht mir nur durch eine sehr harte Interpretation des Gesetzes möglich geworden zu sein scheint. Ob Marten sich schuldig oder unschuldig fühlte: ihn jagte der animalische, in allem Gethier, hohen wie niederen, mächtige Trieb, sein Leben in Sicherheit zu bringen, und er entlief nicht der Fahne, sondern dem Gefängniß, nicht dem Kriegsherrn, sondern dem Henker. Einer Henne, die mit ihrem Hahn einem engen, von der Hauslage umlauerten Käfig entflattert, wird man nicht nachsagen, sie habe sich der sittlichen Pflicht entzogen, Eier zu legen. Die strenge Verurtheilung Martens in erster Instanz war jon deshalb bedauerlich, weil sie den Glauben wecken konnte, der Gerichts- habe gern die Gelegenheit ergriffen, einen Mann, gegen den der Verdacht des Mordes bestehen blieb, der aber wegen Mangels an Beweisen freigesprochen werden mußte, auf ein Jahr hinaus wenigstens in festem Gewahrsam zu halten.

Dem Kriegsgericht erster Instanz ist der Freispruch, der das Verbrechen ungesühnt ließ und die Ermittlungsmethode aller an der Voruntersuchung Betheiligten einer im Meer stets unwillig gesehenen Kritik preisgab, sicher nicht leicht geworden. Er wäre wohl auch nicht gefällt worden, wenn der letzte Theil der Beweisaufnahme nicht gegen die Glaubwürdigkeit eines wichtigen Zeugen erhebliche Bedenken erweckt hätte. Die Anklage stand und fiel mit dem Zeugniß des Dragoners Skopeck: er habe an der Bandenthür zwei Männer mit Unteroffiziersmützen gesehen. Dieses Zeugniß war nie ganz klassisch; denn Skopeck war anfangs selbst durch dreier Zeugen Aussage belastet gewesen. Nun aber stellte sich in der Hauptverhandlung heraus, daß er auch später mehrfach schwankende Angaben gemacht hatte, bald bei der Stange geblieben, bald von ihr seitwärts gewichen war. Der Sergeant Schneider beschwor: ihm habe Skopeck gesagt, die Beiden an der Bandenthür könnten auch andere, nicht steife, sondern weiche und schirmlose Mützen auf gehabt haben; ähnlich hatte der Kronzeuge zum Gendarmen Melzer gesprochen und sogar zugegeben, die Beiden, die er im Halbdunkel des Januarnachmittags sah, könnten Civilisten gewesen sein. Diese Aussagen, die Skopeck als einen unsicheren Rantonisten erscheinen ließen, entschieden zu Gunsten der Angeklagten. Das Kriegsgericht wird seinen Menschenverstand zu Rathe gezogen und sich gesagt haben: Wenn Skopeck wirklich an der Bandenthür Etwas gesehen hat, so hat er jedenfalls nicht besonders darauf geachtet; denn damals, vor dem Morde, konnte er noch nicht wissen, wie wichtig die Sache für ihn werden würde. Dann wurde er selbst verdächtigt, ließ sich einmal vielleicht zu einer allzu bestimmten Aussage verleiten, konnte, ohne neuen Verdacht auf sich zu lenken, nicht mehr zurück und machte nur in Privatäußerungen der inneren Unsicherheit Luft. Eines solchen Tropfes Rede können wir nicht als Basis einer Verurtheilung brauchen, wollen wir auch nicht durch einen Eid verankert sehen, der am Ende doch nur ein Angstprodukt ist. Skopeck blieb unbeeidigt, Marten und Sichel wurden von der Anklage des Mordes freigesprochen.

* * *

Wahrscheinlich — hier, wo, ohne Aktenkenntniß, ohne den unmittelbaren Eindruck der mündlichen Verhandlung, nur nach gewissenhafter Prüfung des allgemein zugänglichen Materials, ein Vaie seiner Ansicht den Ausdruck sucht, ist es sehr oft nöthig, in hypothetischen Sätzen zu sprechen —

wahrscheinlich wäre die Berufungsinstanz zu dem selben Urtheil gekommen, wenn nicht in den letzten Verhandlungstagen der berliner Kriminalkommissar das Gericht mit einer Enthüllung überrascht hätte. Martens Sache schien günstig zu stehen; schon hatte der Vorsitzende den Versuch des Staatsanwaltes, für seine knifflige Minutenrechnung die Ziffern aus der Zeugen dunklen Hirnen zu holen, mit allen Zeichen nervöser Ungebuld abgelehnt, zwischen Gerichtshof und Ankläger war es zu einem Konflikt gekommen, die Tragweite der Anklage war verengt worden und jeder Kriminalstudent hätte die Prognose gestellt: Das Gericht wird weder durch die Alibi-lücke noch durch die Bandenthür den Weg zu einer Verurtheilung suchen; es hat zwar Skopeck beeidigt, weil es keinen prozessualen Grund fand, diesen Zeugen seiner strafrechtlichen Verantwortung zu entziehen, aber es wird die steifen Mützen nicht für eine sicherere Sache halten als Falstaffs Bandenkampf mit den Steifleinenen. Da trat Herr von Baedemann an den Zeugen Tisch und bekundete: er habe Skopeck schon während des Ermittlungsverfahrens eingeschärft, nur vor Gericht auszusagen, sonst aber auf alle Fragen zu antworten, er wisse nichts; es sei also ganz natürlich, daß Skopeck zu Schneider und Melzer anders gesprochen habe als vor Gericht. Der Kommissar wird gefragt, warum er diese im höchsten Grade erhebliche Aufklärung nicht früher, nicht schon in erster Instanz gegeben habe; er antwortet: erst in den letzten Tagen habe er erfahren, daß Skopecks Glaubwürdigkeit durch Schneiders und Melzers Aussage erschüttert worden sei. Er habe sich zwar bis zum Schluß der ersten Verhandlung in Gumbinnen aufgehalten, im Hotel Kaiserhof gespeist, aber nur mit Offizieren und Regierungsräthen verkehrt und grundsätzlich nie über den Mordprozeß gesprochen. Dann sei er auf Dienstreisen gegangen, habe nur noch Lokalblätter gelesen und jetzt erst von dem dramatischen Intermezzo Schneider-Melzer gehört. Der Mann also, der dem Untersuchungsrichter, dem Staatsanwalt alle Fäden geliefert, die ganze Sache zum Prozediren gebracht hat, spricht in dem Städtchen, wo Wochen lang von Anderem kaum die Rede ist, nicht über den Prozeß. Er ist in Gumbinnen noch an und nach dem Tage, wo Schneiders und Melzers Aussagen dem Verfahren die allgemein verblüffende Wendung geben: er erfährt nichts davon. Sein Hauptzeuge wird unglaublich gemacht, die festeste Stütze seines schwierigen Ermittlungswerkes wird erschüttert: er weiß es nicht. „Sein“ Mörder wird freigesprochen: er ahnt nicht, warum. Er brauchte nur zu sagen, auf sein Geheiß habe Skopeck alle privaten Fragen wahrheitwidrig beantwortet, —

und das Ergebniß der Beweisaufnahme hätte ganz anders ausgesehen. Aber er kennt nicht Schneiders, nicht Melzers Befundung noch deren Wirkung. Mit den Offizieren und Regierungsräthen; die er des Verkehrs würdig findet, redet er vielleicht vom Wetter, von den Frühjahrsrennen, von Johannesburg und Peking, aber nicht von dem Prozeß, der ihn nach Ostpreußen geführt hat. Keinem Oberlieutenant und keinem Rath entfährt während der kritischen Tage am Stammtisch der Ruf: „Hören Sie mal, Herr Kommissar, der Skopeck scheint ja tabellos gestunkert zu haben!“ Sechsenddreißig Stunden nach der letzten Sensation erster Instanz reißt der Kommissar ab. Eine Woche hindurch und noch länger wird der Prozeß in der Presse leidenschaftlich erörtert: kein Echo dringt an sein Ohr. Er kehrt zur zweiten Verhandlung zurück, sucht vermuthlich die ihm früher Bekannten auf und glaubt noch immer, Skopecks Zeugniß sei durch die Aussage der Stallmannschaft entkräftet worden. Erst im letzten Stadium der Hauptverhandlung zweiter Instanz erfährt er die Wahrheit. Das hat der Kriminalkommissar von Baedmann beschworen.

Hätte er nicht schon in erster Instanz Alles zu sagen, was er irgendwie zur Sache anzuführen mußte, „nichts zu verschweigen und nichts hinzuzusetzen“? Konnte er, der sich einen Kriminalisten nennt, die Thatsache für unerheblich halten, daß er dem Hauptzeugen geheime Weisungen gegeben hatte, die dieses Zeugen Benehmen bestimmen und andere Zeugen in die Irre führen mußten? Was hatte denn sein Kollege Tausch gethan, als er von einer öffentlichen Meinung geächtet wurde? Er hatte sich, im Interesse des Dienstes, wie er glaubte, in foro bedenklicher Retizenzen schuldig gemacht. Auch Herr von Beckmann war gewiß überzeugt, sein Gesamtverhalten in Sachen Skopeck sei durch die Dienstpflicht bedingt. Ich bin nur ein Laie, muß aber offen sagen: Die Ermittlungen eines Beamten, dessen Interesse an einem von ihm angesträngten, für den Ruf seines Findertalentes so wichtigen Verfahren, einem Handel um Kopf und Kragen, so gering ist, daß er von der entscheidenden, ihn näher als jeden Anderen berührenden Wendung erst nach Monaten Kenntniß erhält, — die Ermittlungen eines solchen Beamten würde ich nicht als den Boden ansehen, auf dem fruchtbarem Grunde ein Todesurtheil reifen kann.

* * *

Den Staatsanwalt, der das Ermittelte in nächster Nähe sah, mög ähnliche Skrupel geplagt haben. Er beantragte gegen Marten zwölf Jal

Zuchthaus und hat, ihn nicht als Mörder, sondern als Totschläger zu verurtheilen; ein überlegter Mord schien ihm nicht ausreichend erwiesen. Schon der Seltenheit wegen sollte man solche Selbstkorrektur eines Anklägers rühmen; und die viel getadelte und verhöhte Konstruktion des Staatsanwaltes ist durchaus nicht unhaltbar. Danach läge die Sache so: Marten ist in seinem menschlichen und militärischen Ehrgefühl von Krosigk schwer gekränkt und schwört in seinem Herzen dem Schinder Rache; „der Hund muß heute noch Blut, noch Noth sehen“, sagt er und weiß selbst wohl nicht, ob er den störrigen Gaul meint, dessen Mucken er vor der Front ausbaden mußte, oder den Rittmeister, der den Unteroffizier zum Gespött der Schwadron machte; er trinkt Schnaps, gegen dessen Wirkung er nicht immun ist, in ungewohnter Menge, sieht im Korridor den Karabiner, in der Bändenthür die Schießcharten ähnelnden Böcher und in seinem labilen Empfinden, dem das Alkoholgift alle hemmenden Vorstellungen eingeschläfert hat, glimmt aus dem Branntwein ein Fünkchen auf: Hier gehts, hier kanns Keiner sehen; den Schwager, mit dem er sich längst im Haß gegen Krosigk getroffen hat, ruft er als Aufpaffer herbei; verscheucht mit der Suggestivkraft des Trunkenen Hockels schüchtern vorgebrachte Bedenken und schießt, — ohne Ueberlegung, ohne die verschiedenen Möglichkeiten der Thatwirkung in sein Bewußtsein aufgenommen zu haben. Warum nicht? Der Ueberlegende hätte den Rachedurst bei besserer, ungefährlicherer Gelegenheit gestillt. Doch das Oberkriegsgericht betritt nicht die von des Anklägers gewissenhafter Kunst dem tastenden Fuß gebaute Bretterbrücke, die, am Rabenstein hart vorüber, in das von Menschenhand zu schließende, von Menschenwillen zu öffnende Zuchthaus führt. Das Oberkriegsgericht geht ohne Wank bis ans Ende des Sühneweges. Skopecks Glaubwürdigkeit ist durch das beschworene Zeugniß des Kriminalkommissars wieder hergestellt. Skopeck hat an der Bändenthür einen Mann mit Unteroffiziersmütze, Mantel und schwarzem Schnurrbart gesehen. Marten war Unteroffizier, hat einen schwarzen Schnurrbart und ist, nach unbeanstandeten Zeugnissen, mit Mütze und Mantel kurz vor der That durch den Theil des Korridors gegangen, wo morgens der nachmittags vom Mörder besetzte Karabiner stand. Marten war von Krosigk mehr als ein Anderer der Schwadron gekränkt. Marten hat am Tage des Mordes gesagt: „Der Hund soll heute noch Blut sehen.“ Marten hat sich nach dem Mord fällig benommen, den Vorgesetzten, der die diensthabenden Unteroffiziere aussonderte, zu täuschen versucht, sein Alibi für die wichtigsten Inuten nicht nachzuweisen vermocht, als falsch erwiesene Angaben ge-

macht und sich dem Strafverfahren durch die Flucht entzogen, die er nur aufgab, weil seine Hoffnung, unterwegs Geld und Civilkleider zu bekommen, sich nicht erfüllte. Der Mitthäter, der zweite Mann, den Spector an der Bandenthür sah? Alle Anzeichen sprachen dafür, daß es einen solchen Helfer gab, und der Verdacht bleibt auf Hicel haften, ist aber nicht stark genug, um das Gewicht der Anklage tragen zu können. Das ergab, mindestens für die vom Gesetz verlangte Mehrheit des Oberkriegsgerichtes, die Beweisaufnahme. Der Gerichtshof hatte nicht, wie die Tribunale früherer Tage, auf die „zwei oder drei glaubhaftigen guten Zeugen, die von einem wahren Wissen sagen“, zu warten, nur die Ueberführung durch den Augenschein also gelten zu lassen, sondern in freier Beweismürdigung nach dem Inbegriff der Verhandlung zu urtheilen. Es sprach Hicel frei und Marten des Mordes schuldig.

* * *

Wo ist der Kriminalist von Erfahrung, der behaupten will und beweisen kann, ein auf solche Indizien gestützter Richterspruch sei in der deutschen Rechtsgeschichte auch nur der allerletzten Jahre unerhört und nur möglich geworden, weil von sieben Richtern fünf Offiziere waren? So, behauptet ein an passiver Kriminalerfahrung nicht armer Laie, wird bei allen Landgerichten im Deutschen Reich — und nicht da nur — judiziert; und dieser Laie kann seine Behauptung beweisen und hat eben deshalb nicht in das Wuthgeheul eingestimmt, als — er saß auch damals gerade in einer preußischen Festung — in Rennes Herr Drehsus auf Grund eines zehnfach stärkeren Indizienbeweises zum zweiten Mal verurtheilt wurde. Unerhört wäre nur der in der Presse erzählte Vorgang: das Oberkriegsgericht habe Marten der Gnade des Kriegsherrn empfohlen. Doch dieses Gerücht muß falsch sein. Denn da das Gericht die Ueberzeugung von Martens Schuld gewonnen hat, kann es in diesem Fall nicht den geringsten Grund anführen, der für eine Begnadigung spräche. Ein Gnadengesuch der Richter wäre hier der Beweis innerer Unsicherheit, die jedem Gewissenhaften den Schuldspruch verboten hätte. Ganz unklug und nur als Zeichen mangelnden Rechtsgefühles zu deuten ist auch der Rath mancher Zeitungschreiber, der König solle die Vollstreckung des Urtheils hindern. Wir haben keinen Caesar supra justitiam, wollen keinen haben. Ist das Urtheil wider Recht und Gesetz gefällt, dann muß es aufgehoben

oder durch die Wiederaufnahme des Verfahrens forrigirt, ist es dem Recht gemäß entstanden, dann muß es vollstreckt werden.

Und woher, da das Urtheil doch nicht unerhört sein soll, das ungeheure Aufsehen der Sache? Der Widerhall des Preßlärmes reicht zur Erklärung nicht aus; selbst Leute, die den Fetischglauben an bedrucktes Holzpapier längst verloren haben, sind diesmal ja in Bewegung gekommen. Auch das sonderbare Verhalten des Gerichtsherrn erster Instanz, der seine Privatüberzeugung von beider Angeklagten Schuld nicht in des Busens Tiefe barg und den freigesprochenen Hicckel im Gefängniß sitzen ließ, hätte nicht solchen Sturm entfesselt, hätte Verständige höchstens zu der Mahnung gestimmt, militärische Vorgesetzte möchten künftig ihr Urtheil über schwebende Strafprozesse zurückhalten, die von ihnen Untergebenen zu entscheiden sind. Die Mängel des Verfahrens sind nicht neu, nicht in Gumbinnen geboren worden. Immer und überall wird bei der Zeugenvernehmung gethan, als ähte sich jedes Zufallswörtchen, jeder dem Gaffer zunächst gleichgiltige Vorgang für Zeit und Ewigkeit ins Gedächtniß; immer wird die ideale Forderung eines Alibibeweises gestellt, der gerade der ehrliche Mann fast nie genügen kann; und beinahe immer wird dem Angeklagten der selten erbringbare Beweis zugeschoben, er habe die That, der er beschuldigt ist, nicht gethan. Wer aus dem Bannkreis heraustritt, den vorurtheilender Glaube an die weihevollste Prädetermination vorwärtsdrängender Kriminalkommissare und nachhinkender Untersuchungsrichter geschlagen hat, Der wird finden, in Gumbinnen sei im Grunde gar nichts bewiesen worden, nichts für und nichts wider, — nicht einmal, daß die Mordwaffe nachmittags noch auf der selben Stelle wie morgens stand. Auf solchen Flugland ward aber schon mancher Galgen gebaut. Offiziere richteten den der Ermordung ihres Kameraden Angeklagten, viele Zeugen sahen in den Richtern die Vorgesetzten, ein von einem Gerichtshofe freigesprochener Mann wurde, ohne daß die Beweislast gewachsen war, vom zweiten Gericht zum Tode verurtheilt: das Alles mußte beunruhigen, ist aber schon öfter vorgekommen, sogar, in etwas anderen Formen, auf den dunklen Irrgartenpfaden bourgeois Rechtspflege. Viel erklärt der Demokratengroll über die Sonderstellung des Soldaten, der Widerwille gegen ein Gericht, dessen Name schon verräth, daß es nur für Kriegszeiten und Kriegsdelikte gedacht war. Warum, fragt dieser Groll, wird der uniformirte Staatsbürger seinem ordentlichen Richter entzogen und in die Hände der Laien gegeben? Warum, lautet die Gegenfrage, habt gerade Ihr Grollenden dafür gekämpft, daß die schwersten Verbrechen

dem Laienurtheil unterstellt werden? Bei Gevatter Schneider und Handschuhmacher wäre Marten ja nicht besser aufgehoben gewesen. Oder doch? . . . Vielleicht. Geschworene hätten am Ende in Krosfigl einen Oger gesehen, ein Ungeheuer, gegen das jedes Mittel gilt, auch das letzte des ewigen Menschenrechts, das Mittel, das Stauffacher den Eidgenossen empfiehlt, und den Dragoner, ohne von seiner Unschuld überzeugt zu sein, freigesprochen. Den des Mordes schuldigen Tell, dessen Pfeil die Unschuld vom bösen Bogt befreit, umbraust stets der Jubel natürlich empfindender Herzen. Wie würden die Zuschauer toben, wenn des Kaisers Knechte den Schützen, der eine Gemeinschaft erlöst hat, ins Gefängniß schleppten! Und hier, scheint mir, ist der Schlüssel zum Herzensschrein der jetzt so Empörten zu finden. Das Tribunal ward ihnen zur Szene. Den alten Urstand der Natur sehnt ihr Wunsch herbei, wo der Mensch dem Menschen, selbst richtend, selbst rächend, gegenübertrat, das Feuer, das von den Höhlen her in dem nun aufrecht schreitenden Vierfüßler schlummert und ihn heute noch in Erobererzüge und Zweikämpfe treibt, flammt jäh auf und über alle bedenklichen Fragen nach krimineller Schuld oder Unschuld züngelt der Born an dem grausigen Gedanken empor, daß ein Mensch in Schmach sterben soll, weil er seinen Bedrücker erschlagen hat. Dem Oberkriegsgericht wird, ohne Begründung, vorgeworfen, es habe seine Zweifel an Martens Schuld zurückgedrängt, um ein furchtbares Verbrechen nicht länger noch ungefühnt, die Autorität, den Gott ihrer Standesgemeinschaft, nicht schutzlos zu lassen. Mit besserem Recht darf man aus dem Jubegriff der in der Presse von öffentlich Meinenden durchgeführten Verhandlung die Ueberzeugung schöpfen, daß die blinde Wuth nicht dem fehlbaren Urtheil noch der Militärjustiz gilt, sondern der Kulturschwachheit, die der Entschließung angeborne Farbe mit des Gewissens feiger Blässe angefränkelt und dem Gequälten das Nothstandsrecht der Natur geraubt hat, und daß Marten nicht als unschuldig Verurtheilter in die Märtyrerglorie gerückt, sondern als der Rächer aller im Rekrutenrock gerüffelten und geschundenen Bürgerhausöhne gefeiert wird, als der Mann, der den Oger unschädlich machte, als der im Lied fortlebende Dragoner, dessen sichere Hand mit tödtlichem Streich einen Drachen traf.



Crispi.

Während seines langen Lebens hat Crispi viel des Lobes und viel der Schmähungen erfahren. Mag sein, daß die Geschichte ihm einst ein Anrecht zuspricht auf einen Theil wenigstens der ihm zugeschriebenen Verdienste und ihn von einem Theil der ihm aufgebürdeten Schuld entlastet. Ist es doch das Wesentliche aller geschichtlichen Betrachtung, den Menschen erfassen zu wollen in der vielfältigen Gebundenheit an seine Umgebung und im Bann der in ihr herrschenden Tendenzen und Interessen, während die Zeitgenossen gewohnt sind, die sich vor ihren Augen abrollenden Ereignisse dem Verdienst oder der Schuld des Einzelnen zuzuschreiben und von einem Namen das Gute und Böse ausgehen zu lassen, das sich in ihm nur wie in einem Brennpunkt sammelt. Heute ist für eine Werthung Crispis, die seinen persönlichen Einfluß auf die Geschichte Italiens von der Verantwortlichkeit Anderer löst, die Stunde noch nicht gekommen. Die ganze Geduld des Historikers wird nöthig sein, um sich durch das Gespinnst von Legenden und Unwahrheiten hindurchzufinden, das dieses bewegte Leben umgiebt, und Helle in die Dunkelheit zu bringen, die schützend über Ereignissen der allerneuesten Geschichte ruht. Vielleicht wird die Gestalt Crispis ihm anders erscheinen als uns heute, weniger selbstherrlich und diktatorisch, weniger schuldig, dort von der Macht der Verhältnisse getrieben, wo wir glauben, ihn kühl und geschickt manövriren zu sehen, einem Selbstbetrug unterliegend, wo wir ihn des Verrathes und der kalten Berechnung zeihen. Wer aber heute schon von Crispi sprechen will, muß von Dem reden, was sein Name der Gegenwart verkörpert: von einem System und einer Regierungsmethode, die zu prüfen, zu wägen und zu leicht zu befinden, das Land überreichlich Zeit gehabt hat. Der frühere Crispi, der Revolutionär von Achtundvierzig, der an den Verschwörungen gegen die Bourbonen theilnahm, dessen Name eine der Konstriktionlisten eröffnete, der Verbannte, der in der Fremde Noth litt, der Prodictator von Sizilien unter Garibaldi, fällt nur so weit in den Bereich solcher Betrachtung, als ihm aus jener Zeit her ein bedeutendes Prestige geblieben ist, das er und die Seinen auszumünzen verstanden. Dies Prestige und ein Platz auf der äußersten Linken im italienischen Parlament waren ihm geblieben. Weiter nichts.

Das ungebändigte Temperament, das seiner revolutionären Thätigkeit Sprunghaftigkeit und innere Zerrissenheit gab und ihn unfähig machte, einsam mit Anderen einen Plan länger zu verfolgen oder sich gar unterordnen, erscheint in dem reiferen Staatsmann gebündigt. Der revolutionäre undzug seines Temperamentes zeigt sich noch in einer eisernen Energie, r Rücksichtslosigkeit ohnegleichen und einer Vereitwilligkeit, Verantwortungen

auf sich zu nehmen, die als moralischer Muth gelten müßte, wenn sie nicht an moral insanity gemahnte. Als eine scharf umrissene Persönlichkeit mit Ecken und Kanten, die sich auch im Greise nicht abgeschliffen hatten, wollte er keinem Menschen und keiner Idee Heerfolge leisten. „Bist Du Mazzinianer oder Garibaldiner?“ fragte ihn Petruccelli, als er ihn zum ersten Male im nationalen Parlament in Turin seinen Sitz einnehmen sah, und erhielt als Antwort: „Ich bin Crispi.“

Diesem potenzirten Persönlichkeitgefühl entsprach nicht, wie in den meisten Fällen, eine intensive Verletzlichkeit, ein empfindliches Ehrgefühl. Der Mann war vielmehr derb, dickfellig und zäh und besaß eine staunenswerthe Fähigkeit, sich oben zu halten und Situationen zu überwinden, denen jeder Andere unterlegen wäre. Zweimal ist er von der öffentlichen Meinung moralisch totgeschlagen worden: im Jahre 1877, als er zum ersten Male, im Cabinet Depretis, Minister des Innern war und die gemäßigte Partei die Beschuldigung der Bigamie*) gegen ihn erhob; dann nach der denkwürdigen Parlamentsitzung vom dreizehnten Dezember 1894, wo der Scandal der Banca Romana enthüllt wurde. Aus den Anlagen des parlamentarischen Kommissionsberichtes ging hervor, daß Crispi nach einander Summen von 50 000, 10 000, 25 000, 30 000 Lire u. s. w. erhalten hatte, daß sich ein seit drei Jahren verfallener Wechsel über 244 000 Lire uneingelöst bei der vertrachten Bank befand. Diese Enthüllungen, durch die auch viele Andere kompromittirt wurden, trafen ihn, als er Chef des Cabinets und Minister des Innern war. Jeder wäre in dieser Stellung durch sie unheilbar getroffen worden: an Crispi's dreister Haltung, an seinem brutalen Eingreifen — er ließ die Session schließen —, an der genialischen Pose glitt Alles ab. Er wollte den Glauben erregen — und es ist ihm bei Vielen gelungen —, daß es sich hier um Bagatellen handelte, die seine Persönlichkeit nicht an-

*) Das Familienleben Crispi's war außerordentlich unregelt und unwahr. Schon vor dem Jahr 1848 schloß er eine rechtsgiltige Ehe mit der Sizilianerin Felicità Valle. Im Jahre 1853 vermählte er sich in Malta mit Marie Montmasson, die ihm während der schweren Jahre des Exils treu zur Seite stand. Wie dann dem konservativen Corriero della Sera berichtet wurde, stellte sich in London die erste Frau wieder ein, ohne daß bekannt geworden wäre, wie Crispi diese Angelegenheit geregelt hat. Die Sizilianerin scheint nicht mehr lange gelebt zu haben. Marie Montmasson lebt noch heute, obwohl Crispi eine rechtsgiltige Ehe mit Donna Lina Barbagallo einging, die die Mutter seiner Tochter, der Herzogin von Linguaglossa, ist. Diese dritte Ehe schließlich machte er im Jahre 1878, während er Minister des Innern war, dadurch möglich, daß er die in Malta geschlossene Ehe für ungiltig erklären ließ und die Formalitäten der neuen Heirath ohne das legale Aufgebot durchsetzte. Der wegen Diebstahls verurtheilte Sohn Crispi's ist das Kind keiner dieser drei Frauen.

taften konnten. Doch so moralisch sichfest er sich zeigte: es hätte ihm wenig genügt, wenn nicht die politische Erziehung im Lande noch rückständig, das unmittelbare politische Milieu weniger korrupt gewesen wäre.

Mit diesem Milieu zu rechnen, hat Crispi verstanden wie kein Anderer. Er wußte, daß gemeinsame Schuld die Menschen fester verkittet als gemeinsame Prinzipien und Ideale. Und wenn man alle Wandlungen in seinem Leben auch durch wirklich veränderte Ueberzeugung verstehen, seine Mißgriffe als unverschuldete Irrthümer deuten wollte, wenn man das Aktienmaterial über die Banca Romana ignoriren könnte, wie es ohne die Thätigkeit Cavallottis und Colajannis ignorirt geblieben wäre, so genügt die Geschicklichkeit Crispis, die allerfaulsten und korruptesten Eliquen für sich zu erhalten und auszunutzen, um einen Makel auf seinem Namen zu lassen. Als Sizilianer von der Liebe der Südländer für seine Heimatherde erfüllt, hat er nie zu der Korruption der Insel eine andere Stellung eingenommen als etwa die des Bodenbestellers, der von all der Verwufung eine erhöhte Tragkraft seines Aders erwartet. Vieles spricht gegen Crispi; doch wenn, auch alles Andere schwiege, so würde die Allmacht der vornehmen Maffia, die Sizilien um alle Kraft und alle Würde zu bringen droht und der Crispi während seiner langen Regierung nie ein Hinderniß in den Weg gelegt, die er vielmehr erhalten und verwerthet hat, mit nicht zu übertönder Stimme gegen ihn sprechen.

Wenn wir das Leben verfolgen, das nach langem Todeskampfe am elften August erloschen ist, so kann uns nicht entgehen, daß über seinem Wirken ein tragisches Verhängniß, Etwas wie der Fluch der Unfruchtbarkeit, liegt, eine eigene Gesetzmäßigkeit, nach der die eine That die andere aufhebt und nichts bleibt als Dede. Von den Jugendidealen nichts, von den Programmsätzen des reiferen Mannes nichts, nichts von der größenwahnsinnigen Politik des Greises. Viel Kampf und Arbeit und Mühsal, — und keine Frucht für das Land.

In einer berühmt gebliebenen Programmrede entwickelte Crispi seinen sizilianischen Wählern 1865 sein demokratisches Programm. Er war schon damals sechsundvierzig Jahre alt, also kein Jüngling mehr: die große Kluft zwischen Dem, was er versprach, und Dem, was er gehalten hat, ist nicht die zwischen den Aspirationen des halbreifen Träumers und der Lebenserfahrung des Mannes, sondern eine andere, nicht weniger typische: die zwischen dem nach politischer Macht Strebenden und dem zu ihr Gelangten. Die Hauptsätze seines Programms: allgemeines Wahlrecht, Wählbarkeit beider Kammern, Tagegelder für die Abgeordneten, Verantwortlichkeit der Minister, Verminderung des staatlichen Verwaltungspersonals, allmähliche Ersetzung des stehenden Heeres durch die Bürgerwehr, gerechtere Vertheilung der Steuerlast u. s. w., haben der damals regirenden Rechten scharf zugesetzt. Crispi

aber hat sie nicht weiter verwertbet. Als dann 1876 die Linke die Zügel der Regierung in die Hand nahm und zunächst die Erweiterung des Wahlrechtes durchführte, trat Crispi zum ersten Mal auf wenige Monate als Minister des Innern in das Ministerium Depretis. Die schon erwähnte Angelegenheit seines Privatlebens zwang ihn zum Rücktritt. Doch hat seitdem das allmähliche Abgehen von seinem demokratischen Programm und seine Evolution nach rechts bis zu ihrem extremen Punkt, dem Bündniß mit der Rechten und der imperialistischen Politik, keine Unterbrechung mehr erfahren.

In dieser Verwandlung stand Crispi nicht allein. Der ganze Parteiorganismus der „historischen Linken“, deren leader er seit 1876 war, ging seiner Auflösung entgegen. Vom ersten Ministerium Depretis bis zu dem Tode dieses Staatsmannes lief die Politik seiner Partei, abgesehen von der Erweiterung des Wahlrechtes, auf eine praktische Verleugnung ihres Programmes hinaus, die am Klarsten in der Finanzpolitik zum Ausdruck kam. Man wollte die gerade die ärmeren Klassen belastenden Verbrauchssteuern verringern: sie stiegen von 422 auf 603 Millionen; man wollte das mühsam erreichte Gleichgewicht des Staatshaushaltes festigen und brachte es für das Finanzjahr 1887/88 auf ein Defizit von 72,43 Millionen; die administrativen Ausgaben sollten vermindert werden: sie wuchsen von 289 auf 383 Millionen. Der wirtschaftliche Liberalismus war von Depretis in zahllosen Wendungen als von dem politischen unlösbar bezeichnet worden; und als nach des Präsidenten Tode Crispi an seine Stelle trat, lagen hohe Zölle auf dem Getreide, Zucker, Petroleum und der Zollkrieg mit Frankreich war im Beginnen.

Die Linke als Programmtheit hatte zu existiren aufgehört. Crispi vertraute der Kraft seiner Persönlichkeit und hielt es für unnöthig, die Sachlage zu verschleiern. Die Unternehmungen in der 1885 erworbenen Kolonie Massaua waren im Gange, gewaltige öffentliche Arbeiten, bei denen es sich ein großer Schwarm von Spekulanten wohl sein ließ, waren begonnen. Geld wurde gebraucht und Crispi nahm kein Blatt vor den Mund, verwarf die demokratisirende Politik, für die er einst so eifrig eingetreten war, und forderte in der turiner Programmrede eine „logische Finanzwirtschaft“. Am siebenten August übernahm er mit der Präsidentschaft die Ministerien des Außern und Innern; und im November erhob ein königliches Dekret den Kornzoll von drei auf fünf Lire für den Doppelcentner.

In diese Zeit fällt einer der schwersten Mißgriffe der crispi'schen Politik die verletzende Behandlung Frankreichs. Die im Dezember 1887 mit Deutschland und Spanien geschlossenen Verträge konnten kein A quivalent für Schaden bieten: mit den am ersten März des folgenden Jahres in Kraft tretenden autonomen Tarifen verschlossen sich den italienischen Produkten französischen Märkte fast völlig, zu schwerem Schaden der Landwirthsch

Aber Crispi's Macht war damals so fest gegründet, der Glaube an den Erfolg seiner hochtrabenden äußeren Politik so stark, daß die schwere landwirthschaftliche Crisis ihn nicht erschütterte. Was ihn zwang, vom Ministerium zurückzutreten, war seine unvermittelte Brutalität der gemäßigten Partei gegenüber, so daß er, der der Volksvertretung so viele Gründe zum Mißtrauen gegeben hatte, einem unvermutheten Sturm erlag.

Als man den fast fünfundsiebzigjährigen Mann wieder zur Regierung berief, war es mit jeder liberalen Fiktion vorüber. Man wandte sich an ihn, weil seine eiserne Faust Ruhe in dem eine schwere wirthschaftliche Krise durchmachenden Land schaffen sollte. Das von ihm Erwartete hat er durchgeführt. Die Aufstände in Sizilien und in der Lunigiana wurden niedergeworfen, die Kriegsgerichte verurtheilten Duzende zu Kerkerstrafen von zwanzig und mehr Jahren. Dem Ganzen wurde die Krone aufgesetzt durch die politischen Ausnahmegesetze, die Einführung des Zwangsdomizils als administrativer Maßregel gegen den „revolutionären“ Parteien Angehörige, die Abschaffung die Geschworenengerichte für politische Verbrechen und Vergehen. Sizilien, die Heimathinsel des Ministers, hat sich noch heute nicht ganz von dem blinden Zerstörungswerk erholt, das er „im Interesse der öffentlichen Ordnung“ verursacht hatte.

Während dieses letzten Ministeriums, in dem Crispi Saracco und Sonnino vereinigt hatte, wurde der unselige Krieg um Aethiopien unternommen, von dem man eine Ablenkung der inneren Gährung hoffte. Nach diesem letzten Zusammenbruch gab es kein Erheben mehr. In seiner Anpassung an das Milieu der hohen Sphären der Politik war Crispi zu weit gegangen. Die Entwidlung vom revolutionären Republikaner zum konstitutionellen Demokraten und von hier zum Liberalen hatte die politische Bedeutung des Staatsmannes erhöht; der Versuch, sich noch weiter nach rechts zu bewegen, machte seiner Karriere ein jähes Ende.

Die Megalomanie der crispischen Colonialpolitik, die Täuschung über die wirkliche Kraft des Landes und die Verkennung Dessen, was ihm fehlte, ist auf den Seiten der „Zukunft“ vor einigen Jahren schon von Lombroso — vom psychiatrischen Standpunkt aus — behandelt worden. Die Untauglichkeit der militärischen Organisation, die mangelhafte Ausstattung und Verlegung der Truppen, die schamlose Spekulation der Armeelieferanten, all wüste Gewirr von Schuld und Unverstand, dessen Endpunkt Abba-Karima ;, gehört in den Bereich der sozialen Pathologie.

Das Land war müde und übermüde, an seinem lebendigen Leibe Versuche stellen zu lassen. In Pavia riß das Volk die Eisenbahnschienen auf, um Abfahrt neuer Truppen nach Afrika zu verhindern. Eine mächtige revo-
näre Zuckung erschütterte ganz Italien. Crispi, der als Sohn der Revo-

lution begonnen hatte, wurde von dem drohenden Anschwellen der neuen revolutionären Bewegung, an dem er die Schuld trug, fortgeschwemmt.

Damit fand seine Laufbahn ihren Abschluß. Eine Riesenenergie, Intelligenz und staatsmännischer Blick haben am Ende nichts gelassen als einen dramatischen Zusammenbruch unter den Verwünschungen des ganzen Landes. Was Crispis Macht so breit und gefestigt erscheinen ließ, seine Rugbarmachung des Schlechtesten, des Ungesunden und Parasitären, das vom Volksleibe lebte: Das ließ auch sein ganzes Thun unter den Fluch der Sterilität fallen. Das Land hat seinen Tod nicht abgewartet, um über sein System fortzuschreiten, — zu gesunderer, fruchtbarer Entwidlung.

Genua.

Oda Olberg.



Der Hahn.

Bisher hatte Susanne sich noch nicht auf die Suche nach dem Schönen gegeben. Erst im Alter von drei Monaten und zwanzig Tagen that sie.

Im Speisezimmer wars. Dieses Zimmer trägt ein gewisses alterthümliches Gepräge, mit seinen buntbemalten Tellern, steinernen Krügen, zimmernen Kannen und venetianischen Gläsern, die rings auf den Streden herumstehen. Susannes Mama, als Pariserin auf jede Art von Bibelots erpicht, hat das Alles gesammelt. Susanne sieht in ihrem weißen Kleidchen unter dem alten Trödel doppelt frisch aus; und wer sie so mitten drin erblickt, sagt sich: Das ist nun wirklich etwas ganz Neues!

Ihr ist das Porzellan aus Urogroßvaters Zeiten, sind die geschwärzten Bilder und großen Kupferplatten gleichgiltig. Ich bin überzeugt: später wird dieser Krimskrams phantastische Ideen und wunderbare, entzückende Träume in ihrem Kopf wecken. Sie wird Visionen haben und, wenn ihr Geist dazu reicht, im Einzelnen und im Ganzen jene hübsche Einbildungskraft dabei walten lassen, die das Leben verschönt. Ich werde ihr tolle Geschichten erzählen, die nicht viel unwahrer sind als andere Geschichten, aber viel schöner. Ich möchte Allen, die ich liebe, ein Körnchen Verrücktheit wünschen. Das macht das Herz froh. Vorläufig lächelt Susanne noch nicht einmal dem kleinen Bacchus auf seiner Tonne zu. Man ist erst im Alter von drei Monaten und zwanzig Tagen.

Also: an einem Morgen wars, an einem Morgen in lichtigem Grau. Winden, an wildem Wein emporgerant, rahmten das Fenster mit ihren verschieden gefärbten Kelchen ein. Wir plauderten wie Leute, die nichts zu sagen haben. Eine jener Stunden, wo die Zeit dahingleitet wie ein ruhiger Strom. Man meint, sie fließen zu sehen; und jedes Wort, das man spricht, hört sich an wie ein Kieselstein, den man hineinwirft. Ich glaube, wir unterhielten uns über die Farbe von Susannes Augen; ein unerhöpliches Thema. „Sie sind schieferblau.“ „Sie haben einen Ton wie Altgold oder wie Zwiebelsuppe.“ „Grünliche Reflexe haben sie.“ Alles richtig; denn sie sind einfach wunderbar.

Eben erschien Susanne; in diesem Augenblick hatten sie die Farbe des Wetters: ein hübsches Lichtgrau. Auf dem Arm ihrer Bonne kam sie herein. Der gute Ton hätte den Arm der Amme verlangt. Aber Susanne macht es wie das Rämmchen bei Lafontaine und wie übrigens alle Rämmer: sie trinkt an der Brust ihrer Mutter. Ich weiß wohl, man hätte bei so bäurischer Gepflogenheit den Schein wahren und eine Trodenamme nehmen sollen. Eine Trodenamme hat riesige Nadeln und Bänder an ihrer Haube, gerade wie eine andere Amme; nichts fehlt ihr als die Milch. Mit der hat ja aber nur das Kind zu schaffen, während die Nadeln und die Bänder von Allen gesehen werden. Wenn eine Mutter die Schwäche besitzt, selbst zu stillen, dann nimmt sie, um ihre Schande zu verbergen, eine Trodenamme. Doch Susannes Mama ist ein Sausewind, der gar nicht an diesen schönen Brauch gedacht hat. Die Bonne unserer Susanne ist ein junges Bauernmädchen, das direkt aus seinem Dorf kommt, wo es sechs bis acht kleine Geschwister großgezogen hat, und das vom Morgen bis zum Abend seine Lothringer Liedchen singt. Man hatte ihr einen Tag freigegeben, damit sie sich Paris ansehen könne. Entzückt war sie zurückgekehrt: sie habe so wundervolle Nadieschen entdeckt! Auch das Uebrige gefiel ihr; hauptsächlich aber hatten die Nadieschen ihre Bewunderung erregt. Selbst nach Hause schrieb sie darüber. Mit solcher Einfalt ist sie wie geschaffen für Susanne, die von der ganzen Welt nur die Lampen und die Glaskaraffen zu sehen scheint.

Als Susanne kam, wurde es sehr heiter im Zimmer. Wir lachten ihr, sie lachte uns entgegen. Wenn man einander lieb hat, giebt es immer Mittel und Wege, sich zu verständigen. Die Mama streckte ihre runden Arme, die — an einem Sommermorgen genirt man sich nicht — die weiten Ärmel des Peignoirs fast freiließen, nach ihr aus und Susannes Puppenärmchen, die sich in den engen Piquésärmeln kaum rühren konnten, strebten dem anderen Armpaar zu. Sie spreizte die Fingerchen, so daß fünf rosige kleine Strahlen aus jedem Ärmel hervortauchten. Entzückt nahm die Mutter sie auf den Schoß und wir alle drei waren vollkommen glücklich; — vielleicht, weil wir gar nichts dachten. Dieser Zustand konnte nicht von Dauer sein. Susanne, die sich über den Eßtisch neigte, machte die Augen auf, so weit, daß sie kugelrund wurden, und suchte mit ihren Ärmchen herum, als ob sie von Holz seien; so sahen sie eigentlich auch aus. Staunen und Bewunderung sprachen aus ihrem Blick. Ueber die rührende, heilige Stumpfheit ihres Gesichtchens sah ich Etwas wie eine vergeistigte Regung gleiten. Dann schrieb sie auf, wie ein verwundetes Bögelchen.

„Vielleicht eine Stecknadel, die sie gepiekt hat,“ meinte die Mutter, die zum Glück sehr für die Realitäten des Lebens eingenommen ist. „Diese englischen Sicherheitnadeln gehen auf, ehe mans ahnt; und Susanne hat acht an sich!“

Nein; es war keine Stecknadel, die sie gereizt hatte: die Liebe zum Schönen wars. Die Liebe zum Schönen, im Alter von drei Monaten und zwanzig Tagen? Gewiß; denn halb den Armen der Mutter entglitten, krabbelte Susanne mit den kleinen Fäusten auf dem Tisch herum; und da sie Schulter und Knie zu Hilfe nahm, gelang es ihr, leuchend, prustend, einen Teller zu ergreifen. Ein alter straßburger Maler — es muß ein schlichter Mann gewesen sein; Triebe seinem Gebein! — hatte einen rothen Hahn darauf gemalt. Diesen Hahn wollte Susanne haben; nicht, um ihn zu essen, sondern eben nur, weil sie ihn schön fand. Ihre Mutter, der

ich diese einfache Schlussfolgerung mittheilte, gab mir zur Antwort: „Wie dumm Du doch bist! Hätte Susanne den Hahn packen können, so hätte sie ihn gleich in den Mund gesteckt, statt ihn zu betrachten. Geistreiche Leute haben wirklich manchmal keinen Verstand.“

„Das hätte sie allerdings unfehlbar gethan“, erwiderte ich. „Das beweist jedoch nichts, als daß ihre verschiedenen Fähigkeiten einstweilen nur den Mund als Organ besitzen. Sie hat ihren Mund geübt, ehe sie ihre Augen übte, und sie hat recht gethan. Jetzt ist ihr der geübte, empfindliche Mund noch das am Besten bekannte Mittel, über das sie verfügt. Sie ist verständig genug, Gebrauch davon zu machen. Ich sage Dir: Deine Tochter ist die Weisheit in Person! Gewiß hätte sie den Hahn in den Mund gesteckt, aber als etwas Schönes, nicht als etwas Genießbares. Denke nach: ist diese Gewohnheit, die bei kleinen Kindern als Handlung auftritt, nicht der Sprache der Erwachsenen im Bilde verblieben? Wir sagen: ein Gedicht genießen, ein Gemälde, eine Oper genießen.“

Während ich diese Ideen entwickelte, die, in unverständlichem Raubertwisch vorgetragen, bei der philosophischen Welt sicher Anklang fänden, hieb Susanne mit ihren Fäusten auf den Teller ein, bekrachte ihn mit ihren Nägeln und unterhielt sich — und in wie reizendem, geheimnißvollem Geplauder! — mit ihm; dann drehte sie ihn mit Holterpolter um. Sehr geschickt ging sie dabei freilich nicht zu Werke, denn ihren Bewegungen fehlte es an Sicherheit. Aber eine Bewegung, mag sie noch so einfach erscheinen, ist sehr schwer auszuführen, wenn man sie nicht geübt hat. Und woher soll mit drei Monaten und zwanzig Tagen die Übung kommen? Man bedenke, wie viele Nerven, Knochen und Muskeln es zu regiren gilt, nur um den kleinen Finger zu heben. Darwin, der ein feiner Beobachter war, wunderte sich, daß kleine Kinder lachen und weinen können. Er schrieb einen dicken Band, um zu erklären, wie sie es anstellen.

„Wir Gelehrten sind erbarmungslos“, sagt Herr Zola. Zum Glück bin ich kein so großer Gelehrter wie Herr Zola. Ich bleibe an der Oberfläche, ich mache keine Experimente mit Susanne und begnüge mich, sie zu beobachten; wenn ich es nämlich kann, ohne sie zu stören. Also sie krazte an ihrem Hahn herum, verdukt, nicht begreifend, daß ein sichtbarer Gegenstand sich nicht anfassen lasse. Das ging über ihren Verstand, wie Alles überhaupt. Das gerade macht sie ja so entzückend. Kleine Kinder leben in einer Wunderwelt; Alles ist ihnen wunderbar; darum liegt auch Poesie in ihren Blicken. Sie sind bei uns und doch in anderen Regionen. Das Unbekannte, das Göttliche umgiebt sie.

„Kleines Märchen!“ sagt die Mutter.

„Liebes Kind, Deine Tochter ist unwissend, aber nicht unvernünftig. Wenn man etwas Schönes sieht, wünscht man, es zu besitzen. Das ist ein natürlicher Hang, den die Götter vorgelesen haben. Vöragers Zigeuner sind mit ihrem Wahlspruch ‚Sehen ist haben‘ höchst weise. Wenn alle Menschen dächten wie sie, gäbe es keine Civilisation und wir lebten nackt und ohne Kunst dahin, gleich den Feuerländern. Du denkst anders. Du hast eine Vorliebe für alte Decken und Stickereien, auf denen Störche unter Bäumen hinwandeln, und behängst damit alle Wände. Daraus mache ich Dir nicht etwa einen Vorwurf; beileibe nicht! Aber nun begreife auch Susanne mit ihrem Hahn.“

„Ich begreife sie; sie ist wie Klein-Peter, der nach dem Mond im Wasser-

eimer haschte. Du wirst doch aber nicht behaupten wollen, daß sie einen gemalten Gockel für einen wirklichen ansieht; einen wirklichen hat sie ja noch nie gesehen.“

„Nein, aber sie nimmt eine Illusion für Realität. Und zum Theil tragen die Künstler die Verantwortung für diesen Irrthum. Es ist schon ziemlich lange her, seit sie mit Hilfe von Linien und Farben die Gestalt der Dinge nachzuahmen suchen. Seit wie vielen tausend und abertausend Jahren ist der wackere Höhlenmensch tot, der ein Mamuththier nach der Natur auf eine Elfenbeinklinge ritzte! Eine wunderbare That, daß sie nach so langen Anstrengungen in den Künsten der Nachahmung endlich weit genug sind, um ein kleines Ding von drei Monaten und zwanzig Tagen täuschen zu können! Der Schein! Wen trägt er nicht? Sogar die Wissenschaft, die man uns überall als Schibboleth preist: geht sie über Das hinaus, was scheint? Was findet der Herr Professor unter dem Glase seines Mikroskops? Schein und nichts als Schein! 'Eitel Lügen sind, die uns bewegen', sagt Euripides.“

So sprach ich und schickte mich an, die Verse des Euripides zu kommentiren, hätte auch ohne Zweifel noch manchen tiefen Sinn darin gefunden, an den der Sohn der Grünzeughändlerin nie gedacht hat; doch das Milieu wurde allmählich höchst ungeeignet für philosophische Betrachtungen: Susanne, der es nicht gelingen wollte, den Hahn von seinem Teller loszubekommen, gerieth in eine Wuth, die sie roth wie eine Päonie machte, ihre Nase nach Art der Kaffernasen verbreiterte und ihre Backen über Augen und Brauen bis hoch in die Stirn hinaufzog. Diese Stirn, plötzlich roth und entstellt, mit Höckern und Höhlen, von Falten nach allen Richtungen durchfurcht, glich jetzt einem vulkanischen Boden. Der Mund dehnte sich bis zu den Ohren hin und zwischen den Kiefern drang ein barbarisches Gebrüll hervor.

„Bravo“, rief ich. „Das nennt man ‚Ausbruch der Leidenschaft‘. Nur den Leidenschaften nichts Böses nachgesagt! Alles, was Großes geschieht auf der Welt, stammt von ihnen. Und hier sehen wir, wie einer ihrer Blicke ein ganz kleines Kind so schrecklich macht wie ein chinesisches Götzenbild. Meine Tochter, ich bin zufrieden mit Dir. Mögest Du starke Leidenschaften haben, mögen sie wachsen und groß werden mit Dir! Und wenn Du später ihre unbeugsame Herrin geworden bist, wird ihre Kraft Deine Stärke sein und ihre Größe Deine Schönheit. Auf den Leidenschaften beruht der ganze sittliche Reichthum der Menschen.“

„Was für ein Höllenlärm!“ rief Susannes Mama; „man hört sein eigenes Wort nicht mehr zwischen einem Philosophen, der Unsinn schwätzt, und einem Baby, das einen gemalten Gockelhahn für weiß Gott was ansieht. Wahrhaftig: wir armen Frauen haben unseren gesunden Menschenverstand recht nöthig, um mit einem Mann und Kindern durchs Leben zu kommen!“

„Deine Tochter“, erwiderte ich, „hat soeben zum ersten Male das Schöne gesucht. Das ist der Reiz des Abgrundes, würde ein Romantiker sagen. Das ist — sage ich — die natürliche Bethätigung edler Geister. Doch allzu früh soll man sich ihr nicht hingeben; und nie mit unzulänglichen Mitteln. Liebe Gattin, Du verfügst über Zauberkräfte, Susannes Schmerz zu stillen: enthülle sie und bring Deine Tochter zur Ruhe!“



Sudermann als Bekenner.

Sudermann über Johann Wolfgang Goethe —: ein schönes Thema, nicht wahr? Und kein Thema nur, kein Vorwand, um den eigenen Geist leuchten, die eigene Belesenheit und das eitle Gepränge eines zusammengeborgten Wortstaates paradiren zu lassen. Nein: nicht so ist dem Mann zu Muth, der das unpriesterliche Geschäft des Be- und Absprechens durch Sauberkeit des Amtirens wenigstens einigermassen vor Gott und Menschen zu rechtfertigen sucht. In der feierlichen Stille hell leuchtender Ferientage, wo die oft so unnatürlich in die Gleise alltäglicher Handwerkerei gezwungenen Gedanken wie zur Zeit ihres ersten Erwachens flügge werden und alle Regungen des Gemüthes sich zur natürlichen, triebmäßigen Einfachheit allmählich zurüdfinden, ist die Gefahr nicht groß, in die Fallgrube paradox übertünchter Ungerechtigkeit zu gerathen. Eher schon die entgegengesetzte, durch Lob über Gebühr emporzureden und auf geringen Erhebungen allen Ernstes Höhenmessungen vorzunehmen. Herr Sudermann wird selbst zugeben, daß Dies die rechte Stimmung ist, ihm zu horchen, der rechte Weg, sich ihm zu nähern, die rechte Weihe, um in die Abgründe seiner Bekennerworte niederzutauchen. Das Genie des Herzens, „das die tölpische und überträsche Hand zögern und zierlicher greifen lehrt, den verborgenen und vergessenen Schatz, den Tropfen Güte und süßer Geistigkeit unter trübem dicken Eise erräth und eine Wünschekruthe für jedes Korn Goldes ist“: es steht während der Mitsommergluth im Perihelium seiner Erdennähe und weiß alle Kulturmenschen zu bannen. Sogar den Kritiker, der den Einfall hatte, Sudermanns Goethe-Reden in den Reisekorb zu stecken.

Nun, überfrachtet hat es ihn nicht, dies sudermännische Goethe-Bekennniß. Kaum drei Bogen Kleinoktav, redlich schlecht gedruckt, wie es hier des Landes so der Brauch, die Unsitte ist. Damit schüttet der gespiellteste, gelesenste, von den Herolden unserer Kritik gelobteste, von zarten Mädchenschospen angeschwärmteste Führer unseres modernen Schriftthums sein Herz aus über Das, was das allgemein gebildete Gewissen als die brennendste aller Kulturfragen beunruhigt. Ein rühmendwerthes Zeugniß der Bescheidenheit, das fleißige Nachsinerung verbiente, wenn, was sie kündigt, der Knappste, reifste, trüchtigste Ausdruck jener unvergleichlichen Lebens- und Weltweisheit ist, die wir der Geberlaune überragender Geister danken. Jener Weisheit, die, nach einem indischen Spruch, die Zeit zum Stehen bringt und unseres Glückes wahres Wesen ausmacht; die uns reicher, stiller, vornehmer, in allem Wesentlichen anspruchloser, im Alltäglichen genügsamer macht; die den plärrenden Geklapper unserer Worte Etwas von jener sagenhaften Harmonie der Sphären beimischt, nach der uns ein Leben lang bangt. „Wer die weite

Reise zur Nachwelt vorhat, darf keine unnütze Bagage mitschleppen; denn er muß leicht sein, um den langen Strom der Zeit hinabzuschwimmen. Wer für alle Zeiten schreiben will, sei kurz, bündig, auf das Wesentliche beschränkt: er sei, bis zur Rargheit, bei jeder Phrase und jedem Wort bedacht, ob es nicht auch zu entbehren sei.“ So Voltaire, dem Schopenhauer den köstlichen Spruch abgehört hat. Wird Herr Sudermann mirs verargen, wenn ich mit solchen Ansprüchen an sein Gedrucktes herantrete? Darf der Mann es thun, dessen Schriften in zusammen dreihundertsiebenundzwanzig deutschen Auflagen über die Kulturwelt verbreitet sind? Der gespielt wird, wo immer die Bretterkunst gedeiht, und der sich, mit schluchzender Stimme, rühmt, im Bunde mit der göttlichen Sarah das gegen deutsche Produkte so spröde verschlossene Paris erobert zu haben?

Aber —: introite. Der geeignete Leser überzeuge sich selbst, prüfe und urtheile selbst; ich will seinem Urtheil nicht vorgreifen. Was mich betrifft, so hatte ich ein ungewöhnliches Maß seelischer Hemmungen zu überwinden, also jenes Heer stets wacher ästhetischer Empfindungen, die Kritik, Urtheil, Geschmack bestimmen, um durch dieses klapperdürre, unsagbar leere und banale Opusfolum mich hindurchlesen zu können. Buchstäblich zu wiederholen, was jeder berliner, durch einjährig-freiwillige Bildung nicht übel präparirte Bezirksvereinsredner gegen die Lex Heinze auf dem Gewissen hat oder dem Tagesschriftsteller die drängende Hast des Augenblicks an common oder nonsense in die Feder treibt: dazu sollte sich der Mann zu gut sein, der aus der Allerweltmaske des großen Theatralikers zu Hunderttausenden zu sprechen pflegt und dessen — in vorläufig dreihundertsiebenundzwanzig deutschen Auflagen verbreitete — Schriften an passenden Situationen, klug erfonnenen Verwickelungen, richtigen Beobachtungen des gesellschaftlichen Scheinwesens, klugen, manchmal nur allzu pathetisch aufgebrauchten Wendungen reich sind und mitunter sogar bis zu den Gegenden des Gemüthes vordringen, von wo die Worte sprießen. Wenn wir mit den Erwartungen, die durch diese Leistung und ihren Erfolg gerechtfertigt werden, an das Schriftchen herantreten, so ist es begreiflich, daß wir lauschend Halt machen, wo vom deutschen dichterischen Idealismus der Epigonenzeit, von der modernen Welt, von der Wandelbarkeit der Sitte, von der Atmosphäre, die der Schaffende athmen muß, um zu gedeihen, vom kulturwidrigen Aesthetenthum und ähnlichen wichtigen Dingen die Rede ist, weil wir nach klärenden Aufschlüssen und Mittheilungen aus der Werkstatt eines allseitig interessirten, über den Parteien stehenden, im Schauen tieferer Zusammenhänge geübten, im Erkennen der wahren Kulturbedürfnisse selbst dem Philosophenverstand weit voraneilenden Dichters uns sehnen. Wenn wir heute die Forderung der Gewissensfreiheit wieder erheben, wieder zu erheben durch die politischen Zeitumstände gezwungen sind,

so setzen wir voraus, daß unsere Vorkämpfer diesen Centralbegriff nicht wie eine vertrocknete Mumie behandeln, in die sie mühsam des Lebens Sinn und Bedeutung wieder hineininterpretiren, nicht, wie der Gelehrte, seinen Beziehungen zu Gewesenem und Vergangenen in dem Staub der Bücher und dem Schutt verfallener Steine nachspüren, sondern daß sie sein Wesen aus der Noth des Tages, aus den Zwecken der Daseinserhaltung und Lebenserhöhung ableiten und zu den Tendenzen unserer Entwicklung in Beziehung zu setzen wissen. Sollte Das nicht vor Allem der Dichter, der Seher können, der in seiner Einsamkeit mit der Zukunft so vertraut verkehrt, wie wir es kaum mit der Gegenwart thun? Und ist er nicht aus diesen natürlichen Gründen Bundesvater geworden, weil vorausgesetzt wurde, er könne mehr als jedes andere banale Vereinsmitglied, mehr sogar als ein Mommsen der Goethefamilie Ziele geben und deuten? Aber nun lese man die Goethereden des Mannes, der, mit deutlich spürbarer Spitze gegen die Aestheten, sein Kulturgewissen im Kunstgewissen rühmt . . .

Kein Wunder daher: der Goethe-Bund ist tot. Vielleicht nicht als Vereinsstatut und Vereinskasse; ich weiß es nicht. Aber als Bund freier Geister, der im Namen des großen Geisterbeschwörers alle Regsamkeiten sich angliedert, die im deutschen Lande aus der Bahn aufwärts strebender Entwicklung Strauchelsteine und Widerstände zu entfernen trachten, der alles muthige Forschen, Sagen und Suchen anfeuert und Waffen zu seinem Schutze vor den Blöden, den Dummen, den Rückständigen schmiedet, hat er eine Thätigkeit nie ausgeübt, eine Wirksamkeit nie entfaltet. Warum nicht: darauf geben Sudermanns Goethereden die verblüffend deutliche Antwort. Denn sie sind fast mehr noch als durch ihre vulgäre Gemeinpläßigkeit und die zwischen ihren Banalitäten gährende Leere durch Das bezeichnend, was sie vermissen lassen: durch den völligen Mangel an Ueberblick über die allgemeine europäische und die besondere deutsche Kulturlage, die zur Ab- und Gegenwehr eher gedrängt wurde, als sich dazu gedrängt fühlte; aber vor Allem durch die fast unbegreifliche Abwesenheit persönlicher Accente. Ihre Banalität hatte allerdings ein Verdienst: sie war vorzüglich geeignet, aus dem Gemengsel von Mittelmäßigkeiten die Leute zu fangen, die zum Beruf der beitragenden Mitläufer Zeit und Geld übrig hatten. Wie ein Leichentuch breitet sie sich in Sudermanns Ausführungen über die einst so fest, mit so trozigem Nachdruck, so weltstürmendem Ernst verkündeten Prinzipien geistiger Freiheit und Aufklärung; nicht wie die Vorboten einer neuen, nein: wie der süßlich-bläßliche Nachklang einer verschollenen Zeit muthen sie an. Das waren allerdings die Laute, die allein noch vermögen, sich unserer Großstadtbourgeoisie leicht ins Ohr zu schmeicheln: in Grunde marklos, wie des Kernes beraubte Hülsen, ohnmächtig zuckend und

plärrend wie ein Scheingewitter, das den Druck der Schwüle nur ganz vorübergehend hebt und mattem Hoffen Platz läßt. Daß sie zu ihrem Theil beigetragen haben, das geplante Attentat auf die Geistesfreiheit gebührend in Verruf zu bringen, möchte ich gern glauben, da man es „unentwegt“ verurtheilt; eher bin ich schon geneigt, dem Geist der Zeiten, diesem unsichtbaren, aber mächtigsten Gestalter menschlicher Geschichte, das meiste Verdienst an seiner Abwehr zuzuerkennen, wenn ich sehe, wie die eigentlichen Vertreter der freien Wissenschaft und des freien Gedankens sich in diesen wirren Tagen immer mehr zu einer lichtscheuen Sekte konstituiren und, im Augenblick der dunkelsten Bedrängniß, vor den Davidsbündlern Hermann Sudermann als schützenden Goliath in den Vordergrund schieben.

Das eben macht die Lage so über alle Worte traurig: die Wissenschaft hat die Fühlung zum Leben verloren. Sie hat aufgehört, als öffentliches Gewissen zu wirken, und verfällt, wenn sie diesen Anspruch erhebt, auf die ungeeignetsten Mittel, die gelockerte Beziehung herzustellen. Sie fröhnt, vom historischen Sinn verführt, nur einer Leidenschaft: der unerfülllichen Neugier; ihr ergiebt sie sich in nimmersatter Lust. Sie zerreibt und zerkleinert dadurch die menschliche Fassungskraft. Sie drängt sie in die Sackgäßchen minimalster Spezialitäten und raubt ihr jedes Verhältniß zum Ganzen. Sie preist, was sie kann, die Tugenden des Spezialistenthumes, und diskreditirt, wie nur sie es kann, alle philosophischen Neigungen, zerstört das philosophische, das allermenschlichste Bedürfniß, Gesamtüberichten (*vuos d'ensemble*) zu erwerben, die aus dem wirr und wild wogenden Meer widersprechender Meinungen wie unerschütterliche Felsen emporragen, und steht dann rathlos vor dem ungewollten Resultat ihrer Bemühungen, wenn sie gewahr wird, daß der leitungbedürftige, glaubenssüchtige, stets zu wollen und zu wählen gedrängte Mensch sich dem erstbesten Wirrkopf, Charlatan oder Schwindler verschreibt, der den Muth hat, ihm einen fetten Bissen Blödsinn als „Weltanschauung“ vorzusetzen. Was Leibniz von seinen Monaden rühmt — sie seien *chargées du passé et grosses de l'avenir* —: Dessen darf auch die Wissenschaft sich brüsten; aber die Brücke zwischen Beiden, die Gegenwart, scheint ihrem Griff immer mehr zu entgleiten. Mit anderen Worten: die offizielle Wissenschaft ist in ihrem Entwicklungsgange nahezu bei dem Punkt angelangt, wo sie aufhört, kulturschöpferisch zu wirken, denn sie ist für ihren Sonderiebs, aber nicht für das Leben organisiert. Treibt dieses Leben in immer neuen, aber stets gleich gefährlichen Formen den Jesuitismus hervor und ist dieser, im Bunde mit politischen und wirtschaftlichen Interessengruppen, in ihrer Alleinherrschaft sich bedroht fühlen, zu einem Schlage gegen Wissenschaft und Kunst aus, gegen die Befruchter des in seinem Freiheitdrang unerschütterlich vorwärts getriebenen Individualismus, so improvisirt man —

undvorbereitet, aus beschaulicher Muße, aus spielerischer Thätigkeit, aus interesseloser Betrachtung aufgeschauet — in aller Eile die Gegenwehr, um den einzigen von der Steppsis noch ungelähmten Begriff der Gewissensfreiheit zu schützen, und greift — zur Dekoration und Coullisse. Da war man in philosophischeren, wissenschaftlich aber nicht minder regsamen Zeiten doch besser daran. Als in Paris am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts von den Theologen ein heftiger Kampf gegen die Bühne geführt wurde, weil ein Theatiner die Schauspieler zu den Sacramenten zulassen wollte, vertheidigte Leibniz die Künstler in einem den docteurs anticomédiens gewidmeten Epigramm, in dem es heißt: „Wißt Ihr wohl, daß in unserem Jahrhundert ein Molière so gut wie Ihr die Menschen erbauen darf? Das Laster fählt den scharfen Spott des Dichters und geht in sich. Um Frankreich zu reformiren, braucht man entweder die Komödie oder die Dragonaden.“ Also sprach vor mehr als zweihundert Jahren der Versöhnlichste unter allen Deutschen, der kostbare Stunden seines Lebens damit vergeudet hat, zwischen Unversöhnlichem zu vermitteln, und zu Konzessionen auch dem starrsten Kirchenthum gegenüber geneigt war. Und die deutsche Aufklärung kam erst noch, der tapfere Lessing mußte erst noch geboren werden. Sind Dessen Bekenntnisse den komoedienbegeisterten Doktoren des Goethe-Bundes nicht mehr geläufig, weil ihnen die Mundart, in der sie geschrieben sind, fremd geworden ist?

Grünheide (Marl).

Dr. Samuel Saenger.



Der Staatsanwalt.

Eine neue unbehagliche Frage entsteht für die Beobachter unseres öffentlichen Lebens: Ist das Amt des Staatsanwalts in seiner heutigen Ausdehnung und Auffassung noch überall ein gemeinnütziges? War nicht die Rolle, die in manchem großen Prozeß der letzten Zeit der Anwalt des Staates gespielt hat, geeignet, den Bürgern des Staates Bedenken und Angst einzuzüßeln?

Auch wir Laien bezweifeln natürlich nicht, daß diese Beamten vollkommen gesetzlich handeln und daß sie sich durchaus von ihrem Pflichtgefühl leiten lassen. Aber Einzelne von uns fragen doch schon, ob die Auffassung, die die Staatsanwälte von ihrem Amt haben, noch dem Gewissen der Zeit entspricht, ob sie ethisch zulässig ist. Ich für meine Person beantworte diese Fragen längst mit Nein und wundere mich nur, daß das große Thema nur selten gestreift, aber nie vor der Öffentlichkeit aufrichtig und ausführlich besprochen wird.

Was der Staatsanwalt sein soll, sagt sein schöner Titel. Er soll einem Verbrecher gegenüber die Forderungen der im Staat vereinigten Gesellschaft vertreten. Die Gesellschaft verlangt in ihrer großen Mehrheit die Bestrafung Derer, die das Gesetz übertreten; sie verlangt Rache für das begangene Verbrechen oder sie will vor neuen ähnlichen Thaten zurückschrecken. Die Meisten sind sich freilich

überhaupt nicht klar, weshalb sie das Strafen verlangen; sie haben gar nicht oder wenig darüber nachgedacht und erst recht keine Studien daran gewendet. In Wahrheit verlangen sie das Bestrafen von Vergehen und Verbrechen, weil Das von je her üblich war, weil sie es nicht anders wissen. Seit Jahrhunderten ist das rächende Schwert der Justiz nie zur Ruhe gekommen und nun glaubt der Philister, die Welt müsse untergehen, wenn das Bestrafen aufhöre. Klump, wie die Menge einmal ist, theilt sie die Menschen in Schuldige und Unschuldige, in Böse und Gute; schuldig aber erscheint ihr Der, an dem die Symptome der Schuld sichtbar werden. Diese Menge versteht es ganz gut, wenn man ihr ausetnandersezt, daß in früheren Jahrhunderten die Strafen ungerecht und unzweckmäßig waren; sie schaut sehr erhaben auf die Ketzergerichte und Hexenverbrennungen herab, sie entrüstet sich, wenn man ein Wenig nachhilft, auch über die Einsperrung kleiner Kinder in schlechte Gefängnisse; aber daß auch wir heute nicht nur bei einzelnen „Justizirrhümern“, sondern täglich Strafen verhängen lassen, die zwar weniger roh und grausam, aber eben so ungerecht und unzweckmäßig sind wie die Strafgräuel des Mittelalters: Das will dem Philister nicht in den Kopf. Das Kurioseste bei der Sache ist, daß all dies Verfolgen und Strafen im innigen Zusammenhang mit einer Kirche und einem Glauben steht, die sich nach dem Opfer des berühmtesten Justizmordes benennen, die mit Stolz und Ehrfurcht auf jene ersten Christen hinweisen, die doch noch lange Zeit im allerbedeutlichsten Gegensatz zur „Gerechtigkeitspflege“ ihrer Tage standen.

Aber wir wollen nicht Träumen nachhängen; denn von urchristlichen oder leidenschaftlos-wissenschaftlichen Anschauungen ist die Menge, die im Staat herrscht, viel zu weit entfernt, als daß ein Staatsanwalt von solchen Ansichten aus, noch dazu dem geltigen Rechte trozend, reden könnte wie jener erhabene Lehrer auf dem Berge: Richtet nicht! oder: Mit welchem Maß Ihr messet, also soll Euch wieder gemessen werden! Aber wir dürfen verlangen, daß der Staatsanwalt nicht nach anderer Moral handle, als die Staatsbürger durchschnittlich denken. Ich sagte schon, daß die Bürger eine Bestrafung der Schuldigen haben wollen und daß sie unter einem Schuldigen Den verstehen, der die Paragraphen des Gesetzes übertritt und dieser Uebertretung überführt wird. Aber der Durchschnittsbürger verlangt doch durchaus nicht, daß Jemand auf ein paar künstlich ausgearbeitete Indizien hin zum Tode oder zu Zuchthaus oder Gefängnißstrafe verurtheilt werde. Allerdings bemerkt man bei manchen Prozessen einen Pöbel, der in seiner Pöbelsphantasie sehr schnell von der Schuld eines Angeklagten überzeugt ist, namentlich, wenn dieser Angeklagte ihm aus irgend einem Grunde unsympathisch ist; seine Vertreter riefen, als Moriz Levy in Koniz wegen angeblichen Meineides zu vier Jahren Zuchthaus verurtheilt wurde: „Adieu Moriz!“ „Biel zu wenig!“ „Hättest zwanzig Jahre bekommen müssen!“ Aber der Vertreter dieses Pöbels hat natürlich der Staatsanwalt nicht zu sein; und darum darf auch das „Vertnacken“ der Angeklagten nicht sein Geschäft bleiben. Wir erleben immer wieder, daß schließlich Alle von der Unschuld eines Angeklagten überzeugt sind, oder wenigstens davon, daß ihm nichts nachgewiesen werden kann; Jeder schnt sich danach, daß der Mann, dem man mit der Beschuldigung, der Verhaftung, mit all den Torturen des Prozesses so bitter Unrecht gethan, den man wirtschaftlich und gesundheitlich geschädigt hat, endlich zu seinem Recht

Komme, endlich von dieser Pein erlöst werde. Nur Einer bleibt hart. Und dieser Eine ist überzeugt, seine Beamtenpflicht zu erfüllen; er glaubt, dazu von uns angehalten zu sein, dafür bezahlt zu werden. Ist es klug, den Staat so verhaßt zu machen? Hat nicht der Staat vielmehr eine Interesse daran, als Freund und Beschützer der Beschuldigten aufzutreten, sobald sich herausstellt, daß die Beschuldigung auf schwachen Füßen steht? Ist es nicht viel besser, daß dann und wann ein Schuldiger frei ausgeht — die Mehrzahl der Schuldigen thut es ja doch —, als daß auf Betreiben des Staates in Folge der Thätigkeit eines seiner wichtigsten Beamten Unschuldige bestraft oder übermäßig lange bedroht werden?

Wir, die wir durch unsere ganzen Verhältnisse vor der Gefahr, Geseze zu übertreten, ziemlich geschützt sind, denken nicht leicht daran, daß auch uns eines Tages der Staatsanwalt als düsterer Feind gegenüberreten könnte. Aber morgen kann uns irgend ein Schuft wegen Majestätbeleidigung oder wegen Vergehen gegen § 175 oder wegen einer anderen Sache denunziren; und wehe uns dann, wenn ein eifriger Staatsanwalt einige Verdachtsmomente findet! Dann reißt uns der selbe Staat, den wir lieben, dessen Kosten wir tragen, dem wir im Kriege unser Leben opfern sollen, dann reißt uns dieser selbe Staat aus der Mitte unserer Familie, unbekümmert um die Thränen der Gattin und die fragenden Blicke unserer armen Kinder; er reißt uns von unserer nützlichen Arbeit fort und schließt uns in ein schlechtes Gefängniß ein, wo wir nichts thun können, als düsteren Gedanken nachhängen. Und wenn der Anwalt dieses Staates einmal Anklage erhoben hat, dann wird er zäh und unermülich dafür kämpfen, daß wir das Verbrechen büßen, an das er nun einmal glaubt; wenn alle Anderen uns schon gerechtfertigt sehen, wird er mit dem Brustton der Ueberzeugung unsere Schuld für bewiesen erklären und eine harte Strafe beantragen, weil die Staatsordnung es so wolle. Und vielleicht spricht er eindringlicher als unser Vertheidiger, vielleicht gelingt es ihm.

Ich glaube nicht an das baldige Kommen des Tausendjährigen Reiches; aber ich glaube, daß der Beruf des Staatsanwaltes, so wie er heute aufgefaßt wird, bald nicht mehr sein früheres Ansehen haben wird. Und ich behaupte, daß die Mehrheit des Volkes, der Armen wie der Reichen, die heutige Ueberspannung dieses Berufes längst nicht mehr haben will. Der Staatsanwalt, der zwei Unteroffiziere ohne einen einzigen zwingenden Beweis des Mordes an ihrem Vorgesetzten beschuldigt und Todesstrafe gegen sie beantragt, ist kein Sprecher des deutschen Volkes; und weshalb gerade er eine Staatsstütze sein soll, vermögen wir Laien nicht zu erkennen. Schon fangen die satirischen Blätter, *Simplizissimus* und Kollegen, an, sich den Staatsanwalt aufs Korn zu nehmen, obwohl doch gerade mit ihm schlecht Kirichen essen ist. Da erscheint er vielleicht, wie er mit seiner hübschen Frau in einem eleganten Salon bei einer Tasse Koffka und einer duftenden Havanna sitzt und der Gattin von seinen Vormittagsthaten berichtet: „Nein, wie der Kerl immer seine Unschuld betheuerte! Sei sechs Jahre waren ihm schon aufgedrümmt: da wollte der freche Mensch tum noch unschuldig sein! Na, Der wird an mich denken!“

Ist es nicht hohe Zeit, diesem Amt seinen vornehmen Sinn zurückzugeben

Die Handelsgesellschaft in Nauheim.*)

Ein Skandal, der einen überaus lehrreichen Beitrag zur modernen Gründungsgeschichte liefert, haben uns die letzten Wochen beschert. Es handelt sich wieder um eine Fabrik, die seit Jahren ihren Aktionären reichen Ertrag abwirft und die jetzt plötzlich als ein innerlich ungesundes Unternehmen enthüllt ist. Allerdings: das Wort „plötzlich“ paßt hier nicht ganz; denn fast schon ein Jahr lang munkelt man, daß es auf der Fabrik feuerfester und säurefester Produkte zu Ballendar am Rheine nicht ganz geheuer sei. Als im Jahr 1896 die Aktien des Unternehmens durch die Berliner Handelsgesellschaft mit 70 Prozent Agio eingeführt wurden, da freilich hielt man die Fabrik für hochfein und das Publikum schlug sich förmlich um den Besitz. Die Handelsgesellschaft hat, wie sich jetzt herausstellt, die Einführung nur in Kommission genommen; sie hat aber an ihrem Pflegekind gehandelt wie an einem eigenen. Mit liebevoller Vorsicht hatte sie dafür gesorgt, daß nicht zu viel Material auf den Markt gelange und mit seiner Fülle den Kurs drücke. Ein großer Theil der Aktien wurde zunächst durch Sperrung vom Verkauf ausgeschlossen; und die Aktien stiegen denn auch bis nahe an 270. Die Gesellschaft, die sich namentlich mit der Herstellung von Flaschen zu chemischem Gebrauch, von keramischen Erzeugnissen, Glaswaaren und allen möglichen feuerfesten Anlagen beschäftigt, hat in der kurzen Zeit ihres Bestehens, von 1891 an also, bis zum Jahr 1900 ihr Kapital von 1 Million auf 6 Millionen erhöht und außerdem eine Schuldenlast von 4 Millionen Mark gehäuft. Dazu gehören allerdings 2 Millionen noch nicht begebener Obligationen, die aber sicher wiederum schon durch Bankierkredite ausgeglichen sind.

Der Gründer und geistige Leiter des Unternehmens ist das Haupt der Familie Boeing, Herr L. D. Boeing. Man weiß nicht recht, ob man es da mit einem Schwindler niederster Sorte zu thun hatte oder ob Herr Boeing mehr das Interesse des Pathologen beanspruchen darf. In der Frechheit seines Gebahrens erinnert er an Terlinden. Während aber Terlindens Geschäft wenigstens früher als ein einwandfrei gutes galt und dem Inhaber der Firma einen vorzüglichen Ruf schaffen konnte, den er dann erst als Basis seiner Schwindeleien benutzte, waren Boeings Unternehmungen von Anfang an Gegenstand des Mißtrauens solcher Leute, die sich nicht von schönen Worten und glatten Redensarten blenden ließen. Da besonders, wo man die Vergangenheit der Familie Boeing genauer kannte, entstand ein allgemeines Schütteln des Kopfes. Trotzdem verstand es der Generaldirektor lange, sich in anderen Sphären den Ruf eines genialen Geschäftsmannes zu erwerben und zu erhalten. Eine gewisse Genialität gehörte allerdings dazu, die Schwindeleien so fein einzufädeln und durchzuführen, wie es Herr Boeing that. In großartiger Unparteilichkeit scheint übrigens nicht nur fremde Leute betrogen, sondern auch in der eigenen Familie ist ein Autokrat geherrscht zu haben, der nach seinem betrügerischen Willen die

*) In dem Artikel über Landaus sagte ich, auch die Allgemeine Lokal- und Straßenbahn-Gesellschaft gehöre zur Landau-Gruppe. Dieses Versehen ist edauerlich. Denn in Wirklichkeit zählt diese Gesellschaft zu den Trabanten, die in die A. C.-G. freieren.

Geschichte der lieben Verwandtschaft lenkte. Schon die Gründung der Gesellschaft war eine sogenannte Familiengründung. Jedem Familienmitglied wurde dabei eine gewisse Rolle zugetheilt. Mit der Zuweisung der Abfindungssummen an die einzelnen Mitglieder scheint es der Generaldirektor aber nicht sehr eilig gehabt zu haben. Die Gesellschaft wuchs und gebieh zunächst wundervoll. Doch wie sich später herausstellte, trug zu dem jungen Glück des Unternehmens wesentlich der Umstand bei, daß die Gesellschaft neben der Produktion der Fertigfabrikate auch gewisse dazu nöthige Rohmaterialien, Thonerde und Aehnliches, herstellte. Dadurch wurde es möglich, diese für den eigenen Verbrauch bestimmten Materialien zu besonders hohen Preisen anzurechnen. Und dieser — seien wir höflich und sagen: — eigenartigen Kalkulation verdankte das Unternehmen sein glänzendes Aussehen. Eines schönen Tages nun erfuhr man, daß die Bilanzen seit Jahren gefälscht waren und daß Herr Boeing sich längst schon auf die Entdeckung seiner Missethaten und der ihnen folgenden Verschleierungen vorbereitet hatte. Er wurde verhaftet, aus der Haft entlassen und wieder verhaftet. Bei einer seiner Vernehmungen kam dann heraus, daß er, vielleicht, um sich vor Regreßansprüchen zu schützen, als Miether bei seinen Geschwistern in einer Villa wohnte, die er selbst ihnen vermietet hatte.

Auch nach der Verhaftung Boeings war es noch keineswegs möglich, für die Aktionäre reinen Tisch zu machen. Wie wirs in der letzten Zeit ja so oft erlebten, hatten nämlich auch in Nauheim die Schwindler die Aktienmajorität und noch in der vorletzten Generalversammlung konnte Herr Boeing wagen, in den neu zu wählenden Aufsichtsrath seine Kreaturen einzuschmuggeln. Als vor wenigen Wochen zum letzten Male die Aktionäre zusammentraten, war Das nun nicht mehr möglich; aber Boeings Einfluß war doch noch immer so groß, daß ein einheitlicher Beschluß der Versammlung vereitelt wurde. Auf der letzten Generalversammlung erschien Herr Boeing unter polizeilicher Bedeckung und hielt in unnachahmlichem Cynismus Stunden lang phrasenhafte Reden, in denen er allen möglichen und unmöglichen Momenten und Persönlichkeiten die Schuld an dem Verfall seines Unternehmens zuzuschieben versuchte.

Was aus der Gesellschaft schließlich wird und was die Aktionäre von ihrem Besitz, den sie vielleicht zu 250 und mehr Prozent erworben haben, überhaupt noch retten können: Das wissen die Götter; vielleicht auch die Banken. Denn sie spielen eine sehr große Rolle in der Geschichte der nauheimer Gesellschaft. Und da mir hier vergönnt ist, wieder einmal ein Bißchen den Vorhang zu lüften, hinter dessen Falten sich schon allerlei Geheimfragen der modernen Finanztechnik verstecken, so will ich die Gelegenheit zu nützlicher Indiskretion nicht vorbeigehen lassen. Mit der nauheimer Gesellschaft stand nämlich in engster Verbindung die Berliner Handelsgesellschaft. Zwar gab es offiziell eine solche Verbindung nicht. Denn die berliner Direktoren waren ja gar nicht im Aufsichtsrath vertreten. Sie hatten nicht einmal zu festen Kursen Aktien übernommen. Als sie die Aktien einführten, wars „Kommission“. Als sie die Kurse in die Höhe trieben: „Kommission“. Dafür aber waren in den Büchern der Handelsgesellschaft die Nauheimer mit einem ganz hübschen Schuldbetrag zu finden. Bei der Feuerfesten, die überhaupt in gewissem Sinn eine unverkennbare Aehnlichkeit

mit den kasseler Trebertrocknern zeigt, ist der Anstoß zur Aufdeckung der Schwindereien wohl auch durch die Konkurrenz gegeben worden. Und zwar handelte es sich hier in erster Linie um die gerresheimer Glasfabrik und die Glasfabrik von Friedrich Siemens in Dresden. Dieser dresdener Fabrik steht die Berliner Handelsgesellschaft sehr nah, da einer ihrer Direktoren, Herr Justizrath Winterfeld, im Aufsichtsrath der Siemensgesellschaft sitzt. Ganz ähnlich wie bei den Trebern, so entspann sich, im Anschluß an die Angriffe der Konkurrenz, auch hier zwischen Herrn Voicing und seinen Gegnern eine heftige Fehde, die zum Theil auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege der Annoncen, zum Theil durch Circulare ausgefochten wurde. Herr Voicing beschuldigte in diesen Circularen auch die Berliner Handelsgesellschaft, daß sie hinter den aus der Siemensgegenstand stammenden Angriffen stecke und daß ihr nur daran gelegen sei, die nauheimer Glashütten billig der Siemensgesellschaft zuzuführen, von der man gerade damals erzählte, sie sei durch eine hygienische Verordnung der Polizei gezwungen, ihren Betrieb aus Dresden wegzuverlegen. Die Handelsgesellschaft verwahrte sich sehr energisch gegen solche Beschuldigungen. Doch wird man die Empfindung, daß annähernd Ähnliches mitgespielt habe, schon deshalb nicht los, weil jetzt, wo die nauheimer Gesellschaft thatsächlich am Abgrunde steht und eine Sanirung schwer möglich scheint, von der Berliner Handelsgesellschaft und der nun auch an der Sache interessirten Bergisch-Märkischen Bank die Verpachtung der nauheimer Glashütten an die Siemensgesellschaft empfohlen wird. Uebrigens sind die Banken auch nicht von der Anklage freizusprechen, sie hätten durch eine allzu reichliche Kreditgewährung noch in den letzten Jahren die nauheimer Gesellschaft mehr engagirt, als im Interesse der Aktionäre zu wünschen war. Das wäre nur zu erklären, wenn man annehmen müßte, daß die Bankengruppe sich den Haupteinfluß auf das weitere Schicksal der Gesellschaft sichern wollte. In der letzten Generalversammlung ist diese Ansicht auch vielfach zum Ausdruck gekommen; und es war jedenfalls nicht besonders klug von Herrn Roland, dem Direktor der Bergisch-Märkischen Bank, daß er nach einem mir vorliegenden Bericht ungefähr sagte: Da von vielen Aktionären anerkannt werde, das Schicksal des Unternehmens hänge von dem Verhalten der Banken ab, sei es doch zum Mindesten taktisch recht unklug gehandelt, wenn man gegen diese Banken beständig neue Angriffe richte. Das heißt, aus dem vorsichtig Diplomatischen ins grobe Unterthanendeutsch übertragen: Wir haben Euch in der Hand; reizt uns also nicht; sonst brauchen wir Gewalt. Ein Aktionär sagte, er habe noch vor ein paar Tagen den Standpunkt vertreten, man müsse der Berliner Handelsgesellschaft für die dem Unternehmen geleistete Hilfe dankbar sein. Er sei aber stugig geworden, als der Pachtvertrag mit Siemens vorgelegt wurde und Herr Justizrath Winterfeld dem Vorsitzenden kategorisch erklärte: Entweder werde der Pachtvertrag angenommen oder er lasse das Unternehmen in Konkurs gehen und erwerbe es dann für die zwei Millionen Obligationen. Das ist eine Sprache, die an Deutlichkeit eigentlich nichts zu wünschen übrig läßt.

* * *

Das Mißtrauen gegen die Berliner Handelsgesellschaft wurde noch vertieft, als man erfuhr, daß sie längst schon die schwachen Grundlagen der nauheimer Gesellschaft kannte, merkwürdiger Weise aber bis vor Kurzem kein Sterbenswörtchen darüber verlauten ließ. In einer Mittheilung, die am dreizehnten März

1901 von der Handelsgesellschaft versandt wurde, wird bereits anerkannt, daß die Bilanz für das Jahr 1898 auf ihre Richtigkeit nicht genau geprüft werden konnte, weil für die Uebertragung der sehr große Summen ausmachenden Zugänge auf die Anlagekonten die unerläßliche Unterlage fehlte und trotz allem Verlangen auch nicht herbeizuschaffen war. Deshalb ließ man bei der Feststellung der neunundneunziger Bilanz einen vereideten Bücherrevisor, mitwirken. Dabei wurden einige nicht erhebliche Buchungen beanstandet. Außerdem mußte aber wiederum konstatiert werden: die Verheilung der sich auf Millionen belaufenden Zugänge auf die Anlagekonten kann, weil ausreichende Unterlagen fehlen, nicht nachgeprüft werden. Aus diesem sachverständigen Gutachten zog die Handelsgesellschaft zwar für sich die Lehre, daß sie vor der Hand keine neuen Aktien emittiren dürfe. Aber sie hielt es nicht für geboten, den Aktionären irgend welche Mittheilung davon zu machen, so daß diese Blinden ihren Aktienbesitz für einen sicheren und die Angriffe der Konkurrenz für ungerechtfertigt halten mußten. In einem Bericht der Berliner Börsenzeitung vom dritten August 1899 wird einem ausführlichen Referat der Rheinisch-Westfälischen Zeitung über die Generalversammlung der naheimer Gesellschaft unter anderen auch die folgende Stelle entnommen: „Zu Punkt Eins der Tagesordnung gab der Vorsitzende des Aufsichtsrathes eine Erklärung ab, nach der, in Folge der Anfeindung durch die Konkurrenz, durch zwei hervorragende Sachverständige und eine große Bank (also doch wohl die Berliner Handelsgesellschaft?) eine nochmalige Prüfung der für das Jahr 1898 aufgestellten Bilanz herbeigeführt worden sei und diese Expertise absolut keine Anhaltspunkte für eine Verschleierung der Bilanz ergeben habe. Einige von den Sachverständigen gemachte Vorschläge — wegen anderer Anordnung einiger Geschäftsbücher — werde der Vorstand zwecks Durchführung in Erwägung ziehen.“ Wenn nun die Berliner Handelsgesellschaft es auch nicht für nothwendig hielt, freiwillig an die Aktionäre heranzutreten, so mußte doch diese Auslassung des Vorstandes sie zu einer öffentlichen Erklärung zwingen. Aber sie schwieg. Sie war allerdings rechtlich nicht verpflichtet, Etwas mitzutheilen; aber die moralische Verpflichtung dazu lag vor. Denn ihr Name hat die Ausgabe und Einführung der Aktien gedeckt und man kann wahrlich vom Publikum nicht verlangen, daß es so feine Unterscheidungen macht wie die zwischen Emission für eigene Rechnung und in Kommission. Und das Schweigen der Handelsgesellschaft ist um so bedenklicher, als die selbe Bank, die in hiesigen Börsenzeitungen mehrfach unbeanstandete Berichte über den guten Geschäftsgang von Naheim erscheinen ließ, am neunzehnten Februar plötzlich für nöthig fand, mit ihrer Wissenschaft herauszurücken. Die bekannte Veröffentlichung — im Berliner Tageblatt — ist notorisch auf Herrn Fürstenberg, den Direktor der Berliner Handelsgesellschaft, zurückzuführen. Und da entsteht denn die für die naheimer Aktionäre sehr wichtige Frage: Weshalb hat die Berliner Handelsgesellschaft bis zum Februar 1901, also zwei Jahre lang, verschwiegen, was sie gewußt hat, und weshalb hat sie gerade diesen Februartag gewählt, um mit ihrer Kenntniß aus dem Licht zu treten? Diese Frage muß die Berliner Handelsgesellschaft aus reichend, nicht ausweichend, beantworten, wenn sie ihr Ansehen bewahren will.

Plutus.



Berlin, den 7. September 1901.

Kriminalistische Kezereien.

Wenigstens zwei- oder dreimal im Leben habe ich eine der wohlfeilen Ausgaben des Strafgesetzbuches in der Hand gehabt; die Berichte habe ich immer gemieden wie Gift und mich für juristische Feinheiten niemals interessiert. Wenn ein so Gearteter praktische Vorschläge machen wollte zur Verbesserung unserer Strafrechtspflege, in einer Zeit, wo es außer etwa hunderttausend Juristen so viele tausend Kriminalstudenten jeden Ranges und Standes giebt, so wäre Das wirklich lächerlich. Aber man hat doch seine Gedanken über einen Gegenstand; und warum soll man die nicht ausplaudern? Freilich steht es um meine Berechtigung zum Reden noch schlechter als um die so manches anderen Unkundigen, denn ich bin in dieser wie in mancher anderen Sache Pessimist und Utopist; ich bin überzeugt, daß trotz allem guten Willen der Berufenen unsere Justiz so lange immer schlechter werden muß, wie die gesellschaftlichen Verhältnisse immer verwickelter werden, und ich träume von einer Zukunft, in der die Gesellschaft so einfach geworden sein wird, daß sie keine Justiz mehr braucht. Da aber die Utopien — früher nannte man sie Ideale — nicht ganz werthlos sind, weil sie nicht selten den Praktikern die Richtung angeben, in der sich ihre Reformthätigkeit zu bewegen hat, so findet man es vielleicht nicht ganz unverschämt, wenn ich meine utopischen Fäseleien hier austräume.

Das Wenige, das ich vom römischen Recht kenne, hat hingereicht, mich davon zu überzeugen, daß es nicht ohne Grund gepriesen wird. Dieses Recht mit Haut und Haaren in die Gesetzbücher und in die Rechtspflege

von Völkern aufnehmen, die tausend Jahre nach den alten Römern und unter ganz anderen Verhältnissen leben: Das ist freilich Wahnsinn und richtet Verderben an; aber als Muster im scharfsichtigen Erkennen aller Rechtsverhältnisse, im Definiren, Unterscheiden und Eintheilen werden die römischen Rechtsbücher den Studenten und vielleicht auch den gereiften Gesetzgebern immer gute Dienste leisten. Hat doch auch noch unser neues Bürgerliches Gesetzbuch die Eintheilung in Personenrecht, Sachenrecht und Obligationenrecht und der Obligationen in die *ex contracta* und die *ex delicto* beibehalten, wenn es sie auch ein Bißchen verschleiert. Ich finde aber noch zwei große Vorzüge im römischen Recht, die wahrscheinlich von den heutigen Juristen weniger hoch geschätzt werden. Den einen gedenke ich später einmal zu nennen; der andere besteht darin, daß das älteste römische Recht keinen Strafprozeß kennt. Das hat wohl Ihering vor Augen, wenn er sagt, in seiner ältesten Gestalt sei das römische Recht dem germanischen verwandt gewesen. Daß in Deutschland bis ins sechzehnte Jahrhundert Fälle vorgekommen sind, wo nach einem Mord die Obrigkeit erklärte, die Sache gehe sie weiter nichts an, da sich die Familie des Ermordeten durch die vom Mörder gezahlte Entschädigungssumme befriedigt erkläre, daran habe ich in der „Zukunft“ schon einmal gelegentlich erinnert. In Rom hatte, wie bei den Germanen, der Geschädigte zunächst das Recht der Selbsthilfe und Selbst-*rache*, namentlich in allen ganz klaren Fällen, zum Beispiel, wenn er den Dieb, den Ehebrecher in *flagranti* ertappte. Brachte er die Sache in zweifelhaften Fällen vor den Richter, so wurde sie in Form eines Privatprozesses behandelt. Der Richter stand nicht als Obrigkeit über den Parteien, sondern war bloß Schiedsrichter, seine *sententia* eben nur die Meinungsäußerung, daß A gegen B Recht habe, und A selbst *executirte* den Spruch. Er, nicht der Richter, war der *agens*, der Richter bloß *sentiens* und *dicens*.

Im Unterschiede von den Römern haben die Griechen den Strafprozeß sozusagen mit Leidenschaft ausgebildet; kaum zu zählen ist die Menge der Gerichtshöfe und die verwirrende Fülle der verschiedenen Klage- und Prozeßarten, die sich die Athener zu ihrem Vergnügen schufen; daß es auf das Vergnügen und die paar Obolen Richtersold daneben abgesehen war, hat ja Aristophanes in den „*Wespen*“ höchst ergötzlich gezeigt. Ich erkläre mir Das aus den besten und aus den schlechtesten Eigenschaften ihres Volkscharakters. Wie die Werke ihrer großen Philosophen und Dichter beweisen, verbanden sie mit einem starken, feinen und lebhaften Gerechtigkeitsgefühl den philosophischen Trieb, das Wesen aller Dinge, demnach vor Allem Dessen was sie so lebhaft bewegte, der Gerechtigkeit, zu erforschen, und das Gerechtigkeitsgefühl drängte dann wieder zur Verwickelung Dessen, was man gefunden zu haben glaubte. So hielten sich denn ihre Gesetzgeber und ihre Obrig-

keiten verpflichtet, im Staat die Gerechtigkeit zu verwirklichen und durch Bestrafung jedes Uebeltäters die verletzte Gerechtigkeit wiederherzustellen. Aber ihr philosophischer Trieb artete in Spitzfindigkeit aus und in deren Dienst stellte sich die Redefertigkeit und Redekunst, die mit jener zusammen jeden Athener zum geborenen Sophisten und Advokaten machte. Im Orient wiederum waren die Herrschenden, mochten sie sich Priester oder Könige nennen, Inkarnationen oder wenigstens Werkzeuge und Sprachrohre der Gottheit. Die Gottheit nun belohnt selbstverständlich das Gute und bestraft das Böse; hier gehörte also das Strafen zu den heiligsten Pflichten der Obrigkeit. Eben so selbstverständlich aber ist es für einen modernen Verstand, daß die Ausübung jener göttlichen Funktion durch Menschen im Judenlande so jämmerlich ausfallen mußte wie in Griechenland. Voll von Gerichten ist Eure Stadt, donnert Jesaja, aber nicht voll Gerechtigkeit; Eure Fürsten sind Diebesgesellen, lieben Bestechung; der Waise schaffen sie nicht Recht und die Sache der Wittwe führen sie nicht. Die Psalmen sind voll von Klagen darüber, daß das Recht unterdrückt werde, die Ungerechtigkeit triumphire, und so geht es fort, bis Christus (Matthäus 23) das große Wehe ruft über alle weltlichen und geistlichen Gewalten. Und so grundverschieden Hellenenthum und Judenthum sonst waren, in zwei Dingen waren sie verwandt: in der Spitzfindigkeit und in der Einbildung, den Willen der Gottheit genau erkannt zu haben. Man lese Platos Euthyphron! Der Titelheld und sein Vater haben eine Plantage auf Naxos; einer ihrer dortigen Tagelöhner schlägt ihnen im Rausch einen Hausklaven tot, der Vater sperrt den Mörder ein und läßt bei der zuständigen Behörde, dem Ergeten des Blutgerichtes, anfragen, was mit dem Menschen geschehen solle; Dieser aber kommt im Kerkerloch um, ehe der Bote zurück ist, und Euthyphron eilt nach Athen, um den Vater, dessen Härte oder Nachlässigkeit den Tod des Totschlägers verschuldet hat, des Mordes anzuklagen. Alle Verwandten sagen ihm, es liege ja gar kein Mord vor, und wenn Das auch der Fall wäre, so würde es doch Unrecht sein, den eigenen Vater auf Mord anzuklagen; aber diese Leute, prahlt Euthyphron, wüßten eben nicht, was bei den Göttern als heilig und gerecht gelte, er aber wisse Das ganz genau und er wisse insbesondere, daß er sich selbst die Blutschuld zuziehen würde, wenn er mit dem Mörder zusammenlebte, statt die Sühne des Verbrechens zu bewirken. Stecht nicht in diesem Griechen die ganze Schaar der heiligen Zeloten von Kaiphas bis Torquemada und Calvin, die in den Schoß der Gottheit eingedrungen sind und darin den Befehl gefunden haben, Alle umzubringen, die einen anderen Begriff von der Gottheit haben, sammt allen Gerechtigkeitfanatikern von Ezzelin bis Robespierre? Daß sich Euthyphron in dem bekannten Kreise dreht: gerecht ist, was Gott gefällt, und Gott gefällt nichts Anderes als das Gerechte, und

daß er davon läuft, als er merkt, daß ihn Sokrates aus diesem Kreise herausdrängt, macht das kleine Gespräch für die Beurtheilung der theologischen Ethik auch heute noch werthvoll.

Diese hellenistische Spitzfindigkeit hat nun mit der rabbinischen zusammengewirkt, im Geiste des Paulus und der christlichen Theologen das Dogma von der Erbsünde und ihrer Sühne durch den Tod des Gottmenschen (ein Dogma, dessen hohen symbolischen Werth ich keineswegs verkenne) auszubrüten und immer juristischer zu gestalten, und unter der Herrschaft dieses Dogmas und der mit dem Christenthum aus Asien eingewanderten theokratischen Idee lebten sich die christlichen Obrigkeiten in die Vorstellung ein, daß ihnen, als Stellvertretern Gottes, die heilige Pflicht obliege, das Gute zu belohnen und das Böse zu strafen, wobei die erste Hälfte der Pflicht sehr bald vergessen wurde, weil die zweite weit leichter zu üben war und den immer wilder werdenden Gemüthern Vergnügen bereitete. Und mit der Kenntniß und Rezeption des römischen Rechtes kam Methode ins Strafen. Denn dieses rezipirte römische Recht war nicht das ursprüngliche, das zwar hart, aber, als von Freien für Freie geschaffen, nicht despotisch gewesen war, sondern das in Byzanz zu einer Zeit kodifizierte, wo alle Reichsangehörigen Sklaven eines Despoten waren und wo man auch schon den Strafprozeß mit Inquisition und Folter zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet hatte. Und so kam, wie Friedrich List sagt, die Rechtspest über Europa, ausgehend vom Leichnam eines Toten, der darum nicht weniger ein Leichnam war, weil der Tote im Leben groß gewesen war. Und es fing ein frisch, fromm, frühliches Köpfen, Hängen, Rädern, Biertheilen, Foltern, Verstümmeln, Zwickeln mit glühenden Zangen und Verbrennen an, das im siebenzehnten Jahrhundert, also in der Zeit des heißesten katholischen, lutherischen und calvinischen Glaubenseifers, seinen Höhe- und Glanzpunkt erreichte.

Wenn die Theologen und Juristen dieser wilden und düsteren Jahrhunderte die Bibel ohne die Brille ihres Fanatismus gelesen hätten, so würden sie darin die Verurtheilung ihres Nichtwahnes gefunden haben. Sie hätten aus dem Buch Hiob gelernt, daß es nicht in der Absicht Gottes liegt, im Diesseits die Uebereinstimmung herzustellen zwischen der äußeren Lage des Menschen und seinem inneren Werth, und aus dem Gleichniß vom Unkraut unter dem Weizen, daß Jesus das Ausreuten des Bösen geradezu verbietet, weil damit zugleich das Gute vertilgt werde. Sie würden im neunten Kapitel des Predigers Salomonis gelesen haben, daß der Mensch von sich selbst nicht weiß, ob er der Liebe würdig sei oder des Hasses (also es von einem Anderen erst recht nicht wissen kann) und daß die Gleichheit des Schicksales der Guten und der Bösen nicht Wenige irr macht, so daß sie sich ohne Gewissensbisse dem Bösen ergeben. Sie würden die Mahnung

Jesu beherzigt haben: Nichtet nicht, damit Ihr nicht gerichtet werdet, und hätten an das Wort Pauli gedacht: Ich richte mich auch selbst nicht, denn ich bin mir zwar keiner Schuld bewußt, halte mich aber darum nicht für gerechtfertigt; darum richtet nicht vor der Zeit, ehe der Herr kommt, der alles Verborgene ans Licht bringen und die Absichten der Herzen offenbar machen wird. Freilich ist es gerade Paulus, auf den sie sich beriefen, da er im Römerbriefe lehrt, daß Gott der Obrigkeit das Schwert zur Bestrafung der Bösen verliehen habe. Von einer Zeit, wo neben anderem Aberglauben der unsinnigste Inspirationsglaube herrschte, kann man nicht erwarten, daß sie den Widerspruch zwischen diesen und ähnlichen aus dem Opportunismus des Gemeinbegründers zu erklärenden Stellen mit dem ganzen Geiste und den ausdrücklichen Lehren Jesu gemerkt haben sollte. Die Theologen und Juristen würden also wohl bis zum jüngsten Tage fortgefahren haben, mit Feuer, Eisen und Strick das Unkraut auszureuten und Gerechtigkeit herzustellen auf Erden, wenn es sich die Unterthanen so lange gefallen lassen hätten und wenn ihnen nicht die Philosophie zu Hilfe gekommen wäre, namentlich durch das anhaltende Nachdenken über psychologische Fragen.

Des Nachfolgenden wegen bin ich gezwungen, meinen eigenen Standpunkt in psychologischen Fragen kurz anzugeben. Ich nehme selbstverständlich mit Dank an, was die moderne Naturwissenschaft über den Zusammenhang des leiblichen mit dem Seelenleben lehrt, und lasse die Entwicklung als Das gelten, was ihr Name besagt, daß sie nämlich im Individuum wie in den Völkern die vorhandenen Anlagen entwickelt; aber ich lehne den materialistischen Begriff der Entwicklung ab und glaube, daß, so wenig die Erziehung aus einem Dummkopf Genie entwickeln kann, so wenig auch die Erziehung des Menschengeschlechtes durch den Kampf ums Dasein Intelligenz, ästhetische und sittliche Ideen aus ihm hätten entwickeln können, wenn sie nicht von Anfang an in ihm gesteckt hätten. Ich nehme also mit Plato ewige und unveränderliche Ideen an, und zwar, mit einer unbedeutenden Abweichung von Herbart, vier sittliche Grundideen: Gerechtigkeit, Wohlwollen, Vollkommenheit und Freiheit. In Beziehung auf die Gerechtigkeit macht uns nun die Psychologie zusammen mit einer etwa dreitausendjährigen historischen Erfahrung zweierlei klar: erstens, daß das historische Recht nicht die Gerechtigkeit verwirklicht. Gleich eine der wichtigsten Grundanschauungen des Rechtsvolkes κατ' ἐξοχήν, das sich alle späteren Rechtschöpfer zum Muster genommen haben, steht im schneidendsten Widerspruch zur Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit fordert, daß es kein anderes Eigenthum gebe als durch Arbeit geschaffenes oder erworbenes; Arbeit ist die einzige sittlich zu rechtfertigende Quelle des Eigenthumsrechtes. Von den Römern aber sagt Gajus: Maxime sua esse credebant, quae ex hostibus

cepissent. Das Schwert war ihr Eigenthumsrecht schaffendes Arbeitinstrument (ganz so dachten die Deutschen: *Pigrum et iners videtur, sudore acquirere, quod possis sanguine parare.* Tac. Germ. 14) und selbst im Frieden geschah die Eigenthumsübertragung durch Kauf *sub hasta*. Das Andere ist, daß die Obrigkeit Gerechtigkeit nicht erzwingen kann, man mag dieses Wort subjektiv als gerechte Gesinnung oder objektiv als die Uebereinstimmung der äußeren Lage der Menschen mit ihrem Verdienst und ihrer Würdigkeit verstehen. Das Erste ist an sich klar: Gesinnung läßt sich nicht erzwingen. Das Zweite kommt besonders für den Strafprozeß in Betracht. Die Menschen je nach dem Grade ihrer Würdigkeit zu beglücken: Das hat der Staat — zur Ehre des in ihm waltenden Verstandes sei es gesagt — gar nicht erst versucht; aber den Missethättern nach dem Grade ihrer Verschuldung Schmerzen zuzufügen: Das kommt ihm auch heute noch manchmal in den Sinn; es ist aber offenbar so unverständlich wie das Andere.

Die Verantwortlichkeitsfrage soll hier noch nicht aufgeworfen werden. Wir nehmen einstweilen als ausgemacht an, daß der Mensch für seine Handlungen verantwortlich ist. Aber daß die Verantwortlichkeit durch Seelenzustände und äußere Einwirkung, durch Leidenschaften, Rausch, Krankheit, Unwissenheit, durch Zwang und Verführung, gemindert und unter Umständen auch ganz aufgehoben wird, erkennen selbst die Theologen und Juristen an. Seelenkunde und Erfahrung lehren nun weiter, daß wir niemals, niemals im Stande sind, den Grad unserer eigenen Verantwortlichkeit, geschweige denn den einer fremden, zu ermitteln. Es giebt heute keinen historisch und philosophisch gebildeten, im Leben erfahrenen Richter, der nicht wüßte: wenn ich unter den selben Umständen geboren worden und aufgewachsen wäre wie dieser Angeklagte und mich in der selben Lage befunden hätte, so würde ich höchst wahrscheinlich die selbe That begangen haben. Und wenn es dem Richter in einem schwachen Augenblick einfallen sollte, sich aufs hohe moralische Pferd zu setzen und sich als Rächer an Gottes Statt und als Hersteller der verletzten Gerechtigkeit zu fühlen, so wird er sich nach wiedererlangter Besinnung das Selbe sagen, was Paulus den die heidnische Gottlosigkeit und Lasterhaftigkeit verdamnenden Juden sagt: „Wie kannst Du Dich untersehen, Anderen zu predigen, daß sie nicht stehlen, nicht ehebrechen sollen, da Du selbst stiehst und die Ehe brichst“, — wenn nicht jetzt und thatsächlich, so doch der Gesinnung nach, da Du es bei einem gewissen Grade der Versuchung thun würdest? Tabakrauchen ist gewiß kein natürliches und daher niemals ein dringendes Bedürfniß. Jeder Junge raucht früher oder später seine erste Cigarre, weil Das bei uns der Beweis der erlangten Männlichkeit ist, wie bei weniger civilisirten Völkern das Tätowiren oder Kopfab schneiden; aber seine Natur widerstrebt und protestirt nicht selten durch

Eruptionen gegen den ihr von der Mode aufgezwungenen Genuß. Hat sich dann die Natur daran gewöhnt, so wird das an sich Unnatürliche Bedürfniß, und zwar in solchem Grade, daß manche Leuchte der Wissenschaft, manche Stütze des Thrones, des Altars, der Gesellschaft, gewiß auch mancher Richter, nicht mehr im Stande ist, sich einen vollen Tag gänzlich des Rauchens zu enthalten. Wenn nun von den höchstgestellten Personen viele so willensschwach sind, daß sie sich nicht einmal der Befriedigung eines widernatürlichen, anerzogenen und vielleicht nur eingebildeten Bedürfnisses enthalten können: mit welcher Stirn werden sie da einen Menschen verdammen, der nicht stark genug war, den Drang zur Befriedigung eines wirklichen Bedürfnisses zu überwinden, und der dabei nur darum ein Gesetz übertreten hat, weil ihm der gesetzliche Weg zur Befriedigung verschlossen war? Mit welcher Stirn werden sie eine arme Frau verurtheilen, die an hundert mit Delikatessen gefüllten Schaufenstern vorübergegangen ist, hinter hundert Restaurationsestern lachende Gesellschaften schmausen und trinken sah und dann endlich eine Mark gestohlen hat, um Brot, Butter und Milch für ihre Kinder zu kaufen? Oder einen kräftigen Burischen, den der stärkste aller Naturtriebe am unrechten Ort oder zur unrechten Zeit oder in Beziehung auf ein ungeeignetes Objekt überwältigt hat? Jener Trieb, dessen Uebermacht alle Herrschenden als ihr höchstes Kleinod schätzen, als den Talisman, der ihnen jede Art von Noth in Gold verwandelt? Wenn je einmal die Vernunft seiner Herr würde, so würde es beim armen Volke keine anderen als Josessehen, daher nach zwanzig Jahren weder Arbeiter noch Soldaten mehr geben; mit allen Renten und Dividenden und mit aller Königs herrlichkeit wäre es dann vorbei. Der Staat — und der Richter als des Staates Organ — mag gezwungen sein, diese und viele Handlungen zu strafen, hart zu strafen; aber wenn die Vertreter des Staates wahrhaft gebildete und erleuchtete Menschen sind, werden sie sich nicht einbilden, bei solchem Strafen die Gerechtigkeit Gottes zu verkörpern, als Gerechte dem Ungerechten gegenüber zu stehen und durch Behängung eines Strafübels über Diesen sowohl ihm die verdiente Lage bereitet als die verletzte objektive Gerechtigkeit im Allgemeinen wiederhergestellt zu haben. Der selige Richter bekennt in den von seinem Sohne herausgegebenen religiösen Betrachtungen, ihm sei ein Stein vom Herzen gefallen, als er erfahren habe, daß die Echtheit der ersten elf Verse des achten Kapitels des Johannesevangeliums angezweifelt werde; es hieße doch, die ganze Rechtsordnung umstürzen, wenn man Sündern nicht gestatten wolle, über Sünder zu richten. Damit beweist der große Nationalökonom, daß er in den Sinn der Schrift nur oberflächlich und in den der Rechtspflege nicht gar tief eingedrungen ist. Die Geschichte von der Ehebrecherin ist so im Sinne Jesu geschrieben, daß sie in weit höherem Grade als manche andere das Zeugniß

der Echtheit in sich trägt. Die bürgerliche Ordnung kann fordern, daß Ehebrecherinnen bestraft werden, und dann müssen auch solche Richter die Strafe verhängen, die selbst nicht frei von ähnlicher Schuld sind. Aber die Pharisäer, die das Weib zu Jesu brachten, forderten die Steinigung nicht um der bürgerlichen Ordnung willen, sondern, weil sie überzeugt waren, daß die Delinquentin den Tod verdient habe, und weil sie sich ihr gegenüber als die gerechten Wiederhersteller der Gerechtigkeit fühlten. Da konnte denn Jesus keine andere Antwort auf ihre Frage geben als jene wahrhaft göttliche. Ein dreijähriges Knäblein pflückt Beeren von des Nachbarn Sträuchern. Der Vater verbietet es ihm, aber es thut's wieder. Da giebt ihm der Vater ein paar schmerzende Streiche; er muß es thun, wenn er dem Kleinen, der andere Beweggründe noch nicht versteht, die Lust, sich im Freien zu tummeln, nicht rauben will. Doch welcher lächerliche Wicht wäre dieser Vater, wenn er das Kind als einen Schuldigen, dessen rein thierisches Thun als Sünde, die Schläge als Sühne eines Unrechtes ansehen, sich selbst aber als das Organ des gerechten Rächers im Himmel fühlen wollte! Nun: kläger, als ein solcher Tropf von Vater sein würde, ist auch der Richter-nicht, der seine Urtheile als Sühnakte aufsaft.

Die Herstellung der Gerechtigkeit ist aber auch deshalb unmöglich, weil wir gar nicht wissen, wie sie aussieht. Zwar weiß Jeder, was mit dem Worte gemeint ist, aber Niemand weiß, was im einzelnen Falle das Gerechte sei. Was das positive Recht fordert: Das freilich weiß der Richter. Er weiß, daß der Acker, um den Schulze und Müller streiten, dem Schulze gehört und nicht dem Müller. Aber ob Schulze seiner inneren Würdigkeit nach ein großes oder ein kleines Landgut oder den Galgen verdient, kann er unmöglich wissen; Das weiß Schulze selbst nicht einmal genau, obwohl er mehr von sich weiß als die übrigen Menschen; Das weiß Niemand als unser Herrgott. Der Richter weiß, daß der Mörder, der vor ihm steht, nach dem Paragraphen des Strafgesetzbuches den Tod verdient hat. Aber ob nicht vielleicht die Kränkungen, die er von dem Ermordeten erduldet hat, schwerer wiegen als seine Mordthat, ob nicht im himmlischen Clearinghouse sogar noch ein Guthaben für ihn verzeichnet steht und er im Sterben die beseligenden Worte vernehmen wird: Heute noch wirst Du mit mir im Paradiese sein, während der Ermordete noch eine Schuldhaft abzusitzen hat, — Das kann weder der Richter noch sonst ein Mensch wissen. Das positive Recht, nach dem der Richter urtheilen muß, kann das gerade Gegentheil des absoluten Rechtes sein; aber selbst wenn die Gesetzgeber sich ehrlich bemüht haben, die beiden Rechte mit einander in Einklang zu bringen, und wenn gewissenhaft nach diesem vortrefflichen Recht verfahren wird, so ist damit die Idee der Gerechtigkeit noch lange nicht verwirklicht, weil, wie gesagt,

Niemand auf Erden weiß, welche äußere Lage, welcher Grad von Glück oder Elend dem Verdienst und der Würdigkeit eines Jeden entspricht. Was wir mit einiger Sicherheit zu erkennen vermögen, ist das relativ Ungerechte. Wenn ein Mann für die mühsame Arbeit einer Woche, eines Monats, vom Auftraggeber keinen Lohn bekommt, so ist Das zweifellos ungerecht. Wenn der Eine für eine leichte und werthlose Leistung viel, der Andere für eine schwierige, mühselige, der Gesellschaft nothwendige Leistung wenig bekommt, so ist Das ohne Frage ungerecht. Aber wie viel ein jeder Minister, Bergwerksdirektor, Fabrikunternehmer, Bankier, Landwirth, Grubenarbeiter, Professor, Arzt, Richter, Volksschullehrer, jede Waschfrau und Nähterin bekommen müßte, wenn der Lohn gerecht ausfallen sollte, vermag kein Mensch zu ermitteln. Wenn der Bankdieb, der eine Menge Menschen um ihr ganzes Vermögen gebracht hat, drei Jahre Gefängniß bekommt, einem armen Teufel aber, der schon dreimal wegen Diebstahls bestraft worden ist und der sich ein viertes Mal erwischen läßt, und zwar beim Entwenden einer leeren Bierflasche, vier Jahre Zuchthaus aufgebremmt werden (thatsächlich vorgekommen!), so ist Das offenbar ungerecht; aber welcher Grad von Pein den Verschuldungen eines jeden Menschen, auch Derer, die niemals vor den Strafrichter geladen werden, entspricht: Das vermag kein Mensch zu sagen.

Aus Alledem folgt für den Staat, daß ihm Kant, Fichte und Hegel eine unmögliche Aufgabe gestellt haben, als sie forderten, daß er sich zum Vernunftstaate entwickele und die sittliche Weltordnung verwirkliche. Wenn er nicht einmal die Idee der Gerechtigkeit verwirklichen kann, die ihm von allen sittlichen Ideen seinem Wesen nach am Nächsten liegt, — wie soll er die sittliche Weltordnung herstellen, von der wir noch weit weniger wissen, wie sie aussieht? Das muß er den Privatmenschen und den kleinen Lebenskreisen überlassen, die auf diesem Gebiet noch eher Erträgliches zu Stande bringen; in einer Familie, in einer kleinen Stadt- oder Dorfgemeinde läßt sich ein leidlich gerechter Zustand herstellen, ein Zustand, dessen Gerechtigkeit nicht unmittelbar und positiv, sondern nur daran erkannt wird, daß Niemand über Ungerechtigkeit klagt. Der Staat hat nur für äußere Ordnung und Sicherheit zu sorgen. Es verhält sich mit der Sittlichkeit und ihrem politischen Theil, der Gerechtigkeit, wie mit den übrigen Bethätigungen der höheren, der wahrhaft menschlichen Kultur: der Staat kann weder künstlerische noch gelehrte Genies schaffen, er kann auch selbst weder dichten noch malen noch forschen, aber er kann und soll eine Ordnung herstellen, in der die Produzenten höherer Kulturgüter ruhig ihrer Arbeit obliegen können.

Für unseren Gegenstand, die Kriminaljustiz, aber folgt aus den dargelegten Thatsachen, daß die Sühne als ihr Zweck schlechterdings nicht mehr festgehalten werden kann. Angesehene Rechtsgelehrte haben diese Zweckbe-

stimmung ja längst aufgegeben, aber es giebt doch immer noch Leute, die, in theologischen Vorurtheilen befangen, daran festhalten. Zu welchem Zweckem auch immer die Strafrechtspflege geübt werden mag: die Sühne der Schuld und die Wiederherstellung der verletzten Gerechtigkeit dürfen als solche Zwecke nicht länger angeführt werden.

Reiffe.

Karl Fentisch.



Weltgeschichte.

Wenn zwei Gelehrte zu streiten beginnen, so fängt das lesende Publikum meist zu gähnen an. Aber ich kann Ihnen, geehrter Herr Harden, diesmal nicht helfen oder nur so, daß ich den Gelehrten wenigstens so viel wie möglich in die Ecke drücke. Erlauben Sie mir also, der mir von Schiller entgegengefügten Antikritik („Zukunft“ vom zehnten August) mit kurzer Antwort zu begegnen.

Wenn ich ruhig sage: „Stets muß man einem tüchtigen Mann das Recht einräumen, seine Meinung zu sagen“, so macht mein Gegner daraus: „Er räumt mir das Recht ein, meine Meinung zu sagen; freilich: wie wollte er es mir nehmen?“ Ich meine, hier wird mir von Anfang an eine Absicht untergeschoben, die im Sinn meiner Worte nicht enthalten ist. Wie man Einem das Recht nimmt, seine Meinung zu sagen, weiß ich nicht, habe es nicht gelernt und nicht geübt; wohl aber könnte es Mancher bei Denen erfahren haben, die, ehedem im Vollbesitz aller Kunst und Wissenschaft, allem Neuen, Jungen, Selbständigen den Weg verlegten und Alles daran setzten, diese neu Wollenden und neu Sehenden nicht zum Wort kommen zu lassen. Ich habe diesen Kampf mit durchgekämpft; und wenn ich heute hier und an anderen Stellen sprechen kann und gehört werde, so verdanke ich es ganz sicher nicht der Bereitwilligkeit einer älteren Generation, Den seine Meinung sagen zu lassen, der eine hatte. Wir haben uns dieses Recht erkämpfen und uns neue Organe schaffen müssen. Die „Zukunft“ selbst ist diesem frischen Ringkampf entsprungen; und wenn hier Schiller für seine Sache kämpfen kann, so ist Das wohl ein schöner Beweis dafür, daß wir der traurigen Praxis einer früheren Zeit, die totschiweg, bis Einer womöglich wirklich tot war, nicht verfallen sind und nicht huldigen. Seine gedanklichen Beimischungen waren also hier ganz und gar nicht am Plage. Und Das um so weniger, da ich annehmen durfte, er lese wohl auch die Kritiken, die über seine Geschichte geschrieben werden. Unter diesen aber kam mir eine zu Gesicht, mit h unterzeichnet, die — ich muß aus der Erinnerung citiren — Schillers Geschichte als „überflüssig“ oder sonst ähnlich bezeichnete. Und gerade in Erinnerung an dieses weit über das Ziel hinauschießende h, das großgeschriebene Hel-molt heißt, schrieb ich den Satz: Stets muß man einem tüchtigen Manne das Recht einräumen, seine Meinung zu sagen. Also kein Zugeständniß an einen tüchtigen Mann, das ich für überflüssig halte, sondern eine Abmahnung an allzu Eifrige: Das war der Grund und die Absicht meiner Worte, die nun wohl un-glossirt und unbeanstandet passiren dürften.

Schiller citirt „veralterte Methode“ und ähnliche Ausdrücke mit Anführungszeichen. Das sieht aus, als ob ich mich dieser Ausdrücke bedient hätte. Aber abgesehen davon, daß in dem Kampf der Historiker die mehrfache Anfrage Lamprechts bei seinen Gegnern nach ihrer Methode niemals klipp und klar beantwortet worden ist, daß an diesem Punkte sogar stets ein sehr deutliches Schweigen einsetzte, spreche ich in meiner Arbeit „Im Kampf um die Weltgeschichte“ nur einmal von „älterer Schule“, setze diese aber selbst in Anführungszeichen, charakterisire den Ausdruck damit deutlich als Stich-, Schlag- oder Kampfwort, mit dessen Handhabung allein noch sehr wenig erreicht wird. Nun schiebt mich mein Gegner wieder in diese Stichwortosphäre hinein mit der Art, wie er citirt; und so sage ich ruhig: Wohl ein Schuß, der naive Zuschauer vielleicht blendet, im Uebrigen aber doch nur ins Blaue geht.

Die „neue Methode“, meint Schiller, müsse erst zeigen, ob sie auch eine solche Masse vortrefflicher Arbeiten wie die ältere schaffen kann. Nun: für Den, der sehen will, hat sie es bereits gezeigt. Nicht massenhaft, denn diese Massenleistung der „älteren Methode“ ist doch nur für Den vorhanden, der sehr nachsichtig ist. Außerdem rechne ich noch lange nicht Alles zur „älteren Methode“, was Schiller dazu zu rechnen scheint. Zum Beispiel: in seinem dritten Bande, der mir eben zuging, lautet seine erste Note: „Nitzsch, Deutsche Geschichte 3,399, dem ich meist folge“. Man braucht nun nur die Einleitung Nitzschs zu seiner Deutschen Geschichte zu lesen, um zu erkennen, daß diesem Manne die Abkehr von der damals üblichen Gesichtsbetrachtung und Geschichtsbearbeitung vollkommen klar als die Nothwendigkeit der Zeit erschienen war. „Nicht das Individuelle, sondern das Generelle erscheint“ ihm bereits „als das ausschlaggebende Moment menschlicher Entwicklung: Völker und Sprachen, Verfassungen und Kulte gestalten sich vor der aufmerksamen Beobachtung dieser neuen Methode wie nach großen und unwandelbaren Naturgesetzen . . . Fast unwillkürlich gewinnt man den Eindruck, daß unter dem Wechsel jener großen Metamorphosen und unter der Herrschaft jener Gesetze für die freie Thätigkeit auch des mächtigsten Individuums kein Raum gewesen sei“ u. s. w. Dazu die kritischen kurzen Worte, die Nitzsch der Geschichte der deutschen Kaiserzeit von Giesebrecht, der deutschen Verfassungsgeschichte von Waitz widmet und die doch wohl deutlich genug erkennen lassen, daß er diese „Methode“ allein nicht als ausreichend betrachtete. Die Einleitung Nitzschs schließt: „In dieser Wechselwirkung der natürlichen Bewegungen und der individuellen Kräfte liegt ja überall das Geheimniß historischer Entwicklung.“ Nun sagt Schiller selbst, daß er Nitzsch für gewisse Abschnitte seiner Weltgeschichte meist folge. Ist nun bei solchem Bekenntniß meine Aussage, er „Ämmere sich um seine Grundsätze später nur gelegentlich, gehe aber im Uebrigen einem gesunden Instincte nach, etwas so Absonderliches? Ich habe nun einmal die Anschauung, daß Nitzsch ein erkennbar Neues auf dem Gebiete der deutschen Geschichtschreibung ist, neu, trotzdem er zu einer älteren Generation gehört. Und trotzdem Nitzsch in scharfem Gegensatz zu seinen Grundanschauungen steht, folgt Schiller ihm. Ferner habe ich die Anschauung, daß für den Kampf wohl Stich- und Schlagwörter nützlich sein können, im Uebrigen aber alle Fortentwicklung an die Macht konkreter Thatsachen gebunden ist. Eine solche konkrete Thatsache aber ist, daß Schiller Nitzsch folgt, daß es also eine Macht giebt,

vor der sich „ältere“ und „jüngere Schulen“ beugen müssen: die Macht eines ehrlichen und redlichen Strebens nach Wahrheit und Erkenntniß, wie sie für uns Alle in dem Lebenswerke Nißschs so deutlich und unverkennbar zu Tage tritt. Als ich die Weltgeschichte Schillers zu lesen begann, traten mir die Anregungen, die er aus unserer Zeit erhalten hatte, eben so deutlich entgegen wie die Unmöglichkeit, sie nach Art der „alten Methode“ „einfach durch die chronologische Anordnung organisch“ darzustellen. Hier war das Hemmniß, mit dem ich Schiller ringen sah, und das ihn zwang, die politische Geschichte von der Kulturgeschichte zu trennen. Statt eine Darstellung von „neuen, bisher ungeahnten Zusammenhängen“, wie Nißsch sich ausdrückt, zu versuchen, blieb das bisherige Nebeneinander bestehen und die Kulturgeschichte rückte in den Kleinruck. Sah ich auf das rein Stoffliche, so zwang mir der Wille, der dieser Masse Herr werden wollte, eine große Achtung ab. Aber diese Stoffmassen zu beleben, die Zusammenhänge zu suchen und darzustellen, gelang nicht so, daß mich die Darstellung durchaus gefesselt hätte. Die organische Anordnung fehlte für mein Gefühl; und ich meine heute noch, daß sie an der Einseitigkeit der Konzeption Schillers scheiterte, die den „individuellen Kräften“ zu Ungunsten der „natürlichen Bewegungen“ ein zu breites Feld zumah.

Von der „Behauptung Schwanns“, die naturwissenschaftliche Methode habe uns den gesammten psychischen Prozeß erklärt, weiß Schwann nichts. Daß Buckle nur Ideen von Condorcet und Comte verarbeitete und bei seinem Versuch, die allgemeinen Gesetze der geschichtlichen Entwicklung zu finden, kläglich scheiterte, erfuhr er erst von Schiller. Trotzdem möchte ich wünschen, es „scheiterten“ recht viele deutsche Historiker so und brächten uns mit ihrem „kläglichen Scheitern“ eine solche Masse von fruchtbaren Anregungen wie Buckle.

Wenn Schwann sagt, daß im geschichtlichen Leben das Zusammentreffen von Persönlichkeit und Zeitentwicklung das Entscheidende ist und nicht nur das Vorhandensein von Geniekeimen, so steht er doch wohl nicht so „völlig auf dem Standpunkte, nur seine Umwelt mache das Genie zu Dem, was es ist“, wie Schiller behauptet. Wenn er aber dann dem mißverstandenen Schwann mit so einer Art „natürlicher Zuchtwahl“ heimleuchtet und betont: „Hätte Bismard nicht seine individuellen Anlagen gehabt, die er zunächst Eltern und Voreltern, jedenfalls nicht der Zeit, verdankte“, so kann sich Schwann über das Weitere vollkommen beruhigen, was Schiller gegen seine Meinung von der Möglichkeit, hinter das Geheimniß der natürlichen Zuchtwahl zu kommen, vorbringt. Die Aufgabe, die er mir dann stellt, diese Räthselldung einmal bei Bismard zu versuchen, muß ich leider einem Späteren überlassen; denn erstens fehlt mir das dazu nöthige Kapital, zweitens würde man mir recht schön auf die Finger klopfen, wollte ich da bis zur Aufhellung des Lektereichbaren vordringen, und drittens . . . nun ja, die Politik ist ja die Hauptsache und sie diktiert das Gesetz aller Wahrheit und aller Forschung. Wo sie den Schlagbaum fallen läßt, da hört das weitere Erkennenwollen einfach auf. Weiß ich doch von einem Manne, der die Biographie eines Königs schrieb, daß er sich verpflichten mußte, sein Manuskript dem Ministerium vorzulegen. Und da wurde denn einfach gestrichen, was den Herren ungeeignet erschien. Der Fall liegt etwas zurück, aber ich glaube nicht, daß es seit jener Zeit in Deutschland besser geworden ist mit der Freiheit „geschichtlicher Vorrichtung.“

Ob wir nun daran sind, diese und andere Räthsel der menschlichen Entwicklung zu lösen, oder noch recht weit davon entfernt, wie Schiller meint, macht den Streitpunkt nicht aus. Das macht ihn aus: ob wir uns durch ein vor schnelles Ausen der Ignorabimus-Leute, denen die Kleingläubigkeit, die Angst und auch zum Theil sogar die Mißgunst die Melodie diktiert, abhalten lassen sollen, Wege weiter zu gehen, die betreten wurden; oder ob wir, mag nun die Lösung einmal in diesem oder jenem Sinne ausfallen, uns dazu bekennen sollen, daß Wege, die einmal betreten wurden, bis zum Ende nicht mehr verlassen werden dürfen. Und da entscheide ich mich für die zweite Möglichkeit, selbst auf die Gefahr eines „kläglichen Scheiterns“; denn Schiller, der diese Wege nicht bis ans Ende ging, ist nicht berechtigt, sie als Holzwege zu charakterisiren. Mag er staunen über meinen Glauben an die dereinstige Möglichkeit psychischer Analyse; wir könnten doch nicht nur alle Geschichte, sondern jegliche Wissenschaft an den Nägel hängen, säße nicht ein Stücklein dieses Glaubens jedem ernstern Forscher im tiefsten Innern. Ein Blick nur rückwärts auf die Strecke, die der Mensch durchlief, bis er den heutigen Stand seiner Entwicklung erreichte, und ich meine: was wir uns über die Zukunft ausdenken können, dürfte klein und winzig sein gegen Das, was sie einmal thatsächlich bringen wird, wie uns heute die Träume des Doctor Mirabilis kindlich erscheinen gegenüber der Ausgestaltung des menschlichen Verkehrswezens, das als fertige Thatsache vor unseren Augen steht.

„Höchst annehmbare Hypothesen“ soll die moderne Wissenschaft bieten? Als ob nicht alle Wissenschaft mit Hypothesen arbeitete! Als ob nicht jede Wissenschaft aufs Trockne gerieth, wollte sie auf Hypothesen verzichten! „Nicht Phantomen nachzujagen, wenn sie sich auch mit dem glänzenden Gewande der Wissenschaft ausstatten, sondern mich an das Erreichbare zu halten“, schien Schiller die ihm gesteckte Aufgabe zu sein. Abgesehen davon, daß man über „das Erreichbare“ zweierlei und hundertertei Meinung sein kann, glaube ich denn doch, daß Schiller mir nicht widersprechen wird, wenn ich sage, daß wir die Wissenschaft, die sagen dürfte: „Du bist nicht Wissenschaft, sondern kleidest Dich nur in mein glänzendes Gewand“ heute noch nicht haben. Und wenn mein Gegner gegen mich Helmholtz heranziehen zu müssen glaubt, der „ohne Weiteres“ zugiebt, „daß sich eine monistische Weltanschauung nicht in die Praxis umsetzen lasse“, so sage ich ruhig: Es hat schon Mancher ohne Weiteres zugegeben, daß Etwas unmöglich sei, und als dann das „Weiter“ kam, hat er sich eben so fröhlich davon überzeugt, daß er einmal mit seinem Urtheil allzu vorschnell war.

... Oede, gelangweilt, bis zur Verzweiflung an Allem getrieben, verließ ich einst die Hörsäle der Universität. War es Das, was ich suchte? Zuversicht? Gewißheit eines den Menschen und die Menschheit erfüllenden Ideals? Dieser Kleinram von Fragen, dieses Wichtigthum mit Unwichtigkeiten? Mochte Jedes an seinem Platze seine Bedeutung haben; jedenfalls bekamen wir diese Bedeutung nicht zu sehen. Und doch saß unter meinen Lehrern ein Giesebrecht; und doch war ich Einer der Fleißigsten, die da kamen, um zu hören. Und doch so wenig; fast nichts! Ja, eine Erquickung: Cornelius! Da sprach ein Mann, ein Charakter, ein Künstler, kein „Objektiver“. Da wurden die Dinge lebendig; man fühlte das Leben. Und wie es denn so kam, stieß ich durch „Zufall“ auf Nietzsche. Ich begann, zu lesen. Hier war, wonach ich suchte. Ein Anfang, eine Eröffnung,

ein Weg, noch nicht haussirt, aber zu einer wirklichen Aussicht, zu frischen Einsichten in die Zusammenhänge der Dinge führend. Hier kann man leben, sagte ich erfreut. Denn darauf kommts doch schließlich an. Was nützt mir der schönste Palast, wenn in dem Palast eine Luft liegt, die anämisch, objektiv, charakterlos macht? In einen solchen Palast war ich gerathen. Alles lief da auf Filzschuhen und machte große mystische Augen und glogte Einen damit an, sprach man nur ein halblautes Wort. Dieser Palast deutscher Geschichtswissenschaft erschien mir wie ein Ort zum Sterben. Ich versuchte, ein Fenster zu öffnen, schrieb eine Arbeit geradeaus, ohne lange zu flunkern, schickte sie ab an eine „fachwissenschaftliche Zeitschrift“. Ja wohl! Man schlug mir mein Fenster zu und sagte: Willst Du Dich hier drinnen nicht ruhig verhalten und wissenschaftlich, rein wissenschaftlich forschen, wie wir Alle es thun, dann hinaus! Also hinaus! Und da fand ich das Leben. Lügen mußte ich, wenn ich nun heute sagen wollte: Da drinnen war die Wissenschaft und Wahrheit und nicht hier draußen. Lügen mußte ich, wollte ich sagen: Was Du hast, Die da drinnen gaben es Dir. Nein, was sie mir gaben, war die Einsicht, wie man es anstellen muß, Karriere zu machen; und was sie mir nahmen, war die Zuversicht, daß das Leben des Lebens werth sei. Hier draußen holte ich sie mir wieder. Und wenn ich heute Menschen sehe, deren Sehnsucht sie treibt, Fenster zu öffnen, so rufe ich: Bravo! Und wenn Einer kommt und den Vorhang des Ignorabimus wieder vor die Fenster ziehen möchte, so sage ich: Bitte, daheim bei Ihnen, so viel Sie wollen! Wir haben uns ein Recht erobert auf frische Luft und helles Licht und wünschen nicht, in das Halbdunkel zurückzukehren. Wir! Das sind Die, denen es wohl wurde auf die neue Art. Und damit sagen wir gar nicht, daß es nun Jedem dabei wohl sein müsse. Stört Einen unsere „falsche Melodie“ — denn es ist ja klar, daß nur die richtige Wissenschaft auch die richtige Melodie haben kann und daß die richtige Wissenschaft immer nur bei Denen ist, die es selbst sagen —, so möge er sich auch noch Polster vor die geschlossenen Fenster machen lassen, damit die falsche Melodie nicht zu ihm hineindringe. Anders zu singen auf Befehl: Das giebt es nun nicht mehr. Die Zeiten sind hoffentlich in Deutschland für immer vorüber. Wir haben um unseren Besitz gekämpft, gelitten, gehungert und dabei den frühlichen Muth doch nicht verloren, während Schiller gesteht, eine „sachliche Vereiztheit“ sei sein Besitz geworden. Wäre nur ein Wischen mehr von meinem „naiven Glauben“ in seinem Herzen, er würde sich, davon bin ich überzeugt, wohler befinden. Aber die Kritik! Diese verfluchte Kritik, die das Beste in uns erwürgt, den Willen, resolut aus dem Vollen zu leben, die Begriffe baut, wie Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften, und sich über ihre selbstgezogenen Hecken nicht mehr hinauswagt, so daß die Geisteswissenschaften niemals natürlicher, die Naturwissenschaften niemals geistiger werden könnten, wenn es nicht naive Leute gäbe, die mit Holmelt nicht ohne Weiteres zugeben, daß sich eine monistische Weltanschauung nicht in die Praxis umsetzen lasse. Warten wirs doch ab! Wir haben ja so viel Zeit. Und schreiben wir inzwischen Weltgeschichten oder andere schöne Sachen so gut und so ehrlich, wie Jeder vermag.

Soden im Taunus.

Dr. Mathieu Schwann.

Deutsche Zukunft.

Die Sterndeuter der Vorzeit haben den Machthabern das Horoskop gestellt, indem sie angeblich die Konstellation der Gestirne ihrer Voraussage zu Grunde legten. Auch die politischen Sterndeuter der Gegenwart stellen das Horoskop, aber sie verzichten auf den siderischen Fokusfokus und und beschränken sich auf eine unvorgreifliche Schätzung der in der Gesellschaft wirklichen lebendigen Kräfte. Eine solche umschlägliche Schätzung kommt zu folgendem Ergebnis.

Die führenden germanischen Völker — Deutschland, England, Nordamerika — werden durch das Doppelband von Interessengemeinschaft und Blutsverwandtschaft im zwanzigsten Jahrhundert immer enger vereint werden. Die anderen germanischen Stämme, Skandinavien, Niederlande und der flämische Theil Belgiens, Deutschösterreich mit seinen Anhängen und die deutsche Schweiz, werden sich diesem Zuge anschließen. Dieser kompakten germanischen Masse gegenüber, die die ganze Blüte der westlichen Kultur in sich faßt, stellen die romanischen Völker die Vergangenheit, die slavischen — vielleicht? — die Zukunft dar. Wie das neunzehnte Jahrhundert in Deutschland und Italien das Problem der Nationalisirung stammverwandter, aber durch Jahrhunderte alter Stammfehden verfeindeter Elemente bewirkt hat, so wird das zwanzigste voraussichtlich die Einigung der gesammten germanischen Rasse herbeiführen. Und wie der deutsche Nationalgedanke zuerst in den Köpfen von Denkern und Dichtern und in den Herzen jugendlicher Schwarmgeister ein kümmerliches Dasein fristete, bis die deutschen Fürsten und Staatsmänner diesen mehrhundertjährigen Traum verwirklichten, so wird es vermuthlich im zwanzigsten Jahrhundert der Idee der germanischen Rassenvereinigung ergehen. Stille Denker stellen die Forderung auf und wiederholen sie so lange, bis sich die große Persönlichkeit einstellt, die den blutleeren Postulaten der Denker den belebenden Odem geschichtlicher Wirklichkeit einzuhauchen vermag. Der Deutsche Kaiser hat in einem vielbesprochenen Depeschenwort — *blood is thicker than water* — dieser Gedankenrichtung bezeichnenden Ausdruck geliehen und auch in einem vielbemerkten Telegramm an die Gattin des englischen Nationaldichters Kipling und in wiederholten Kundgebungen gegenüber dem Präsidenten der Vereinigten Staaten dieses Grundmotiv durchklingen lassen. Diese Gemeinschaft des Blutes reicht eben viel weiter, als der vielleicht halbmythologische Rassenbegriff zu verrathen scheint: es tritt nämlich zur Gemeinschaft des Blutes die des Habitus, des Charakters, der Sitten, des moralischen Zuschnittes, der Weltanschauung, — kurz, die des Kulturtypus hinzu. Die germanischen Völker haben eben ihren gemeinsamen Kulturtypus, wie die Romanen und Slaven den ihren. Bis zu einem gewissen

Grade ist dieser Typus in klimatischen und terrestrischen Verhältnissen begründet. Das Klima des Nordens baut auch charakterlich einen anderen Menschenschlag auf als das des Südens und des Ostens. Der Himmelsstrich prägt eben seinen Bewohnern den ihm eigenen Stempel auf. Es ist daher kein bloßer Zufall, daß die germanischen Stämme in ihrem überwiegendem Theil die kirchliche Reformation durchgekämpft haben, während die romanischen beim römischen, die slavischen beim griechisch-byzantinischen Katholizismus stehen geblieben sind. Selbst die religiösen Wandlungen stellen vielfach eine Widerspiegelung des durch Klima und Bodenbeschaffenheit bedingten Stammescharakters dar. Thatsächlich zeigen die drei herrschenden europäischen Rassen — Germanen, Romanen, Slaven — eben so viele Kulturtypen wie Religionstypen: Protestantismus, Katholizismus, griechisch-byzantinische Kirche. In der germanischen Gruppe sind Verstand und Wille die vorherrschenden Charaktereigenschaften, weil der nordische Himmel der Ausbildung gerade dieser seelischen Kräfte günstig ist. Bei den Romanen überwiegt die Phantasie, dieses üppige Schoßkind südlicher Himmelsstriche. Bei den Slaven endlich, wie bei allen östlichen Kulturen, ist das Gefühl der entscheidende Charakterzug. Diesem Zug schmiegen sich die drei Religionstypen auch geschmeidig an: der Protestantismus appellirt an den kühlen Verstand und an den stahlharten sittlichen Willen (den Pflichtbegriff), der Katholizismus an die Phantasie, die orthodoxe Kirche an das Gefühl. Und so stellt sich denn der Katholizismus als adäquate Religionform für Völker dar, wie es die Romanen sind, die rauschendes Gepränge, glühende Farben und berückende Töne brauchen, um ihrer schwelgerischen Phantasie Genüge zu thun. Eben so ist die griechisch-orthodoxe Nationalkirche die richtige Religion für Greise. Trägheit des Denkens, träumerische Passivität, hypnotisirende Monotonie der Gebetsformen und des Rituals, planmäßiges Einschlüpfen aller Regungen der Persönlichkeit und gewaltsames Niederhalten aller Energie und Unternehmungslust sind ihre Kennzeichen. Von „toten Seelen“ spricht Gogol. Im Protestantismus hingegen ist die Persönlichkeit das Lebens-element; er weckt, schärft und fördert die Individualität. Wo die anderen beiden Kirchen Weihrauch streuen oder einlullende Psalter vorschreiben, da verwendet der Protestantismus Gründe; er will weder die Phantasie überrumpeln noch das Gefühl überreden, sondern nur den Verstand überzeugen. Die Logik ist sein Arsenal, Verstand und Wille sind seine Waffenträger. Es ist nach Alledem geschichtsphilosophisch durchaus begründet, daß das Germanenthum zu seinem verkürzten politischen Ausdruck im protestantischen Kaisertum gelangt. Denn dieses repräsentirt symbolisch jene beiden Lebensmächte, die die Führerschaft der weißen Rasse allen übrigen Rassen gegenüber rechtfertigen und innerhalb der weißen Rasse selbst wieder

gerade dem germanischen Element die vorherrschende Stellung zuweisen: Intelligenz und Energie.

Jetzt erst tritt die Aufgabe der reichsdeutschen Weltpolitik in die richtige geschichtsphilosophische Beleuchtung. Wenn nämlich unser Zeitalter vom Kaiser die treffende Signatur erhielt, es stehe im „Zeichen des Verkehrs“, wenn also erst die Verkehrsumwälzungen der letzten hundert Jahre es waren, die unserem Kulturtypus seine charakteristische Eigenart aufprägten, so übersehe man nicht, daß diese Verkehrsumwälzungen in Dampfschiffen und Eisenbahnen, in Telegraphen und Telephonen, die uns bevorstehenden in Luftschiffen und elektrischen Bahnen, wesentlich und vorzüglich der germanischen Intelligenz und Thatkraft, nur zu einem winzigen Bruchtheil der romanischen Phantasie, ganz und gar nicht der slavischen Gefühlswelt zu danken sind. Unser Kulturtypus setzt sich eben aus Erfindungen und Entdeckungen zusammen. Diese bewirken wieder eine Beschleunigung, Erleichterung und Verannehmlichung des internationalen Verkehrs. Dieser wieder arbeitet einem Abschleifen der nationalen Gegensätze, einem Ausgleich einander abstoßender Schroffheiten vor. Unserem Kulturtypus ist eben nicht mehr, wie den alten Kulturen und den zurückgebliebenen, eingerossteten heutigen Kultursystemen (den Mohammedanern, Persern oder Chinesen), jeder Stammesfremde gleichbedeutend mit „Feind“. Durch die Umwälzung des Verkehrs werden nicht nur Genußgüter ausgetauscht, sondern auch Gedanken, Sitten, Weltanschauungen. Aus dem gegenseitigen Verkehr erwächst ein wechselseitiges Verstehen und Dulden. Dabei nähert man sich nicht etwa einem kosmopolitischen Mischmasch; im Gegentheil. Die fremde Eigenart wird stets als fremd empfunden, aber nicht mehr, wie früher, unbesehen entweder verdammt oder verhimmelt, sondern sie wird mit kritischer Schätzung auf Werth und Berechtigung sorgfältig geprüft. Es bildet sich allmählich, wie ein internationales Recht, so eine internationale Sitte heraus. Dieser werdenden internationalen Sitte, die Interessengegensätze immer mehr auf vertraglichem als auf kriegerischem Wege auszugleichen bemüht ist, wird nun die reichsdeutsche Weltpolitik ihr Gepräge leihen. Da unser Kulturtypus, der einer Umwälzung des Weltverkehrs seine Entstehung verdankt, weder von der romanischen Phantasie noch vom slavischen Gefühl, sondern von germanischer Intelligenz und Thatkraft seine bestimmenden Eigenschaften empfing, so ist die Berechtigung von selbst gegeben, daß die Weltpolitik des zwanzigsten Jahrhunderts ihre Direktive von der germanischen Rasse erhält. Diese Direktive wird und kann keine andere sein als Vertragspolitik, und zwar zunächst in der Form einer Handelsvertragspolitik. Wenn wirklich der Verkehr das Grundwesen unseres Kulturtypus ausmacht, so muß nothgedrungen die internationale, öffentlich-rechtliche Regelung dieses Güteraustausches

die Hauptaufgabe der germanischen Rasse sein, die ja augenblicklich den Weltgüterverkehr überwiegend in ihren eisenfesten Fäusten hält. Diese Verkehrs-Hegemonie bildet die Grundlage der politischen Hegemonie. Soll nämlich die germanische Rasse an der Spitze der westlichen Kultur bleiben, so darf sie sich diese Handels-Hegemonie, die sie augenblicklich thatsächlich besitzt, niemals aus den Händen winden lassen. Denn man muß in Deutschland allein 56 Millionen Menschen mit relativ hohem und sich ständig steigenden standard of life ernähren. Und je besser wir sie ernähren, je gewissenhafter wir sie schulen und bilden, desto intelligenter und thatkräftiger werden diese von Jahr zu Jahr sich um 800 000 mehrenden 56 Millionen Menschen. Denn Intelligenz und Thatkraft bilden ja, wie wir erörtert haben, das Stammkapital der deutschen Nation, das sie trotz ihrem geringen numerischen Umfang befähigt, eine Elitetruppe des Menschengeschlechtes zu bilden. Diese Truppe will nun aber, um ihren hohen Aufgaben gewachsen zu sein, leiblich und geistig nicht nur auskömmlich, sondern reichlich versorgt sein. Nicht geringe, sondern möglichst hohe Löhne für die deutschen Arbeiter wird eine verständige Regierung anzustreben haben. Denn je besser der deutsche Arbeiter sich nährt, je mehr er hygienisch, technisch, religiös und moralisch gehoben wird, desto konkurrenzfähiger wird er auf dem Weltmarkt. Bei Hungerlöhnen erzieht man mürrische Sklaven, die revoltiren, bei relativ hohen Löhnen dagegen eine intelligente, thatkräftige Arbeiterschaft, die Etwas zurücklegen, sparen kann; aber indem sie spart, hat sie auch Etwas zu verlieren und zu vertheidigen; sie hat also Interesse am Staatsbestand. Nur weiße Sklaven sind revolutionär, weil sie nichts zu verlieren haben. Ein Arbeiter aber in Krupps oder Stumms Fabriken, der jährlich ein Stückchen bei Seite legen kann, ist nicht mehr gefährlich, weil seine Privatinteressen mit den Staatsinteressen, mit der Aufrechterhaltung der staatlichen Ordnung zusammenfallen. Das politische Reformproblem des Deutschen Reiches mündet demnach in den Satz: eine möglichst breite Schicht gesättigter Arbeiter, also embryonaler Kapitalisten, auf dem Wege gesicherter Handelsverträge heranzubilden. Denn die so gewonnene Arbeiter-Aristokratie bildet das sicherste Bollwerk nach unten hin, nach der Seite des untersten oder fünften Standes, der Lumpenproletarier. Zwischen die herrschenden Klassen und das Lumpenproletariat (Vagabunden, Prostituirte, Krüppel, weiterhin Arbeitslose, ungelernete Arbeiter) muß eine, durch gelernte (qualifizierte) Arbeit aristokratisirte Mittelschicht, also eine Arbeiter-Aristokratie, eingeschoben werden. So verlangt es die geschichtliche Kontinuität. Wie sich früher der zweite Stand gegen den dritten und jetzt der dritte Stand gegen den vierten wehrt, so muß jetzt der vierte Stand gegen den fünften ausgespielt werden. Die geklärten Arbeiter müssen zu einer eigenen aristokratischen Oberschicht aufrücken, einen vierten

Stand bilden, aus dem der fünfte, das Lumpenproletariat, ausgeschieden wird. Dann bildet dieser vierte Stand einen eben solchen Schutzwall gegen das Lumpenproletariat wie augenblicklich das Bürgerthum gegen die ganze Sozialdemokratie. Diese Entwicklungslinie ist ein Imperativ der richtig verstandenen und ge deuteten Geschichte.

Um aber eine solche Arbeiter-Aristokratie züchten, schaffen und dauernd erhalten zu können, muß unsere hochentwickelte Industrie Sicherheit und Stetigkeit gewinnen. Denn eine plötzlich aufs Pflaster geworfene ehemalige Arbeiter-Aristokratie, die sich an eine höhere Lebenshaltung schon gewöhnt hat, ist ein eben so naturgemäß revolutionäres Element wie ein plötzlich beßlos gewordener Adel. Der depossedirte Grandseigneur wird Jakobiner, der arbeitslos gewordene Industriearbeiter Barrikadenkämpfer. Je mehr das Deutsche Reich neben seiner politischen und intellektuellen Vorherrschaft auch die industrielle zu erringen auf dem besten Wege ist, desto unabweislicher drängt sich der Regierung die Pflicht auf, Handels- und Industriekrisen vorzubeugen. Die entscheidende Vorbeugungsmaßregel ist und bleibt aber ein geächtetes, weil auf Jahre hinaus festgelegtes System von Handelsverträgen, die ja in Zukunft die Rolle zu spielen berufen sind, die in früheren Jahrhunderten politische Bündnisse ausgefüllt haben.

Konkurrenten auf dem Weltmarkt hält man sich am Besten dadurch vom Leibe, daß man sich mit ihnen verbindet; man macht den Konkurrenten zum Compagnon und eben damit unschädlich. So haben es Wilhelm der Erste und Bismarck mit Oesterreich gehalten. Um der weltgeschichtlichen Rivalität zwischen Habsburgern und Hohenzollern ein Ende zu bereiten, wurde der Hauptkonkurrent unter den deutschen Stämmen, nachdem man ihm in Pöniggrätz das unbedingte Uebergewicht der Hohenzollern unwiderleglich bewiesen hatte, zum Allirten. Seitdem haben die deutschen Stämme vor einander Ruhe. Ein ähnliches Verfahren schlagen Großindustrie, Bergwerke, Minen und Banken ein; sie syndiziren sich, um die gegenseitige Konkurrenz wettzumachen. Trusts, Corners, Ringe bestimmen die Preise auf dem Weltmarkt. Warum sollen nun die den Weltmarkt beherrschenden Industriestaaten das Handelsmonopol, das sie thatsächlich innehaben, dadurch gefährden, daß sie sich in einem wirtschaftlichen Kampf auf Leben und Tod erschöpfen? Warum gegen einander und nicht vielmehr mit einander? Soll Ostasien der tertius gaudens sein? Ohne Handelsverträge gerathen wir in ein wirtschaftliches und eben damit auch in ein politisches Chaos. Krisen des Weltmarktes haben naturgemäß politische Krisen zur unausbleiblichen Folge. Der Kampf ums Dasein im internationalen Weltverkehr hat die Deutschen nun einmal im Interesse ihrer nationalen Selbsterhaltung gezwungen, vom ausschließlichen Agrarstaat zum überwiegenden Industriestaat überzugehen. Der Bevölkerungüberschuß,

der den Deutschen den militärischen Vorsprung gegenüber der romanischen Rasse, insbesondere über die Franzosen, sichert, kann unmöglich von der Landwirtschaft allein ernährt werden. Der deutsche Ackerbau ist weder umfassend noch intensiv genug, 56 Millionen Menschen zu sättigen. Wollen die Deutschen also ihren Ueberschuß nicht ans Ausland, besonders an ihren künftigen Hauptkonkurrenten auf dem Weltmarkt, Amerika, abgeben und diesen Gegner so im Kampfe gegen Deutschland mit dessen eigenem Menschenmaterial stärken, dann müssen sie in der einheimischen Industrie ausreichende Futterstellen schaffen. Das ist denn auch geschehen, weil es der Naturlauf der Dinge war, wie ihn die Verkehrsumwälzungen des vorigen Jahrhunderts zur Folge hatten. Die wirtschaftlichen Thatsachen haben eben, wie ihre eigene Logik, so ihr eigenes Naturheilverfahren. Der Verkehr heilt die Wunden, die er schlägt. Hat er den einen Theil der Bevölkerung vielleicht geschädigt, so hat er einem anderen genügt. Darin besteht eben die moderne Staatskunst, zwischen den Geschädigten und Bevorzugten einen Ausgleich herbeizuführen, zwischen Landwirtschaft und Industrie eine Diagonale zu ziehen, anders ausgedrückt: die Harmonie der Interessen aller Staatsbürger anzustreben.

Was hier von der Staatskunst nach innen gilt, läßt sich auch auf die reichsdeutsche Weltpolitik ungezwungen übertragen. Wie man es im Innern mit zusammenprallenden Interessen von Berufen, Klassen, Ständen, Konfessionen u. s. w. zu thun hat, so nach außen mit den kollidirenden Lebensinteressen der einzelnen Nationen. Die Harmonisirung dieser Interessen unter vollständiger Schonung des berechtigten nationalen Egoismus und durchgreifender Wahrung der nationalen Eigenliebigkeit wird das Hauptziel der friedlich gestimmten reichsdeutschen Weltpolitik sein. Wie nämlich im Innern des Reiches Klassegegensätze einander gegenüberstehen, so nach außen kollidirende nationale Interessen. Die Herstellung eines Gleichgewichtes unter ihnen ist Sache des virtuosen politischen Dirigenten, der den einzelnen nationalen Instrumenten so geartete Töne zu entlocken weiß, daß das rhythmische Ineinandergreifen und Zusammenstimmen aller Mitspieler sich zu einer Weltkanta'e unseres Kultursystems gestaltet.

Zur Sicherung einer solchen Interessenharmonie innerhalb unseres Kultursystems werden im zwanzigsten Jahrhundert die wirtschaftlichen Bündnisse beitragen, zumal sie voraussichtlich politische im Gefolge haben werden. Da es der offenkundige Sinn der Geschichte ist, daß die weiße Rasse unter Führung der Germanen die wirkliche und endgiltige Weltherrschaft antritt — nicht nur die Herrschaft über das Mittelmeerbecken, wie früher die babylonischen, hellenischen oder römischen „Weltreiche“ —, so muß die wirtschaftliche Solidarität unseres gesammten Kultursystems durch Verträge und Alliancen gewährleistet sein. Ob diese die Form einer mittel-

europäischen Zollunion annehmen oder zunächst nur die einer Erneuerung und Festlegung unserer schon bestehenden Handelsverträge bedeuten wird, ist mehr Frage des Tempos und der Taktik als des Prinzips. Der zweite Weg scheint mir der gangbarere zu sein. Denn nicht nur *natura non facit saltus*: auch eine natürliche Politik macht keine Sprünge. Mag eine Zollunion ein in der Ferne winkendes Ziel sein, so sind im gegebenen Augenblick wirtschaftliche Bündnisse der zu diesem Ziel führende Weg.

Inwieweit diese wirtschaftlichen Bündnisse die berechtigten Interessen der einheimischen Landwirtschaft zu schonen haben, wird Gegenstand einer besonderen Erörterung sein. Nur prälubirend sei hier bemerkt, daß eine starke Monarchie eine ständige Reservearmee — Das ist der Landadel mit seiner dynastischen Treue, seinen festgewurzelten Ueberzeugungen und ritterlichen Traditionen — gar nicht entbehren kann. Daher wird jede starke reichsdeutsche Regierung bei allen wirtschaftlichen Allianzen ihr Augenmerk in erster Reihe darauf zu richten haben, daß dieser eiserne Fonds an Königstreue, ehrbarer Gesinnung und zuverlässiger Haltung der Monarchie erhalten bleibt. Wenn man also diesen Faktor in der reichsdeutschen Weltpolitik niemals wird übersehen dürfen, so wird man auf der anderen Seite doch auch zu erwägen haben, daß er nur ein Faktor, aber nicht der einzige ist. Die übrigen Faktoren des Staatslebens müssen nach Maßgabe ihrer Leistung in eben so ernste Erwägung gezogen werden, soll man sich nicht der Gefahr aussetzen, die Klasseninteressen den nationalen Interessen überzuordnen und eben damit den nationalen Staat in seinem Herzpunkt zu verletzen.

Das „Gleichgewicht der Kräfte“ ist auch hier das Hauptgeheimniß aller Staatskunst. Landwirtschaft, Industrie und Handel heißen diese in Einklang zu setzenden Kräfte im Innern des Deutschen Reiches, germanische, romanische und slavische Rasse heißen die politischen Probleme innerhalb der gesammten christlichen Kulturwelt, Auftheilung der östlichen Kulturen unter die Träger unseres Kultursystems heißen sie endlich an der Peripherie. Was dazwischen liegt, wie die Polenfrage im Reich, die Nationalitätenfrage in Oesterreich u. s. w., ist mehr von örtlichem und zeitlichem Interesse, gehört also nicht zur großzügigen reichsdeutschen Weltpolitik. Diese Fragen der lokalen Politik sind im Rahmen der innerdeutschen Reformpolitik zu behandeln. Hier betrachten wir nur die Höhenzüge der reichsdeutschen Weltpolitik, nicht ihre Hügel und Thäler. Unter diesem Gesichtswinkel gesehen, gruppieren sich uns die Völker unseres Kultursystems in drei großen Richtungen: östliche Kultur, weiche, sentimentale, schlaffe Gefühlswelt, mit der griechisch-orthodoxen Religion als Nationalkirche. Es ist der slavische Kultur- und Religionstypus, der seinen Schwerpunkt immer von Europa nach Asien verschoben wird. Und gerade Dieses soll das Ziel der reichsdeutschen Weltpolitik

sein. Alle politischen Bestrebungen, die dazu führen, Rußland mit seinen Interessen nach dem Osten zu drängen, sollen gefördert, alle seine Aspirationen aber, nach dem Westen vorzudringen, gehemmt werden. Je weiter sich Rußland nach Asien zurückschiebt und seine Interessenssphären ins Westliche dehnt, desto ungefährlicher wird dieser Koloß unserer westlichen Kultur. Die ungeheure Weite seiner östlichen, im zwanzigsten Jahrhundert erst zu fixirenden Grenzen und die vulkanischen Eruptionen im sozialen Innern dieses östlichen Weltreiches bieten uns die sicherste Gewähr für das unter Führung der Germanen herzustellen Gleichgewicht unserer westlichen Kultur. Unser gewaltiger Vorsprung gegenüber dem Slaventhum liegt vor Allem darin, daß dem russischen Reich die politische Revolution noch bevorsteht, während wir sie hinter uns haben. Revolutionen sind eben die Kinderkrankheiten des werdenden modernen Staates. Rußland hat erst noch zu beweisen, ob es diese Kinderkrankheiten überbauern wird. Außerliche Freundschaftsbezeugungen, die um so ehrlicher gemeint sind, je weiter die Interessenssphären Deutschlands und Rußlands auseinanderliegen, und Erneuerung des Handelsvertrages unter Begünstigung seiner Getreideausfuhr, werden uns für Jahrzehnte hinaus das slavische Kultursystem ungefährlich machen. Ob es nach weiteren hundert Jahren für den Bestand der westlichen Kulturen gefährlich werden kann, ist eine cura posterior der übernächsten Diplomaten-Generation. Für die praktische Staatskunst bedeutet ein Jahrhundert schon eine Ewigkeit.

Was die romanischen Völkergruppen anlangt, so haben wir ihren Zipfel, Italien, unseren Interessenssphären schon angegliedert. Die natürliche Interessengemeinschaft Italiens mit England wird dieses Land noch fester in die Umklammerung durch die germanische Rasse hineinwachsen lassen. Frankreich wird folgen müssen. Entweder wird Frankreich Deutschlands Verbündeter oder nach einem zweiten Sedan sein Basall: tertium non datur. Der sichtliche Zerfall der Rasse kann nur durch den Eintritt Frankreichs in den mitteleuropäischen Staatenbund aufgehalten werden. Und mit Frankreich wird natürlich Spanien eben so sicher in die deutsche Interessenssphäre gerathen, wie sich Portugal heute schon in der englischen befindet.

Es bleiben die drei großen germanischen Mächte, Deutschland, England, Nordamerika, die ihre Interessengegensätze schon darum nicht durch das Schwert auszugleichen vermögen, weil ihre geographische Lage Kriege unter diesen Nationen beinahe ausschließt. Unter diesen drei Mächten, die von der geschichtlichen Vorsehung zur Führerrolle in der Welt Herrschaft des zwanzigsten Jahrhunderts ausersehen sind, können also die bestehenden Interessen-Kollisionen unmöglich mit rothem Saft zum Ausstrag gebracht werden; sie werden nothgedrungen zum schwarzen ihre Zukunft nehmen müssen. Ohne Bild gesprochen: Nicht Kriege, sondern Verträge werden hier das Gleichgewicht

innerhalb der rivalisirenden germanischen Rassen herzustellen haben. Diese Verträge nun durch eine weise Staatskunst so zu gestalten, daß Deutschland innerhalb der germanischen Rasse und weiterhin innerhalb unseres Kultursystems die ihm zukommende Stellung einnimmt und dauernd behauptet: Das ist, wie ich es verstehe, das oberste Ziel einer reichsdeutschen Weltpolitik.

Bern.

Professor Dr. Ludwig Stein.



Naturwissenschaft und Moral.

Alles wird heute auf eine naturwissenschaftliche Grundlage gestellt: die Poesie, der Antisemitismus, die Liebe, der Sozialismus, die Philosophie, das Recht, die Medizin und wohl auch die Theologie. Warum sollte also die Moral eine Ausnahme machen? Es soll ihr auch das Recht dazu nicht bestritten werden, zumal sie es augenblicklich mehr denn je nöthig hat, sich auf Etwas zu stützen. Aber ob die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschung ihr das Recht geben, ihre Imperative auf sie zu stützen: Das steht doch sehr in Frage.

Wenn man die Unmasse ästhetischer, literarischer und sozialwissenschaftlicher Feuilletons und Brochüren durchblättert, die jede Woche hervorbringt und die nächste Woche wieder vernichtet, begegnet man ungemein häufig dem Wort „naturwissenschaftliche Ergebnisse.“ Man findet es auch in besseren und mit Sachkenntniß geschriebenen Arbeiten. Und überall geht von dem Wort eine hypnotisirende Wirkung aus. Ein naturwissenschaftlicher Schriftsteller könnte sich eigentlich nur freuen, daß die Naturwissenschaft so große Macht gewonnen hat. Aber diese Freude hätte keine Dauer. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß dieses oft genannte Wort „naturwissenschaftliche Ergebnisse“ nicht das Gerinreste mit Dem zu thun hat, was die Naturwissenschaft ergeben hat.

Das Wort ist, abgesehen von den Fällen, wo es aus Verlegenheit gebraucht wird — etwa wie Gott —, identisch mit „darwinistische Lehren“. Es umfaßt also keineswegs die vielseitigen Resultate, zu denen die Botanik, Zoologie, Mineralogie, Chemie, Physik, Geologie, Paläontologie, Biologie gelangt sind, ganz zu schweigen von Meteorologie, Anatomie, Phänologie, Limnologie und mehreren anderen Disziplinen des ungeheuer großen naturwissenschaftlichen Gebietes. Es umfaßt sie nicht nur nicht: es berührt sie nicht einmal; es flammert sich nur an das Grenzgebiet, wo Naturwissenschaft und Philosophie einander begegnen oder vielmehr Diese sich Jener zu bemächtigen sucht. Mit den „naturwissenschaftlichen“ Ergebnissen ist es also nicht weit her. Und mit den Ergebnissen? Alle darvinistischen Lehren sind Hypothesen, unbewiesen, unabweisbar. Nur wenn man die Abstammungslehre, die Lamarcks Wert ist, unter darvinistischer Flagge segeln läßt, ist im Darwinismus ein Ergebnis. Alles Andere, Kampf ums Dasein, Untergang des Untauglichen, die seltsame Anpassungslehre und Anderes: Das ist Hypothese. Morgen werden andere Hypothesen kommen.

Aber gerade an diese Hypothesen denkt man, wenn von naturwissenschaftlichen Ergebnissen die Rede ist. Das geht aus den Folgerungen hervor, die an diesen Begriff geknüpft werden. Folgerungen auch für die Moral.

In der Natur, heißt es, herrscht der Kampf ums Dasein. Er merzt das Unpassende aus, erhält das Taugliche und vom Tauglichen das Tauglichste. Er ist die Ursache der Höherentwicklung. Also, haben die neueren Moralisten gefolgert, ist der Kampf ums Dasein zu erhalten. Der Untaugliche ist seinem Schicksal zu überlassen. Der Taugliche darf die Position, die ihm die Natur gegeben, in jeder Beziehung ausnützen. Das ist ohne Zweifel die Hauptfolgerung, die die Moral aus den „naturwissenschaftlichen Ergebnissen“ gezogen hat. Mir scheint: weder die moralische Folgerung, daß der Egoismus im Kampf ums Dasein von großer, menscheitfördernder Wirkung sei, noch die Behauptung, daß der Kampf ums Dasein das Tauglichste erhalte, ist richtig. Und selbst das Fundament ist falsch: in der Natur „herrscht“ gar nicht der Kampf ums Dasein. Darwin faßt unter dem Ausdruck „Kampf ums Dasein“ zwei Erscheinungen in der Natur zusammen. Erstens versteht er darunter das Vermöglicke von Lebewesen in Folge von Katastrophen. Ein Landthier fällt ins Wasser und ertrinkt. Der Millionen von Eiern enthaltende Kogen eines Fisches wird von einer Ente gefressen. Ungezählte Samenköerner von Pflanzen werden vom Wind aufs Meer getragen und gehen unter. Kurz: alljährlich, alltäglich gehen ungeheure Mengen von Lebewesen zu Grunde. Aber von einem Kampf ums Dasein hier zu reden, ist vollständig verkehrt. Diese Wesen stehen ja nicht in einem Konkurrenzkampf mit anderen, sie sind oft auch kräftiger und lebensfähiger als ihre am Leben bleibenden Genossen; nur ein elementares Naturereigniß, eine Katastrophe vernichtet sie. Man muß also solche Vorgänge von dem Kampf ums Daseins vollständig getrennt halten. Solche Katastrophen können natürlich auch keine züchtende Wirkung üben; der Schwächste wie der Stärkste kann gerade an der Stelle stehen, wohin der Blitz schlägt. Aber es wäre absurd, Jemanden für lebensunfähig zu halten, weil er vom Blitz erschlagen wurde. Weder der Darwinismus noch die Moral wird diese Folgerung ziehen wollen.

Nun bleibt die andere Seite des Kampfes ums Dasein übrig, der wirkliche Konkurrenzkampf, bei dem der besser Organisirte den weniger gut Organisirten aus dem Feld schlägt. Ohne Zweifel kommen solche Fälle vor. Wirklich beobachtet sind nicht sehr viele. Die Wanderratte hat die Hausratte in Deutschland stark verdrängt. Die neueingeführte Manguste verdrängte auf Jamaika die Ratte und vernichtete viele Vogelarten. Es mag noch eine Reihe ähnlicher Beispiele geben. Allerdings beziehen sich viele auf Veränderungen, die erst durch den Menschen beeinflusst waren. Aber was giebt uns selbst bei diesen Fällen das Recht, zu behaupten, der Kampf ums Dasein „herrsche“ in der Natur? Verschiedene Forscher, N. von Wettstein, Hugo de Vries, G. Haberlandt und Andere, haben gezeigt, daß neue Arten auch ohne Daseinskampf entstehen können. Es ist bereits eine Reihe solcher Fälle bekannt, obwohl man erst neuerdings auf diese „antidarwinistischen“ Erscheinungen sein Augenmerk gerichtet hat. Nach meinen eigenen Anschauungen — es sei mir gestattet, davon zu reden! — entstehen neue Arten dadurch, daß Individuen in ein neues Milieu gerathen und dieses durch streng mechanische Einwirkung jenem die Formen aufprägt, die es

selber hat und die darum passend sind. Das Dunkel, das in den Höhlen Kentauchs herrscht, machte die Thiere, die in sie geriethen, blind. Das fehlende Licht, das durch Aussendung seiner Strahlen sonst die Augen in normaler Funktion erhält, ließ die Sehorgane dieser Höhlenthiere unbeschäftigt. Der Blutzufluß nach diesen Organen wurde geringer, sie wurden schlecht ernährt und verkümmerten deshalb. Blinde Thiere aber sind für Höhlen „besonders passend“, weil die Kraft, die für die nutzlosen Augen ausgegeben werden müßte, jetzt besser verwendet werden kann, abgesehen davon, daß so empfindliche Organe in der Finsterniß durch Anstoßen leicht verletzt werden und darum störend wirken könnten. Ohne Kampf ums Dasein werden die thierischen Individuen in den Höhlen blind, weil diese sie blind machen. Ich meine, daß auf diese Weise der Mechanismus der Entwicklung zu neuen Formen eben so deutlich wird wie der Grund, weshalb ein Wesen seinem Milieu angepaßt ist, ohne daß diese Anpassung wie bei Darwin ein Ergebnis einer Konkurrenz ist, bei der ungezählte Generationen aussterben, bis das Passende herausgezüchtet war. Für direkte Entwicklung ohne Daseinskampf scheinen sich jetzt viele Forscher zu entscheiden, wenn ihnen auch der Mechanismus der Entstehung und das Wesen der Anpassung noch unklar ist. Sehr frappirt hat mich eine Aeußerung G. Steinmanns, der ich jüngst in seiner Rektoratsrede vom zehnten Mai 1899 begegnete. Der freiburger Professor sagt darin, daß der Mensch seit seiner Erstarkung von der Diluvialzeit an einen systematischen Vernichtungskrieg geführt habe, der in neuerer Zeit noch vervollkommenet worden und in begreiflicher Uebertragung menschlicher Eigenschaften auf die Natur als ein dieser innewohnendes Prinzip angesehen worden sei. Diese Annahme klingt äußerst glaubhaft. Denn wo kommt es sonst bei irgend einer Thierart vor, daß Individuen einzelner Distrikte sich bewaffnen, auf diejenigen anderer losziehen und nun eine jener Schlächtereien beginnt, wie sie unter Menschen noch heute so gut wie vor Jahrtausenden üblich sind? Ganze Stämme, ganze Völker werden ausgerottet im buchstäblich zu nehmenden „Kampf“ ums Dasein. Der Mensch hat noch stets seine Eigenschaften auf die Natur übertragen, von den Götzensagen der ältesten Zeit an bis auf die „Weltseele“ und den „Weltwillen“. So ist am Ende auch der Darwinismus nur eine anthropomorphische Verirrung. Ja, ist nicht Darwin als Sohn Englands mehr als der Bürger eines anderen Staates in jenen fünfziger Jahren prädisponirt gewesen, den Kampf ums Dasein als regulirendes Prinzip zu proklamiren? Jenes Land, das seine Kultur nach Australien, nach Südafrika, nach Indien und vielen Inseln trug und überall die Beobachtung machte, daß die „inferioren Rassen“ vor den Feuerwaffen, dem Feuerwasser und der Syphilis der „höheren Rasse“ spurlos verschwanden? Das schon damals die Beobachtung machte, daß die Arbeiter — auch so eine „inferiore Rasse“ — in den Fabriken der lebens- und kapitalkräftigen Großindustriellen verkümmerten und verkrüppelten? In der That: Malthus und Darwin konnten in England sehr leicht darauf kommen, den Kampf ums Dasein und das Ueberleben des Stärkeren als Prinzip der Menschheitentwicklung hinzustellen. Das Prinzip aber erschien brutal und „naturwissenschaftlich“ genug, um es auch als Prinzip der thierischen und pflanzlichen Entwicklung annehmen zu können. Es ist sehr inleuchtend, daß Darwin menschliche Vorgänge seiner Zeit in die Natur hin

eininterpretirt hat. In diesem Fall würde Komik darin stecken, daß später die Moralisten diese vom Menschlichen auf die Natur übertragenen Theorien als naturwissenschaftliche Ergebnisse umgekehrt wieder auf den Menschen — noch dazu in ethischer Beziehung — anwandten.

Doch wie Dem auch sei: jedenfalls ist nicht bewiesen, daß der Kampf ums Dasein in der Natur herrsche. Gegen ihn spricht außer den angehäuften That- sachen auch das Fehlen der als nothwendig angenommenen Zwischenglieder, die von einer Art zur anderen führen. Allenfalls giebt es bei einigen Gattungen ein Heer von Mittelformen, — man denke an die Kompositen-Gattung der Habichtskräuter oder die Schneckengattung *Limnaeus*. Aber auch bei ihnen berechtigt nichts, zu schließen, daß diese Mittelformen im Aussterben seien und nur die extremen Arten sich erhalten würden. Und bei den meisten Gattungen, geschweige denn Arten, giebt es überhaupt keine Mittelformen; die Hoffnung, daß die Paläontologie die Bindeglieder finden werde, ist bisher völlig gescheitert. Im Gegentheil: diese Wissenschaft hat nur das Heer extremer Formen um ein Kolossales vermehrt. Wenn wirklich ein so erbitterter Kampf ums Dasein herrschte, wie Darwin annimmt, dann müßte es Unmengen von wenig differenzirten Formen geben, von denen die etwas höher stehende immer die tiefer stehende vernichtet hätte. Wenn aber der Kampf ums Dasein in der Natur keine große Rolle spielt, so wird er auch selten Gelegenheit gehabt haben, das Untaugliche zu vernichten und das Taugliche zu erhalten. Aber eine solche Wirkung hat der Kampf ums Dasein überhaupt nicht. Und Das ist der zweite Punkt. Der russische Forscher Korshinskij, der die Bedeutung des Kampfes ums Dasein anerkennt, meint doch, daß dieser mündlich schädlich auf alles neu und höher sich Entwickelnde wirke. Ueberall, wo man plötzlich neu entstandene Formen antrefse, gingen diese unbarmherzig zu Grunde, weil sie eben als untauglich vom Kampf ums Dasein ausgegrenzt würden. Bei der Beantwortung der Frage, wie das Selektionsprinzip wirke, laufen gewöhnlich zwei Irrthümer unter. Der erste ist der, daß man meint, durch den Kampf ums Dasein würde eine Art in eine höher entwickelte verwandelt. Doch dieses Prinzip kann überhaupt keine Entwicklung hervorrufen. Die höhere Entwicklung muß bereits da sein, wenn der Kampf ums Dasein und die durch ihn wirkende Zuchtwahl in Aktion tritt. Der Kampf ums Dasein kann nur das schon Vorhandene und schon Gewordene entweder vernichten oder erhalten. Er ist unter keinen Umständen ein schaffendes, sondern nur ein auswählendes Prinzip. Der zweite Irrthum liegt darin, daß man das Taugliche und Untaugliche mit dem Starken und Schwachen, dem Hohen und Niedrigen identifizirt. Aber in diesem Sinne ist die Wirkung des Kampfes ums Dasein erst recht zweifelhaft. Denn der Kampf ums Dasein wird gewiß kein Bedeuten tragen, ein hoch differenzirtes Krebsstier aussterben zu lassen und dafür einen kleinen, augenlosen, gliederlosen, wurmartigen Schmarotzer leben zu lassen, der gewiß nicht höher steht und stärker ist als die Art, aus der er entstanden ist. Aber man darf nicht einmal sagen, daß er tauglicher — Das heißt: lebensfähiger — durch sein Schmarotzertum geworden ist. Warum soll nicht die Mutterart, aus der er hervorgegangen ist, weiterexistiren? Auf der Erde ist Raum genug, es giebt hier der Existenzmöglichkeiten so viele, daß sowohl der Schmarotzer in seiner neuen Lebensweise wie die Stammart in ihrer alten weiterexistiren können. Möglich,

daß es dem Schwarzer besser geht, daß er etwas tauglicher ist als die Stammart; aber warum sollte diese gerade aussterben, wenn sie etwas weniger tauglich ist? Wir beobachten in der Natur jenes schöne Menschheitprinzip nicht, wonach der Schwächere bekriegt wird, um irgend einem Felbherrn Gelegenheit zu geben, seinen Durst nach „gloire“ zu löschen, oder um Jenem sein Geld zu rauben. Also warum soll in dem großen freien Garten der Natur ein solcher Zautain- oder Krämergeist herrschen, da doch genug Raum für Alle vorhanden ist?

Es ist also wiederum nicht erwiesen, daß der Kampf ums Dasein das Taugliche erhalte und das Untaugliche vernichte. Klingt es nicht aber etwas unglaublich, daß sich direkt Unpassendes auf der Erde erhalten sollte? Es mag doch gewiß genug Fälle geben, wo neue, härtere Lebensbedingungen die Existenz irgend einer Art gefährden und nur diejenigen Individuen sich erhalten, die für die neuen Verhältnisse am Tauglichsten sind. Wie kommt es denn, daß einige Individuen tauglich sind? Steht es nicht fest, daß die sämtlichen Vertreter einer Art so gleich sind, daß sie sich kaum sichtbar unterscheiden? Da ist es doch sehr unwahrscheinlich, daß irgend eine lächerlich kleine Differenz von Vortheil sein sollte. Dinge die Existenz einer Art an dem Vorhandensein so geringfügiger Unterschiede, dann müßten seit Bestand der organischen Welt ungezählte Billionen von Arten ausgestorben sein. Aber ist es nicht viel einfacher, anzunehmen, daß die Untauglichen tauglich werden? In dem Maße, wie die Verhältnisse sich ändern, rufen sie auch entsprechende Aenderungen in den Formen der betreffenden Art hervor. Und zwar auf ganz mechanische Weise. Da giebt es keine Untauglichen und Tauglichen, sondern das Milieu wirkt auf alle Artgenossen gleichmäßig, alle verändern sich, die alte Art wird eine neue Art und der Daseinskampf findet keine Arbeit mehr.

Gerade in den Fällen, wo der Daseinskampf am Offenkundigsten das Taugliche zu erhalten scheint, trägt der Schein am Meisten. Jeder besinnt sich auf das Beispiel von den Waldbäumen, die, aus eng gestreuter Saat aufgeschossen, mit einander im härtesten Konkurrenzkampf um Licht und Luft stehen. Da sollen die Schwachen unterliegen und die Starken erhalten bleiben. Die Sache verhält sich aber durchaus anders. Im Anfange sind die ausgestreuten Samentörner einander sehr gleich. Aber sie wachsen gar nicht unter gleichen Chancen empor. Das eine Samentorn dringt tief in die Erde, das andere bleibt an der Oberfläche liegen; das eine findet störendes Unkraut vor, das andere nicht; und auch dann, wenn die Pflanzen gekümt sind, stehen sie meist unter ungleichen Bedingungen. Hier werden sie von einem Unkraut beschattet, stehen sie weit auseinander, dort dicht in einem Haufen; hier kann sie der Regen, der Wind besser treffen, dort weniger. Kurz: diejenigen Samentörner, die von kräftigen Bäumen stammen und, in günstige Lage gebracht, ihre Kraft in bewundernswerther Vollkommenheit entfalten würden, wachsen hier in den zufällig ungünstigen Verhältnissen zu schwächlichen Pflanzen auf, die von anderen, latent schwächeren, aber durch die Günstigkeit der Verhältnisse gestärkten Bäumen unterdrückt werden. Es wird durch solche Fälle doch ganz deutlich, daß der Kampf ums Dasein das Unzulänglichere erhalten und das Tauglichere vernichten kann. Jedenfalls wird er nie den Starken stärken, wenn es wohl auch eher möglich ist, daß er die Schwachen schwächt. Aber selbst in der Form der um Licht und Luft kämpfenden Waldbäume ist der Kampf

ums Dasein in der Natur gar nicht so häufig, wie man gewöhnlich annimmt. Er tritt meist da ein, wo der Mensch den Boden für ihn bereitet. Der Mensch ist es, der durch dicke Aussaaten den Konkurrenzkampf der Sämlinge hervorruft, er ist es, in dessen meilenweit gegrabenen oder gepflügten Feldern ein kolossaler Blaskampf der Unkrautpflanzen stattfindet; er ist es, der durch ausgedehnten Anbau einer oder weniger Kulturpflanzen die billionenfache Vermehrung und den billionenfachen Hungertod der Heuschrecke, der Wanne, der Blattläuse und vieler anderen Thiere hervorruft. In der Natur gehen die meisten Wesen im Samenform, im Ei, zu Grunde; in einem Stadium also, wo von Kampf ums Dasein noch nicht die Rede sein kann. Es wächst im Allgemeinen nur so viel auf, wie Platz, wie Nahrung vorhanden ist. Eben darum ist der Kampf ums Dasein kein herrschendes Prinzip. Und eben darum ist er es auch nicht, der Taugliches erzeugt oder Untaugliches vernichtet. Das Taugliche ist da ohne ihn und das Untaugliche wird zum Tauglichen selbstverständlich auch ohne ihn.

Wenn nun ethische Bestrebungen den Inhalt der Moral nach den darwinistischen Lehren ummodellieren wollen, so haben sie auf einen sehr schwankenden Boden gebaut. In der Natur herrscht nicht der Kampf ums Dasein, und wo er gelegentlich einmal vorkommt, da verursacht er keine Höherentwicklung. Ob innerhalb der Menschheit aber der Kampf ums Dasein eine günstigere Rolle spielt, Das mögen die Kenner der Menschengeschichte beantworten. Die naturwissenschaftliche Grundlage fehlt ihnen jedenfalls gänzlich, obwohl sie mit geräuschvollem Nachdruck auf die naturwissenschaftlichen Ergebnisse gepocht haben. Wie hat uns Nietzsches Moral, die auf den Kampf ums Dasein und den Sieg des Stärkeren gegründet ist, anfangs geblendet! Nietzsche bildete die darwinistische Ethik durch ein neues, ihm eigenthümliches Ergebnis aus. Er nahm an, daß der Egoismus der primäre Trieb des Menschen sei, daß der Altruismus dagegen erst angelehrt, erst sekundärer Trieb und Herdeninstinkt sei. Aber es gehört nicht viel Naturwissenschaft dazu, um zu beweisen, daß der Altruismus bereits in der Thierwelt außerordentlich verbreitet ist; nicht nur in Form der Fürsorge für die Jungen oder für den Gatten, sondern auch in viel strengerer Gestalt, als der Mensch ihn pflegte oder wahrscheinlich je pflegen wird. Man denke an die starre Vereinigung der Termiten, Ameisen und Bienen und an die Kolonienbildung der Salpen, Korallen- und Urthiere. Und wenn man die Herden der Affen beobachtet und den urhistorischen und prähistorischen Menschen kennt, so wird man wohl einsehen, daß er von Anfang an Geselligkeit geübt, von Anfang an für die Familie, den Stamm sich zu opfern bereit war. Der altruistische Trieb ist dem Menschen genau in dem selben Maße angeboren wie der egoistische, beide stehen zum Mindesten auf der selben Stufe. Welcher von beiden die Menschheit mehr gefördert hat und mehr fördern wird? Das scheint mir nicht zweifelhaft. Nietzsche war bekanntlich der Meinung, der Egoismus habe die Menschen am Meisten gefördert. Man thut ihm aber Unrecht, wenn man sein berühmtes „Jenseits von Gut und Böse“, wie es fast immer noch geschieht, als Proklamation der ethischen Anarchie auffassen wollte. Nietzsche war ein starrer, zelotischer Moralist wie nur irgend einer. Er verwarf aber nur die Moral, deren Grenzwerte „Gut und Böse“ sind, er wollte dafür eine Moral mit der Stala „Gut und Schlecht“. Aber sein „Gut“ ist keineswegs so leicht ausführbar.

(Gewiß: es ist gleichbedeutend mit stark und stolz und vornehm. Aber sei einmal stark und stolz und vornehm nach Zarathustras Vorbild! Es ist vielleicht kaum leichter als das christliche „Gut“. Für Viele würde es bedeuten: Wirf Deinem Chef das Buch vor die Füße, kündige ihm, dem Krämer, pfeife auf Geld und Großstadtlitter und sei ein stolzer, grader Mensch! Aber es grenzt an Hohn, daß die Herrenmoral heute am Meisten dem Krämer zu Gute kommt, den Nietzsche so gründlich haßte. Denn des Krämers Moral mit den Grenzwerten Reich und Arm deckt sich heute wirklich am Meisten mit dem nießsichigen Gegenpaar „Gut und Schlecht“. Sein Reichthum giebt ihm Macht, Glanz, Stolz, Kühnheit, ja gar Vornehmheit. Er ist der Gute in Nießsches Sinn.

Nießsches Moral ruht so ganz und gar auf den berücksichtigten naturwissenschaftlichen „Ergebnissen“, daß sie fällt, wenn diese fallen. Nießsches Stellung in der Gegenwart erinnert auffallend stark an die Rousseaus im vorigen Jahrhundert, wie ja zwischen Lebensschicksal und Denkweise beider Männer merkwürdige Anklänge bestehen. Rousseau folgte in seinen Anschauungen den englischen Schriftstellern, die eben die Natur als ein schönes, friedliches, von Menschenqual freies Idyll entdeckt hatten. Auf diese „naturwissenschaftlichen Ergebnisse“ baute Rousseau sein Ideal von dem edlen, friedfertigen, unverfälschten Wilden mit dem angeborenen guten Herzen. Und in gleicher Weise baute Nietzsche sein Ideal auf die naturwissenschaftlichen Ergebnisse des Tages. So kam der Raubthiermensch mit dem angeborenen egoistischen Trieb zu Stande. Rousseaus Ideal ist längst verflattert. Man hat die Wilden, die von Europens übertünchter Kultur nichts wissen, jetzt genügend kennen gelernt. Kein Mensch wird sie mehr als friedliche Kämmer betrachten. Dann kam Nietzsche und betrachtete sie als stolze Raubthiere. Eines ist so falsch wie das Andere.

Nach Alledem scheint es vorläufig am Rathsamsten, Menschenideale und Menschenmoral überhaupt nicht auf naturwissenschaftliche Ergebnisse zu bauen, nicht einmal auf die wirklichen. Es hat keinen Zweck, Vorgänge in der Natur als Muster für menschliches Handeln aufzustellen, weil sie moralisch überhaupt nicht oder jedenfalls nur in verwirrendem Maße vieldeutig zu interpretiren sind. Wir „sollen“ erstreben, was den Menschen nützlich ist, und Das soll als moralisch niedrig gelten, was ihr schadet. Sollen, weil wir müssen. Was ihr aber nützt und was ihr schadet, Das erkennen wir am Besten, wenn wir in der Gegenwart und bei den Menschen selbst bleiben. Die Vorgänge in der Natur sind so verschieden, daß sie zu jeder Handlung Beispiele für oder wider bietet, ähnlich wie in der Bibel oder im deutschen Sprichwörterchatz. Die Natur wird uns inunter neue Gesichtspunkte für unsere Weltanschauung geben, sie wird, weil wir selbst zu ihr gehören, unser ästhetisches Gefühl anregen und aus ihren uner-schöpflichen Schätzen strömen unserem Geist beständig neue Anregungen zu; aber die Moral muß die Menschheit vor Allem in ihrer eigenen Gegenwartlage und in ihrem Zukunftswollen finden. Möglich, daß die Natur mitunter auch Anregungen zur Bildung und Umbildung ethischer Ideale geben kann; aber dann darf es nicht der unsichere Boden von Hypothesen sein, worauf das Gebäude errichtet werden soll. Und zu diesen Hypothesen gehört vor Allem die Lehre Darwins. Das macht der Fortgang der Forschung von Tag zu Tag deutlicher.

Gruß an Richard Voß.

Die Feier des fünfzigsten Geburtstages von Richard Voß brachte am zweiten September dem deutschen Volke den ganzen Reichthum dieses originellen Dichtergenius in Erinnerung. Voß zählt zu den fruchtbarsten Poeten der Gegenwart; und, seltsam genug: der Sohn der pommerischen Ebenen ist der glänzendste Schilderer der Schönheit Italiens geworden. Wenn Paul Heyjes sinnendes Auge mit Vorliebe den harmonischen Linienverhältnissen und dem Lichtspiel des Südens nachzieht, so schwelgt Voß in den Feuergluthen, der Farbenpracht, den Meeres- und Blut Stürmen Italiens und ihrer Kinder. Ich freue mich, Voß zu seinem fünfzigsten Geburtstage mit einem Glückwunsch zu seiner neuen Sammlung römischer Novellen huldigen zu können. Das bei Bonz in Stuttgart erschienene, schön ausgestattete und von Kurt Viebich geschmackvoll illustrierte Bändchen enthält drei Stücke: „Amata“, „Auf der Weierinsel“ und „Stärker als der Tod“.

Meisterlich wird in der ersten Novelle („Amata“) aus einem realen Erlebniß, den Gesprächsfragmenten der Bewohner eines antiken Grabmals, den Reminiscenzen an die Mittheilungen eines gelehrten Freundes, den unklaren Eindrücken der Umgebung eines am Malariafieber Erkrankten eine Erzählung gewoben, die in den Halluzinationen des Kranken diese kunterbunten Elemente zu einer spannenden Fabel verbindet, in deren Ablauf die Wirklichkeit immer wieder den Traum und der Traum die Wirklichkeit ruft und die Reflexion über den Traum neue Halluzinationen herbeiführt. Mit bewundernswerther Erfindungskraft werden die psychischen Assoziationsnothwendigkeiten und die plastisch gestaltende und symbolisch undeutende Traumthätigkeit für die künstlerischen Absichten des Dichters verwendet und ein technisches *ὑπόθετον πρότερον* (die Erwähnung der Entdeckung eines befreundeten Archäologen) zur Ueberraschung des gewöhnlichen und zur Aufklärung des denkenden Lesers verworther.

Der Fortgang in der Handlung der dritten Novelle („Stärker als der Tod“) vollzieht sich unter Benutzung eines ähnlichen psychopathischen Einschlags, aber technisch weniger einwandfrei. Hier wird in den Vorgang eine dritte Persönlichkeit, der Mönch, einbezogen, bei der das Auftreten der halluzinativen Erregung psychologisch nicht vorbereitet erscheint. Um so kräftiger wirkt der Gegensatz der düsteren Schilderung des Gespensterhauses und der breit ausgeprägten Erzählung der in diesen Räumen einem tragiischen Geschick entgegenreisenden Kinder, des naiven Egoismus der Alten und der fein differenzirten Leidenschaft der Jungen.

In der zweiten Novelle schafft sich Voß aus dem vulkanischen Boden der „Weierinsel“ und der Elementargewalt des Meeres die Symbolik für die Dämonie der südlichen Leidenschaften. Blutrache, finsterner Aberglaube, Sucht nach Gold, Glanz und Schönheit gestalten Leben, Menschen und Geschicke groß und gräßlich wie die dunklen Mächte ihres Inneren, denen sie sich ungezähmt überlassen wie Naturgewalten, die sie zeitweilig bewältigen und als deren Opfer sie schließlich fallen. Aber eine wie der Süden reich und prächtig, gewaltig und furchtbar, strahlend und lockend blühende Dichterpantasia breitet ihre Zauber über die dunklen Tiefen der Natur und unseres eigenen Seins.

Selbstanzeigen.

Mein goldenes Buch. Lieder. Verlag von M. & S. Schaper, Hannover, 1901. Quartformat auf Büttenpapier. Geheftet 2,50, gebunden 3,50 Mark.

Wie ich die Sonne liebe, so liebe ich auch ihre Farbe, das goldene Gelb. Ich liebe es, wie es lacht aus den mit Hahnenfuß gelbgestickten Wiesen, wie es aus tausend goldenen Kettenblumen im grünen Rasen strahlt, auf den blühenden Rapsbreiten liegt und aus den reifen Saaten hervorbricht. Aber mehr noch liebe ich das Gold, das morgens von der Sonne kommt und über die kalte Landschaft fließt, das mittags die Nähe und die Weite überfluthet und abends in den stillen Wald fällt, das Kalte erwärmend, das Tote belebend, das Düstere erhellend. Aber wo Sonne ist, da ist auch Schatten; und wer das goldene Gelb liebt, muß auch den Gegensatz mitnehmen, die Komplementärfarbe, das unheimliche Violett, das überall da ist, wo Licht und Glanz und Sonne und Helligkeit ist. Ohne dieses unabwehbare Violett wäre das Gold nicht so warnig, die Helligkeit nicht so strahlend. Und überwiegt die ernste, kalte Farbe auch einmal zu sehr, drängt sie in unserem Leben das Gold auch zu sehr zurück: wenn sie weicht und der Sonne wieder Platz macht und dem Licht, dann empfinden wir das Gold und die Sonne um so tiefer und genießen sie dankbarer, als wenn wir unser Leben nur in goldener Sonne gelebt hätten.

Hannover.

Hermann Löns.

Generationen und ihre Bildner. Dr. John Edelheim, Berlin 1901.

Wohin das Streben und Sehnen der heutigen Generation neigt und inwieweit diese Generation durch ihre mächtigsten Bildner — Darwin, Zola, Ibsen, Nietzsche — beeinflusst und befruchtet wurde, habe ich in meiner kleinen Schrift zu schildern versucht. Im Uebrigen mag dieser Versuch als Vorläufer und Einleitung einer demnächst erscheinenden ausführlicheren Schrift dienen — der Titel lautet: „In der modernen Weltanschauung“ —, die die ethischen und die praktischen Ziele des modernen Menschen, die Tendenzen seiner eigenen Lebensführung und die Ziele seiner neuen, schon im Werden begriffenen Gesellschaftsgestaltung zeigen soll.

Wien.

Grete Meißel-Deß.

Weltgeschichte. Band III, IV und VII. Mit Karten und anderen Beilagen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1900 und 1901. Preis: gebunden je 10 Mark.

„Eine Weltgeschichte hat die Aufgabe, die verschiedenen großen Kulturkreise, wie sie heute noch bestehen oder nachwirken, den byzantinischen, islamitischen, mongolisch-chinesischen, indischen, abendländischen, in ihrem Entstehen und Weisen zu schildern und zu zeigen, inwiefern sie einander jemals gegenseitig bedingt haben und wie und warum dann die heutige Weltkultur die Uebermacht erlangte.“ Das sagte in der Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Philosophie Geheimrath Theodor Lindner zu Halle in seinem bemerkenswerthen Versuch, die Bestimmung alles geschichtlichen Lebens durch das Verhältniß von Beharrung

und Veränderung als den beiden geschichtlichen Hauptkräften zu erhärten. Ich habe nichts Wesentliches dagegen einzuwenden. Wenn er aber unmittelbar danach fortfährt: „Die Anordnung kann also in der Hauptsache nur eine chronologische — natürlich nicht nach Jahreszahlen — sein, weil eben Alles in der Zeitensfolge geschehen ist, und die Eintheilung richtet sich nach den großen Momenten der Entwicklung und Ausbreitung der Gruppen und des heutigen Gesamtseins“, so stolpere ich zunächst über das meines Erachtens gänzlich unbegründete „also“; und dann wollen mir auch die folgenden Satztheile („natürlich nicht nach Jahreszahlen“, sondern nach? Und was sind „große Momente“?) gar nicht recht gefallen. Eine tafelfrei chronologische Anordnung der (nicht vollzählig und in einer ganz willkürlichen Abfolge genannten) Kulturkreise ist schon deshalb von vorn herein unmöglich, weil jene Kreise, was man nach Lindner zunächst anzunehmen geneigt ist, durchaus nicht so lebenswürdig gewesen sind, nur hübsch einzeln aufzutreten und zeitlich einander abzulösen, sondern inhaltlich wechselnde Gruppen mit chronologisch außerordentlich verschwommenen Grenzlinien gebildet haben. Man sieht: meine Ueberzeugung vom durchschlagenden Werth einer ethnogeographischen Anordnung als der natürlichsten, subjektive Willkür noch am Sichersten ausschließenden („Zukunft“ vom vierundzwanzigsten Juni 1899, Seite 577 ff.) läßt sich durch nichts erschüttern; auch nicht durch den eben so billigen wie blutigen Witz (eines Mitarbeiters der „Grenzboten“) einer „vom geographischen Standpunkt aus geschriebenen Goethebiographie“. Dem Satz, womit H. B. George seine *Relations of geography and history* (Oxford, 1901) einleitet: *History is not intelligible without geography*, hänge ich mit allen Fasern meines Herzens an.

Im Uebrigen bin ich mit einer ausgiebigen Berücksichtigung der gegebenen Zeitensfolge vollkommen einverstanden. Von Anfang an habe ich betont, daß in keiner anderen „Weltgeschichte“ so oft und so vielfach in ununterbrochenem Fluß erzählt wird wie in der von mir herausgegebenen. Das will ich beweisen. Man nenne mir das Werk, worin die Geschehnisse des ganzen Westasiens von A bis Z (III, 1 und 2), des ganzen Afrika (III, 3) und seiner Theile Egypten (III, 4) und Nordafrika (IV, 4), der pyrenäischen Halbinsel (IV, 8) u. s. w. ohne Unterbrechungen vorgeführt werden. Bei Enden, immerhin noch dem ausführlichsten aller einigermaßen umfassenden Weltgeschichtswerke, endet Dümichen-Meyers Egypten mit der römischen Herrschaft, Justis Persien mit der arabischen Eroberung, Yefmanns Indien mit Vikramāditya; und so weiter: was sich nach den angegebenen Endpunkten in jenen Gebieten zugetragen hatte, fiel einfach unter den Tisch. Auf die tollsten Dinge dieser Art stößt man innerhalb der „Weltgeschichten“ älterer Auffassung bei den Kapiteln Griechenland und Amerika; für Amerika bestritt man lächelnd das Dasein einer Jahrhunderte langen Entwicklung und begnügte sich allzu bescheiden mit den drei Abschnitten: Entdeckung, Unabhängigkeitkrieg, Sezessionskrieg, während über Griechenland seit Alexander dem Großen der Schleier einer sehr unchristlichen Liebe gedeckt ward, weil man aus Karl Hopsfs Arbeiten nichts gelernt hatte. Nun weiß ich wohl, daß man gerade mir das selbe kurzschichtige Verfahren vorgeworfen, oder besser: daß man mich angesichts des fünften Abschnitts im vierten Bande meiner „Weltgeschichte“ bedeutet hat, ich hätte gar keinen Grund, auf dem hohen Pferde zu sitzen, da

ja dies „Griechenland“ auch nur bis zum Hellenismus reiche. Gemach! Bestünde „Europa“ bei mir nur aus einem Bande, so müßte ich, geschlagen, schweigen; Dem ist aber nicht so. Vielmehr sind den europäischen Geschichten nahezu fünf Bände vorbehalten: im vierten Bande finden wir Südeuropa, im fünften Osteuropa, im sechsten Mitteleuropa, im siebenten und achten Bande Westeuropa. Ueber die Abgrenzung der von meinen Mitarbeitern und mir zum Theil mit neuem Inhalt gefüllten Begriffe gegen einander kann man verschiedener Meinung sein. Das gebe ich zu. Da aber dafür gesorgt ist, daß schließlich doch Jedem das Seine, daß also jeden Gebietes Geschichte von Anfang an bis zur Gegenwart (wenn es aus äußeren Gründen sein mußte: in zwei oder auch drei Anläufen) vorgeführt wird, so darf man nur noch darüber mit mir rechten, daß ich Byzanz und die Pforte zu Osteuropa, Italien unter den deutschen Kaisern zu Mitteleuropa geschlagen habe. Aber sie fehlen doch nicht und sind auch nicht so versteckt, daß man sie nicht finden könnte. Nur gestehe ich, über die Vorwürfe insofern nicht sehr erstaunt gewesen zu sein, als ich gern berücksichtigte, daß es meinen Kritikern beim jeweiligen Erscheinen der einzelnen Bände vor Allem oblag, eben den gerade veröffentlichten Theil unters Messer zu nehmen, ohne dabei den Gesamtplan ins Auge zu fassen. Mit jedem neuen Bande muß und wird sich Das bessern. „Drum laßt mir ja daheim den ängstlichen, den zu gelehrten Sinn, der gern, was Andre thaten, wiederkäut, der stets der feinen, unbefangnen Lust, die aus der Knospe sich entwickelt, wehrt.“ (Platen).

Ueberblicken wir das von den Mitarbeitern an meiner „Weltgeschichte“ bis jetzt Geleistete, so könnten wir eine Dreitheilung der erschienenen Abschnitte nach folgendem Gesichtspunkt vornehmen: 1. Beiträge mit einem Inhalt, dem auch frühere „Weltgeschichten“ meist gerecht zu werden pflegten; 2. Beiträge mit einem zum größten Theil ungewöhnlichen Inhalt; 3. Beiträge mit ganz und gar ungewöhnlichem Inhalt. Zur ersten Abtheilung gehören namentlich die Kapitel Babylonien von Hugo Winckler (III, 1), Egypten von Karl Niebuhr (III, 4; wenigstens die größere Hälfte davon), Griechenland von Rudolf von Scala (IV, 5), Italien von Julius Jung (IV, 7), Renaissance, Reformation und Gegenreformation von Armin Tille (VII, 2) und Die Entstehung der Großmächte von Hans von Zwiédineck-Südenhorst (VII, 5). Der zweiten Schicht zähle ich besonders Westasien im Zeichen des Islams von Heinrich Schurz (III, 2). Die alten Völker am Schwarzen Meer und am östlichen Mittelmeer von E. G. Brandis (IV, 2), Das Christenthum von Wilhelm Walthert (in Band IV, VI und VII; zu einem Drittel noch unveröffentlicht), Nordafrika von Heinrich Schurz (IV, 4), Die Urvölker der Apenninhalbinsel von E. Pauli (IV, 6), Die pyrenäische Halbinsel von Heinrich Schurz (IV, 8) und Die wirtschaftliche Ausdehnung Westeuropas von Richard Mahr (VII, 1) zu. Demnach bleiben für die letzte Gruppe mit der Aufschrift „Ganz neu“ übrig: die fünf Kapitel über den geschichtlichen Antheil der Meere vom Grafen Eduard Wilczek und Karl Weule (in Band I, II, IV, V und VIII; also vorläufig nur zu zwei Fünfteln vorliegend); Afrika von Heinrich Schurz (III, 3) und Die soziale Frage von Georg Adler (VII, 4). Daß von dem Augenblick an, wo unsere Zukunft auf dem Wasser zu liegen begann, zunächst die Beiträge über die Ozeane als besonders zeitgemäß — ohne daß etwa eine unwissenschaftliche, unwürdige Effecthascherei irgend welchen Antheil

darau gehabt hätte — einschlagen mußten, ist ohne Weiteres klar; Glück muß der Mensch haben. Auch darüber, daß die hier zum ersten Mal gewagte und ohne Zweifel geglückte Einschaltung einer sozialwissenschaftlichen Abhandlung in den weltgeschichtlichen Stoff ausnahmslos mit Anerkennung begrüßt worden ist, quittire ich dankend. Etwas anders dagegen liegen die Dinge noch bei der von uns beliebten Berücksichtigung der sogenannten „geschichtslosen“ Völker; erstes Beispiel größeren Umfangs: das schon angeführte „Afrika“ von Schurz.

„Vegasus, Du alter Kenner,
Trag' mich mal nach Afrika,
Alldieweil so schwarze Männer
Und so bunte Vögel da.
Kleider sind da wenig Sitte;
Höchstens trägt man einen Hut,
Auch wohl einen Schurz der Mitte;
Man ist schwarz und damit gut.“

Mit dieser launigen, in einer Stichelei auf den bayerischen Ultramontanismus gipfelnden afrikanischen Volkskunde führt Wilhelm Busch, der stets sibi Sorgenbammer, seinen „Zipp“ ein; ich brauche nicht erst zu versichern daß in Schurzens Beitrag, der einzigen Geschichte Afrikas, die es giebt, noch, von etwas mehr die Rede ist, als uns Busch ahnen läßt. Na, ich gestehe, selbst von der Reichhaltigkeit des geschichtlich verwertbaren Stoffes überrascht worden zu sein; und um einige für Afrika besonders charakteristische Erscheinungen noch deutlicher zu machen, habe ich die Mühe nicht gescheut, ein Duzend Stammbäume zusammenzustellen, die hoffentlich auch außerhalb der kleinen Gemeinde der Vorenzianer auf Interesse stoßen werden. Nebenfalls beansprucht gerade dieser den Natur- und Halbkulturvölkern gewidmete Abschnitt die volle Beachtung Derer, die es verschmähen, an einer durchaus berechtigten Grenzerweiterung der Geschichtswissenschaft stolz vorüberzugehen.

Wer sollte etwa auch diese Neuerung den Vorwurf rechtfertigen, der von gewisser, nicht ganz vorurtheilsofer Seite gegen Lamprechts „Deutsche Geschichte“ und gegen meine „Weltgeschichte“ schon zweimal — doppelt hält besser — geschleudert worden ist: diese Werke seien greifbare Belege eines gefährlichen Einbruchs darwinistisch-materialistischer Weltanschauung in das bisher nur von reinen Idealisten bepflügte Feld der deutschen Geschichtschreibung und deshalb sei vor ihnen mir zu warnen? Ein Schauspiel für Götter: ein Pädagog der „berufene“ Hüter historiographischer Ideale, der Ketter der deutschen Geschichtswissenschaft! Habeat sibi. Die Vertheidigung einer überlebten Richtung hat stets etwas Tragisches an sich. Wer eben Begriffe wie Evolution und Entwicklung, naturwissenschaftliche Methode und Darwinismus, Materialismus und Wirtschaftsgeschichte nicht von einander zu sondern versteht, wer sie zusammen mit der Verwerfung teleologischer Phantazien, der Berücksichtigung des Bodens als der realen Unterlage alles Geschehens und anderen Zeitgedanken frisch, fröhlich und namentlich fromm in den selben Topf wirft, hat keinen Anspruch auf ernsthafte Widerlegung; ich habe Besseres zu thun. Und die Zukunft gehört mir doch.

Leipzig.

Hans J. Helmolt.

Theorie und Praxis.

Die Nationalökonomie ist, wie wohl keine zweite aller Schwesterwissenschaften, eine Abstraktion der Praxis. Die Volkswirtschaftslehre setzt das Bestehen einer Volkswirtschaft als selbstverständlich voraus; und so oft sie auch in Spekulationen einmünden mag, deren Richtigkeit sich mit den gewagtesten philosophischen Systemen messen kann: sie wurzelt in der Praxis. In England, dem klassischen Lande der Nationalökonomie, sind die Hauptlehrer der Volkswirtschaft denn auch zu einem nicht geringen Theil aus den Kreisen der Praktiker hervorgegangen. In Deutschland haben wir den Weg von der anderen Seite her betreten. Ueber die philosophische Spekulation sind wir zur Volkswirtschaftslehre gelangt; und es ist charakteristisch, daß wir keine Bankiers unter unseren hervorragenden Nationalökonomien haben. Die Neigung, den kaufmännischen Beruf tiefer und prinzipieller zu fassen, ist bei uns noch nicht lange heimisch. Das Eindringen der Wissenschaft in die Praxis vollzieht sich ganz allmählich, zum großen Theil durch die Vermittelung der auf den Universitäten wissenschaftlich vorgebildeten Handelskammersekretäre. Daß Juristen und Philosophen unsere ökonomische Wissenschaft beherrschen, mag auf Juristerei und Philosophie günstig, wie ein Jungbrunnen, gewirkt haben. Die undogmatische, soziologische Auffassung des Strafrechts, die in Deutschland von Viszt vertreten wird und sich von allen naturwissenschaftlichen Spielereien der Lombroso und Genossen freihält, ist nur durch das Einbringen der Wirtschaftslehre in die übrigen Wissensgebiete zu erklären. Auch die moderne Auffassung des bürgerlichen Rechts und der Rechtsgeschichte ist diesem Einfluß zu danken. Doch nicht den selben Nutzen hat der Volkswirtschaftslehre dieses Einbringen der „reinen“ Wissenschaft gebracht. Jetzt erst, in neuester Zeit, sehen wir den jungen Bankier in den staatswissenschaftlichen Seminaren arbeiten, jetzt erst suchen die Männer der Praxis sich den Theoretikern zu vereinen; und von diesem jungen Bund darf man Gutes hoffen. Für keine andere Wissenschaft bringt der Kaufmann, der Techniker, der Landwirth eine so tüchtige Vorbildung mit wie für die Nationalökonomie. Ihm sind die Grundbegriffe geläufig, die sich der Student erst mühsam klar machen muß. Komplizierte Prozesse in Herstellung und Vertheilung der Waaren sind ihm bis ins Kleinste bekannt und er vermag sie dem Wissenschaft Suchenden besser zu erläutern als der belesenste und gelehrteste Theoretiker. Aber auch des Praktikers Geist wird durch die Berührung mit ernster Wissenschaft zu fruchtbarer Arbeit angeregt. Im Einerlei des Alltagsbetriebes werden ihm die gewohnten Zusammenhänge und Vorgänge, die er immer aus dem selben Gesichtswinkel zu betrachten pflegt, so selbstverständlich, daß er sie für Ergebnisse unabänderlicher Naturgesetze zu halten beginnt. Erst die Wissenschaft lehrt ihn in diesen scheinbar so fest gefügten Steinmauern zufällige, veränderliche Erscheinungsformen sehen. Was ihm star und fest wie Eisen scheint, ist meist nur ein lustiges Problem. Sehr oft scheitern kaufmännische Spekulationen daran, daß der Spekulirende viel zu wenig mit der in gewissen Zeitabständen eintretenden Aenderung des Handelsfeldes, den Schwankungen der Konjunkturen, der Wirkung allgemeiner Wirtschaftsgesetze rechnet. Und ganz macht der Praktiker sich von diesen Mängeln auch dann gewöhnlich nicht frei, wenn er, wie es neuerdings öfter geschieht, sich auf dem

ihm vertrauten Gebiet literarisch zu bethätigen sucht. Noch ist der wissenschaftliche Geist nicht tief genug in die Köpfe der Praktiker eingedrungen; und so stellen sie sich gern zu große Aufgaben.

Das ist mir wieder aufgefallen, als ich das Buch las, das Herr R. E. May über „Die Wirthschaft in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“*) veröffentlicht hat. Der Praktiker ist dem Bergsteiger vergleichbar, der die Gefahr seines steilen Weges nicht kennt, der über Schnee und Eis sorglos hinwegsteigt, weil er nicht weiß, daß unter der dünnen Decke sich Schluchten und Abgründe verbergen. Dem Kühnen hilft oft das Glück. Und wenn der Mann den Gipfel erreicht, dann ist er ganz erstaunt darüber, daß die erprobten Führer oben über den Weg, den er zurückgelegt hat, den Kopf schütteln. Sie wären anders gegangen. Sie hätten sich vorsichtig tastend den Weg gebahnt, weil ihnen, den der Gefahren Kundigen, doch etwas bang gewesen wäre. Herr May, ein den Lesern der „Zukunft“ schon bekannter hamburger Kaufmann, hat eine ansehnliche literarische Vergangenheit. Die Jahresberichte, die seine Firma, Alexander Zahn & Co., veröffentlicht hat, lenkten die Aufmerksamkeit auf ihn. Hier war er auf heimischem Boden; die wissenschaftlichen Glossen, mit denen er die zu verzeichnenden Thatfachen versah, belebten die Darstellung und lockten wohl manchen Mann der Wissenschaft, den Bericht, den er sonst nicht beachtet hätte, zu lesen. In seinem 727 Seiten umfassenden Buch hat sich May aber eine ganz andere Aufgabe gestellt. Er will zunächst eine geschichtliche Darstellung der Wirthschaft geben und beweisen, „wie wirs nun so herrlich weit gebracht.“ Doch schon im Vorwort sagt May, er wolle der Volkswirthschaft auch den Weg weisen, den ihre Entwicklung nehmen müsse und den er bereits heute deutlich zu erkennen glaubt. Einen besonderen Vorzug seines Werkes schildert er so: „Ich habe mich von keinerlei Theorien beeinflussen lassen und mich nur auf die Thatfachen gestützt. Daher habe ich meinen Schlüssen eine Menge thatsächlichen Materials vorangeschickt, ja, manchmal habe ich es nicht für erforderlich gehalten, die sich aus dem angehäuftsten Material von selbst ergebenden Schlüsse ausdrücklich zu ziehen.“ Das Prinzip, die theoretischen Schlüsse aus dem Thatfachenmaterial zu ziehen, halte ich für das wissenschaftlich einzig richtige, das einzige, das auch den Praktiker zu gedeihlichem Wirken führen kann. Leider hat May dieses Prinzip aber nur formell angewandt. Es ist nämlich nicht richtig, daß er sich von keiner Theorie beeinflussen ließ. Er ist freilich nicht Anhänger, wohl aber Gegner einer bestimmten Theorie; und dieser Gegnerschaft Gepräge trägt sein Buch. Aus der Reaktion gegen bestimmte volkswirtschaftliche Theorien sind seine eigenen Ansichten entstanden; und um diese Ansichten als richtig zu erweisen, hat er Material in Fülle zusammengetragen. Als er dieses Material suchte, war sein Geist schon in eine bestimmte Richtung gedrängt; und wenn in dem Buch das Thatfachenmaterial auch vor den logischen Schlüssen steht, so ist aus dem Zusammenhang des Ganzen doch deutlich erkennbar, daß die geistige Priorität den Schlüssen und nicht dem Gesamtmaterial gebührt. Man gehört zu den vielen Leuten mit starker Sozialempfindung, die es für eine Ehrenpflicht halten, Marx totzuschlagen. Aber er geht nicht, wie der Mann der Wissenschaft, zunächst an die Wurzeln der marxischen Lehre, son-

*) Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften. Dr. John Ebelheim.

dem greift einige Theorien heraus, die er widerlegen will. Sein Buch hat unzweifelhaft eine Menge guter Seiten. Namentlich sind die historischen Uebersichten, wenn auch in manchen Punkten etwas oberflächlich, sehr lehrreich. Und das von ihm beigebrachte statistische Material birgt Schätze, deren der Theoretiker sich freuen darf. Sein Lob des Genossenschaftswesens, seine Darstellung der Gewerkschaftsbewegung und der Bedeutung, die diese beiden sozialpolitischen Gebilde für die Volkswirtschaft gewonnen haben, ist anzuerkennen; und wenn man ihm auch nicht bis in die äußersten Konsequenzen folgen wird, so kann selbst der Sozialdemokrat viele der von ihm gezogenen Schlüsse billigen. Damit scheinen mir aber die Vorzüge des Werkes erschöpft. Der Mangel an straffer wissenschaftlicher Bildung macht sich in der Befassung des Stoffes bemerkbar; manchmal auch in der Beweisführung.

May richtet seine Waffen zunächst gegen die Verelendungstheorie. Er stellt fest: Die Geldlöhne sind von 1860 bis 1896 um rund 40 Prozent gestiegen. Die Marktpreise der Waaren erfuhren im gleichen Zeitraum einen Rückgang von 38 Prozent. Der Verbrauch der Massen aber ist nur um 45 Prozent gestiegen. Das führt May darauf zurück: der Marktwert von Nahrung und Kleidung sei um die Hälfte kleiner als die Summe, die Europas und Amerikas Bevölkerung dafür bezahlt. Die Beweisraft der Tabelle, die May zu diesem Zweck angefertigt hat, kann ich hier nicht genau nachprüfen; ich will sie für ausreichend halten. Dann beträgt in Deutschland der Werth der Produktion an menschlichen Nahrungsmitteln 7,6, der Werth der konsumirten Nahrungsmittel 8,3 Milliarden. Um über 700 Millionen Mark wird also nach dieser Rechnung in Deutschland der Werth der Nahrungsmittel vertheuert, bis sie vom Produzenten in die Hände des Konsumenten gelangen. Nun führt May die Gegner des Zwischenhandels dadurch ad absurdum, daß er nachweist, welche produktive Arbeit gerade der Händler leistet, da alle Produkte der Volkswirtschaft erst nützlich werden, wenn sie auf den Markt kommen. Das ist für Jeden richtig, der die bürgerliche Wirtschaftsordnung für unübertrefflich hält. Auf diesem Standpunkt steht aber May selbst gar nicht; das Genossenschaftswesen, das er so laut lobt, hat ja zum obersten Zweck eine Ausschaltung des überflüssigen Zwischenhandels. Der Zwischenhandel ist in der kapitalistischen Gesellschaft allerdings nothwendig, aber er zeigt zugleich den Konsens dieser Gesellschaftsform; eine Vertheuerung der Nahrungsmittel um mehr als 700 Millionen Mark durch den Zwischenhandel geht doch weit über das zulässige Maß hinaus. Wenn man ferner bedenkt, in welchem Maße durch die Heranziehung der heute in entbehrlichem Zwischenhandel thätigen Personen die Arbeitszeit für die eigentliche Urproduktion herabgesetzt werden könnte, so tritt der Unsinn dieses Systems noch klarer hervor. Die ganze Betrachtung aber dient May nur als Mittel zum Zweck der Feststellung, wie sehr sich, trotz dieser überflüssigen Aufwände, die Konsumfähigkeit der Massen gehoben hat. Ich glaube, er hat Recht. Ich glaube es; denn nachgewiesen hat er's nicht. May arbeitet viel zu viel mit dem Einkommen, das auf den Kopf der Bevölkerung entfällt. Er arbeitet mit der berüchtigten sächsischen Einkommensteuerstatistik. Das sind Grundlagen, von denen aus man zuverlässige Schlüsse nicht ziehen kann. May kämpft auch gegen die Theorie, die annimmt, daß die Massen zwar nicht absolut verelenden, daß aber relativ die Lage der Massen sich nicht im selben Maße

wie die der Reichen verbessert hat. May meint nun selbst: wenn Das wahr wäre, so sei doch zu bedenken, daß bei einer gewissen Grenze die Quantität in die Qualität umschlägt; und da leistet er sich folgenden Erguß: „Wenn der Antheil der Massen quantitativ so weit fortgeschritten ist, daß Jeder satt und gut zu essen hat, anständig wohnt, sich anständig kleidet, gegen Unfall, Arbeitslosigkeit, Krankheit u. s. w. versichert ist, daß für seine Angehörigen im Falle seines Todes gesorgt ist, daß ihm jedes Bildungsmittel, jede geistige Nahrung frei zur Verfügung steht, dann mag der Antheil der Reichen so groß sein, daß sie sich zu Tode essen und trinken können, daß sie sich jeden Luxus gestatten, jede Bildung aneignen können, — sie werden die Massen dadurch niemals zu ‚relativem‘ Elend herabdrücken. Die Massen werden dann vielleicht eher mit dem weisen Salomo beten, daß sie vor solchem Ueberfluß bewahrt bleiben.“ Darauf kann man nur erwidern: Ja, — wenn! Nun bemüht sich May aber, nachzuweisen, daß der Antheil der Reichen gar nicht viel mehr wächst als der der Masse. Er stellt zu diesem Zweck dem Volkseinkommen der britischen Bevölkerung das Einkommen aus den Löhnen gegenüber und findet, das erste wachse nur ganz unerheblich schneller. Seine Tendenz geht aus der Behandlung der von ihm dazu angelegten Tabelle hervor; er übersieht ganz, daß sich ein von seinem Resultat wesentlich verschiedenes ergäbe, wenn man in Betracht zieht, daß das gesammte jährliche Lohn Einkommen in England im Jahr 1860 47 Prozent des Gesammtteinkommens, im Jahr 1891 aber nur noch 43½ Prozent und im Jahr 1886 sogar nur 42 Prozent betrug. Wenn man selbst ein größeres Einkommen der in liberalen Berufen Thätigen annimmt, so bleibt doch sicher: das Arbeitseinkommen zeigt, im Verhältniß zum Gesammtteinkommen, eine sinkende Tendenz.

Recht merkwürdig finde ich den Satz: „Der ärmste Mann, der nicht ganz aus Reihe und Glied der Volkswirtschaft gefallen ist, ist heute unermesslich reicher als vor hundert Jahren ein vielbeneideter Bourgeois, wenn die Vielfältigkeit der für ihn verfügbaren und von ihm erreichbaren Güter in Ansehung kommt.“ Gerade das Gegentheil scheint mir richtig; denn der Bourgeois früherer Zeiten, der auf der Höhe der Genuschkultur wandelte, konnte alle Güter haben, die vorhanden waren. Daß noch viele Güter fehlten, die heute vorhanden sind, spürte er nicht, weil er sie ja nicht kannte. Ganz anders steht es um den modernen Arbeiter; ihm sind sehr viele Güter nicht erreichbar, die er im Gebrauch der Reichen sieht. Und deshalb ist er ärmer geworden, weil der Kontrast größer geworden ist. Auch Mays Kritik der Aktiengesellschaft leidet unter seiner Einseitigkeit. Er behauptet, die Gründung von Aktiengesellschaften habe heute andere Zwecke als früher. Einen sehr wichtigen Zweck solcher Gründungen übersieht er eben: sie sollen ja nicht nur zur Vermehrung und Sammlung des Kapitals dienen, sondern auch zur Minderung und Vertheilung des Risikos. Entscheidend ist nicht der Wille des Geschäftsinhabers, sich gründen zu lassen, weil er gar keine oder keine ihm passenden Erben hat, sondern der Wunsch des Bankiers, mit einer Million Mark, statt sie lange festzulegen, einen möglichst häufigen Umschlag zu erreichen. Ein Aktienkapital von einer Million geht nicht über seine Finanzkräfte: da es aber sein Geschäft ist, Kredit zu geben, so würden die an ihn gestellten Gesammtanforderungen seine Kapitalkraft überschreiten, wenn er das Unternehmen nicht in eine Aktiengesellschaft umwandelte. Nur ein Thor

kann bestreiten, daß sich der Aktienbesitz, wie überhaupt der Besitz an Werthpapieren, in immer weitere Kreise des Volks verbreitet. Nur ist hier dringend vor Uebertreibungen zu warnen. Wenn wir aus der Statistik auch hin und wieder sehen können, daß sich die Zahl der Aktionäre bei einer Aktiengesellschaft vermehrt hat, so giebt uns diese Statistik doch nicht die Möglichkeit, Herz und Nieren solcher Aktionäre zu prüfen und zu erforschen, ob in ihren Händen nicht noch von hundert anderen Gesellschaften Aktien sind. Ist es aber richtig, daß sich selbst viele sehr kleine Leute am Aktienkauf beteiligen, dann mußte May auch die Rehrseite der Medaille betrachten und sehen, daß unter solchen Umständen in Krisenzeiten die Kapitalkonzentration viel schneller vor sich gehen muß, weil die kleinen in Aktien angelegten Kapitalien rettungslos verloren sind und in die Taschen der Großkapitalisten fließen. Das sind ein paar Punkte aus dem interessanten Buch, das mir typisch für die Art scheint, wie ein wissenschaftlich noch nicht genügend vorgebildeter Praktiker arbeitet. Dabei bleibt es Mays Verdienst, daß er vom Standpunkt des Praktikers aus überhaupt einmal an die Wissenschaft heranzukommen versuchte.

Vom entgegengesetzten Standpunkt aus will ein anderes Buch betrachtet sein, das einen sozialdemokratischen Abgeordneten, Herrn Richard Calwer*), zum Verfasser hat. Dieser nach wissenschaftlicher Methode Arbeitende tritt an die Aufgaben der Praxis mit dem Ernst des Gelehrten heran. In einer Besprechung des Buches, die der „Vorwärts“ brachte, wurde gesagt, es gehe nun einmal nicht, für Bankiers und Arbeiter zu gleicher Zeit zu schreiben. Das scheint mir ein mindestens kindlich zu nennender Standpunkt zu sein. Der gerade, der steif und fest behauptet, die „bürgerliche“ Wissenschaft, die „Vulgäroekonomie“, sei bis ins Mark verfault und nur die sozialistische Wissenschaft münze reines Gold, sollte froh sein, wenn endlich einmal in die verlotterte Kapitalistenwelt diese reine Wissenschaft Eingang sucht. In Wirklichkeit ist diese ganze Unterscheidung zwischen bürgerlicher und sozialistischer Wissenschaft natürlich ein Unsinn. Sie stammt wahrscheinlich aus einer mißverstandenen Bemerkung von Marx, der im Vorwort zum ersten Bande des „Kapital“ zwischen der bürgerlichen und seiner politischen Ökonomie unterscheidet. Bürgerlich nennt er die Ökonomie, die in der kapitalistischen Rechtsordnung die letzte und höchste Form gesellschaftlicher Produktion sieht. Eine Solches glaubende Wissenschaft gab es wohl lange schon, aber sie ist uns nicht mehr Wissenschaft. Eine einseitig sozialistische Wissenschaft aber wäre nicht besser als die bürgerliche; und gerade als Sozialdemokrat fordere ich, daß die Wissenschaft über allen politischen und wirtschaftlichen Heerlagern stehe. Daß auch die Lehrer der Wissenschaft politischen und ökonomischen Einflüssen nie ganz unzugänglich sein werden, ist leider in der Schwäche alles Menschenwesens begründet. Weshalb aber ein sozialistischer Vertreter der Wissenschaft nicht zugleich für Arbeiter und Bankiers schreiben könne, verstehe ich nicht. Der Sozialdemokrat hält den Bankier für nothwendig und ist darum gegen ihn gerecht. Er sieht in der Börse die Trägerin nothwendiger wirtschaftlicher Funktionen des Kapitalismus, kann also auf dem Boden der heutigen Wirtschaftsordnung auch ihr völlig gerecht werden. Ach

*) Handel und Wandel. Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften.

sehe ein Verdienst Calwers darin, daß er die wirthschaftlichen Jahresberichte, die bisher mit großem Phrasengeklänge und möglichst wenig Inhalt von kapitalistisch gesinnten Handelsredakteuren verfertigt wurden, auf ein höheres wissenschaftliches Niveau gehoben hat. Unsere Bankiers könnten froh sein, wenn auch in die Börsenzeitungen mehr und mehr sozialistischer Geist einbränge; dann würde allerdings den großen Schwindlern das Geschäft schwer gemacht, aber die großen Banken — und namentlich auch die kleinen Bankiers — könnten dann endlich das Geschäft groß auffassen und Philisterblindheit ablegen lernen.

Calwer zeigt, wenn ich nicht irre, zum ersten Mal, wie werthvoll für den den Kaufmann, bei der Beurtheilung der Konjunkturen, die Beobachtung des Arbeitsmarktes ist. Aber er lehrt auch die Gewerkschaftleiter Börse und Börsenwesen verstehen. Er zeigt, wie das scharfe Spiegelbild des Kapitalismus, das uns aus dem Kurszettel entgegenstrahlt, den Gewerkschaften den Weg zur Erkenntniß der wirthschaftlichen Lage weisen kann. Es war ein Fehler, daß die Sozialdemokratie den Vorgängen an der Börse lange viel zu wenig Beachtung schenkte. Eine Fülle sozialer und politischer Kritik ist auf diesem Boden zu finden. Viele wirthschaftliche Vorgänge lernt man überhaupt erst verstehen, wenn man sich die Praxis des Börsengeschäftes näher ansieht. Leider fehlt Calwer, wie May die theoretische Vorbildung fehlt, die intime Verührung mit der Praxis. So hat er zum Beispiel die Bedeutung der Vorgänge bei den Hypothekendarlehenbanken nicht in vollem Umfang erfaßt, sonst hätte er nicht geschrieben: „Es wäre falsch, die enge Liaison der beiden Banken (Preussische Hypothekendarlehenbank und Deutsche Grundschuldbank) mit anderen Gesellschaften als das verhängnißvolle Moment der Geschäftsführung zu betrachten. Solche Liaisons werden sich schwer ganz vermeiden lassen. Der Grundfehler liegt vielmehr in der mangelnden Kontrolle über die Deckung der Pfandbriefe selbst“. Wenn Calwer beim Niederschreiben seines letzten Geschäftsberichtes schon gewußt hätte, was Praktiker längst wußten und was der Krach der großen Leffentlichkeit enthüllt hat, so hätte er gefunden, daß gerade das Verschachtelungssystem sehr wesentlich zu einer Verschärfung — freilich auch zur Verzögerung des Eintritts — der Krisis beigetragen hat. Marx, den man so gern totschlagen will und dem Calwer auch allzu „objektiv“ gegenüber treten möchte, hat sehr richtig und ausführlich die Wirkung der Kreditüberspannung auf die Krisenverschleppung geschildert. Die Verschachtelung vieler Gesellschaften ist aber nur die modernste Form der Kreditüberspannung. Der Gang, möglichst objektiv zu sein, richtet bei Calwer auch noch anderes Unheil an. Der natürlichen Vorzicht jedes wissenschaftlich Arbeitenden gesellt sich da wohl die Furcht zu, als sozialistischer Hecker, der die Dinge nur von einer Seite zeigt, verächtlich zu werden. So kommt er auch bei der Betrachtung des Kohlen Syndikates zu optimistischen Schlüssen, denen ich nicht zustimmen kann. Das hindert nicht den Gesamteindruck: daß hier endlich einmal in gutem Deutsch eine brauchbare wirthschaftliche Jahresübersicht geboten wird. Und wenn Calwers Buch viel mehr Mängel hätte, als es wirklich hat, so wäre es immer noch, wie das Mays, freudig zu begrüßen, als ein Symptom der auch in Deutschland sich anbahnenden Vereinigung von Theorie und Praxis der Volkswirtschaft.

Plutus.



Berlin, den 14. September 1901.

Der Sieg des Drachen.

Zwei deutsche Offiziere, ein General und ein Major, sind einem fremden Prinzen bis Basel entgegengereist. Der Deutsche Kaiser und seine Frau wollten diesen Prinzen auf dem Bahnhof der Wildpark-Station erwarten und huldvoll empfangen; und als diese Absicht aufgegeben war, sollte wenigstens der Kommandant der Stadt Potsdam, ein Moltke, sich auf den Bahnsteig bemühen. Alle Ehren, die ein mächtiger Monarch einem willkommenen Besucher erweisen kann, waren dem Gast, seit er die ferne Heimath verließ, erwiesen worden; jetzt sollte er im Hause des Preußenkönigs wohnen, von ragendem Sitz der Herbstparade des Gardecorps zuschauen und an Prunk sollte es ihm so wenig wie an wechselnden Vergnügungen fehlen. Galt solcher Ehren Fülle einem dem Hohenzollernhaus werthen Verwandten? Entsandte ihn als seinen Vertreter ein dem Reich befreundeter Staat, dessen Verdienst um Deutschlands Wohlergehen würdig belohnt werden sollte? Brachte er der Deutschen gekröntem Vertrauensmann eine Freudenbotenschaft? Nein. Sein Besuch ward mit der Waffen Gewalt erzwungen und hatte den Zweck, die hochthronenden Urheber einer Schändthat zu entschuldigen. Wenn wir läsen, Herr Abdul Hamid, der Beherrscher aller Gläubigen und Verächter aller Gläubiger, habe, um sich von dem Wortbruch, den der hartgejottene Gauner Constans ihm nachsagt, zu entschulden, den Sohn einer Rebse nach Paris gesandt, diesem mit der Abbitte Beauftragten seien, auf des Präsidenten Befehl, zwei Offiziere bis an die französische Grenze entgegengeeilt, er wohne nun, nachdem der General Saussier ihn vom Bahnhof geholt hat, im Glanz

des versailer Schlosses und werde mit allen Ehren bewirthet, die eine Republik einem fürstlichen Gast gewähren kann, — wenn wir Das läsen, wir würden ob solcher Ceremonialsitte verwundert die Köpfe schütteln. Und doch steht auf der langen Liste der auf des Sultans Wink Hingemordeten einstweilen noch kein französischer Gesandter. Prinz Tschun aber — so heißt der gelbe Herr, um den ein Kaiserpaar sich Tage lang plagen sollte — trat die Reise in die Hauptstadt des Deutschen Reiches an, weil nach dem Paragraphen 1a des Verständigungsprotokoles der Boghdo-Khan sich verpflichtet hat, für die Ermordung des Freiherrn von Ketteler durch einen Sondergesandten Abbitte leisten zu lassen. Die Mandschuветtern des Prinzen Tschun, dem unsere sozialdemokratische Presse früh den netten Titel eines Sühneprinzen verliehen hatte, werden vielleicht finden, daß die Bußfahrt sich nicht allzu wesentlich von einer Amusirreise unterscheidet, und wünschen, wenn wieder einmal Etwas zu sühnen ist, auch mit solcher von Peking über Tokio fidel bis nach Potsdam führenden Sinekure bepfündet zu werden.

Wenn wieder einmal Etwas zu sühnen ist? Ja, diese Möglichkeit ist eben doch ausgeschlossen. Ganz und gar. Das gerade macht den errungenen Erfolg so groß, so werthvoll und weltgeschichtlich bedeutsam. Sorgenlos können wir fortan auf dem berühmten Platz an der Sonne sitzen. Der Ausdruck stammt zwar nicht vom Grafen Bülow, sondern vom Vater Lacordaire, der vor manchem Jahrzehnt schon une place au soleil de la patrie forderte; doch diese Feststellung ändert nichts an der segenvollen Thatfache, daß für dieses Säkulum wenigstens vom fernen Osten nichts zu fürchten ist. Die Chinesen haben uns kennen, unsere höhere Kultur bewundern, vor unserer Kraft zittern gelernt und werden sich hüten, abermals mit uns anzubinden. Alle gesitteten Mächte der östlichen und der westlichen Welt sahen sie im starken Bund sich gegenüber und wurden der eigenen Jammerschwäche sich endlich bewußt. Jedes Opfer, das von ihnen verlangt ward, bringen sie, müssen sie bringen. Prinz Tschun hat im Namen des Himmelsjohnes abgebeten. Dem Freiherrn von Ketteler wird in der Straße, wo er von Mörders Hand fiel, ein Denkmal gesetzt. Die Prinzen Tuan und Lan sind verbannt und sollen ihr Leben hinter Kerfermauern enden. Drei Mandarinen sind zum Selbstmord, drei andere zum Tod durch den Strang verurtheilt worden. Fünf Tote wurden im Grabe rehabilitirt, drei Tote degradirt. Keiner von den Würdenträgern, die gegen Fremde Verbrechen begangen oder zu solchen Verbrechen Beihilfe geleistet hatten, ist der gerechten Strafe entslüpft. Auf den entweihten Friedhöfen der Fremden werden Sühneäulen errichtet. Zwei

Jahre lang mindestens dürfen Waffen, darf Munition nicht ins Mandschu-reich eingeführt werden. Bis zum Jahre 1940 hat China 450 000 000 Taels als Entschädigung an die Großmächte zu zahlen, deren Rächeraktion es frevelnd heraufbeschwor. Den Fremden wird ein eigenes Stadtviertel angewiesen, das armirt werden kann; und die Gesandten dürfen sich Wachen halten. Die Taku-Forts fallen, die Verbindung zwischen Peking und dem Meer bleibt offen und die Fremden haben das Recht, die auf dieser Verbindungstraße wichtigsten Plätze zu besetzen. Bei Todesstrafe ist jedem Chinesen und Mandschu verboten, einer fremdenfeindlichen Gesellschaft Mitglied zu werden. China ist bereit, über eine Aenderung der Handelsverträge mit den Mächten zu konferieren und zur Besserung der Flußläufe des Peiho und des Whangpoo beizutragen. Die Gesandten werden am pekinger Hofe künftig mit höheren Ehren als bisher empfangen und das Tsung-Li-Yamen wird in ein Ministerium für auswärtige Angelegenheiten umgewandelt werden. Das Alles haben die Chinesen versprochen, haben sie zum großen Theil schon erfüllt, — „zur Zufriedenheit der Mächte“, wie es im Schlußsatz des Protokoles heißt. Mehr war doch wirklich nicht zu erreichen. Die gelben Kerle werden uns nie mehr Barbaren nennen, sich gegen die Euro-päerkultur nicht länger sperren. Das ungeheure Reich ist rauh aus dem Schlaf gerüttelt und sieht nun, was es versäumt hat. Den gestitteten Exporteuren der ganzen Erde reißt da goldig eine blutrothe Saat. Und selbst der Aengstlichste braucht nicht zu fürchten, daß in absehbarer Zeit je einem Fremden wieder in China auf dem Haupte ein Haar gekrümmt wird.

* * *

Das wird geschrieben, gesetzt, gedruckt und würde, weil es fast schon entschlummerte Hoffnungen angenehm kitzelt, gern auch geglaubt. Dem Nüchternen aber, der die Urtheilskraft nicht vom Wünschen und Hoffen einwiegen ließ, wird in der ganzen Darstellung nur ein Satz sicher, unbestreitbar scheinen: der, daß mehr nicht zu erreichen war. Die Tabelle der Errungenschaften wird er kühlen Blicks überfliegen. Denkmale und Sühnesäulen nützen uns eben so wenig, wie sie den Chinesen schaden, deren am Irdischen haftender Sinn allem Transszendenten, allen Sentimentalitäten verschlossen ist. Ueber die traurige Pösse der Verbannungen, Hinrichtungen, Selbstmorde, Degradirungen und Rehabilitirungen ist kein Wort zu verlieren. Ob in einem Vierhundertmillionenreich, wo ein Menschenleben billiger ist als eine Meße Reis und ein Wink des allmächtigen Khans ganze Geschlechter

köpft, auch auf fremdes Geheiß einmal ein paar Mandarinenhäupter vom Kumpf fallen: darum bekümmert sich selbst der ärmste Kuli nicht auf seiner Theeplantage. Er freut sich am Ende sogar des Henkertodes alter Tyrannen; und in der Oberschicht bessert sich durch solche Hinrichtungen die Aussicht auf Avancement. Sätten die Ying-Nieng, Liu-Sien und Konsorten ihren Tribut mal nicht pünktlich geliefert, ihren Zopf nicht nach der Vorschrift gefettet oder im Himmelspalast bei nächtigen Audienzen genießt: ihre Strafe wäre nicht geringer gewesen. Auch weiß Niemand, ob wirklich die Richtigen gehenkt worden sind, und Jeder, daß Tuan und Van in Turkestan oder anderswo einen guten Tag leben und hinter dem großmächtigen Bannbrief eine lange Nase machen. Waffen und Munition wird China übermorgen bekommen, so viel es haben will und bezahlen kann; die nützliche Kapitalistenfütte, in Nothfällen Kanonen als Klaviere, Gewehre als Regenschirme zu deklorieren, ist ja nicht nur für Afrika erfunden; und an Unternehmern, die Lust haben, in China Waffenwerkstätten und Pulverfabriken zu bauen und den Krupp, Armstrong, Erhardt und Maxim der Mandschu-Dynastie zu spielen, wird es weder in Europa noch in Nordamerika fehlen. Das Verbot, feindlichen Gesellschaften beizutreten, kann kaum allzu Viele schrecken, weil solche Gesellschaften sich selten mit Zweck, Sitz und Saugung ins Firmenregister eintragen lassen. Die Besserung der Flußläufe wird den gelben Bauern und Händlern lieber sein als den weißen. Ein besonderes, zur Armirung geeignetes Fremdenghetto, Gesandtschaftswachen, offene, nicht von feindlichen Morts beherrschte Straßen zum Meere: sehr schöne Dinge, die leider den einen Mangel haben, daß sie nur in friedlichen Zeiten die Ruhe der Fremden verbürgen, in Zeiten also, wo auch vor dem Duzendparagraphenwerk der Europäer und Jantee in China behäglich lebte. Wenn ein nach Hunderttausenden zählendes Heer wilder Patrioten vor Tien-Tsin rückt, den Durchzug erzwingt, die Peking dem Meer verbindende Straße fester sperrt, als ein Fort es vermöchte, und mit seinem Gewimmel die Hauptstadt überschwemmt, dann wird das Häuflein der Weißen nicht viel besser bewahrt, vor Hunger und Ueberfällen nicht viel sicherer sein als im vorigen Sommer. Vier- und einhalbhundert Millionen Taels geben freilich eine recht runde Summe; zunächst aber sind sie im Weltwesten geborgt; und ob sie jemals zurückbezahlt werden?.. Laufen die Zinsen prompt ein und ist die Amortisirung 1940 beendet, dann wird das Deutsche Reich einen großen Theil seiner Auslagen gedeckt haben. Das wäre noch kein übermäßig hell glänzender Erfolg; und er wirkt, bei Nicht befehen, noch einen

Schatten von beträchtlicher Breite. Um die Schuld abzahlen zu können, erhöht China nämlich vom Oktober an die Seezölle. Ist nun der Satz, daß den Zoll das Ausland trägt oder mindestens mitträgt, nicht ganz falsch — und ganz kann es nicht sein, sonst würden die Russen sich nicht so empfindlich gegen den im deutschen Tarifentwurf geplanten höheren Roggenzoll regen —, dann bezahlen die Mächte, die künftig noch mehr Waaren als früher nach China zu verschiffen hoffen, selbst einen hübschen Theil der Kostenrechnung, deren Begleichung doch eben vom schuldigen Reich der Mitte erzwungen sein soll. Der europäische und der amerikanische Händler, der nach dem ersten Oktober über See Waaren nach China schafft und sie im Einfuhrhafen mit fünf Prozent verzollt, bezahlt also einen Theil der Ertschädigung, die den Chinesen in Monate währenden Staatsaktionen abgedrungen worden ist. Xi-Hung-Tschang, einer der reichsten und zugleich schlauesten Männer der Erde, und Sir Robert Hart, der kluge Organisator chinesischer Finanzwirthschaft, mögen geschmunzelt haben, als sie über dieses Meisterstück gelber Kunst einig geworden waren. Die Engländer können immerhin noch über Hongkong und Wei-Hai-Wei Waaren einschmuggeln und die geriebenen Händler, die seit Jahrzehnten in Shanghai und Umgegend sitzen, für sich arbeiten lassen. Den Russen bleibt der Landweg, den Franzosen Tongking als Einfallsthür. Deutschland aber hat einstweilen nur den ungenügenden Hafen von Kiautschou, der weitab vom lohnendsten Hinterland liegt. Jedenfalls wird die Kriegsschuld weder der Regierung noch dem Volk in China Kopfschmerzen machen. Die Regierung erpreßt das Geld ja doch vom Volk, dem es gleich gelten kann, ob die ihm entriffene Münze in den Säckel der Fremden oder in die weiten Taschen der Mandarinen verschwindet. Und welche ungeheure, ungeahnte Demüthigung die Weltbummelreise des Sühneprinzen für das Reich der Erdmitte und dessen Kaiser ist, sah zwischen Pfingstberg und Pfaueninsel eben erst jedes wache Auge.

Anderes hätten die Deutschen erhofft, die fromm stets dem offiziell befohlenen Glockengeläut lauschen. Anderes war in Reden, die schöner Zorn aus ungestüm pochendem Herzen auf die Lippe trieb, war auch im leiseren Evangelium Bernhards ihnen verheißen worden. Kalt sollte, nach langen Jahrhunderten, jetzt die Rache für alle Mongolengräuel genossen, der Kampf der für ihre heiligsten Güter fechtenden Völker Europas gegen die gelbe Rasse bis zum entscheidenden Siege geführt und nicht eher dem Ganzen Halt geblasen werden als in der Schicksalsstunde, da China zitternd im Staube lag und im Distant der Entmannen nach Barmherzigkeit winselte und Frieden

erflehte, Frieden um jeden Preis. Dann war die Zeit gekommen, den Asiaten zu zeigen, welche Wunder der an Asiens Grenze geborene Glaube im gesänftigten Sinn der Europäer zu wirken vermag. Wenn die Chinesen sahen, wie der starke Sieger, der den Fuß doch auf ihrem Nacken hatte, sich weise zu mäßigen und jede das Menschengefühl schändende Grausamkeit streng zu meiden wußte, dann konnte, dann mußte das Christenthum endlich auch in China seinen Einzug halten und die Gemeinde des Weltenheilands um eine halbe Menschenmilliarde mehren. Doch damit dieses Ziel neuer Kreuzritterwünsche erreicht werde, durfte Europa keine Kraftanstrengung scheuen; denn nur großer Einsatz verspricht großen Gewinn. Zwanzigtausend, dreißigtausend bewaffnete Männer mußte, mit Feldgeschützen und Kriegsgeräth aller Art, Deutschland allein übers Wasser schicken, um anderen Reichen ein weithin leuchtendes Beispiel zu geben, und jedem der jungen Krieger, die freier Wille aus Gelbe Meer eilen hieß, mußte eingeschärft werden, so die Waffe zu führen, daß in zehnmal zehn Jahren kein Chinese je wieder wagen könne, einen Deutschen scheel anzusehen. Ward dieser Weisung gehorcht und nicht nach schlechter Michelgewohnheit an den Kosten geknausert, dann war die Weltwende nah „und jauchzend sah Europa seinen Feind an selbst geschlagenen Wunden sich verbluten“. Aus blutigen Schlachtfeldern aber, aus Schutt und Asche bestrafte Städte erblühte nun erst die wahre Blume der Erdmitte, die Tsunghua, die der Hochmuth der gelben Männer seit Jahrtausenden träumt, erstand das neue, christianisirte Chinesenreich freien Handels und Wandels. Ein Riesenschritt war auf dem steinigen, durch Dornendickicht und Fieber Sümpfe führenden Weg der Kultur gethan, die prästabilirte Harmonie aller Menschheitinteressen selbst dem Blinden sichtbar geworden. Das war die Verheißung. Und die Erfüllung?

* * *

Vord Seymour, der britische Admiral, hat aus China den Eindruck zurückgebracht, um die Sicherheit der Fremden und um die Möglichkeit lohnenden Handelsverkehrs sei es jetzt schlechter bestellt als vor zwei Jahren. Den Christenpredigern, die ihres Heilands Lehre nach Ostasien tragen, ist für jeden Versuch einer Fortsetzung der Propaganda die äußerste Vorsicht empfohlen worden; und dennoch kommen von den Stationen katholischer Missionare schon wieder Berichte über die Ermordung christlicher Europäer. Heimkehrende, Soldaten und Kaufleute, erzählen, in Peking glaube kein Weißer, daß unter den Hingerichteten auch nur ein schuldiger Würdenträger

höheren Ranges war, und die Lippen der hinter der Großen Mauer schweigenden Diplomaten selbst verziehe ein vielsagendes Lächeln, wenn man sie frage, ob die Identität der als Sühneopfer Verurtheilten und der Toten festgestellt sei. Der kränkliche Schattenkaiser, die starke Dame Tje-Si, der Hof, von deren Pomp keiner der „blonden Teufel“ den kleinsten gelben Fegen zu sehen bekam, sind in die Heilige Stadt noch bis heute nicht eingezogen und an den Ufern des Peiho und Whangpoo wird geflüstert, dem Prinzen Tuan, dem Vater des künftigen Boghdo-Khans, gehe es unter russischem Schutz ganz vorzüglich. Auch die Bogerhäuptlinge seien recht guter Dinge und warteten getrostem Sinns auf den nahen Tag, der ihre patriotischen Bestrebungen wieder zu Ehren bringen werde. Das sind Gerüchte, die Wahres künden oder erfunden sein mögen. Sicher ist aber: weder wurde dem Christenglauben ein breiterer Weg ins Reich der Mitte gebahnt noch der Chinesen Respekt vor Europas Macht und Kultur verstärkt noch gar ein Beweis für die Einheit großmächtiger Menschheitinteressen geführt. Als greifbares Ergebnis ungemeynen Aufwandes bleibt: der amtlich mit dem bescheidenen Titel eines Verständigungsprotokoles belegte Friedensvertrag und die an Erlebnissen reiche Bußfahrt des neunzehnjährigen Knaben Tschun. Und zwischen Haparanda und Palermo hat während der letzten Wochen Mancher schon die Behauptung gewagt, ein solches Ergebnis wäre am Ende auch auf dem weniger ungewöhnlichen Wege der Flottendemonstration zu haben gewesen.

Wir haben freilich auch andere Stimmen gehört. In Hannover hat, als er dem Grafen Waldersee Einzugserhnen erwies, der Stadtdirektor gesagt, in China sei Alles erreicht worden, was erreicht werden sollte. Und in der Selbstanzeige, mit der sich der General-Feldmarschall seinen Mitbürgern an der Leine empfahl, las man staunend den Satz: „Andere Namen sind verblaßt; der deutsche Name ist hochgegangen.“ Der Stadtdirektor könnte ein guter Verwaltungbeamter sein, ohne von Ostasien noch gar von den Fährlichkeiten internationaler Politik eine Ahnung zu haben. Der Feldmarschall aber war an der sichtbarsten Stelle fast ein Jahr lang in China thätig; er ist — er sagt es ja selbst — der Vater des Sieges und sollte doch wissen, was seiner Venden Kraft im noch nicht erschöpften Schoß der alten Asia gezeugt hat. Die Frage, ob es in Preußen heutzutage wirklich schon einen General, einen Obersten giebt, der in der Provinz Tschili weniger geleistet hätte als dieser Achill, der sein eigener Homer sein möchte, können wir hier ausscheiden; und auch bei der anderen brauchen wir nicht mehr zu verweilen, ob die Bahnhof- oder Frühstückreden den bangeren Hörer das Doppelgenie erkennen ließen, von dem in einem Begrüßungshymnus gekündet ward:

In Sturmesgraus und in Tropengluth,
Umzüngelt von giftiger Lügenbrut,
So standst Du, den Fuß am Gewehre.
Von des Reiches giftigen Pfeilen umschwirrt,
Hast tausend Töden Du weise entwirrt,
Ein Wächter des Rechts und der Ehre.

Kein Seban zwar schuffst Du, kein Königgrätz
Und dennoch werden die Enkel Dich stets
Als den Helden und Weisen verehren.
So lebst Du, ein Feldherr und Diplomat,
Gleich groß als Staatsmann wie als Soldat,
Einst in der Unsterblichkeit Sphären.

Ueber den Anspruch auf Unsterblichkeit läßt sich sehr häufig streiten; die Entscheidung fällt erst die Nachwelt, die manchen einst geräuschvollen Ruhm schon ohne Erbarmen belächelt hat. Da der Angesehene sich nun wohl ruhig verhalten wird, braucht man ihm, einem alten Herrn, der, um auf seine Weise dem Reich zu dienen, sich immerhin recht lästigen Strapazen ausgesetzt hat, nichts Unfreundliches mehr nachzusagen. Nur von der Sache braucht man, nicht von der Person mehr, zu reden. Welche Namen also sind in China verblaßt? Verblaffen kann doch nur, was vorher in helleren Farben glänzte. Die in Peking mächtigsten Reiche, die einzigen, die dort ein Weltmachtprestige zu verlieren hatten, waren bis zum vorigen Jahr Rußland und Großbritannien. Daß Rußlands Name verblaßt sei, wird selbst der vorläufig letzte Ritter des Andreasordens nicht behaupten. Die Russen sitzen als Sieger sicher und warm in der Mandschurei; ihrem Wink gehorcht der um hohen Preis gemietete Li-Hung-Tschang, wird morgen Tuans Sohn, der neue Mandschukaiser, gehorchen; und jeder Chinese weiß, daß er die Mäßigung und den frühen Rückzug der Großmächte dem Reußenkhan zu danken hat. Englands Machtaufwand mag nicht so ansehnlich gewirkt haben, wie er im Reich der Mitte erwartet wurde, und vielleicht ist für den gelben Mann der Briten nicht mehr der furchtbare Riese, der ihm in der Epoche der Opiumhandel Schrecken einflößte. Aber Graf Waldersee hat laut eben die Leistung der englischen Truppen gerühmt und England hat doch die deutsche Politik mitgemacht; wie soll da der englische Name verblaßt, der deutsche hochgegangen sein? In britischen Werkstätten wurden die Lügen fabriziert, die Europa aufrüttelten, aus England kam die Schwindelmär von den pekinger Megeleien; zu dem Kreuzzug aber, der dieses schlaunen Betrugers Folge war, gab Deutschland das Signal. Kein anderes Reich hätte daran gedacht,

solche Truppenmassen über den Ozean zu schicken, jedes zeigte deutlich, wie ungern es dem deutschen Beispiel folgte. Gewiß: die Chinesen haben gesehen, über welche Wehrmacht das ferne Deutsche Reich verfügt. Das war denen, auf die es ankommt, nicht neu, doch mag das sichtbare Symbol in der Massenphantasie ein heilsames Angstgefühl hinterlassen haben. Nur soll man deshalb nicht glauben, die Chinesen würden fortan lieber mit uns verkehren, williger deutscher Waare ihre Märkte öffnen. Auch wer nicht weiß, in wie geringem Ansehen bei den Schülern der Kong-Fu-Tse und Lao-Tse die Kriegertüchtigkeit steht, sollte sich sagen, wie er selbst in ähnlicher Lage handeln würde. Wird ein Kaufmann seinen Bedarf bei der Firma decken, die ihn in Zeiten geschäftlichen Ungemachs besonders hart bedrängt, ihm die unbequemsten Bedingungen auferlegt hat, als sie ihn saniren half? Doch wohl nur, wenn ein Vertrag oder die Noth ihn dazu zwingt. Kein Vertrag aber gebietet den Chinesen, die als geriebene Kaufleute längst einen Weltruf erworben haben, den Handelsverkehr mit dem Deutschen Reich; und erst recht keine Noth: was sie brauchen, können und wollen Russen, Yankee, Franzosen, Belgier ihnen in überfließender Fülle liefern. Und Rußland, Nordamerika, Frankreich, Belgien haben sich weislich gehütet, dem Land ihrer Abfahhoffnungen die gepanzerte Faust entgegenzuballen; sie haben die Rolle des wider des Herzens Willen zum Rächerwert Gezwungenen gespielt, der nie die Menschenpflicht schonender Milde vergißt, und werden die Stunde zu wählen wissen, wo des Chinesengrolls größter Theil auf Deutschland abzuwälzen ist. Soll durchaus, trotz dem lehrreichen belgischen Beispiel, der Aberglaube fortwirken, nur Kanonen und Panzerschiffe bahnten heute dem Handel den Weg — dem Handel, dessen legitime Vertreter ja nicht ein paar Rheder sind —, dann grenze man mindestens China mit seinen besonderen Verhältnissen aus dem Geltungsbereich dieses Dogmas. Die kurze, an haltbaren Erfolgen leider noch arme Kolonialgeschichte des Deutschen Reiches muß Jeden nachgerade doch gelehrt haben, daß werthvoller als die stärkste Kolonialarmee die Erkenntniß der Nothwendigkeit ist, solchen besonderen Verhältnissen geschmeidig sich anzupassen. Das braucht Herr Albert Ballin — mit dem der aus Nachtschreden als Antisemit schärfster Tonart bekannte Feldmarschall merkwürdig intim ist — vielleicht nicht zu thun; und ihm, auf dessen megalomaniische Haß vorsichtig wägende Kaufleute nachgerade übrigens schon mit kaisem Mißtrauen blicken, und den Großexporteuren der Hansestädte kann man die Freude an dem bunten Lärm einer Politik nachfühlen, die ihnen in Märchenferne das holde Bild festlich illumirter Häfen zeigt. Doch diese Herren

haben nicht das Recht, für Deutschlands Industrie und Handel das Wort zu führen. Die ernstesten Geister, die in der Produktion und in der den Waarenwerth steigernden Distribution thätig sind, umfängt nicht mehr der Traum von den auf Ostasiens fruchtbarem Boden nächstens reifenden fetten Jahren. Sie sehen, daß der berühmte „Aufschwung“, die Treibhausentwicklung der Industrie, nur durch ein Pumpsystem möglich ward, dessen Enthüllung manchen gestern noch sorgenlos Heiteren heute in bleichem Schrecken erschauern läßt, und ziehen eine Erholungspause neuen Abenteuern vor, die wieder über die Grenze des Vermögens hinauslocken müßten. Weder die Lust also noch die Kraft zu überseeischen Staatsaktionen ist während des letzten Jahres gewachsen; und keinem menschenverständigen Grund erblüht die Hoffnung auf einen erleichterten, reichere Frucht als früher tragenden Handelsverkehr mit China. Worin aber zeigt sich dann, in welchen sichtbaren Thatsachen, daß „der deutsche Name hochgegangen ist“?

Noch zeigt es sich nicht. Bald aber wird sichs zeigen. In einer Depesche an arnstädter Gymnasiasten hat Graf Waldersee, der, man sieht es, den Kindlein nicht wehret, via Sondershausen dem Erdkreis verkündet: „Stolz darf auch die deutsche Jugend auf die einjährige Expedition blicken, deren Segnungen unser Vaterland und unsere Kirche bald empfinden sollen“. Vaterland und Kirche. Handel und Glaube. Und bald . . . Statt der Erfüllung einer alten haben wir wenigstens also eine neue Verheißung.

* * *

Einstweilen müssen wir uns mit der Bußfahrt begnügen. Der tiefe Sinn dieser westöstlichen Ceremonie ist wohl nur den in der Hoslust Heimischen erkennbar geworden. Welche Bedeutung die Chinesen ihr beimessen, zeigten sie durch die Wahl des Bußfahrers: der Ernst der Sache forderte einen Mann und sie schickten uns einen Knaben, der gern die gute Gelegenheit ergriff, sich in Europa umzusehen. Herr Mumm von Schwarzenstein, Deutschlands Gesandter, dessen unglückliche Hand an allen Ecken dieser betäubenden Geschichte zu fühlen ist, widersprach nicht, sah vielleicht noch mit frohem Schmunzeln zu, als dieser Knabe mit Ehren überhäuft ward. In Peking wurde dem neunzehnjährigen Prinzen, den der alte Schall Li-Hung-Tschang, wahrscheinlich nach einer lustigen Zwieprache mit dem Russenhauptling Giers, für die Büßerrolle passend gefunden hatte, eine Parade geboten; die Truppen präsentirten vor ihm das Gewehr, Graf Waldersee schien beglückt, solchem Herrn sein Siegerheer vorführen zu dürfen, und neigte immer

wieder mit ergebenstem Lächeln das greise Haupt vor dem sachverständigen Gast. Dann gings, nach feierlicher Verabschiedung, mit einer Ehrengarde nach Tien-Tsin und Shangai, wo im deutschen Generalkonsulat eine Galatafel gedeckt wurde; und als die Anker gelichtet waren, hatte ein preussischer General den Ehrendienst, ein preussischer Lieutenant das Amt des Reisezmarshalls zu versehen. Inzwischen wurden in Potsdam Säle gescheuert und Köche gemietet; denn das erlauchte Mandchukind sollte es in den Brunnengemächern der Orangerie doch behaglich haben. Diese Vorbereitungen blieben nicht verborgen; von dem geplanten Perronempfang und der Einladung zur Herbstparade wurde in der Presse geredet und aus unterthänig bangenden Herzen stieg schüchtern schließlich die Frage auf, ob des Guten nicht doch am Ende zu viel gethan werden solle. Von diesem Punkt führt uns kein Weg in die Klarheit. Was weiter geschah: wer weiß es und . . . wer sagt's? Sagt's in dem Lande, wo jedem Bürger auf gelbem Papier das Recht gewahrt ist, seiner Meinung freien Ausdruck zu geben? Ein eifriger Augustmorgen brachte mit Hagelschauern die Botschaft, des Sühneprinzen kaiserliche Hoheit sitze in Basel und wolle die badische Grenze nicht überschreiten. Neue, demüthigende Bedingungen seien gestellt, denen der Knabe Tschun sich nicht fügen wolle noch könne. Erstens müsse er mit seinem Bußprücklein warten, bis das Verständigungsprotokol unterzeichnet sei. Zweitens dürfe er sich nicht mit Worten vagen Bedauerns über die Ermordung des Freiherrn von Ketteler begnügen, sondern müsse im Namen des Boghdo-Khans ausdrücklich Verzeihung erbitten. Drittens habe die Schaar der chinesischen Würdenträger dem Deutschen Kaiser genau die selben Ehren zu erweisen, die der gelbe Sohn des Himmels von den seinem Drachenthron Nahenden heischt: jeder Mandarin müsse also im Muschelsaal des Neuen Palais dreimal mit der Stirn den Boden berühren und neunmal das Haupt bis zur Erde beugen. Das nennt man in China: Koto — einzelne Zeitungsinologen sagen: Koto — machen. Und diese Bedingungen, hörten wir, seien sämmtlich, als unerfüllbar, abgelehnt worden. Gegen die erste war nichts einzuwenden; es war vernünftig, zu fordern, das Protokol müsse unterschrieben sein, ehe das im Paragraphen 1a Verlangte geleistet werde. Als aber Herr Mumm von Schwarzenstein vorschlug, die Gesandten sollten die Frist bis zur Unterzeichnung des Vertrages nicht länger hinauschieben lassen, holte er sich bei den Vertretern der anderen Großmächte, wie so oft schon, einen Korb. Der zweiten und der dritten Bedingung konnte kein Mandchu sich fügen. Wenn der Chinesenkaiser Verzeihung erbat, so bekannte er sich des Mordes oder mindestens der Anstiftung

schuldig. Und wenn die Männer, die ihn vertraten, sich vor Wilhelm dem Zweiten auf den Muschelboden warfen, dann lag Kwang-Süs Majestät selbst vor dem christlichen Herrscher im Staub und die Dynastie des Tsching-Reiches trug fortan das Vasallenjoch. Der Tatarenschädel des armen Jungen hätte sich in kindlicher Einfalt vielleicht mit dem grellen Gegensatz abgefunden, den die Ehre von gestern und die Schmach von morgen dem Verstand der Verständigen bot; doch er hatte nah und fern gute Berather, die ihn lehrten, daß auch in Deutschland die Suppe nicht so heiß gegessen wird, wie sie gekocht ward. So wurde von Basel denn nach Berlin telegraphirt: Pardon wird nicht erbeten, Kotau wird nicht gemacht. Eine üble Lage; sollte man Tschun ostwärts heimschwimmen lassen und ihm ein Heer nachschicken, das dem protestantischen Kaiser der Deutschen das Recht auf Kotau erstreite? Tage lang, eine Woche fast währte das Längen und Bangen. Dann eilte aus Morderney der Reichskanzler herbei und die Entscheidung fiel: Pardon wird nicht erbeten, Kotau wird nicht gemacht. Die Bahn war frei. Und der Sühneprinz bestieg lächelnd den Sonderzug.

Am Ziel seiner Reise wurde er von dem Kommandanten der Residenzstadt Potsdam, einem Molke, empfangen, betretene Sakaien standen des Winkes gewärtig und in vierspänniger Galakutsche mit Spizreiter wurde Tschun an die Rampe des Orangeriepalastes befördert. Ungefähr in dem selben Aufzug gings am nächsten Mittag ins Neue Palais. Der Kaiser saß auf einem Thron und grüßte den eintretenden Prinzen nur mit einer Handbewegung; so hatte er einst auch den edlen Vicekönig von Petchili empfangen. Zuerst sprach Tschun. Gar nicht demüthig; im Ton ruhigen Selbstbewußtseins, das die Grimasse des Stolzes nicht braucht. „Aus eigenem Antrieb nicht weniger als auf Verlangen der Mächte“ hat ihn der Bruder nach Deutschland gesandt. Zwar hat die gelbe Majestät den „Wirren“, deren Opfer Ketteler geworden sei, „im vollsten Sinn des Wortes fern gestanden“. „Dennoch hat nach dem seit Jahrtausenden bestehenden Gebrauch der Kaiser von China die Schuld daran auf seine eigene geheiligte Person genommen“. Und er bedauert; er bedauert aufrichtig. Er schickt auch ein Schreiben, dessen Wortlaut der Erb- und Oberhospinselführer auf gelbe Seide gemalt und das ein anderer Großwürdenträger in gelbe Seide gebunden hat. Dieses Wunderwerk chinesischer Postkunst ist zugleich ein Meisterstück chinesischer Diplomatie. Die beiden Reiche, heißt es da, haben stets „zu einander in den freundschaftlichsten Beziehungen gestanden“, die — der Komparativ scheint hier mehr als der Superlativ zu gelten — „noch inniger“ wurden, als Prinz Heinrich

nach Peking kam. Natürlich; nur solche Innigkeit erklärt, daß China, gewiß auch aus eigenem Antrieb, sich entschloß, Kiautschou dem Deutschen Reich zu verpachten. Leider störte die Faust der bösen Boxer dann die schöne Harmonie dieses Zweibundes und der Boghdo-Shan konnte nicht „rechtzeitig schützende Maßregeln treffen“. Da aber der Deutsche Kaiser die Güte hatte, „zum Wohl des chinesischen Volkes“ den Boxeraufstand mit der Waffen Gewalt niederzwingen zu lassen, ist Alles wieder gut geworden; eigentlich noch viel besser, als es vorher war. Diese Darstellung wird in China von nun an als die offizielle, allein beglaubigte verbreitet werden. Die Antwort Wilhelms des Zweiten hatte eine dunklere Tonfarbe. Er macht die chinesische Regierung und „die Rathgeber des Kaisers“ für die Ermordung Kettlers verantwortlich und fordert von ihnen, sie mögen sich künftig an die „Vorschriften des Völkerrechtes und die Sitte civilisirter Nationen“ halten, wenn ihnen an freundschaftlichen Beziehungen zu Deutschland gelegen sei. Damit war die Audienz beendet; Verzeihung war nicht erbeten, aber in Aussicht gestellt worden. Was dann folgte, mußte jedes Ceremonienmeisters Herz erfreuen. Jetzt nämlich wurde dem Sühncprinzen, den vorher weder Offiziere noch Wachen beachtet hatten, die einer kaiserlichen Hoheit gebührende Ehre bezeugt. Sogar die Front einer Ehrencompagnie durfte er auf Filzschuhen abschreiten und eine Schwadron der Leibgardehusaren gab dem Heimkehrenden das Geleit. Der beschränkte Unterthanenverstand findet sich ja schwer in einer Welt zurecht, wo selbst die Brüder mächtiger Kaiser nicht immer Prinzen sind und ein Knabe dreißig Minuten nach Mittag wie ein ungebetener Bettler, vierzig Minuten später aber wie ein herzlich willkommener Fürst behandelt wird. In der dazwischen liegenden Zeit hatte Tschun aber seinem und seines Bruders ungemein werthvollem Bedauern Ausdruck gegeben. Und kein Chinese kann gegen solchen höfischen Klimawechsel unempfindlich sein. Aus dem Hofbericht erfuhren wir übrigens noch, der Kaiser habe den Prinzen besucht, ihn der Kaiserin vorgestellt und zu einem Gefechtsgeritziren mit folgendem Parademarsch und zu einer Dampferfahrt nach der Pfaueninsel geladen. Auch wird Tschun als Gast des höchsten Kriegsherrn in Westpreußen dem Kaisermandover und der Kaiserparade zuschauen. Da wird er in Augusti Lenge einen anderen Preußentypus kennen lernen als den in Alfred Waldersee verkörperten, sehen, über welche Truppenmassen, über wie viele gepanzerte Schiffe und Torpedoboote der Deutsche Kaiser verfügt, und zu Hause erzählen, nur ein unglücklicher Zufall könne bewirkt haben, daß in der Schaar, die den Gesandten in Peking Befreiung brachte, kein einziger deutscher Soldat zu erblicken war.

Das war die Bußfahrt, über deren Verlauf ganz Europa sich nicht wenig gewundert hat. Von einem neuen Olmütz hat man gesprochen und über Tschuns Abenteuer unzählige Witze gemacht. Die sachliche Darstellung dieser Episode, die den Deutschen recht ernst stimmen sollte, wird genügen; keine Satire und kein Pathos kann ihren Eindruck verwischen noch ihn vertiefen. Jeder hat nun, klarer als je vorher, unseres Schicksals Lenker an der Arbeit gesehen. Bekümmerte Patrioten meinen, an der ganzen Geschichte sei das Schlimmste die Einfuhr des Rotau, des Wortes und des damit zu verbindenden Begriffes. Das habe dem neuen Deutschland gerade noch gefehlt und werde länger im Gedächtniß haften als Waldersees sämtliche Reden. Vielleicht haben sie Recht. Jedenfalls darf man nicht mehr darüber trauern, daß Bismarck des zwanzigsten Jahrhunderts Anbruch nicht erlebt hat; die neueste Bethätigung deutscher Weltpolitik hätte seinem verdüsterten Sinn den letzten Hoffnungsschimmer geraubt. Vorbei . . . Die heute Lebenden aber sind lustig. Das Verständigungsprotokol ist endlich ja unterzeichnet. Als der erlauchte Sühnetourist im Hotel Bellevue saß und sich der schönen Aussicht auf neue Vergnüglichkeit freute, kam die frohe Kunde. Drei Tage vorher hatten die Chinesen ihre Unterschrift verweigert. Jetzt waren sie bereit und der Scharlachstift des Großhans zog den Schlußstrich. Sie wählten die die Stunde, ihr Wille war frei geblieben und der Menschheit bewiesen: im Kampf mit dem Drachen hat dat das eifernde Mühlen der christlichen Ritterschaft kein Lorber belohnt.

* * *

Die Zahl Derer, die nun geduldig noch auf einer neuen Verheißung Erfüllung hoffen, ist wohl nicht allzu stattlich; nicht stattlicher als das Häuflein, das der Nachtragsberichtigung entschüchterter Offiziösen glaubt: dem Prinzen Tschun sei von Berlin aus das Ueberstreiten der deutschen Grenze verboten worden und nur deshalb sei der arme Knabe so spät nach Potsdam gekommen. Die Meisten haben sich, wie mit anderen Erfahrungthatsachen modernster Geschichte, mit dem Sieg des Drachen abgefunden. Ein Sieg ist es; ein glanzloser, dessen Echo aber sehr lange nachhallen wird. Die Chinesen können sicher sein, daß ein europäisches, durch die Imperialistenkapelle aus Washington verstärktes Konzert ihnen nicht so leicht wieder den Schlummer stören wird und daß der Wahn zerrissen ist, im ruhenden Reich der Mitte sei bequem kostbare Beute zu machen. Sie haben den Großmächten die Lehre eingepreßt, die Bonaparte aus Moskau heimbrachte. Ihr Stolz wird

ins Tropische wachsen, ihre Schlaueit nie zweifelnd mehr vor der Wahl politischer Mittel stehen. Sie dürfen sich nach dieser Probe für unüberwindlich, fast für unangreifbar halten. Und wenn sie künftig ihre Kultur die höhere nennen: darf dann Europa noch lachen? Kultur kann doch nur einer inneren Einheit entsproßen, einem Monismus, dessen Wurzeln in mythische Tiefen hinabreichen, dessen Wipfel auf eine enträthselte scheinende Welt herabschauen mögen. Daß der Chinese bewußt in solcher Einheit lebt, daß er denkt, wie er handelt, daß kein Abgrund ihm Glauben und Thun trennt: diese innere Sicherheit gab ihm den Sieg, giebt ihm das Recht, sich einer Kultur zu rühmen. Er sucht den Vortheil und hehlt nicht die Lust an listig errafftem Gewinn. Er hat die Moral des orientalischen Händlers, behauptet nicht, daß er Flüche mit Segenswünschen vergilt, pugt sich nicht mit dem Lichtgewand selbstloser Nächstenliebe. Sein Bekenntniß ist dem Bedürfniß der Alltagsnoth angemessen; und er leugnet nicht, daß im Kampf ums Dasein für Einzelne und für Völkergemeinschaften die Lüge oft die wirksamste Waffe ist. Und Europa? . . . Es war schon besiegt, als hinter der Front Millionen auf das Christenheer wiesen, das zum Rächerwerk über Weltmeere zog, und jede Macht fürchten mußte, von neidischen Nachbarn der Unwahrhaftigkeit geziehen zu werden.

Das Deutsche Reich kann den Schlag verschmerzen. Keinem Werdenden bleiben Enttäuschungen erspart; und jedem verständig Reisenden können sie Nutzen bringen. Heute schon wird nicht so leicht wie noch vor einem Jahr die Botschaft bei uns Gläubige finden, den Deutschen sei, ihnen allein, vorbehalten, von einem zum anderen Tage geologische Entwicklungszeiträume zu überspringen und die Wesensform ihres geschichtlich bedingten Daseins zu ändern. Ist solcher Zweifel, dem neuer, gesunderer Glaube entfeimen kann, nicht einen Kampf mit dem Drachen werth? Der Drache lebt; und über dem letzten Kreuzfahrersfähnlein flattert noch im Herbstwind der weiße Heimathwimpel. Wir wollen die Vandsleute, ohne Triumphbogen und hitzig übertreibende Rednerei, willkommen heißen. Konnten sie auch das Bließ des Drachen nicht in den Laderaum ihres Schiffes frachten: nicht ganz vergebens haben sie geschwitzt, gelitten, geblutet. Ihre Jahresarbeit hat uns die Binde vom Auge gelöst, hat die Deutschen, eh es zu spät ward, deutscher Volkskraft feste Wurzeln erkennen gelehrt.



Die Hofkönigsburg.

Die Reklame in Sachen der Hofkönigsburg scheint seit dem Frühling nach den vorherigen übermäßigen Anstrengungen einigermaßen zu ruhen. Die damit verfolgten Zwecke sind ja auch erreicht worden. Daß der Landesausschuß die geforderte Baukostenhälfte bewilligen würde — la mort dans l'âme, wie Wetterlé sagte —, war freilich auch ohnehin vorherzusehen gewesen, seit man wußte, daß diese Körperschaft geradezu das Wohl und Weh des Reichslandes von dieser Frage abhängig glaubte. Bekanntlich erfolgte die Bewilligung dann gegen sieben Stimmen — der offiziöse Draht machte deren zwei daraus — unter den zum Theil formell verlesenen Erklärungen, daß man zum Entgelt die Aufhebung des Diktaturparagraphen und sonstiger Rechtsbeschränkungen erwarte, und nachdem der damalige Staatssekretär von Buttamer erklärt hatte, daß dies „Zurücktretenlassen sachlicher Bedenken höheren Erwägungen gegenüber dankenswerth sei und das in dieser Angelegenheit bethätigte Entgegenkommen hoffentlich seine guten Früchte tragen werde.“

Dem Landesausschuß war zugesichert worden, daß mehr als die veranschlagte Kostenhälfte im Betrage von drei Viertelmillionen keinen Falls von ihm gefordert werden solle. Wenn er diese Summe dennoch nur unter der besonderen Bedingung bewilligte, daß gerade der deutsche Reichstag die andere Hälfte gewähre, so ist dieser Beschluß schwerlich anders zu erklären als durch die unausgesprochen gebliebene Hoffnung: man werde löbliches Entgegenkommen zeigen können, ohne doch schließlich zahlen zu brauchen. Wenn danach aber im Reichstag auch mehrere Redner bezweifelten, daß man im Reichslande über eine Ablehnung betrübt sein würde, so scheint dort doch für diese weitere Spekulation keine Stimmung gewesen zu sein; ein Hauptgrund für die Bewilligung war, daß man sie den Elsässern, die mit solchen Zuwendungen noch nicht bedacht worden seien, schuldig zu sein glaubte. Freilich erklärte Dr. Arendt unter „lebhaftem Bravo rechts“, daß man nicht nur alles zur Stärkung des Deutschthums im Reichslande Geeignete thun, sondern auch den auf Frankreich hervorzurufenden Eindruck berücksichtigen müsse.

Neben solchen „höheren Erwägungen“ verschiedenster Art haben wir drüben mußte denn freilich bei der ausschlaggebenden Mehrheit die Frage, ob das Bauprojekt auch an sich — Das heißt: aus dem Gesichtspunkt der Denkmalpflege — empfehlenswerth sei, sehr in den Hintergrund treten. Auch hatte die Regierung ja nach dieser Richtung besondere Anstrengungen gemacht. In den Parlamentsgebäuden zu Straßburg und Berlin war dem Architekten Ebhardt ein Saal für einen Vortrag und eine Ausstellung ein-

geräumt worden, von der der Abgeordnete Müller-Sagan sagte, daß „Reklamausstellungen in solchem Umfang und mit solchem Aufwand nicht einmal bei den großen Flottenvorlagen beliebt worden seien.“ Außerdem hatte man sich von der königlich preussischen Bauakademie ein Eshardts Projekt „außerordentlich günstiges“ Zeugniß ausstellen lassen, — wohl eins der merkwürdigsten Gutachten, das jemals von einem der amtlichen Stellung nach als höchste Fachautorität angesehenen Kollegium erstattet worden ist. Nach Alledem konnten bei den spärlich anwesenden Reichsboten weder die eingehenden sachlichen und dringend abmahnen den Ausführungen der Abgeordneten Bindewald und von Vollmar noch meine mehrfach in die Debatte gezogenen Veröffentlichungen das aus anderen Motiven bereits vorher feststehende Ergebnis ändern.

Wenig Freude soll man bis jetzt im Reichslande an dem leidigen Hohenkönigsburghandel haben. Zwar war ja sofort ein kaiserliches Telegramm an den Statthalter erschienen: „Theile den Herren mit, daß ich ihnen von ganzem Herzen dankbar bin und daß es mir zur hohen Befriedigung gereicht, daß das Reichsland mein Interesse und meine Arbeit für die Wiederherstellung der herrlichen Burg so richtig versteht und so freundlich unterstützt.“ Doch im Reichstag nannte bekanntlich der Staatssekretär Graf Posadowsky im Gegenzuge zu seinem straßburger Kollegen die formellen Erklärungen im Landesausschuß Privatunterhaltungen, die für ihn gar nicht existirten; und nun ist ja auch Herr von Puttkamer, der den besten Erfolg so freundlich in Aussicht gestellt hatte, durch Herrn von Köller ersetzt worden.

Von dem Architekten der Hohenkönigsburg scheint die Presse in jüngster Zeit kaum weitere Mittheilungen gebracht zu haben als die, daß er in kaiserlichem Auftrage „eine größere Studienreise“ durch die Vogesenruinen unternehmen werde und der in Freiburg bevorstehenden Versammlung der deutschen Konservatoren Mittheilungen über die Hohenkönigsburg in Aussicht gestellt habe. Herr Eshardt hat ja schon viele Vorträge über diese Burg gehalten; so auch schon auf dem vorjährigen „Denkmalpflegeetag“ in Dresden einen später besonders veröffentlichten über „Die Grundlagen der Erhaltung und Wiederherstellung der Burgen“ mit Anwendung besonders auf die Hohenkönigsburg. Seitdem ist aber über das Wiederaufbauprojekt wenigstens so viel veröffentlicht worden, daß Jeder, der — mit den nöthigen Spezialkenntnissen — sich näher mit dem Fall beschäftigt hat, sich verwundert fragen muß, was denn Mittheilungen über die Hohenkönigsburg gerade mit einer Tagung von Leuten zu thun haben können, deren Aufgabe vielmehr die Erhaltung werthvoller Baudenkmale ist. Wenn ich dort über die Ruine zu sprechen hätte, könnte es sich jedenfalls nur darum handeln, einen Antrag auf einen Protest gegen Das, was dort verübt werden soll, zu begründen.

Daß ein Wiederaufbau im Interesse der Ruine wünschenswerth sei,

hat ja selbst Ebhardt in seiner „Denkschrift“ nicht zu behaupten gewagt, wo er sonst doch um die wunderbarsten Sätze zur Begründung und Anpreisung seiner Idee wahrlich nicht verlegen gewesen ist. Alle dringlich dagegen sprechenden Gründe wurden ja überhört, seit die maßgebende Stelle für Ebhardts Projekt interessiert worden war. Ein gegen die „Wiederherstellung“ an sich gerichteter Protest würde nutzlos also auch dann sein, wenn er nicht so völlig post festum käme. Anders aber steht es vielleicht, so weit es sich um das vorliegende Neubauprojekt handelt.

Eine auch nur einigermaßen sichere „Wiederherstellung“ war da ja freilich von vorn herein ausgeschlossen.

Während ich von Anfang an hervorgehoben hatte, daß wir von Dem, was auf der Hohenkönigsburg fehle, so viel wie nichts Näheres wissen könnten, gehört bekanntlich zu den zu Gunsten des Projektes immer und überall wieder vorgebrachten Behauptungen in erster Linie die entgegengesetzte: gerade in dieser Beziehung liege hier die Sache so besonders günstig, daß eine getreue Wiederherstellung der Burg, wie sie nach 1480 von den Grafen Thierstein fast neu erbaut wurde, ausführbar sei. Alte Abbildungen, Baurechnungen und die bei der Ausgrabung der Ruine gewonnenen Fundstücke sollen die werthvollsten Grundlagen sein. Was darüber bisher von Ebhardt und Anderen veröffentlicht worden ist und sonst von mir erforscht werden konnte, wird der Wahrheit hinlänglich entsprechen. Danach verhält es sich damit, von allem zum Ueberdruß vorgebrachten Phrasengeklänge abgesehen, in der nackten Wirklichkeit so: „Werthvolle alte Abbildungen“ sind nicht vorhanden, sondern nur ein kleines Bild von der Belagerung der Burg im Dreißigjährigen Kriege, für unseren Zweck werthlos, weil offenbar, wie alle solche alten Abbildungen, mehrfach unrichtig und daher ganz unzuverlässig. Auch Baurechnungen sind nicht erhalten, sondern nur aus dem Jahre 1560 Abrechnungen eines nicht bauverständigen Burgvogtes darüber, was er damals, also achtzig Jahre nach dem Neubau, in Anlaß verschiedener unwesentlicher, nur zum Theil angedeuteter Vamarbeiten an Kostgeld zu fordern und an Lohn ausgegeben hatte. Von Fundstücken endlich, die für den Wiederaufbau in Betracht kommen können, ist gar nichts gewonnen worden als etwa einige einfache steinerne Deckplatten, von denen angenommen wird, daß sie auf der Ringmauer gelegen haben.

Daß Herrn Ebhardt nicht etwa noch besondere, bisher geheim gehaltene „Grundlagen“ zu Gebote stehen, ergibt sich einfach daraus, daß kaum ein Theil seines Bauprojektes vorhanden ist, für den er nicht schon verschiedene, ganz von einander abweichende Lösungen entworfen hätte, von denen die späteren regelmäßig noch verfehlter sind als die früheren: gewiß der beste Beweis dafür, daß der Architekt, der von vorn herein versichert hatte, den

thiersteiner Bau „bis ins Einzelne getreu“ wiederherstellen zu können, da überall völlig im Dunkeln tappt.

In seinem dresdener Vortrage hat Ebhardt die Zuhörer belehrt, daß als Grundlagen für eine Wiederherstellung von Burgen außer den hier behandelten auch die vorhandenen Reste des Baues selbst und erhaltene Beispiele anderer Burgen in Betracht kämen. Das Alles ist ja nicht etwas so Neues, wie der Vortragende augenscheinlich angenommen hat; um so bemerkenswerther aber ist: er selbst hat bei seinen Hohenkönigsburgprojekten alle solche „Grundlagen“ so konsequent unbeachtet gelassen, daß Das geradezu als ein Grundsätzliches erscheinen muß. Das kleine Bild ist nur da als „Grundlage“ angenommen worden, wo es zweifellos Falsches bietet, während es da, wo es allem Anscheine nach oder sicher richtig ist, für den Architekten nicht existirt. Die noch besonders zahlreich vorhandenen Archivalien enthalten zwar nicht die vielberühmten Baurechnungen, können aber bei aufmerksamer Durchforschung hie und da immerhin Anhaltspunkte — wenn auch nur allgemeinerer und zum guten Theil negativer Art — bieten; doch sind sie von dem Architekten, dessen Spezialität bekannlich gerade die „eingehende archivalische Forschung“ sein soll, durchweg nicht berücksichtigt worden. Zu den schlimmsten Folgen aber hat die Nichtachtung Dessen geführt, was uns diese wie andere Wehrbau ruinen selbst lehren.

So kommt es, daß die neue Hohenkönigsburg, deren schon viel transportirtes großes Gipsmodell jetzt von den Besuchern der berliner Kunstausstellung bewundert wird, außer dem eben noch erhalten gebliebenen alten Mauerwerk mit dem thiersteiner Burgbau so viel wie nichts zu thun haben kann.

Im Einzelnen mit der hier gebotenen Kürze noch Folgendes:

Von dem Verschrit dürfen wir fast als sicher annehmen, daß er nach der Beschießung und ihr laut Vertrag folgenden „Schleifung“ der alten Burg im Jahre 1462 den Grafen Thierstein nur als Stumpf hinterlassen worden ist. Gewiß aber haben sie ihn dann nicht in der zu dem übrigen Bau gar nicht passenden einfachen romanischen Form wiederaufgebaut, die ihm jetzt bei dem Umbau gegeben wird.

Destlich neben ihm soll auf dem Felskopf, auf dem er steht, ein Gebäude errichtet werden, während da zur thiersteiner Zeit schwerlich ein solches gestanden hat. Um zu diesem neu erdachten Gebäude einen Zugang zu gewinnen, soll auf vorhandene Konsolen von ganz besonderer, vielleicht beispielloser Stärke ein lediglich hölzerner Verbindungsgang — nebenbei ohne das Dach in der unerhörten Höhe von sechs- und einhalb Metern — gesetzt werden, während eine rechtwinklig dazu stehende Fortsetzung über dem Eingange in das stolze „Hochschloß“ auf einfachen Holzstreben ruhen soll. Ein Entwurf, in seinen Einzelheiten wie in seiner Zusammenstellung von fast unglaublicher Naivetät.

Eine besondere Eigenthümlichkeit des Projektes ist, daß danach in ein- förmigster Weise rein mechanisch jede Mauer oben einen überdachten Weh- gang — im Ganzen deren ungefähr achthundert laufende Meter! — erhalten soll. Schwerlich ist jemals Aehnliches bei unseren Burgen vorgekommen; den Archivalien nach ist außerdem wahrscheinlich, daß die Hohenbürgsburg deren fast oder überhaupt gar nicht gehabt hat. Aus ihnen ergibt sich vielmehr das einstige Vorhandensein offener Zinnen, und zwar allem Anscheine nach auf der großen Ringmauer der Hauptburg. Bei Ebhardts Projekt kommt aber nicht eine solche Rinne vor. Die überdachten Wehgänge sollen sogar auch hoch oben auf den äußeren Rand der drei großen Palasbauten gestellt werden, was sowohl den Archivalien widerspricht, als auch an sich, nach Allem, was wir von unseren alten Palasen wissen, an solcher Stelle völlig undenkbar ist.

Innerhalb der Vorburg soll statt einer unbedeutenden, mit dem Ge- lände ansteigenden Brüstungsmauer eine oben wagerechte, bis zum Wehgang- dach zwölf Meter hohe, also auch entsprechend dicke Mauer errichtet werden, die eben so häßlich wie an dieser Stelle wiederum ganz ohne Sinn wäre.

Ebenso ist das nordöstliche Eckronnel (ein nach außen halbrunder Batteriethurm) nach dem Hofe hin erst später durch eine lächerlich ausgeführte Mauer geschlossen worden. Statt also den noch vorhandenen Rest dieser dem thiersteiner Bau zweifellos nicht angehörenden Mauer ganz wieder zu beseitigen, will man sie als Unterbau eines aus Balken hergestellten Giebels höher aufbauen.

Von einer Zugbrücke einfachster Art ist deutlicher Zeichnung nach eine mehrfach so unrichtige Konstruktion gedacht, daß diese Brücke offenbar gar nicht aufgezogen werden könnte.

Das Alles sind Seltsamkeiten, wie wir sie in dem Bruchtheil, zu dem Ebhardts Baupläne bisher veröffentlicht worden sind, auf Schritt und Tritt finden, von der bekannten Einrichtung des Berchpits als Hochwasserreservoirs, der Centralheizung und elektrischen Beleuchtung noch abgesehen. Es handelt sich da aber noch um verhältnißmäßig harmlose Dinge, wenigstens, wenn man sie mit Dem vergleicht, was auf den beiden Schmalseiten der Burg geschehen soll.

Nach Osten läuft die Anlage in ein siebenzig Meter langes Vorwerk aus, einen unmauerten Platz mit sternförmigem Abschluß, wie er der zur thiersteiner Zeit neuen Befestigungsweise entsprach. Ebhardt findet, daß statt Dessen hier ein höher aufragendes Gebäude „zum malerischen Abschluß der Burg jedenfalls viel beitragen würde“, und deshalb soll hier statt der „Stern- schanze“ und in deren ganz unregelmäßiger Form ein 18 zu 26 Meter messendes Haus, auch an sich seltsam genug, errichtet werden, das, „falls es erwünscht erscheinen sollte, für das Publikum in einer Art Wirthschaft benutz-

bar sein würde“. Daß hier je ein irgend ähnlicher Bau gestanden haben könne, ist absolut ausgeschlossen; und ich gestehe, daß ich zu schwerfällig bin, um zu begreifen, daß man einen Burgenwiederhersteller, dem solches Stück nicht die geringsten Strupel macht, als Fachmann überhaupt noch ernst nehmen kann. Bemerkenswerth ist, daß dieser Bau schon längst projektirt und in engeren Kreisen bekannt war, als Ebhardt in seinem dresdener Vortrag gelehrt hat: „Selbstverständlich ist bei all solchen Ausführungen, daß alle Regeln einer sorgfältigen Denkmalpflege und Wiederherstellung auch voll für die Burgen gelten, daß ‚Verbesserungen‘ und willkürliche Zuthaten strengstens auszuschließen sind, daß nur wirklich vorhandene Spuren zur Wiederausführung etwa fehlender Theile berechtigen und daß Bauten, die zu geringe Reste mehr aufweisen, am Besten überhaupt nicht wiederhergestellt werden.“

Das Allerschlimmste soll aber auf dem Westende der Burg verübt werden.

Dort ist die Angriffsseite durch eine bis zu sieben Meter starke, nahezu ganz massive Schildmauer gedeckt, an deren beide Enden sich rundliche, der Seitenbestreichung wegen vorspringende Eckbauten schließen. Von diesen — unter sich ganz verschiedenen — ist der nördliche, viel unbedeutendere, bis auf die Schießscharten und nöthigen Vorräume gleichfalls massiv, während der südliche in Gestalt eines mächtigen, annähernd halbrunden „Kondels“, zunächst der Mauerdicke nach, einen allmählichen Uebergang der Schildmauer in die zu ihr rechtwinklig stehende Ringmauer der Hauptburg bildet. Oben hat der Gesamtbau eine gleichmäßige, mit einem Kranz von Kragsteinen umgebene Plattform.

Da nun die neue Burg sich möglichst bestehend von der Ruine der alten abheben soll, hat der Architekt von Anfang an für eine Hauptaufgabe angesehen, diesem „gewaltigen alten Bollwerk die volle Umrißlinie seiner stolzen ursprünglichen Schönheit wiederzugeben“. Nach „alten Nachrichten, Abbildungen, Baurechnungen und örtlichen Spuren“ ist angeblich „eine Wiederherstellung getreu im alten Sinn möglich“; und diese soll vor Allem in einem Ausbau der beiden Eckbauten zu höheren Thürmen bestehen. Dabei ist besonders von Interesse das große südliche Kondel, das auch auf dem kleinen Bilde von 1633 fälschlich als ein einfach runder Thurm erscheint. Nun kann an Ort und Stelle zunächst jedes Kind erkennen, daß das thiersteiner Eckondel, um dessen Wiederherstellung es sich ja handelt, gegen das Burginnere hin weit offen gestanden hat und hier erst in späterer Zeit durch ein dickes, niedrigeres, sehr rohes Mauerwerk geschlossen worden ist. Abgesehen von fast beliebig vielen Gründen, die dagegen sprechen, daß die projektirten Thürme je vorhanden waren — deren zehn habe ich in meiner Schrift „Soll die Hohenkönigsburg neu aufgebaut werden?“ angegeben —, macht besonders die Stelle, wo der Kondelbau allmählich in die Ringmauer übergeht, ihrer

eigenthümlichen baulichen Ausgestaltung wegen den „Aufbau der oberen Stodwerke“ eben so undenkbar wie unmöglich. Das kann freilich hier, zumal ohne erläuternde Abbildungen, nicht eingehend nachgewiesen werden.

Der Architekt, der ja von vorn herein versicherte, auch speziell diesen Bau getreu in alter Art wiederherstellen zu können, hat denn auch hier wieder zwei ganz von einander verschiedene Lösungen versucht. Nach dem ersten Projekt sollte der neue Thurm gegen das Burginnere gradlinig (wenn auch mit mehreren stumpfen Winkeln) durch eine Art offener Balkenkonstruktion abgeschlossen werden; nach dem späteren ist das Rondel in einen nahezu vollrunden Thurm umzuwandeln. Hierzu soll die erwähnte spätere Mauer — die richtiger Weise vielmehr wieder beseitigt werden müßte — benutzt werden. Weil aber damit an der bezeichneten Uebergangsstelle immer noch der nöthige Unterbau für die „oberen Stodwerke“ fehlen würde, soll von dieser Mauer rechtwinklich ein dicker Anbau in das thiersteiner Rondel hineingebaut werden. In die zuletzt veröffentlichten Grundrisse der angeblich jetzt vorhandenen Ruine ist denn auch wirklich dieses projektierte Mauerknie, das den Thurmbau ermöglichen soll, mit hineingezeichnet worden, als ob es so längst vorhanden wäre.

Nun ist das Rondel (besonders bei seinem Uebergang in die Ringmauer) so eigenthümlich ausgestaltet, daß ich schwerlich in der Ueberzeugung irre, es habe nirgends ein Seitenstück; und diesem Unikum unter allen alten Wehrbauten, die es giebt, muß bei dem geplanten Umbau jedenfalls die schlimmste Gewalt angethan werden. Dieser Vandalismus ist gewiß noch ärger als der Umbau der Sternschanze in das bunteckige Restaurationgebäude.

Der „Wiederhersteller“ der Hohenkönigsburg muß unbedingt wenigstens bei den so verfehlten wie gewaltsamen Versuchen, seinen Thurmbau zu ermöglichen, begriffen haben, daß ein solcher Bau da, wie auf dem anderen Ende der Schildmauer, nie vorhanden gewesen sein kann. Trotzdem werden diese Bauten, so gut es gehen will, ausgeführt werden. Auch wenn nicht ich, der „nicht bauverständige Laie“, es gewesen wäre, der dagegen von Anfang an (schon im März 1900 bei einer „Konferenz“ im berliner Schloß) protestirt hat, sind die „stolzen“ Bollwerksthürme der künftigen Hohenkönigsburg durch das Modell und zahlreiche Abbildungen schon so weithin bekannt gemacht worden, daß der allem Anscheine nach hier allein bestimmende Bauleiter um so weniger nachträglich mit dem Eingeständniß des Irrthums auf sie verzichten wollen wird. Was bliebe freilich überhaupt von der „stolzen malerischen Erscheinung“ der Hohenkönigsburg, wenn man ihr die vier vo Ebhardt hinzuphantaſirten Hochbauten nehmen wollte? Dem ganzen Unternehmen lag eben von Anfang an ein verhängnißvoller Irrthum zu Grunde: die alte Feste war mit ihren einförmig horizontalen Abschlußlinien nie die hitische Theaterburg, als die sie so gewaltsam „wiederhergestellt“ werden sol

Nebenbei bemerkt, gehört zu dem zweiten Projekt der getreuen Wiederherstellung des Bollwerkes auch noch der Plan, die Schildmauer sammt dem entsprechenden, davor liegenden Theil der Burg unter ein gemeinsames, nicht weniger als etwa 16 Meter breites und 25 Meter langes Dach zu bringen, für das also, wenn ich richtig verstehe, quer über dem ganzen Burgraum eine etwa 10 Meter hohe Wand aufgeföhrt werden müßte. Wer die jetzige Ruine mit der großen, auf die ausüchtreiche Plattform föhrenden Freitreppe kennt, kann ermessen, was Das zu bedeuten hat, während der Burgenkundige auch hier nur wieder voll Verwunderung fragen kann, wo es denn Derartiges jemals gegeben haben könne.

Ziehen wir nun also den Schluß, so zeigen die vorstehenden, mit den ungewöhnlíchsten Fanfaren angekündeten Neubautwürfe überall einen erschreckenden Mangel an Kenntniß und Verständniß unseres alten Burgbauwesens, eine konsequente Nichtachtung selbst der wenigen für eine Wiederherstellung sich bietenden Anhaltspunkte und eine wissentliche, wahrhaft barbarische Mißhandlung selbst wehrbaugeschichtlich kostbarster Bauthteile, — lediglich um einer besseren „malerischen“ Wirkung willen, die freilich den Urhebern des alten, mehr festungartigen Baues völlig fern gelegen hat. In Allem eins der schlimmsten jemals erdachten Restaurirungsprojekte, dem leider gerade ein so ungemein werthvoller Burgbau zum Opfer fallen muß.

Das, was nun der Ruine überall hinzugefügt werden soll, muß sich bekanntlich durch die frischrothe Steinfarbe grell von dem alten Mauerwerk abheben. Diese unleidliche Zweifarbigkeit wird wenigstens dann von Nutzen sein, wenn es sich einst darum handelt, das Neue thunlichst wieder zu beseitigen.

* * *

Es mag nicht ohne Interesse sein, wenn dem hier Gesagten ohne Kommentar zwei Aktenstücke hinzugefügt werden.

1. In der Reichstagsitzung vom fünfzehnten März theilte Graf Posa-dovskij aus dem Gutachten der Akademie des Bauwesens Folgendes mit:

Aus den Aufnahmezeichnungen des Architekten und den zahlreichen photographischen Aufnahmen der Maßbildanstalt hat die Akademie den Eindruck gewonnen, daß die Ruinen, wie sie heute daliegen, in Bezug auf die Bauanlage im Ganzen, sowie auf den Grundriß, die innere Eintheilung, die ehemalige Zweckbestimmung und die Konstruktion der einzelnen Bauwerke viele unbedingt sichere Anhaltspunkte für den Wiederaufbau darbieten, daß ferner die bei den inzwischen erfolgten Untersuchungen und Aufräumungsarbeiten zu Tage geförderten und sorgfältig gesammelten Fundstücke es wohl zulassen, berechnete Schlüsse aus ihnen auch bezüglich der Konstruktion und der äußeren Erscheinung der ganz zerstörten Bauthteile, insbesondere der oberen Mauer- und Thurmabschlüsse, zu ziehen, zumal da auch hierfür bau-

geschichtliche Urkunden, Abbildungen aus früheren Zeiten und die gerade bei der Hohenkönigsburg besonders zahlreich erhaltenen Bauzeichnungen werthvolle Fingerzeige gewähren.

Und nachdem die Akademie gewarnt hat, man sollte sich hüten, durch moderne Zuthaten den Eindruck zu zerstören, fährt sie fort:

Wenn diese Grundsätze beachtet werden, kann die Akademie die Absicht, die Hohenkönigsburg in ihrer bevorzugten Lage als weithin sichtbares Wahrzeichen des neu erstandenen Reiches für die dem Vaterlande wiedergewonnenen Reichslande geschichtlich treu im Rahmen des Ebhardt'schen Entwurfes wiederherstellen zu lassen, nur mit lebhafter Freude begrüßen, zumal dadurch das Interesse an deutschen Burgenbauten überhaupt gefördert, die Kenntniß ihrer Bauart vertieft und mit der Ausführung dieses bedeutsamen Werkes ein in baukünstlerischer und bautechnischer Hinsicht werthvolles Vorbild für die Lösung ähnlicher Aufgaben in Westdeutschland geschaffen werden würde, ähnlich wie es mit der Marienburg für die nordöstlichen Landesheile geschehen ist.

2. Im April machte das offiziöse Telegraphenbureau folgende Antwort des Kaisers auf eine (nicht näher bezeichnete) Meldung Ebhardt's bekannt:

„Mit hoher Freude vernahm ich Ihre Kunde. Ich hege die feste Zuversicht zu Ihrer bewährten und gewissenhaften Arbeitskraft, daß Sie mir dazu verhelfen werden, einen des Deutschen Reiches würdigen Wiederaufbau der herrlichen Burg durchzuführen, der uns, den Zeitgenossen des zwanzigsten Jahrhunderts, zeigen wird, wie die Vorväter einst gebaut und ihr Heim eingerichtet haben. Möge der Bau in seiner getreuen Nachbildung des alten allen Besuchern und dem Reichslande eine Quelle steter stolzer Freude sein und die Erinnerung stärken an die großen Geschlechter, welche dort einst die deutsche Kultur und deutsche Ritterchaft gepflegt.“

Schließlich noch eine Bemerkung. Ich bin mir selbstverständlich bewußt, daß ich diese Sätze über das Hohenkönigsburgprojekt nicht vorbringen durfte ohne die Möglichkeit oder selbst die Verpflichtung, sie vollbefriedigend zu begründen. Das kann mit den nöthigen erläuternden Illustrationen nur in einer Sonderschrift geschehen. Bis dahin mag der Leser immerhin überzeugt sein, daß ich mich wohl gehütet haben werde, meinen durch die mühsame Arbeit eines Menschenalters erworbenen guten Namen als eines Burgenkundigen hier unbedacht an's Spiel zu setzen.

München.

Otto Piper.



Das Leben ein Traum.*)

Es ist Allen offenkundig, wie berühmt und vor allen Anderen gefürchtet und verehrt Friedrich II. gewesen ist, der Sohn des Konrad, des Sohnes des Friedrich Barbarossa, und wie er durch die Kirche und die Wähler zum König der Römer gewählt wurde. Da er nun auch König von Sizilien war durch Erbschaft seiner Mutter, der Königin Konstanza, und ein prächtiges und wunderbares Fest zu seiner Erhebung anrichten wollte, beschloß er, es lieber in Palermo zu feiern denn an einem anderen Ort Italiens. Dieses wurde bekannt gemacht in der ganzen Christenheit und auch bei allen den verschiedenen Völkern auf der Erde, so daß fast kein Königreich übrig blieb, wo es nicht verkündet wurde; es sollte den ganzen Monat Juni hindurch gefeiert werden, vorzüglich aber an dem Tage des Festes des ruhmreichen Kaisers Johannes. Und so wurden eingeladen und gerufen Menschen aus verschiedenen Völkern, daß man zu dieser Zeit von Palermo nicht anders reden konnte denn von Rom, als das Volk der frommen Pilger zum verflohenen Jubiläum so zahlreich war, und von Mekka und Bagdad, wenn die Karawanen kommen. Da waren aus allen Gegenden zusammengereist stolze und mächtige Herren und Barone und feierliche Magister und Doktoren und viele Kaufleute, die von ihren kostbaren Waaren eine sehr schöne Ausstellung machten. Besonders aber war da eine unzählige Menge von Spielteuten und Lustigmachern, die hofften, viele Wohlthaten und Geschenke zu erlangen von Denen, so zu dem Fest sich zusammenfanden.

Das Fest begann mit solcher Pracht und Prunkhaftigkeit, mit solcher Menge von Schauspielen und Poffen, Waffenvorstellungen, Balgereien und Turnieren, Ringelstechen und Scheingefechten, mit solcher Säßigkeit und Harmonie der besten Musikanten und Bläser, mit solcher Feinheit von Ball- und anderen reizenden Spielen, daß, wer damals in Palermo weilte, versicherte, es sei nicht anders gewesen als im schönsten Theil des Himmels. Um die Gluth der Sonnenstrahlen zu mildern und von der Erde abzuhalten, waren Decken aus Seide und in verschiedenen Farben und Purpur oben von den Wänden der Straße ausgespannt und diese mit unendlichen Teppichen und den reichsten Geweben bekleidet. Das Pflaster bedeckten duftende und frische Blumen und auf den Plätzen waren Springbrunnen mit klarem Wasser, die sich zum einen Theil in große Muscheln ergossen, zum andern frei in unzähligen Strahlen die Luft thauig erfrischten; so daß Jeder, wie müde und erschöpft er auch war, die größte Erfrischung gewann. Man sah auch viele Ritter und Fürsten in wunderbarem Prunk reiten, mit Prinzessinnen und Königinnen und mit einer großen Menge von Fräulein und Knappen, Junkern und Knechten, so daß es gewißlich schien, als sei das gesammte englische Heer vom Himmel herabgestiegen. Zu Uedem kamen die reichen Geschenke, die von den verschiedenen Völkerschaften dargebracht wurden. Solche Pracht, Ueppigkeit und Verschwendung in Gaben und Bierde sah man, daß fast Niemand aus kleinem, mittlerem oder hohem Stande da war, den nicht ein Segen der herrlichsten Geschenke, je nach Rang und Art, erfreut hätte.

An einem Tage nun, wo mehr als sonst die Sonne auf ihrem Flammen-

*) Aus dem Italienischen des Cinqucento übersetzt von Paul Ernst.

wagen leuchtete und die Luft über alle Maßen heiter und durchsichtig war, gerade zu der Stunde, wo die Tische zum Speisen bereitet waren und man schon das Handwasser herum zu geben begann, traten Zwei vor die Majestät Friedrichs in einer Gewandung, als seien sie Chaldäer. Michele Scotto, der berühmte Magier, von dem Ihr Alle habt reden hören, warf sich mit einem Gesellen dem Kaiser zu Füßen und hub also an: „Mächtigster Fürst! Schon ist fast ein Monat vergangen, seit wir an Eurem Hof mit Geschenken empfangen sind, und wir haben noch nichts gethan, was Eurer Heiligen Majestät ein Bewundern, Wohlgefallen oder Lustbarkeit gewesen wäre. Deshalb bitten wir Euch, daß Ihr befehlt, was Ihr wollt, daß durch uns geschehe, und sofort soll es geschehen.“ Als Friedrich Dieses gehört hatte und ihre Umstände betrachtete, wie sie sich an ihrer Kleidung zeigten, sprach er lachend: „Anderes will ich jetzt nicht von Euch; doch wenn Ihr könnt, so macht, daß die Luft sich erfrischt, daß es nicht so heiß ist; sonst gehet in Frieden, denn Anderes begehre ich nicht von Euch.“ Antwortete sofort Michele: „Das soll sogleich geschehen,“ erhob sich, — und die Luft begann, sich zu bewegen und zu säckeln, und in angenehmer Weise dünnerte es und Wolken erschienen und wuchsen schnell an; und große und viele Tropfen fielen; dann Pfeifen von Wind und Wasser und heftiger Hagel und erschreckende Blitzschläge, vor denen der Eine hierin, der Andere dorthin floh und Mitleid vom König erbat. Friedrich schrie: „Wo sind die Chaldäer?“ Welche sofort vor ihn traten und sprachen: „Was befehlt Ihr, unüberwindlicher König?“ „Laßt sogleich diesen Sturm aufhören, den Ihr erregt habt“, sprach Friedrich, „und führt wieder die vorige Ruhe der Luft herbei.“ „Das wird alsbald geschehen“, wurde ihm geantwortet. Und es wurde fast in der selben Minute das Wetter klar und schön wie zuvor, zum unaussprechlichen Staunen Aller. Mehr als Alle aber war der König bestürzt, wandte sich zu den Fremdlingen, sah sie fest an und sprach: „Siehe, ich hätte ein so wunderbares Zeichen nie geglaubt, wie durch Euch eben geschehen konnte; deshalb erbittet Euch eine Gnade, welche Ihr wollt, denn ich bin Willens, Euch nichts zu versagen.“ Antwortete sogleich Michele: „Nichts wollen wir für jetzt, außer daß Eure Güte uns einen Eurer Barone gebe, damit dieser Ritter für einige Zeit unser Kämpfer sei, um unsere Sache zu beschirmen; und darob würden wir auf das Höchste zufrieden sein.“

Es waren gerade alle Barone zum Kaiser gekommen, um die Meister zu sehen und zu hören; deshalb antwortete ihnen des Kaisers Majestät: „Ihr seht hier unseren Hof und unsere Barone sämmtlich; so wählt denn von ihnen Den aus, der Euch gefällt.“ Als die Pilger umherschauten, sahen sie unter den Anderen einen deutschen Ritter, Namens Rudolf; ein Schloßgraf und wohlgeübt in den Waffen. Dieser, sagten sie, gefalle ihnen. Wandte sich der Kaiser zu ihm und sprach: „Graf, Ihr habt g' hört, um was mich Diese gebeten haben. Ich bitte Euch, es möge Euch gefallen, die guten Leute zu befriedigen, und ichäge, was Ihr für sie thut, als sei es für mich gethan.“ Antwortete mit tief Verehrung der Baron: „Mir geziemt es, zu gehorchen, Euch, zu befehlen. Und wandte sich zu den Meistern und sprach: „Wie es Euch gefällt, bin ich bereit zu Dem, was Ihr mir auftragt.“ „Ihr müßt gleich bereit sein“, antwortete Michele, „da die Zeit kurz ist für so große That, und müssen wir un ohne weiteres Zaudern auf den Weg machen. Ihr braucht nicht Ort“

Pferde und Leute zu besorgen, um das Geschäft zu beenden; was Ihr nöthig habt, werdet Ihr von uns bekommen; gehen wir also zum Hafen, wo eine löstlich eingerichtete Galeere uns erwartet.“ Und so gingen sie, mit gutem Abschied vom Kaiser entlassen, und die beiden Pilger ließen Rudolf in ein benachbartes Zimmer eintreten; und kaum hatte Michele ihn an einem Fläschchen riechen lassen, als er, von tiefem Schlaf übermannt, sich legte. Und unverzüglich kam er in einen Traum und es schien ihm, daß ein langes Abenteuer beginne, das ich erzählen will, nicht als einen Traum, sondern, als sei es Wahrheit gewesen, wie es ihm ja auch schien, daß es gewesen sei.

Als der neue Rämpe an die Küste gekommen war, bestieg er in Gesellschaft der beiden Pilger eine Galeere mit starken und schönen Jünglingen, die mit Allem, was zur Unterhaltung dienen konnte, versehen war. Neben ihr lag eine zweite Galeere von ähnlicher Form und ähnlichem Reichthum, zur Begleitung des Hauptschiffes, das der Graf bestiegen hatte. Und so tauchte die Besatzung die Ruder ins Wasser und liebliche Winde blähten die Segel und es schien dem Grafen, als ob sie nicht fuhren, sondern, als ob sie mit größter Freude durch die Luft flogen. Michele Scotto zeigte ihm alle Küsten und wies ihm jezt das an Luftbarkeit reiche Neapel, jezt das alte Gaeta; er zeigte ihm dann Ostia und das uralte Korneto und die geringen Ueberreste des alten und einst wichtigen Populonia; und Giglio, Elba, Capraera, Bergona, Korsika, Sardinien wies er ihm. Und indem sie so an allen Küsten rechter Hand vorbeieilten, hatten sie schon seit vielen Tagen die balearischen Inseln zurückgelassen, die man heute Majorca und Minorca nennt; danach kamen sie zur Meerenge von Sibilla; und dann fuhren sie vorbei an den Vorgebirgen von Albia und Kalpe und wendeten hinten das Steueruder immer nach Südwesten, bis sie an ein anheimelndes und reizvolles Gestade kamen. Dort landeten sie und wurden von den Einwohnern prächtig empfangen, mit größtem Brunt und Herrlichkeit. Ein unendliches Heer von Knechten und Knappen mit einer Menge reich geschirrter Pferde stellte sich ein; und milchweiße und artige Packträger, die so schnell und sanft trugen, daß die Phrygiens dagegen lahm und störrisch erschienen wären.

Nachdem der Graf zu Pferde gestiegen war, kamen viele Ritter zu seiner Gesellschaft; und da sie nun so mit großem Wohlgefallen dahirrten, sprach Michele zum Grafen: „Ich bitte Euch, mir zu sagen, erhabener Graf, ob Ihr zufrieden seid.“ Der Graf antwortete: „Ich war nie zufriedener und glücklicher; aber sagt mir doch bei Gott, was wir zu thun haben.“ Antwortete Michele: „Wir werden über den kleinen Hügel kommen und dort werdet Ihr unser Lager am Flußufer sehen; und wenn wir uns dann in Bereitschaft gesetzt haben, so werden wir nicht weit vorrücken und dann die Feinde finden und mit ihnen werden wir, wenn es Euch gefällt, eine glückliche Schlacht beginnen.“ Dem Grafen gefiel dieses Wort und sie ritten weiter; und als sie auf dem Hügel waren, richteten sie ihre Augen auf die Ebene und er sah am Ufer eines kleinen Flusses das Lager aufgeschlagen und wohl befestigt und zu Allem mit Gezelten, Jütten und Rabusen trefflich versehen. Und die Gesellschaft der Ritter kam ihnen voll Achtung entgegen, nebst den Knappen. Sie führten ihn in eine reiche Behausung. Und da er die große Menge der Fußgänger sah, der Armbrustlügen und Schildlämpfer, verblieb er einige Tage in großer Bewunderung.

Dann hörte er seine Rundschafter ab und ging mit einigen Bewaffneten auf einen benachbarten Berg, von wo er das Lager der Feinde offen sah; und es war klar, daß die feindliche Schaar in gutem Stande war, aber dennoch nicht so, daß sie gleich eine Schlacht wagen konnten. Da meinte er, im Vortheil zu sein; besonders rechnete er auf die Verehrung, die ihm die Seinen bezeugten. Und sogleich ließ er seine Leute unter die Waffen treten und rückte an den Feind und drängte fest gegen ihn an; also begann am nächsten Morgen ein blutiges und mörderisches Treffen. Während die Reihen bald nach hier schwannten und bald nach dort, schien es Rudolf, daß Zweitausend von den Seinen, die kräftiger waren, sich aus dem dritten Treffen loslösten und bis zu den Fahnen des Feindes vordrangen, in der Hoffnung, dadurch den Sieg zu erlangen; und so thaten sie, legten die Lanzen ein und fingen unter vielem Blut und mit großer Gefahr den Führer und alle Feldzeichen und Banner der Feinde. Und so blieb der Graf Sieger und vereinigte schnell die Truppen bei den Zelten, wo sie in guter Obacht unter den Waffen blieben, damit kein unvorhergesehener Zufall von Glück oder Kriegslust ihnen den Sieg wieder nehmen und dem Feind geben könne. Dann, als die Zeit gekommen war, frei und fröhlich den Sieg zu benutzen, da die Feinde gänzlich aufs Haupt geschlagen waren, brachte der mutige Graf sein Lager aufs Neue in Ordnung und versah es so gut mit Leuten und Schutzwerken, daß es nicht nur zu hartnäckiger Vertheidigung, sondern auch zu neuen Siegen gerüstet war. Und da die Seinen den Grafen Rudolf hoch priesen und er mit Michele über das Geschehene rebete, vernahm er, daß ein neuer Ruhm seiner Tüchtigkeit vorbereitet sei; denn nicht weit von jenem Ort war ein besetzter Engpaß, der von den Feinden behütet wurde; wenn man diesen genommen hatte, so würde man ein großes und reiches Königreich gewinnen. Deshalb sollte er allen Fleiß und alle Kunst anwenden, um diesen Engpaß zu nehmen. Der Graf hörte aufmerksam und mit großem Wohlgefallen zu und sprach: „Ich bin bereit und werde so umsichtig verfahren, wie ich irgend vermag, denn ich vertraue blind Eurem großen und ruhmreichen Heer.“ Und alsbald befahl er, Alles, was nöthig war, zu rüsten, und wandte sich mit seinem wohlvoorbereiteten Heer wider die Feinde im Engpaß. Als er dort die Macht und Vorsicht des Hauptmannes sah und merkte, daß der Vortheil des Engpasses und die Waffen der Feinde und ihre Zahl die Arbeit schwierig machen würden, beschloß er, durch Kunst und Meisterschaft des Krieges zum guten Ende zu kommen. Und da er bemerkte, daß am Morgen ihnen die Sonne ins Gesicht schien und daß vom Mittag zum Abend ein großer Wind sich erhob, beschloß er bei sich, wenn die Sonne sich gedreht habe und dem Feind in die Augen schiene, die Schlacht zu versuchen; und so that er. Und sein gutes Glück wollte, daß an diesem Tag, wo er seine Reiter zum Angriff sandte, der Wind sich ganz besonders stark erhob und so viel Staub mitbrachte, daß der Feind nicht Freund und Feind unterscheiden konnte. Deshalb wandten sich Die, so den Paß bewachten, zur Flucht und unter Rufen und Schreien und Tönen der Trompeten und Trommeln gingen die Reiter des Grafen in den fast verlassenem Engpaß; der erschreckte Feind floh und Viele fanden den Tod. Der Sieg war so schnell und wunderbar, daß Jeder das Glück und die Klugheit solchen Führers zu den Sternen erhob. Und nachdem das Heer wieder geordnet war und einen Tag sich in einer herrlichen Ebene erfreut

und ausgeruht hatte, rückte es den folgenden Tag weiter gegen die Fliehenden und besam eine Stadt zu Gesicht, die sehr prächtig war, mit herrlichen Gebäuden und hohen Thürmen, und Michele sagte, daß hier der feindliche König wohne; und wenn man die Stadt mit dem König nehme, so sei die Schmach gerächt, der Krieg auf einmal beendet und nichts weiter bleibe zu thun übrig. Der Graf, dessen Muth wuchs, sprach: „Michele, ich habe so viel Vertrauen auf Eure gute und muthige Gesellschaft, daß binnen Kurzem Euer Wille erfüllt sein wird.“ Und so gut war Plan, Klugheit und Muth des Grafen, daß am folgenden Tag die Schlacht durch List und Waffen begann und die Feinde besieg und die Stadt genommen wurde. Der König, der mit seinen Fahnen und kleinem Gefolge sich zurückgezogen hatte, floh bei dem plötzlichen Angriff, um sich nach dem Schloß zurückzuziehen; da ihn aber die Krieger des Grafen Rudolf verfolgten, blieb er in einem blutigen Handgemenge tot und wurde vom Pferd auf die Erde geworfen und die Fahnen wurden genommen. Auf diese Meldung betrat der siegreiche Graf die Stadt, ohne Plünderung oder weitere Mordthaten zu erlauben, und ging mit erlesener Gesellschaft in das königliche Schloß. Als er hier eingetreten war, wurde vor ihn geführt die Königin, die an der Hand eine Tochter von vierzehn Jahren hielt, von wunderbarer Schönheit, zum größten Mitleiden aller Zuschauenden und unter vielen Thronen und Klagen. Als der Graf diese sah, konnte er die Thronen nicht zurückhalten. Dann tröstete er, so gut er konnte, die Königin; und in Anbetracht der Schönheit der Prinzessin beschloß er, sie zum Weibe zu nehmen; und da Michele und die Häupter des Heeres seinem Plan beistimmten, ließ er ausrufen, daß bei Todesstrafe Niemand weder einer Person noch Sache Gewalt anthun dürfe und daß außer seiner Wache Jeder die Waffen ablegen solle. So kam auf einmal die Stadt aus tiefstem Unglück und Verzweiflung zum größten Frieden und Vertrauen. Dann wurde ein prächtiges Fest bereitet zur Feier der Thronbesteigung des Grafen und der Braut und nach ihren Gebräuchen er zum König, sie zur Königin dieses schönen Reiches gekrönt. Das Land vergah die vergangenen Leiden, feierte und freute sich. Dem neuen König schien das Alles fast wie ein Wunder; und hochzufrieden mit seinem Königreich, seiner geliebten Gattin und der Zuneigung, die alle Unterthanen ihm erwiesen, hoffte er, fröhlich, glücklich und ruhmreich fortzuleben. Und in kurzer Zeit wurde die Königin guter Hoffnung und genas zur Freude des ganzen Reiches eines wunderbar schönen Knäbleins.

Während diese Dinge glücklich ihren Lauf gingen, warf sich Michele mit seinem Schreiber dem König zu Füßen und sprach: „Erhabenster Fürst! Wir möchten, daß es Dir gefalle, uns für einige Zeit Urlaub zu geben, da wir einige Geschäfte zu beendigen haben; wenn sie geordnet sind, so werden wir zu Dir zurückkehren, bei Dir bleiben und fröhlich leben.“ Das schien dem König hart, da er sie sehr liebte, und sprach: „Ich will nicht, noch darf ich wollen, was Euch nicht gefällt; und wiewohl es für mich recht schwer ist, es auszuhalten, so will ich doch Alles, was Ihr wollt, und wenn es für Euch Eröstung und Annehmlichkeit ist, dann will ich achten, so sei es auch für mich.“ Nachdem sie also Urlaub vom König genommen, reiste Michele mit seinem Gefellen ab und der König blieb, obwohl er eingewilligt hatte, doch betrübt zurück. Und während sein Königreich zunahm an Reichthum und Macht durch weise Gesetze

und kluge Regierung, vergingen in Frieden und Freude viele, viele Jahre. In dieser Zeit hatte er nicht wenige Söhne und Töchter von seiner Dame, die über die Maßen angenehm waren, schön und fein, so daß sie von seinen Unterthanen mit Bewunderung und Liebe betrachtet wurden, besonders der Erstgeborene, der durch seine guten Künste ein Gegenstand der Zärtlichkeit und Hoffnung Aller geworden war. So durfte der König sich den glücklichsten Sterblichen auf der Erde nennen. Da kehrte Michele mit seinem Gefellen zurück und wurden auf das Höchste vom König geehrt und gefeiert viele Tage lang. Später beklagte sich der König, daß sie so lange ausgeblieben seien und daß er in so langer Zeit keine Nachricht von ihnen bekommen habe. Hierauf sprach Michele mit schweremüthigem Gesicht: „Hoher König! Wir bitten Euch um Gott, daß Ihr mit uns nach Sizilien kommt, in einer sehr wichtigen Angelegenheit, die uns betrifft.“ „Was sollten wir in Sizilien auszurichten haben?“ fragte mit gefurchter Stirn der König; „es ist jetzt ungefähr zwanzig Jahre her, daß wir von dort abgereist sind und eine so weite Fahrt durch so viele fremde Völker haben wir gemacht, bis wir in dieses holde Gelände kamen, daß ich nie wieder aus Italien oder Sizilien Nachricht erhielt. Was sollten wir also dort suchen gehen? Der Kaiser Friedrich muß gestorben und ein neuer Herrscher eingesetzt sein. Besser ist es, dieses Reich zu behalten und zu regiren, dem es ohne König arg gehen würde, als Abenteuer zu suchen.“ Da antwortete Michele: „Ruhmreicher Fürst! Uns ist es nöthig, daß Du kommest; und es soll nicht zur Berrüttung dieses Reiches sein. Denn Dein Sohn ist bereits von solchem Alter und so hohem Verstand, daß er selbst ein noch größeres Reich als dieses regiren und verwalten könnte.“ Der König glaubte sich Michele so verpflichtet, daß er es nicht abschlagen wollte; und so wählten sie den nächsten Morgen für ihre Abreise; und da der König sich ausrüsten wollte mit Geräth, wie es seine Eigenschaft erforderte, duldete es Michele nicht und that wie damals, als er von Sizilien abfuhr. Und da sie an das Ufer kamen, schifften sie sich bei gutem Winde ein; Alle nahmen zärtlichsten Abschied, besonders die Dame und sein Sohn, denen er die Verwaltung seines Reiches ließ. Und so schifften sie mehrere Monate mit günstigen Winden und sahen die Balearen und Korsika und Sardinien, die sie schon vor zwanzig Jahren gesehen hatten, und fuhren Sizilien an und kamen nach Palermo und stiegen aus dem Schiff und gingen ins königliche Schloß. Dort traten sie ein und Michele ließ ihn wieder an dem Fläschchen riechen. Da verwunderte er sich sehr, Alle versammelt zu sehen, die sie vor zwanzig Jahren dort gelassen hatten, und sprach: „Wie kann Das sein und was will Das bedeuten?“ Und ging die Treppe hinauf und trat in den Saal, wo der Kaiser saß mit seinen Baronen, die sich noch nicht an den Tisch gesetzt hatten und auch nicht fertig damit waren, sich das Wasser über die Hände zu gießen; und Friedrich sah ihn vor sich und rief: „Herr Rudolf, was will Das heißen? Ich glaube, daß Ihr auf-
Wagne seiet, das Geschäft dieser Meister zu vollbringen? Weshalb seid Ihr hier?“ Der Graf war ganz bestürzt über die Leute, die er hier sah, da sie in fast der selben Verfassung gelassen hatte, und antwortete dem Kaiser nicht. Der Kaiser sprach von Neuem zu ihm: „Saget doch, Graf, a welchem Grund Ihr nicht geht und nicht gegangen seid?“ Als der Ritter Dies hörte, antwortet er: „Heilige Majestät! Ich bin gegangen und f-

Alles ausgerichtet, was die Meister gewünscht haben. Die größten Waffenthaten, die je geschehen, habe ich vollbracht, die mächtigsten Heere vernichtet, den König geldt und ein großes Reich erobert, das wir noch jetzt besitzen, zu dessen Verwaltung ich meinen tapferen Sohn zurüchgelassen, der achtzehn Jahre alt ist, nebst seiner Mutter, meiner Gemahlin und Königin, und meiner Schwieger. Jetzt aber ist nicht die Zeit, daß ich Punkt für Punkt Alles erzählen kann, wie es geschehen ist; sondern nach dem Essen, wenn die Tafel aufgehoben ist, könnt ihr Alles genau erfahren.“ Da verwunderten sich Friedrich und alle Barone und glaubten, der Ritter treibe eitel Scherz. Der Kaiser aber sprach mit ärgerlichem Gesicht: „Ihr nehmt Euch zu viel Freiheit mit Euren Worten. Wir wollen, daß Ihr die Meister in ihrem Geschäft zufrieden stellet.“ Herr Rudolf versicherte mit ernstem Gesicht, daß er sie gänzlich befriedigt habe, wandte sich zu Michele und dessen Schläfer und sprach: „Ich bitte Euch, bekundet Eure Zufriedenheit.“ Da trat Michele vor und sprach: „Heilige Majestät! Es hat Gott und Eurer Freigebigkeit und Huld gefallen, uns als Kämpen diesen ausgezeichneten Baron zu geben, der unser Geschäft völlig in Ordnung gebracht hat, außer, daß wir ihn allzu lange behalten haben; deshalb sagen wir unsere Entschuldigung und danken Euch für Eure Gabe und ihm für seinen großen Dienst.“ Und nachdem sie Dieses gesagt, verschwanden sie zwischen den verwirrten Menschen und wurden nicht mehr gesehen. Wunderten sich Friedrich und alle seine Barone und wollten von dem Herrn Rudolf die Sache wissen; und da das Essen aufgehoben wurde, erzählte er Alles, was geschehen war, daß Jedem das größte Staunen erfaßte. Und da ihm der Kaiser zeigte, daß unmöglich sei, was er erzählte, weil sie nur wenige Augenblicke aus dem Saal verschwunden waren und die Tafeln noch so standen, wie er sie gelassen hatte und man noch nicht zu essen begonnen hatte, lachte er über sie und erzählte ihnen ganz sicheren Gemüthes von den entzückenden Orten, der Art, den Menschen und der Verwandtschaft des Landes; und indem er mit den Augen Michele suchte, damit Dieser bekräftige, daß es wahr sei, und ihn nicht mehr sah, ward ihm angst und er rief: „O, ich Unglücklicher! Wo ist mein Michele? Soll ich in einem Augenblick solches Gut verlieren, das ich mit so viel Blut und Schweiß in zwanzig Jahren gewonnen habe? O mein gesegneter Sohn, meine liebliche Gattin, meine treuen Bürger, wann sehe ich Euch wieder? Nach solchem Glück, nun dieses Elend!“ Aus Mitleid begannen der Kaiser und die Barone, da sie ihn in solcher Meinung fest und beharrlich sahen, um ihn zu trösten, ihm seinen Irrthum zu zeigen, und hielten ihm den Beweis des Ortes, der Zeit und der Menschen vor, die er hier sah, ihr Alter und sein eigenes. Auf all Dieses antwortete er nichts weiter, sondern sprach: „Was ich gethan habe, weiß ich und Das könnt Ihr nie aus meinem Geist löschen, da es mir so viel Glückigkeit, Ruhm und Ehre gebracht hat.“ Und wollte nichts Anderes mehr hören, sondern berichtete mit Bärtlichkeit seine Reisen, unter vielen Thränen, wenn er von seiner Gattin und seinem Sohn sprach. Nie konnte man ihm diesen Glauben nehmen; und wenn er vorher der fröhlichste und unterhaltendste Ritter war, blieb er von da an nachdenklich und kummervoll über seinen großen Verlust, so lange er lebte.

Giovanni da Prato.



Wittes Goldwährung.

Auf einem der letzten internationalen Journalisten-Kongresse, der in Stockholm stattfand, hielt bei festlicher Tafel im schwedischen Konigsschlo der französische Vertreter eine Rede, in der er den König Oskar versicherte, es sei der Liebenswürdigkeit des Königs gelungen, auch die Herzen der Republikaner zu erobern. Mit gutem Humor erwiderte der König, daß es ihn selbstverständlich freue, auch die Sympathie der Republikaner gewonnen zu haben, daß er doch aber zu seinem lebhaften Bedauern nun einmal „von Berufs wegen“ Royalist sei und bleiben müsse. Das scheint mir eine feine Bemerkung. Sie kennzeichnet sehr gut den nicht zu verwischenden Unterschied, der zwischen dem gemaigsten Republikaner und dem radikalsten Royalisten noch besteht.

An König Oskars Worte muß ich immer denken, wenn die Rede auf die Reise des Zaren nach Frankreich kommt. Was geschickte Diplomatenhande da zusammengekoppelt haben, ist unzweifelhaft ein widernaturliches Bündniß. Denn wenn bei einem Monarchen der Welt das stolze Selbstgefühl des Royalisten „von Berufs wegen“ eine Berechtigung hat, so ganz sicher beim Herrscher aller Reuen. Der Zar mag keine Unwahrheit gesprochen haben, als er bei seinem ersten Besuch in Paris die Schönheit Frankreichs lobte. *La belle France*: es ist eine der wenigen französischen Redensarten, die man wörtlich nehmen darf. Es ist daher kein Wunder, daß auch der jugendliche Zar für die Schönheit Frankreichs nicht unempfindlich ist. Aber nicht Berg und Thal, Wolken und Wasser, Paläste und Kathedralen machen ein Land aus; der wichtigste Bestandtheil seiner Art ist das in ihm lebende Volk. Und ob nicht, bei aller Empfindung für die Schönheit des Landes, der brausende Jubel republikanischer Volksmassen eine gewisse unbehagliche Stimmung im Herzen des Zaren weckt, bleibt eine berechtigte Frage. Es hat ziemlich lange gedauert, bis Nikolai Alexandrowitsch sich wieder einmal der französischen Freundschaft erinnerte; und wenn die unlaufenden Nachrichten nicht falsch sind, ist es der russischen Diplomatie nicht leicht gefallen, ihn zu einem zweiten Besuch in Frankreich zu bewegen. Tiefer als jeder andere Fürst mag der Weie Zar fühlen, daß es eine für gekrönte Häupter nicht ganz passende Rolle ist, sich gegen klingende Münze zur Schau zu stellen. Eine andere aber ist es doch schließlich nicht, die Herr Witte, Rußlands mchtigster politischer Rechner, seinen hohen Herrn spielen läßt. Man kann sich nicht darüber täuschen, daß die unnatürliche franko-russische Alliance nur durch die russische Geldnoth zusammengeschweißt ist. Fast jedesmal noch hat Rußland nach einem besonders feierlichen Bekenntniß zu diesem Bündniß eilig an die Thüren der französischen Bankhäuser geklocht. Die reichste Ernte brachte dem kaiserlich russischen Finanzministerium die weithin brausende Hochfluth der Begeisterung, die in Folge des ersten Zarenbesuches über Frankreichs Auen sich ergoß. Seitdem sollten die Beziehungen etwas lockerer geworden sein. Auch der französische Geldmarkt konnte die Millionen und Abermillionen der russischen Anleihen in so kurzer Zeit nicht vertragen. Und in Rußland erkannte man nach und nach die Nothwendigkeit, die kaum noch glühende Asche des zusammengefunkenen Freudenfeuers durch eine frische Begeisterung neu anzufachen. Die zweite Kaiserreise scheint Herrn Witte das dazu natürlich geeignetste Mittel; der Zar selbst soll den Blasebalg in Bewegung

sehen. Selbstverständlich wird auch diesmal feierlich bestritten, daß eine neue Anleihe aufgenommen werden soll. Aber ausbleiben wird sie trotzdem wohl nicht.

Daß Rußland in der nächsten Zeit eine neue Anleihe aufnehmen muß, ist gar nicht zu bezweifeln; und wenn man zwischen den Zeilen der Auslandsberichte unserer großen Zeitungen zu lesen versteht, sieht man nur allzu klar auch den Grund, weshalb diese Anleihe gerade jetzt von besonderer Wichtigkeit ist. Rußland ist in der Aufnahme von Anleihen überhaupt unersättlich. In den letzten beiden Jahrzehnten sind von Deutschland und Frankreich Milliarden über Milliarden in die Kasse des russischen Finanz-Departements geflossen. Dafür kann man aber dem genialen Witte das Lob auch nicht vorenthalten, daß unter seiner Regide, wie in der Ergänzung des Eisenbahnnetzes, so auch namentlich in der Festigung der Finanzverhältnisse Erstaunliches geleistet worden ist. Seine größte That aber war ohne Zweifel die Einführung der Goldwährung in Rußland.

Die durch die neue Währung geschaffene und gewordene Situation ist es augenblicklich, die die Nothwendigkeit neuer Auslandsanleihen dringend nahelegt. Wenn ich die Einführung der Goldwährung Wittes größte That nannte, so will ich damit nicht gesagt haben, daß es auch seine glücklichste That war. Zunächst war sie nur ein großes Wagnis; erst später kann uns die Wirkung lehren, ob die Einführung der Goldwährung in ein Land schon berechtigt war, in dem diese wichtige Veränderung auf so eigenartige, so schwierige Verhältnisse stieß. Als die anderen europäischen Staaten zur Goldwährung übergingen, waren sie meist schon hochentwickelte Industrieländer. An Japan sehen wir das klassische Beispiel dafür, daß erst auf einer gewissen Stufe der Wirtschaftsentwicklung das Bedürfnis nach einer Aenderung der Währung sich einstellt. Auch die Frage der Goldwährung ist in letzter Zeit vielfach mit politischen Beziehungen verquickt worden; aber ich möchte für die Art der Währung — *cum grano salis* verstanden — Das anführen, was ich schon jüngst für die Frage der Zollpolitik andeutete: wirtschaftspolitische Maßnahmen lassen sich immer nur aus Gründen der Zweckmäßigkeit beurtheilen. Unter den heutigen Weltverhältnissen bedeutet die Einführung der Goldwährung gewöhnlich eine Stabilisirung der Valuta. Eine solche Stabilisirung mag auch für Agrarlander von hoher Bedeutung sein. Rußland ist nun aber, bis auf wenige Distrikte an der Westgrenze, namentlich bis auf Polen, noch ein reines Agrarland, dessen Werth in allererster Linie im Grund und Boden steckt. Das umlaufende Baargeld fehlt. Im Zusammenhang damit steht auch in Rußland der für alle Agrarlander typische hohe Zinsfuß. Herr Witte war, da sein Land selbst nicht genug Gold produziren kann, klug genug, einzusehen, daß zugleich mit der Einführung der Goldwährung eine Förderung der Industrie versucht werden mußte. Aus dem Lande selbst war keine Industrie hervorzubaubern; sogar in dem mit Rohprodukten reich gesegneten Polen ließ eine Dauer verheiende Industrie sich nicht aus der Erde stampfen. Herr Witte versuchte daher, fremde Kapitalisten ins Land zu ziehen. Seine Schutzoll-Politik war darum darauf gerichtet, möglichst viele fremde Kapitalisten zur Gründung neuer Fabriken in Rußland selbst zu veranlassen. Die Kapitalisten kamen; und die Fabriken gediehen auch wirklich. Das belgische, französische, deutsche Kapital — auch englisches war dabei — fand einen recht guten Zinsgenu. In kluger Voraussicht legte Herr Witte den Ausländern gewisse Beschränkungen auf. Er verlangte, an der Spitze russischer Aktiengesell-

schaften müßten russische Unterthanen stehen, und stellte noch andere Bedingungen ähnlicher Art. So lange der Aufschwung im industriellen Leben Europas auch in Rußland den gewerblichen Horizont vergoldete, bewährte sich Wittes System. Nun aber kam der Tag des Krachs. Mit der Industrieförderung hatte sich auch an den russischen Börsen zur selben Stunde die Ueberpekulation eingestellt. Unsinnige Gründungen waren an der Tagesordnung. Namentlich in Brüssel waren eine Zeit lang für russische Aktien keine Preise hoch genug. Dann erfolgte der Zusammenbruch und gerade jetzt leidet Rußland schwer an den Folgen dieser Krisen. Die Aktien der russischen Gesellschaften strömten massenhaft ins Land zurück; und wenn Herr Witte sich auch eifrig bemüht, den russischen Banken die Interventionskäufe zu ermöglichen, so konnte er doch nicht verhindern, daß ein großer Theil des ausländischen Kapitals durch die Aktienverkäufe wieder ins Ausland zurückfloß. Darauf ist zum größten Theil auch die Verschlechterung der russischen Handelsbilanz und die damit zusammenhängende Abnahme der Goldbestände der russischen Reichsbank zurückzuführen. An und für sich ist natürlich eine Verschlechterung der Handelsbilanz noch kein ungünstiges Symptom. In industriell stark entwickelten Ländern kann sie durch einen zunehmenden Eigenverbrauch und eine gesteigerte Einfuhr von Rohmaterialien zu erklären sein. Das dürfte aber für Rußlands Wirthschaft wohl nicht zutreffen. Dort ist vielmehr eine Verminderung der Ausfuhr eine Gefahr für die Goldwährung. Diese Gefahr hat der kluge Herr Witte auch gewiß vorausgesehen, aber wohl gehofft, beim Eintritt einer Aenderung der Verhältnisse würden die Russen von den fremden Industriellen schon so viel gelernt haben, daß die russische Industrie künftig auf eigenen Füßen sich fortbewegen könne. Für diese ganze Berechnung ist die Krisis nun zu früh gekommen. Herr Witte muß nun nach einem Auskunfts Mittel suchen, um die fortströmende Geldmenge zu ersetzen. Und dieses Ziel wird er nur durch eine im Ausland aufzunehmende Auleihe erreichen können.

Die russische Währungspolitik ist heute also an einem kritischen Punkt angelangt. Auf die Dauer kann Herr Witte durch Anleihen im Ausland das Gold, das er braucht, nicht beschaffen. Nur die Kräftigung der russischen Industrie könnte ihm seine Goldbestände dauernd sichern; und so wird sich jetzt zeigen, ob die russische Industrie und die Goldwährung nur Treibhauspflanzen waren oder ob sie auch unter den rauhen Witterungsverhältnissen der Wirklichkeit fortleben können. Bleibt die russische Industrie schwach, dann nützt auch die wärmste Freundschaft mit Frankreich auf die Dauer nicht. Der ganze stolze Bau der Goldwährung und der Industrie muß dann über Nacht zusammenbrechen.

Plutus.



Sommeropern.

In zweieinzwanzigsten Mai 1872 wurde auf dem Hügel bei Bayreuth der Grundstein zum Festspielhaus in die fränkische Erde gesenkt. Den Bau, der dort sich erheben sollte, wünschte der „Meister“ geweiht „von dem deutschen Geiste, der über die Jahrhunderte hinweg Ihnen seinen Morgengruß zuschickt“; so hieß es in der Ansprache an die Freunde und Helfer zur Verwirklichung seines

Lebensgebankens. Auch in dieser Festrede jedoch fehlte neben dem Ausdruck idealsten Vertrauens in das Mögliche die dem starken Temperament Wagners eigene Note der skeptischen Einsicht in das Wirkliche nicht. Von der „Nation“, die dieses Theater errichtete, wollte er nichts hören, nichts wissen von einem „Nationaltheater in Bayreuth“. Die deutsche Nation sollte sich erst das Recht verdienen, diesen Namen dem persönlichsten, unter und trotz den hohnvollsten Anfeindungen der Zeitgenossen zu Stande gebrachten Werk dereinst vielleicht geben zu dürfen. Das war vor beinahe dreißig Jahren. Und gerade ein Vierteljahrhundert ist's her: - da erklang zum ersten Mal aus den unsichtbaren Tiefen des bayreuther Orchesters, die schlichte, verbunkelte Säulenhalle des Amphitheaters mit magischen Schauern umwebend, der lang ausgehaltene, den „Arzustand vollkommener Ruhe“ ausdrückende Grundton des Orgelpunktes in Es, ausfüllte der sich theilende Vorhang die dämmernde Nacht auf dem Grunde des Rheins, aus der den zauberhaft befangenen Sinnen mählich, im matt herunterdringenden Licht des blauen Tages, die schwebenden Schatten zu den rhythmisch wogenden Gestalten Woglindens, Wellgundens und Floßhildens sich wandelten, der jungen Töchter des alten, heiligen Stroms . . .

„Ihr glücklichen Augen, was je Ihr gesehn, es sei, wie es wolle, es war doch so schön!“ Lynkeus singts, Fausts Thürmer, als ihm, dem Alternben, die Abend Schatten das liebgewohnte Bild der Welt verhüllen, das mit äußerem und innerem Sinn zu erschauen ihm Inhalt und Liebe des Lebens bedeutet. Und wie es auch geworden sei, ob des Meisters bayreuther Schöpfung halb von übertriebender Ekstase, halb von nörgelnder Fachtimpelei in schroffen Gegensätzen gewerthet wird: es sei, wie es wolle, es war doch so schön! Wer es erlebt hat, erst das zwischen Zweifel und Zuversicht wechselnde Längen und Wangen vor dem Thatwerden dieses einzigen Gebankens, in dem die Sehnsucht nach künstlerischer Kultur eines Jahrhundert's den Ausdruck fand, dann die packende Gewalt jener ersten Aufführungen selbst, wer da wegzusehen verstand von den Narrentänzen der bayreuther Dermische — was Niessche, trotzdem wir ihm die Lehre vom Wegsehen danken, leider nicht vermochte —, Der fand in Bayreuth für dieses ganze Kunstgebiet die Erfüllung kühnster, aber auch reifster Wünsche. Und einen verpflichtenden Maßstab, wie künftig ernste musikalisch-dramatische Kunst zu betreiben sei.

Im milben Klima von Hellas wurden die Anthesterien, die auch dem Dionysos geweihten Blumenfeste, schon am Ende des Februarmondes gefeiert und gingen den großen Dionysien voraus, die in Athen im März stattfanden, in der attischen season; da mochten dann die durch die ländlichen Frühlingsfeiern festlich Borgestimmten vor der Szene des Aischylos und Sophokles die höhere Weiße der eigentlichen Kunstmetropole empfangen. In rauheren deutschen Landen mußte man, um Griechenland nachzustreben, schon einige Monate zugeben. Auch eine leidliche Stimmung oder gar Vorbereitung zu würdigen Kunstfesten kann bei uns erst dann vorausgesetzt werden, wenn die holde Zeit herangerückt ist, da man die Gurken zum Säuern einlegt, wenn das Sommergeschäft abgemacht, die Börse verflaut, Universität und Schule geschlossen und die Staatsmaschine auf halbe Kraft gestellt ist. Darum ersah sich Wagner für seine Spielzeit die Wende von Juli und August. Da, durfte er hoffen, mochte der Deutsche für Kunst noch am Meisten empfänglich sein. Als wesentlichster Umstand aber sprach

für diese Zeit, daß er nur da auf die von den ständigen Theatern Beurlaubten rechnen konnte. Ob er auch auf die Leute mit dem obligaten Rundreisebillet, in das Bayreuth ja leicht einzubeziehen war, spekulierte? Auf den Schwarm, der allsommerlich zur Erholung in Heuschreckenhausen auschwärmt, weil er sich leisten kann? Sicher nicht; sein liebster Gedanke war vielmehr, seine Kunst den nach ihr Verlangenden und ihr Gewachsenen ohne alle Bezahlung darzubieten. Die „Sommeroper“ Bayreuth sollte kein Geschäft sein, sondern ein Fest für festlich gestimmte, gewählte Gäste.

Solches Wünschen hat sich, wie Jeder weiß, gleich beim Beginn als Utopie erwiesen: man mußte schnödes Geld nehmen, je mehr, desto besser. Zumal der drohenden Nachrede vorzubeugen war, dieses Werk sei nur dadurch möglich geworden, daß ein geistesranker König ihm Summen beige-steuert habe, die ein seines verantwortlichen Verstandes mächtiger wichtigeren Forderungen seiner Regentenpflicht nicht entzogen hätte. Darum muß man dieses Darlehen zurück-zuzahlen trachten. Und trotz den ungeheuren Summen, die Bayreuth eingebracht — freilich durch Vorbereitung neuer Werke, durch immer gesteigerte Bezahlung der Künstler auch verschlungen — hat, ist die finanzielle Gestaltung des Unternehmens, wie glaubwürdige Leute versichern, auch heute noch eine keineswegs sorgenlose. Doch den Betrachtern schien es ein glänzendes Geschäft, das nachzuahmen oder, wenn es gelingen wollte, an sich zu reißen, wohl lohnte. Zuerst begriff man Das in München, wo man schnell, wohl nur der dortigen Hoftheaterkasse zu Liebe, Wagners vergessenes Jugendwerk „Die Feen“ ausgrub, damit man, wie Bayreuth den Parsifal, auch ein sonst nirgends gegebenes Werk des Meisters habe, dann einige andere Opern zu besonderer Parade herrichtete und so ein Bayreuth zur Vor- oder Nachtur schuf. Denn gewöhnlich lautete ja das Rundreisebillet: Bayreuth-Nürnberg-München oder umgekehrt. Nach den auch an deutschen Hoftheatern jetzt geübten Bewaltungsgrundsätzen hätte ein Intendant die Entlassung verdient, der die günstige Konjunktur nicht wahrgenommen und solche Unacht-samkeit etwa mit dem Hinweis auf sein künstlerisches Taktgefühl verteidigt hätte. Das war jedoch nur Dilettantenarbeit. Herr von Postart erst, der Schillers Räuber oft genug vortrefflich in Szene gesetzt hat, kannte Spiegelbergs Rezept, das Hand-werk ins Große zu treiben. Da lag ein weites Feld, das man nur nicht so eigensinnig einseitig wie der Mann von Bayreuth bebauen durfte, sondern nach weiterer, in dreißig Jahren deutscher Reichskunstindustrie gewonnener Einsicht. Sollte das Festspielhaus nicht anfangs überhaupt in München stehen? Dieser alte Plan mußte, wenn er jetzt wieder aufgenommen wurde, klugen Spekulanten reichen Lohn abwerfen. Die Selbstbetheiligung eines allmächtigen Intendanten, der auf ein königliches Testament sich berief, versprach da eine sichere Grund-rente. Ging das Geschäft wider Erwarten etwa doch flau, so war das Präsi-dent der Hoftheaterverwaltung eine starke Garantie: das unter dem Protektorate Reichsverwesers als Zweig der Hofinstitute geführte Unternehmen darf nicht scheitern. Und der Geschäftsmann Herr von Postart durfte an Einweihung des Prinzregententheaters einer wohlgelungenen Gründung und Spekulation freuen. In einer schlimmen, kriselnden Zeit führte er in München den kü-lerischen Idealismus des deutschen Volkes zu einem glänzenden Sieg. Und der Künstler Ernst Postart der vorhin erwähnten Verpflichtung sich wohl

gedenk zeigte, da Bayreuths Beispiel der neuen Schöpfung im Großen wie im Kleinen, äußerlich und innerlich, die Richtung gab: wer wollte da bestreiten, daß er, früher der von Wagner inbrünstig gehaßten Theatervirtuosen schlimmsten einer, nun der echte Erbe und Verwalter wagnerischen Willens sei?

Im Prinzregententheater ist auch Alles sehr schön und gebiegen. Poffart ist ein trefflicher Regisseur, Zumppe ein von Nesthetenschnullen freier, stark empfindender und eben so vermittelnder Dirigent, Karl Lautenschläger ein unermüßlich neu schaffender Bühnentechniker. Nur die Sänger sollen zu wünschen lassen. Aber woher nehmen, ohne zu stehlen? Und wenn man selbst stehlen wollte! Vielleicht aber ist es Poffarts Achillesferse, daß er auch mit Mittelgut auszulangen meint. Eine Neigung, die bei langgebienten, gewiegten Theaterpraktikern leicht sich einstellt: sie haben zu lange erfahren, daß überall, wies im Theaterjargon heißt, mit Wasser gekocht wird, und vertrauen zu fest auf ihre Kochkunst; die feine Zunge für wirklich außerlesene Güte des künstlerischen Materials, die sich der kunstempfindende Laie in der Regel länger bewahrt, geht ihnen verloren. Aber wirklich: es geht auch so und geht sehr gut. Die Zukunft wirds beweisen.

Was dürfte des Deutschen Reiches Hauptstadt darum geben, wenn in ihr endlich ein Praktiker und Künstler wie Ernst von Poffart des jammervoll darniederliegenden Opernwesens sich annähme! Vor vielen Jahren hoffte man einmal auf Angelo Neumann, den Direktor des prager Theaters, der eine zweite Oper großen Stils in einem zwischen W und SW zu errichtenden, entsprechenden Prachtbau schaffen sollte oder wollte. Aber was sind hier solche Hoffnungen und Entwürfe? . . . Höchstens Sache Drerer, die, kurzfristig, nicht sahen und wußten, daß der genialisch beanlagte Mann, der eine glänzende Entfaltung der musikalischen Großmacht am Opernplatz heraufführen würde, allbereits im Intendantenbureau der königlichen Theater webte und wirkte und daß man den Mann aus Prag ruhig bei der Befehmung der Tschechen lassen konnte. Wer das Glück gehabt hat, später als acht Tage vorher zu irgend einer Aufführung des Ringes, der Carmen oder der Zauberflöte noch einen Platz im berliner Opernhause zu bekommen, Der darf bestreiten, daß Herr Georg Pierson, Geheimer Regierungsrath, ein halbes Duzend Angelos aufwiegt. Um dem Andrang überhaupt nur Dämme und Schleusen zu errichten, hat er sich, schmerzlich genöthigt, entschließen müssen, die Vorstellungen schlecht und immer schlechter zu machen: wess wirklich nach vielen Mühen endlich erreicht hat, eine Aufführung des Nibelungenrings sehen und hören zu dürfen, Der scheidet dann wenigstens aus. Der kommt nicht wieder; und so wird für Andere, des Heils noch nicht Theilhaftige, Raum geschaffen.

Es giebt im Pflichtenkreis einer Theaterleitung nicht viel Schlimmes, das dem Herrn Geheimrath öffentlich und unwidersprochen nicht schon zur Last gelegt worden wäre; aber er macht glänzende Geschäfte und lächelt. Seine Leute schreien in den Bierhäusern aus, daß nur die lächerlichsten Proben veranstaltet werden, daß sie neunmal in zehn Tagen nachmittags nicht wissen, mit welchem Lohengrin, Sachs, mit welcher Carmen oder Elisabeth sie abends singen werden; die Kapellmeister haben die Devise Je m'en fiche auf ihre Reisespoffers geschrieben und freuen sich ihrer Stellung nur, wenn sie fern von Berlin koncertiren. Was nützte ihnen auch der Eifer, wenigstens die spärlichen Werke, :nen sie eine gründliche Vorbereitung widmen durften, unter straffer Leitung zu-

sammenzuhalten? Wenn nicht vor der ersten Vorstellung schon, dann sicher in der zweiten oder dritten fährt ihnen ungefragt eine vom Geschäftspürsinn erjonnene Bureauverfügung in das sorgsam bereitete Gewebe des Ensemble. Und fragt man die Reihe herum, eben Kapellmeister, Sänger, Musiker, meist doch vom besten Willen besetzte Leute, wie Das möglich sei, so zuckt Jeder die Achseln. Es ist so; und da zu keiner Zeit das Budget der königlichen Theater so günstig gestanden hat, ist es gut. Wird einmal die öffentliche Stimmung schwell, so tritt eine wundervoll gestimmte Vorsehung in Aktion, all diesem Treiben von Zeit zu Zeit eine weithin leuchtende Gloriole zu leihen. Richard Wagner wollte weder von einheimischen noch von ausländischen Fürsten Orden: er wollte sein Werk und, wenn es sein konnte, das Verständniß der Großen, die das Volk führen, für dieses Werk. Welche Ehren aber hätte er verdient und, falls Bayreuth unter Wilhelms des Zweiten Regierung entstanden wäre, sicher auch empfangen, wenn Camille Saint Saëns jetzt den preussischen Orden Pour le Mérite erhalten konnte! Für die endlich nach langen Jahren ermöglichte Aufführung seiner Oper Samson und Dalila, die vor einem Vierteljahrhundert schon in Weimar geleistet worden ist, für dieses tüchtige, geistvolle und in einer großen Szene auch zu echter Poesie der Tonkunst sich steigende Werk, das aber doch in keinem Takt neben eine der Großthaten der deutschen Meister sich stellen darf, die die Entwicklung der modernen Musik getragen haben. Ein blendenderer Nimbus kann die berliner Oper unter Georg Piersons Leitung kaum umhüllen, als ihr dieser Vorgang verleiht, — aber die Erinnerung an die Karikatur, die gerade die Einstudirung dieser Oper dem Beobachter darbot, kann selbst er nicht verdrängen.

„Man wird hier so schlecht“: mit diesen Worten hat einst eine „sehr talentvolle“ berliner Hofopernsängerin des bayreuther Meisters Einladung, bei den Festspielen mitzuwirken, abgelehnt. Das war natürlich noch während Hülfens, des Aelteren, glorreicher Aera. Es wäre aber leicht, nachzuweisen, daß es heute gewiß nicht besser steht, daß die kaum zu überbietende Zuchtlosigkeit die besten Anlagen verkümmert. Und ganz schlecht, ganz urtheillos ist das berliner Publikum in solcher Schule geworden. Was jetzt in Berlin an Opernkunst geleistet werden darf, ohne daß ein lauter Protest erschallt, wird anderswo Niemand für möglich halten. Zu Spontinis und Küstners Zeiten hätten solche Zustände eine Revolution — natürlich eine Theaterrevolution, wie man sie damals liebte — veranlaßt. Doch hat man hier zwei ganz entgegengesetzte Erscheinungen auseinanderzuhalten: Liebe und Geschmack für symphonische Musik ist seit Bülow's — natürlich: Hansens — reformatorischem Wirken, wie in ganz Deutschland, auch in Berlin stetig gestiegen. Will man eine reine Kunstfreude genießen, die, selbst wo das Beste geboten wird, doch immer in hohem Grade abhängig sein wird von der sozial sich äußernden künstlerischen Temperatur, so sucht und findet man sie in den symphonischen Konzerten der königlichen Kapelle unter Weingartner, in denen der Philharmonie unter Nikisch. Wahrscheinlich genügen aber diese auf reiner Kunsthöhe sich haltenden Darbietungen auch allem Bedürfniß des überhaupt vorhandenen urtheilsfähigen Publikums; und ganz gewiß kann die mißhandelte berliner Hofoper einzig dadurch ihren Platz unangefochten behaupten, daß das treffliche und durch die meist festlich gehobene Thätigkeit in den Konzerten gestählte Instrument ihres Orchesters einfach nicht umzubringen ist. Dieses Umstandes

Bedeutung müßte Jeder begreifen, der in Berlin Opernkunst darbieten will, und sich ein mindestens gleichwerthiges Instrument schaffen. Diese Basis dürfte nicht fehlen, wenn trotz der Minderwerthigkeit des ersten ein zweites Institut gedeihen sollte, eins für Leute, die in jedem Winter ihre neun Beethoven bei Weingartner oder Nikisch anhören und nur so noch eine Oper überhaupt erträglich finden. Da Das aber nicht begriffen wird und nicht geschieht, muß das Niveau jeder berliner Konkurrenzoper noch tiefer als das der königlichen sein, — zu deren Glück!

Wenn früher in der charlottenburger Flora irgend eine zusammengestoppelte „Sommeroper“ sich etablierte, dann legte kein Mensch ihr mehr Bedeutung bei als anderen Sonntagvergügungen in den Vororten. Das hat sich geändert, seit dieses Genre im Weichbild der Stadt heimisch geworden ist. In der ernsthaftesten Weise hat die Presse diesen ganzen Sommer lang von dem lebhaftesten Operntreiben in der Hauptstadt berichtet; hat gelobt bis über den Alee, vielleicht, um endlich einen anhaltenden Erfolg zu Stande zu bringen und dann Ruhe zu haben, aber immer doch mit so wichtiger Miene, daß fern Bleibende glauben mußten, hier handle es sich wirklich um der Menschheit große Gegenstände. Daran mußten sich die Musikkritiker gewöhnen, seit im Theater des Westens eine zweite Oper ein ständiger Faktor unseres Kunstwesens geworden ist. An diesem Theater des Westens aber konnte man auch gleich den Maßstab erkennen, nach dem hier gemessen wird. Ein betrübender, wie es freilich bei einem Direktor, der auch keine blasse Ahnung vom Opernwesen hatte — seiner Vergangenheit nach auch nicht zu haben brauchte —, nicht anders sein konnte; merkwürdig war nur, daß dieser Direktor nicht für nöthig hielt, irgend eine administrative, musikalische oder regiefähige Kraft ersten Ranges an sich zu ziehen, sondern frisch und fröhlich, wie man das „Versprechen hinterm Herd“ oder sonst eine Oberbayerei mit Gesang auf die Bühne stellt, an die ernste Opernliteratur heranging und selbst vor Schwierigkeiten, wie Rubinsteins Dämon sie bietet, nicht zurückscheute. Natürlich klappte und klapperte Alles auseinander, weil Alles unzulänglich war: das unproportionirte und viel zu schwache Orchester kreischte in den mehr von architektonischem Größenwahn als irgend welchem Kunstverständnis erfundenen Theaterraum; der schlecht und viel zu schwach besetzte Chor mußte stets sich überschreien; die Sänger fanden nur in seltensten Zufallsmomenten ein Verhältniß zu Raum und Orchester; die Inszenirung versteckte hinter roher Routine Mangel an Mitteln und Geschmack. Das war Berlins so lange ersehnte zweite Oper! Ich beeile mich, hinzuzufügen, daß maßgebende Beurtheiler im vergangenen Winter eine wesentliche Besserung konstatariren. Vielleicht hat die energische Willi Lehmann, der gastirende Star der Saison; die rathlosen Köpfe der Leitung zurechtgerüttelt und vielleicht merkte man allgemach, wenn auch sehr langsam, was eine Oper in der Reichshauptstadt zu leisten hat, wenn sie ernststen Erfolg haben will.

Im Berliner Theater hatten wir eine Sommeroper. Sechshunddreißig Musiker mit auseinander fahrender Stimmung im Orchester, je zwölf männliche und weibliche Chorsänger, etliche unter qualvollen und doch erfolglosen Mißhandlungen ihrer Kehlköpfe agirende Darsteller, die wie Opernsänger sich geberdeten, Herr Kammerjäger Bruck, der . . . unwohl war und deshalb mit ungewöhnlicher Energie jeden Ton und jede Bewegung daneben hieb: das Ganze sollte Rossinis

Tell vorstellen. Nachdem ich den Angstschweiß getrocknet, den mir des Fischers Arie ausgepreßt, die Seekrankheit überwunden, die mir Quintett und Finale des ersten Aktes verursacht hatten, ergriff ich die Flucht; der jubelnde Beifall aber, der dem Akt nachdröhnte, belehrte mich, daß meine krankhafte Empfindlichkeit in schlimmer Dissonanz mit der hier gezeitigten Kunstkultur stehe.

Die andere, die Morwiz-Oper, hat im Schillertheater seit ein paar Jahren verstanden, das dort den Winter über heimische unverdorrene und anspruchlose Publikum auch für den Sommer beisammen zu halten. Die Ouverture zur Weißen Dame wurde von dem kleinen Orchester geschmackvoll und präzise gespielt. Der Chor, der hier sogar dreißig Köpfe stark ist, versicherte mit einschmeichelnder Sicherheit, daß „die Bergbewohner vereint seien“, und Herr Bötzel, der Unverwundliche, sang seinen George Brown mit der allmählich gewonnenen falschen Spielroutine, die von Theodor Wachtels berühmter Bühneneleganz auf unsere lyrischen Tendenz vererbt ward. Er ist wirklich charmant, dieser Bötzel, und wenn er an passender Stelle einen in größerer oder geringerer Nachbarschaft des hohen C gelegenen Ton hinausschmettert, versteht man gerührten Herzens, daß die Leute, denen für elf Zehnpfennigstücke — Garderobe inbegriffen — nun schon viele Jahre das beste berliner Schauspielrepertoire geboten wird, sehr glücklich sind, zu nicht theureren Preisen in der Sommeroper Genüsse zu empfangen, die sonst Privilegium der vom Herrn Pierjon in Beschlag genommenen Gesellschaftsclique sind. Warum aber immer den Kastengeist mehren? Auch in Herrn Pierjons Dondance am Königsplatz bekommt man schon für eine Mark fünfzig einen ganz schönen Platz auf der Tribüne des ersten Ranges und kann dort Mamsell Angot, Mikado und Fledermaus, in steifleinener Korrektheit und Humorlosigkeit gespielt, genießen. Die Abonnenten der Oper im Schillertheater sollten sich vor Einseitigkeit hüten. Die Generalintendantin der königlichen Schauspiele, die das so vielseitige Genüsse bietende Etablissement am Königsplatz jetzt verwaltet, ist wirklich ohne jede Eifersucht und kennt keinen Konkurrenzneid. Daher gestattete sie auch der allerneuesten Bühnenkunst, sich dort zu entfalten. Das hat nun wirklich Berlin noch ganz allein, dieses „Trianontheater“, wo man „lebende Vieder“ aufführt. Die Sache ist natürlich sehr schwierig: darum weist das Direktorium einen ganzen Generalstab entschlossener Kunstreformatoren auf. Und was geleistet wird, ist einfach unsagbar schön und neu. Bleibt noch ein Wunsch zurück, die Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts für wahre Kunst zu entflammen, wenn man dort Vieder von Marie Madeleine, der Sängerin von Kupros und seiner schönen Freiheit, in der lieben, holden Realität eines in schwül abgestimmtes Milieu versetzten Bühnenspiels sehen, hören, riechen und fühlen kann? Nein! Dabyn muß erbleichen.

Das Jubiläum in Bayreuth, das neue Olympia in München: an die Reichshauptstadt reicht Das doch nicht heran. Wir haben hier Kunst in Harmonie und Fülle. Zwei Sommeroper, drei Operettenbühnen, Buntes Theater, Session Charivari, Wintergarten (jetzt eine Mark!), Metropoli, Apollo, Tria und bald noch den echten Ueberbrettbaron in der Köpenickerstraße, ferner Cabaret für Höhenkunst „Teloplasma“ . . . Ein Gomorra? Vielleicht; o ein langweiliges, kunst- und witzloses, nach dem Voths Gehälste, wenn sie i einmal glücklich entflohen wäre, sich gewiß nicht umsehen würde.

Max Marterstei



Berlin, den 21. September 1901.

Deutsche Sozialreform.

In ihren Werkzeugen haben sich die Menschen der Kulturzeit gleichsam verlängerte und verfeinerte Organe geschaffen; so sind Teleskope verlängerte, Mikroskope verfeinerte Augen; so ist das Telephon der verlängerte, das Mikrophon der verfeinerte Gehörsinn. Auge und Gehör stehen jedoch wieder im Dienste des Geistes, den sie zwar wecken und schärfen, der aber die Herrschaft über sie übt. Ähnlich verhält es sich mit der gesamten technischen Kultur; sie steht im Dienste des leitenden Kopfes. Nicht nur der Buchstabe, auch der starre technische Mechanismus tötet; erst der Geist ist es, der belebt. Daraus folgt, daß der Weltverkehr zwar aus seinem Schoß, wie ein Weltrecht, eine Welttute und eine Weltliteratur, so auch eine Weltpolitik gebären muß; aber innerhalb dieser Weltpolitik wird die Leitung stets dem tüchtigsten Kopf, dem energischsten Willen und der glücklichsten Initiative vorbehalten bleiben. Das Alles aber sind Eigenschaften, die nicht der Masse, sondern nur einzelnen Persönlichkeiten eignen; und deshalb wird Weltpolitik immer von großen Persönlichkeiten gemacht werden müssen. Ohne Ummäzungen des Verkehrs, wie sie der technische Fortschritt bedingt, gäbe es aber auch keine soziale Frage, wenigstens nicht in ihrem heutigen Umfang. Gewiß: an Sklavenaufständen hat es unter den Gracchen in Rom eben so wenig gefehlt wie an Bauernaufständen im Deutschland der Reformation. Auch damals handelte es sich in gewissem Sinn um soziale Fragen: aber es war nicht die soziale Frage, die uns heute aus allen Gegenden der Windrose entgegenbläst. Denn dort handelte es sich um Sklaven, Hörige, Vassallen oder sonstige Halbfreie, bei uns aber um freie Bürger. Und so habe ich denn der unser Zeitalter bewegenden sozialen Frage folgende Fassung gegeben: Unter welchen Bedingungen

soll das Zusammenleben und Zusammenwirken wirtschaftlich und kulturell vorgeschrittener Individuen und sozialer Gruppen gestellt werden, damit die zu schaffende gesellschaftliche Organisation sich in einem alle Glieder dieser Gesellschaft möglichst zufriedenstellendem Gleichgewicht befinde?

Der technische Fortschritt hat nicht nur eine durchgängige Erleichterung des Verkehrs ermöglicht, sondern dem Menschen des neunzehnten Jahrhunderts auch eine größere Beweglichkeit angezüchtet. Das träge Gassen an der Scholle hat aufgehört. Die nächste Folge jener ungeheuren Verkehrs-erleichterungen, wie sie Dampfschiffe und Eisenbahnen gewähren, ist eine moderne Völkerwanderung. Ganze Menschenströme ergießen sich in die Städte oder gar in das vermeintliche Dorado, in die „neue Welt“. Je jungfräulicher und ergiebiger sich aber der urbar gemachte Boden Amerikas erweist, desto größere Schaaren werden herangelockt. Gerade die seßhafte Bevölkerung, der Ackerbürger, geräth, durch die Nachrichten seiner Angehörigen gestachelt, in ein Wanderfieber, das ansteckend wirkt. Die Billigkeit und Raschheit des Menschen- und Waarentransportes fördern die Reiselust. Das Paßsystem wird durch die Wucht dieser Thatfachen wie von selbst durchbrochen. Die Freiheit zum Auswandern für Alle, die den militärischen Pflichten gegen das Vaterland genügt haben, findet ein Korrelat in der Freizügigkeit nach innen. Denn was dem Auswandernden gewährt wird, kann dem daheim Gebliebenen nicht versagt werden. Die moderne Verkehrstechnik hat die Freizügigkeit wie mit der Gewalt eines Naturgesetzes aus sich heraus erzeugt. Blitzzüge, die nach Sekunden rechnen, übertragen keine Paßschranken, die Stunden rauben. Die immanente Logik des modernen Verkehrs hat daher wie mit Sturmeswehen alle gesetzgeberischen Reifehindernisse hinweggefegt. In den asiatisch regierten Theilen Europas freilich, in der Türkei und in Rußland, ist diese wirtschaftliche Logik noch nicht zum Durchbruch gelangt. Das beweist nur, daß diesen Regierungen die Revolutionen noch bevorstehen, die wir schon hinter uns haben.

Mit der durch die neueren Verkehrsformen bedingten Freizügigkeit ist die heutige Fassung der sozialen Frage eng verwachsen. Denn die Freizügigkeit hat das ungeheure Wachstum der Städte auf Kosten des Landes ermöglicht, das Entstehen von Industriezentren begünstigt und so in zwei Generationen einen ganz neuen Arbeitertypus geschaffen, den das vormalige Deutschland kaum gekannt hat: den Industriearbeiter. Dieser neue Arbeitertypus aber bietet uns die Schattirung der sozialen Frage, die unser Zeitalter kennzeichnet. Denn der Industriearbeiter muß sich zu einer höheren Stufe von Intelligenz emporarbeiten als der Landarbeiter, um seinen Pflichten gewachsen zu sein. Der Industriearbeiter, der höhere zumal, muß mit Gesetzen des Hebels vertraut und jeden Augenblick auf seiner Hut sein;

sonst wird er von der Maschine erbarmungslos zermalmt. Das schärft seine Aufmerksamkeit, weckt seine ganze geistige Energie. Die Maschine treibt die Menschen viel kräftiger zum Beschleunigen der geistigen Funktionen als der Pflug. Der Pflug mag für das Muskelsystem gesünder sein; die Maschine aber ist dem Ausbau des Nervensystems förderlicher. Und wie es ein Naturgesetz ist, daß sich Funktionen Organe schaffen, so bildet die Beschäftigung mit der Maschine vornehmlich jenes Organ aus, das dabei die wichtigsten Dienste verrichtet: das Gehirn. Denn zum Pfluge gehört nur die Hand, zur Maschine in erster Linie der Kopf. Die ständige und einseitige Beschäftigung der Hand macht stumpf, die des Kopfes reizbar, nervös, intelligent. Man mag das Alles bedauern: zu ändern ist es nicht. Und daraus folgt, daß wir der veränderten Technik, dem neuen Verkehr, der Maschine einen neuen Arbeitertypus verdanken: den nervösen, unruhigen, intelligenten Industriearbeiter.

Die Hand ist leichter zu lenken als der Kopf; denn die Hand reagiert nicht auf Gründe, sondern auf blinde Muskelkraft, der Kopf aber will Gründe haben. Der Hand kann man befehlen, dem Kopf muß man erklären. Genau so verhält es sich mit Pflugarbeitern und Industriearbeitern. Jene sind leichter zu leiten, weil ihr Nervensystem träger funktioniert; hier genügt ein barscher Befehl, Lungentraft, — und sie gehorchen blindlings, wie die Hand, wenn der Kopf befiehlt. Daher die Macht des Gutsspektors über seine Tagelöhner, des Gutbesitzers über sein Personal, des Bauern über sein Gefinde. Hier entspringt alle Autorität der Furcht, also einem dumpfen Instinkt, nicht der klaren Einsicht. Von dem gelehrten Industriearbeiter verlangt sein Brotherr Fachkenntnisse, technische Fertigkeiten, Aufmerksamkeit, lauter intellektuelle Funktionen. Intellekt und Kadavergehorsam sind mit einander nicht zu vereinen. Fordert man nun die erfreulichen und wertvollen Funktionen des Intellektes heraus, so muß man die minder erwünschten mit in den Kauf nehmen. Dazu gehört das Nachdenken über die eigene wirtschaftliche Lage, die Aussprache mit gleichdenkenden Genossen, das Lesen volkswirtschaftlicher und philosophischer Schriften, der Austausch von Meinungen zunächst in der Fabrik selbst, endlich und insbesondere das politische Debattieren in Vereinen und Versammlungen. Auf dem Lande, wo die Bevölkerung dünn bleibt und zerstreut lebt, ist dieser Austausch von Gedanken, selbst wo solche vorhanden sind, schwer zu erreichen. So reiben und wegen denn die Industriearbeiter ihre Intelligenzen täglich an einander. Das trägt nicht wenig zum Ausbau und zur Verfeinerung ihres Nervensystems bei, zumal der Intellekt jenen Feuersteinen gleicht, die erst bei gegenseitiger Reibung Funken sprühen. Diese Intelligenz der Industriearbeiter aber brauchen wir, um im Wettbewerb auf dem Weltmarkt siegen zu können.

Denn auf dem Weltmarkt der Industrieprodukte zählen nicht die Hände, sondern die Köpfe. Nicht die zwölfhundert Millionen von Händen, über die Rußland und China verfügen, beherrschen den Weltmarkt, sondern die zweihundert Millionen Köpfe unseres westeuropäisch-amerikanischen Kulturkreises. Nur Hände lassen sich despotisch regiren, nicht aber Köpfe. Deshalb mag auch für östliche Kulturen die absolutistische Regierungform noch lange die angemessene sein, während sie in der westlichen Kultur, die sich aus denkenden Köpfen zusammensetzt, längst unmöglich geworden ist. Es ist aber auch ein ganz anderer Reiz, an der Spitze eines Volkes von denkenden Köpfen zu stehen, denen man nicht despotisch befiehlt, sondern vernünftig erklärt, als eine Schafherde anzuführen, die mit dumpfem Instinkt dem Stabe des Hirten folgt. Zum Behüten von Leichnamen reichen Intelligenz und Thatkraft eines Kirchhofaufsehers vollkommen aus; aber dem Garderegiment des Menschengeschlechts kann nur ein Feldmarschall, befehlen. Wenn demnach alle der westlichen Kultur angehörenden Völkerstämme vom Absolutismus zum Konstitutionalismus übergegangen sind, so ist Das kein Zufall, wie es denn überhaupt im Völkerleben keine Zufälle giebt. Was wir so nennen, ist nur, um das bekannte philosophische Schlagwort anzuwenden, ein *asylum ignorantiae*, ein Asyl unserer Unwissenheit. Hinter dem bequemen Ausfluchtpförtchen „Zufall“ verbergen wir unsere Unkenntniß der geschichtlichen Zusammenhänge. Sache der denkenden Köpfe ist es nun aber, diese Zusammenhänge aufzudecken, den Rhythmus in der Geschichte ausfindig zu machen. Da finden wir denn das Gesetz: Für einseitige Muskelmenschen (Ackerbürger, Viehzüchter, Fischer- und Jäger-Völker) ist der Absolutismus die adäquate Regierungform; für fortgeschrittene Nervenmenschen hingegen, für den neuen Arbeitertypus, ist die konstitutionelle Regierungform die angemessene. In dem selben Maß nun, wie die westlichen Kulturvölker vom Pflug zur Maschine, von der Handarbeit zur Kopfarbeit und vom Nahverkehr zum Fernverkehr übergegangen sind, haben sie auch ihre Regierungformen nach der Seite konstitutioneller staatlicher Institutionen verschoben. Kinder bedürfen eben einer anderen Erziehung als Erwachsene, Männer einer anderen als Frauen, Kraftmenschen einer anderen als Schwächlinge, endlich Köpfe einer anderen als Hände. Der Idealfürst ist nichts Anderes und soll nichts Anderes sein wollen als der Erzieher seines Volkes, als die Verkörperung der nationalen Ideale. Setzt sich nun ein Volk, wie das deutsche, hauptsächlich aus Intelligenz u' Thatkraft zusammen, so wird es in seiner obersten Spitze diese Eigenschaft zum symbolischen Ausdruck bringen müssen. Und gerade die deutsche Nat mit ihren von Hause aus centrifugalen Grundinstinkten, mit ihrem stark germanischen Drang nach Freiheit, also nach Persönlichkeit, mit ihrem unahebbaren Gegensatz von Nord und Süd, von ostelbischer Landwirtschaft 1

rheinischer Industrie, mit ihrem untilgbaren Rest von Kleinstaateri und dynastischen Rivalitäten, mit ihrer bunten Mannichfaltigkeit von Konfessionen und besonders an der Peripherie des Landes verfänglichen Nationalitäten (Franzosen, Polen, Dänen): gerade dieses Deutsche Reich bedarf wie kein anderes Land einer obersten Einheitformel. Mögen kleinere Länder von anders gearteten Traditionen mit einer republikanischen Verfassung und dem schwachen, weil wechselnden Symbol eines Präsidenten sich begnügen können, so beweist Das für ein Land von 56 Millionen Menschen, im Herzen Europas, eingeklemt zwischen rivalisierenden Großstaaten, von der Natur mit ungünstigen Grenzen ausgestattet, also auf den militärischen Typus geradezu angewiesen, ganz und gar nichts. Ohne das eisenfeste Band einer starken Erbmonarchie, eines in kräftigster Männlichkeit sich offenbarenden deutschen Kaiserthumes wäre der Bestand der deutschen Nation gefährdet. Ein schwächliches Kaiserthum könnte über Nacht zerstören, was ganze Generationen unter Führung Wilhelms und Bismarcks mühsam genug aufgebaut haben.

Der neue Arbeitertypus nun, wie ihn Deutschland erst seit seinem Uebergange zum Industriestaat herausgebildet hat, zwingt die Machthaber, ihn als besonderen und schwerwiegenden Faktor in der Gestaltung der deutschen Zukunft anzuerkennen. So lange Deutschland reiner Agrarstaat war, kam man mit patriarchalischen Institutionen oder dem aufgeklärten Despotismus von der Farbe Friedrichs des Großen leidlich aus. Landarbeiter ertragen eine Regierungform Jahrhunderte lang, die Industriearbeiter kein Jahrzehnt dulden. Die modernen Revolutionen sind von den Industrieländern ausgegangen. Die Franzosen haben das Revolutioniren erst von den Engländern gelernt und später die Deutschen gelehrt. Industriestaaten mit starker städtischer Bevölkerung, die den Uebergang vom Muskelmenschen zum Nervenmenschen schon vollzogen haben, fordern eine andere Regierungform als reine Ackerbauländer. Das nationale Problem der Gegenwart spitzt sich also dahin zu, dem Industriearbeiter die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des nationalen Staates beizubringen. Denn auch dieser neue, differenzirte Arbeitertypus bedarf einer einheitlichen Lenkung. Je zahlreicher die einzelnen Glieder eines staatlichen Organismus sind und je intensiver sie einander entgegenstreben, wie es bei den deutschen Stämmen mit ihren stark entwickelten Persönlichkeiten der Fall ist, um so gebieterischer macht sich die Nothwendigkeit geltend, diesen gegensätzlichen Elementen eine einheitliche Signatur aufzuprägen, ihnen generell gültige Verhaltensformen und Ideengänge vorzudenken und vorzuhandeln. Den neuen Arbeitertypus zu nationalisiren: Das scheint mir die Hauptaufgabe einer innerdeutschen Reformpolitik.

Ein Blick in die soziale Bewegung unserer Zeit belehrt uns darüber, daß die Beseitigung des Sozialistengesetzes die einst gehätschelte Lieblings-

idee einer sozialistischen Revolution nicht etwa gefördert, sondern im Gegentheil vereitelt hat. Die heutige deutsche Sozialdemokratie ist mit der der achtziger Jahre nicht mehr zu vergleichen. In einem einzigen Jahrzehnt haben sich, wesentlich durch offene Aussprache und einander abschwächende Argumentationen, die wilden Revolutionäre zu zahmen evolutionären Politikern „gemausert“. Dieser Prozeß ist psychologisch nicht nur begreiflich, sondern für Jeden, der die soziale Psychologie kennt, geradezu eine Nothwendigkeit. Gefährlich sind Ideen nur, wenn sie un widersprochen bleiben, zum Glaubenssatz erstarrten und dann als gangbare Münze ungeprüft von Hand zu Hand gehen. Geheime Sekten sind gefährlich, offene Bekenntnisse nicht. Erst die offene Aussprache macht die Kritik möglich. Wenn nun aber eine solche offene Aussprache staatlich verwehrt und mit polizeilichen Kleinmitteln gewaltsam unterdrückt wird, dann glaubt die urtheillose Menge unfehlbar, man fürchte die Wahrheit und deshalb halte man sie nieder. Und so gelangen allgemach logisch falsche Ideen zu einem Kredit, den sie schon bei flüchtiger Prüfung nicht finden könnten.

Unsere Gesellschaftsordnung ist, aller Unvollkommenheit, wie sie ja den menschlichen Institutionen nothwendig anhaften, ungeachtet, so stark und so gesund, daß man die Kritik der radikalen Sozialisten nicht nur nicht zu scheuen braucht, sondern sie geradezu herausfordern müßte. Wir hätten nur dann Etwas zu fürchten, wenn unsere Gründe schlechter wären als die des Radikalismus. Da Dem nicht so ist, da vielmehr unsere Gründe ungleich gewichtiger, einleuchtender und vor dem Forum von Vernunft und Geschichte gerechtfertigter sind als die des Radikalismus, so liegt es in unserem eigenen Interesse, mit offenem Bistier gegen ihn zu kämpfen. Revolutionen sind immer in geheimen Konventikeln ausgeheckt, nie in offener Rede und Gegerede beschlossen worden. Gerade die Sekten vertragen das Scheidewasser der Kritik am Wenigsten. Ihre Lebenselemente sind Verfolgung von außen, instinktiver Zusammenschluß aller Verfolgten, blindes Anbeten ihrer Märtyrer und äffische Nachahmung von Handlungen, die zum Märtyrer stempeln. So lange die Sozialdemokratie staatlich unterdrückt war und deshalb die Tendenz zeigte, zur politischen Sekte zu erstarrten, war sie gefährlich. Hätte man das Sozialistengesetz erneuert, so hätte das sozialdemokratische Parteiprogramm sich zum religiösen Dogma verhärtet und die Sektierer, die auf dieses neue Dogma schwören, wären begeistert für ihren Glauben in den Tod gegangen.

Seit dem Fall des Sozialistengesetzes haben die Sozialdemokraten aufgehört, eine geheime politische Sekte zu bilden, und angefangen, sich zu einer ernstlichen politischen Partei zu entwickeln. Sobald aber der Sozialismus ans Tageslicht rückt, verliert er seine geheimnißvoll werbende Kraft. Denn bei öffentlichen Diskussionen wird nicht Leidenschaft gegen Leidenschaft, sondern Argument gegen Argument ausgetauscht. Man soll den Sozialisten ruhig

ihre Programme lassen: sie werden sich schon selbst widerlegen. Wenn sie erst ihre eigenen Meinungsverschiedenheiten, die ja bei so vielen Köpfen unausbleiblich sind, zum öffentlichen Austrag bringen, werden sie zerfallen und sich in eine Reihe von Gruppen spalten. Was die staaterhaltenden Parteien in der Bekämpfung leisten, trägt nur zur Stärkung des Radikalismus bei, weil die gemeinsame Verfolgung ein einigendes Band von unzerreißbarer Stärke bildet. Läßt man den Radikalismus gewähren, so bröckelt er mit der Zeit von selbst ab. Im Sozialismus entsteht eben, wie das Beispiel Frankreichs lehrt, wieder ein konservatives und ein radikales Element. Und die letzten sozialistischen Parteitage haben ja gezeigt, daß der Sozialismus in Deutschland vor einer Spaltung steht. Eine deutsche Reformpolitik muß den Sozialismus durch den Sozialismus schlagen. Was die staaterhaltenden Parteien mit Gewalt nie fertig bringen werden: die Sozialisten, wenn man ihnen nur Freiheit der Aussprache gewährt, werden es selbst besorgen. Eine weise Regierung, die kein höheres Ziel kennt als die innere Festigung der Nation, wird daher nach innen Milde walten lassen. Durch brüskten Zwang waffnet, durch geduldige Ruhe entwaffnet man die Sozialdemokratie.

Dabei ist noch zu bedenken, daß alle Gewohnheit abstumpft. Nur das Neue, Verblüffende, Sensationelle reizt. Was täglich, stündlich, Jahrzehnte hindurch vorgeleiert wird, verliert nach und nach seine Wirkung. So wird uns die prickelndste Melodie unerträglich, wenn der Leierkastenmann sie uns vorspielt. Genau so ergeht es politischen Melodien: auch sie zünden nur, so lange sie neu sind. So lange nun die Lehre vom „großen Kladderadatsch“ von der bevorstehenden Auftheilung, von der sozialen Revolution als neue Offenbarung, als soziale Apokalypse im Flüsterton heimlich von Mund zu Mund ging, übte sie auf die gläubige Menge eine berauschte Wirkung. Alle Mühsägigen und Beladenen sehnten sich nach Erlösung und hofften auf einen Messias. Einmal aber kommt die Stunde, wo der angebliche Messias als Falschspieler entlarvt wird; und dann ist es um seine suggestive Macht geschehen. Diese Stunde kam, als sozialistische Führer im Parlament erklärten, der „große Kladderadatsch“ werde gar nicht oder erst in Hunderten von Jahren eintreten. Das Volk will panem et circenses, — aber sofort. Was in Jahrhunderten geschehen wird, ist ihm mehr oder minder gleichgiltig. Ist die Lehre vom „großen Kladderadatsch“ erst zur Leierkastenmelodie herabgesunken, dann: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein.“ Und dahin kann es die reichsdeutsche Reformpolitik bringen. Die Empörung darüber, daß man das Volk mit Versprechungen einer nah bevorstehenden Umwandlung des Deutschen Reiches in ein sozialdemokratisches Eden nur gehänfelt, wissentlich oder unwissentlich genasführt habe, wird die Massen schnell ernüchtern. Und dieser kritische Moment ist nicht mehr fern. Die Schaar der

blinden Anhänger, der sozialistische Masse, beginnt bereits, gegen seine Führer im Geheimen zu rebellieren. Diese Führer beschwichtigen ihre immer ungeduldiger werdenden Anhänger zunächst mit der Bogelschenke der Gewaltpolitik, die gegen sie angeblich unternommen werden soll. Wird aber auch diese Bogelschenke als ein Gebild aus Stroh und Leinwand erkannt, beginnt das Volk, einzusehen, daß nicht die Politik der Gewalt, wie seine Führer ihm einreden wollen, sondern die Politik der Milde, der sozialen Reform im Innern des Reiches befolgt wird, — dann ist's mit dem Latein der sozialdemokratischen Führer zu Ende. Die staatliche Reformpolitik verspricht weniger als die Agitatoren für eine kommende Zeit, aber sie hält dafür desto mehr in der Gegenwart, weil sie — und nur sie — heute die Macht dazu hat. In dem Augenblick aber, da man dem Radikalismus einen nationalen Sozialismus gegenüber stellen kann, ist die unheimliche Macht der Führer und Schürer gebrochen und für das Deutsche Reich beginnt eine neue politische Ära. Durch eine nationale Reformpolitik könnte man jetzt das Herz des deutschen Arbeiters wiedergewinnen und die Sympathie, die den Arbeiterführern zu entschwinden droht, dem nationalen Staat sichern.

Gerade weil wir die intelligenteste Arbeiterschaft der Welt haben, wird sie, richtig geleitet, weniger gefährlich sein als jede andere Sozialdemokratie. In der Regel sind nur Unwissende und Flachköpfe fanatisch, Wissende selten. Denn die Intelligenz ist Gründen zugänglich. Wo man aber mit den Waffen der Logik ausreicht, sollte man alle anderen verschmähen.

Hat die Maschine den deutschen Arbeiter vom Muskelmenschen zum Nervenmenschen umgestempelt, indem sie ihn durch Herausstreiben höherer Seelenfunktionen nach und nach vergeistigte, so wird die soziale Krankheit, an der das Deutsche Reich augenblicklich noch leidet, nur auf homöopathischem Wege vollkommen geheilt werden können. Der Geist kann immer wieder nur durch Geist und nicht durch die plumpe Faust bezwungen werden. Mag die Machtpolitik nach außen gerechtfertigt sein: der geistig vorgeschrittene deutsche Industriearbeiter braucht und verträgt die Krute nicht. Das Rezept lautet daher: Stellen wir dem internationalen, radikalen Sozialismus einen nationalen Sozialismus entgegen, den Geist der Versöhnung dem Geist des Aufbruchs, die Macht der Ohnmacht und geben wir da greifbare Thaten, wo die mühlenden Feinde des Staates nur leere Worte boten!

Bern.

Professor Dr. Ludwig Ste.



Antialkoholismus.

Neben den achten internationalen Kongreß gegen den Alkoholismus berichte ich hier recht spät; denn er tagte um die Aprilmitte schon in Wien. Und doch dürfte dieser Bericht noch zeitgemäß sein, da es sich nicht um ein Tagesereigniß, sondern um ein chronisches Uebel handelt.

Will man den Fortschritt des Kampfes gegen den Alkohol in Europa beurtheilen, so muß man alle zwei bis drei Jahre die internationalen Kongresse verfolgen. Der erste, 1885 in Antwerpen, war von „Mäßigen“ geleitet. Der Bericht strotzte damals von Phrasen. Solider Inhalt, That und Thatfachen fehlten. In Zürich (1887) tritt die völlige Enthaltksamkeit oder Abstinenz hervor und treibt zur That. Doch führen die Mäßigen noch das große Wort; es giebt kaum dreihundert Teilnehmer und viel Wortschwall. Man traut sich noch nicht, ein Bankett ohne Wein anzubieten. Immerhin stammt die thätige Abstinenzbewegung der Schweiz von diesem Kongreß. In Christiania (1890) haben die Abstinenten die Mehrheit. Die mitteleuropäischen Antialkoholisten sind dorthin gegangen, um kennen zu lernen, was in Norwegen so gute Früchte trug. Im Haag (1893) versuchen die Mäßigen, die Oberhand wieder zu gewinnen: sie erhöhen den Kongreßbeitrag und trachten, den Regirungen und Komitees die Herrschaft zu sichern. Es gelingt aber nicht; durch Eifer und Ausdauer erlangt das in Holland noch kleine Häuflein der Abstinenten die Mehrheit; und Basel wird als nächster Kongreßort gewählt. Der baseler Kongreß (1895) übertrifft seine Vorgänger an Teilnehmerzahl wie an wissenschaftlicher Bedeutung. Die Abstinenten bilden die erdrückende Mehrheit; ganz alkoholfreie Feste und Bankette werden veranstaltet und haben Erfolg. Die Zuversicht wächst und man beschließt, nach Brüssel zu gehen. Dort tagt 1897 der Kongreß in einem Lande, wo es nur Mäßige und Unmäßige, aber fast gar keine Abstinenten giebt. Die belgischen Mäßigen sind aber keine Abstinenzfeinde und streichen die Segel vor den ausländischen Abstinenten, die Meister bleiben, obwohl wieder, wenn auch diskret, etwas Wein auf die Bankettische geschmuggelt wird. Der pariser Kongreß, dem ein überzeugter Abstinenter, Herr Dr. Legrain, präsidiert, übertrifft 1899 wiederum alle früheren Veranstaltungen. In einem Weinlande, wo die Enthaltksamkeit kaum bekannt zu werden beginnt, erringt sie bei mehr als achthundert Teilnehmern, Geistlichen, Militärs, Arbeitern, einen glänzenden Sieg.

Aber der wiener Kongreß brachte einen noch größeren Fortschritt. Der hohe Werth der vorgetragenen Arbeiten, der glänzende Sieg des Abstinenzprinzips in einem Land, wo es bisher fast unbekannt war, das ganz alkoholi-

freie Bankett, die dreizehnhundert Anhänger, die Präsenzliste mit sechshundert Namen: das Alles war an sich schon einem Siege gleich zu achten. Noch wichtiger aber war das Aussehen, das der Kongreß in ganz Oesterreich und sogar in Ungarn erregte, und die vorzügliche Art, wie die Presse darüber berichtete; gerade in dieser Beziehung waren die Alkoholgegner bisher nicht verwöhnt. Der Kongreß gewann den wiener Abstinenten nicht nur Gelehrte, Juristen, Aerzte, sondern auch die Sympathie der sozialdemokratischen Partei; und er führte ferner zur Entstehung einer Abstinenzbewegung in Ungarn.

Bei den offiziellen Reden der hohen Beamten will ich nicht lange verweilen. Gewiß hat ihre Theilnahme, hat der gute Wille, den sie zeigten, dem Kongreß Ansehen verschafft. Selbst die oberflächlichsten Kongreßbesucher konnten jedoch sehen, daß die Seele anderswo lebte und daß in Wien, wie überall, die Machthaber zu abhängig sind und zu viele Sorgen haben, um mehr als gute Worte geben und für die Gelegenheit ein Tröpfchen Wasser in ihren Wein gießen zu können. Beim Minister von Hartel war sogar so wenig Wasser im Champagner des Buffets, daß mancher „Mäßige“ in einem Seelenzustand nach Hause kam, der leise an das berühmte Gedicht Chamisso erinnerte: „Mäßigkeit und Mäßigung, Maß, Maß! Trinkt darauf das volle Glas!“ Freilich sah man bei diesem Empfang im Unterrichtsministerium sehr verschiedene Typen: Excellenzen, Professoren, darunter den lebenswürdigen Präsidenten des Kongresses, Professor Gruber, französische Offiziere, Vertreter der russischen Regierung, katholische und protestantische Geistliche, aber auch aus Rußland verbannte Nihilisten, Viktor Adler, das Haupt der österreichischen Sozialdemokraten, den schweizerischen Sozialistenführer Otto Lang und den ehemaligen Schuhmacher, jetzigen Direktor der Trinkerheilstätte Ellikau, Herrn Voghardt, viele Delegirte der Guttempler und anderer Abstinenzvereine; und neben ihnen offizielle Persönlichkeiten Wiens, die sich mehr für den Empfang als für den Kongreß interessirten. Um gerecht zu sein, muß ich aber sagen: Die ernstesten Geister der österreichischen Regierung haben begriffen, daß es sich hier um eine bedeutsame soziale Frage handelt, für die gearbeitet werden muß.

Feierlich wurde der Kongreß im Musikvereinsaal vom Dr. Legrain aus Paris, der dem ständigen Ausschuß vorsitzt, eröffnet. Aus der Rede, mit der Herr von Körber, der Ministerpräsident, den Kongreß begrüßte, möchte ich folgende Worte hervorheben: „Der Alkohol ist nur, wenn er als seltener Gast geduldet wird, ein ungefährlicher Schmeichler; als Hausgenosse ist er ein Feind des Menschen. Der Kampf, der jetzt geführt wird, gilt daher vor Allem dem Alkohol als Nahrungsmittel, als das er, wie alle falschen Freunde, zuerst ein Wenig wohlthut, um dann um so vehementener zu zerstören. Das kann dem Aernisten nicht oft genug gesagt werden; und deshalb wieder-

hole auch ich: Der Alkohol ist kein Erhalter, sondern ein Verderber aller Dorer, die sich ihm ergeben.“ Diese Worte bewiesen, daß bei den Offiziellen ein Wechsel des Standpunktes eingetreten war.

Dann sprach ein Mäßiger, Herr Dr. Meinert aus Dresden, über den Alkoholmißbrauch in der Medizin, griff die Aerzte an, die er als die am Meisten alkoholisirte Klasse bezeichnete, und zeigte, daß der Schiffbruch der „Elbe“ dem Alkohol zuzuschreiben sei. Tumult und Protest bei den anwesenden Aerzten. Um die Geister zu beruhigen, mußte ich meinen Vortrag mit der Erinnerung an die Verdienste beginnen, die gerade Aerzte, wie Dr. Rush in den Vereinigten Staaten und Dr. Richardson, sich im Kampf für die Enthaltbarkeit erworben haben; im Uebrigen seien die Aerzte weder schlimmer noch besser als andere Menschen. Dann wies ich auf die Entartung der Menschenrassen in Folge des Alkoholgenusses und seiner Einwirkung auf die Keime der Nachkommen hin und betonte die Nothwendigkeit, mit dem einzigen erprobten Mittel, mit allgemeiner Abstinenz, dagegen zu reagieren. Ich zeigte, welche praktische Werke die vom Staat unterstützte Privatinitiative ins Leben rufen kann (Abstinenzvereine, alkoholfreie Restaurants, antialkoholischer Unterricht der Jugend, Trinkerheilstätten, Beschränkung und Verbot des Alkoholgenusses im Heer, in den Staatsanstalten).

Dr. Wlassack aus Wien sprach über den Einfluß des Alkohols auf die Gehirnfunktionen. Er wiederholte billigend den Satz Kraepelins: Jedes Individuum, bei dem eine dauernde Wirkung des Alkoholgenusses nachgewiesen werden kann, ist ein Trinker. Sie gehören zu Denen, bei denen die Alkoholverwirkung, so schwach sie sein möge, von einem bis zum andern Trunk nicht zu schwinden vermag. Da zwei Glas Bier einen Tag oder auch zwei Tage nachwirken können, ist der Fall häufig. Keine der Versuchspersonen merkte an sich selbst die beobachtete Verlangsamung noch die qualitative Minderwerthigkeit ihrer Gehirnarbeit. Alle Leute glaubten, unter der Alkoholverwirkung gut und leicht gearbeitet zu haben. In dieser trügerischen Euphorie des Gefühls liegt die größte Gefahr des Alkohols. Selbst in kleinen Dosen beeinträchtigt er die Tiefe und die Verbreitung der intellektuellen und der ethischen Kultur. Er erleichtert zwar die Illusionen und Zukunftspläne, hemmt jedoch die That, die zu deren Verwirklichung führt.

Schön und kunstvoll waren die Modelle der alkoholisch entarteten Körperorgane, die Professor Weichselbaum, der pathologische Anatom Wiens, zeigte. Zum Schluß sagte er, man müsse mindestens mäßig im Alkoholgenuß sein, aber besser sei völlige Abstinenz.

Professor Rasmowiz (Abstinenz, Professor der Kinderheilkunde in Wien) sprach energisch gegen die Verabreichung von Alkohol an Kinder. Er zeigte, wie der Wein die Verdauung der Kinder stört und ihren Geist allmählich

träglich und nervös macht. Wein schadet kräftigen wie schwächlichen Kindern, auch in Fieberzuständen. Professor Gruber bewies aus Untersuchungen von Laitinen und Anderen, daß Alkohol auf Infektionskrankheiten sehr schlecht wirkt. Leider hat der Alkohol einige Eigenthümlichkeiten mit den Nahrungstoffen gemein. Dadurch ließen die Aerzte sich verleiten, ihn zu empfehlen.

In eben so einfältiger wie fanatischer Weise erlaubten sich sogenannte „Naturärzte“, die Medizin und die Wissenschaft anzugreifen. Ich benutzte die Gelegenheit, um die Herren daran zu erinnern, daß es die Wissenschaft ist, die uns aus der Unwissenheit und dem Schmutz unserer Ahnen gezogen hat. Wenn auch ihre Vertreter nicht selten irren, so giebt Das Ignoranten und Dummköpfen noch kein Recht, die Mutter zu beschimpfen, ohne deren Lehre sie selbst ihre geringe Kenntniß nicht einmal hätten. Diese Worte bewirkten eine heftige Szene, die den Präsidenten zwang, den Naturärzten den Ausschluß vom Kongreß anzubrohen, falls sie ihre Obstruktion fortsetzten. Die Herren sprachen nämlich beständig von Vegetarismus und Naturheilverfahren, statt beim Alkohol zu bleiben. Anzuerkennen ist immerhin, daß einer von ihnen, Herr Brunner, ehrlich die Wissenschaft gegen seine Glaubensbrüder in Schutz nahm. Ich konnte auch statistische Ziffern über den Einfluß des Alkohols auf die venerischen Infektionen mittheilen. Unter 211 Fällen waren 76,4 Prozent der Männer und 65,5 Prozent der Weiber durch den Alkoholmißbrauch beeinflusst. Die größte Mehrheit bildeten leicht angeheiterte, unverheirathete Personen unter dreißig Jahren.

Professor Anton aus Graz gab dann eine ausgezeichnete Darstellung der Thatfachen alkoholischer Erblichkeit. Mit Vernunft und Wissenschaft kann man gegen die schlechte Zuchtwahl unserer Nachkommen reagiren; denn: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut.“ Professor Wagner von Jauregg behauptete, der Säuerwahnsinn komme besonders bei plötzlicher Entziehung des Alkohols vor und knüpfte daran eine Theorie. Doch wurde ihm auf Grund der großen Erfahrungen der Trinkerheilstätten nachgewiesen, daß die sofortige Entziehung des Alkohols bei Trinkern und Deliranten die beste Behandlungsmethode ist und keine Deliriumanfalle hervorruft.

Für die 9000 Idioten, die im Dezember 1900 bei der schweizerischen Volkszählung revidirt wurden, stellte Dr. Bezzola die Kurve der Zeit ihrer Zeugung (neun Monate vor der Geburt) auf. Er fand dabei zwei Zeugungsmaxima — zur Fastnacht und zur Weinlesezeit —, die aber den Min. der allgemeinen Zeugungskurve entsprechen. Nimmt man die Idioten der Weinbergskantone allein, so steigt das Weinlesemaximum außerordentlich. Diese Thatfachen stützen den alten Glauben an die Gefährdung der Krauschkinder.

Eine Reihe sehr interessanter Arbeiten enthüllten die schreienden Pbräuche, die den sogenannten Propinationrechten gewisser Klassen von Gr

und Brennerei-Besitzern in Oesterreich, besonders in Galizien, zu verbanken sind. Der Statthalter und Sanitätspolizeichef ist meist zugleich Mitglied der Propination-Kommission und oberster Alkoholverkäufer. Es liegt in seinem Interesse, möglichst viel zu verkaufen und die Sache der Propinationspächter zu vertreten, die sich also durch Volksvergiftung mit Hilfe eines in ihrem Sold stehenden Richters bereichern. Professor Reiniger aus Graz sprach über die Unsitte der Brauer, ihre Arbeiter zum Theil mit Bier (bis zu sechs Litern täglich!) zu bezahlen. Die Arbeiter dürfen das Bier nicht verkaufen, es nicht einmal Anderen zum Trinken geben. So zwingt man sie, einen Theil ihrer Besoldung gegen systematische Alkoholisirung einzutauschen.

Dr. Loeffler enthüllte die Wirkung des Alkohols auf Verbrechen und Verbrecher und bestätigte die anderswo gewonnenen Resultate. Wenn die Gesellschaft erst mit Grausen erkennen wird, wie theuer sie den Alkohol bezahlt, wird sie auf Mittel und Wege sinnen müssen, diese unausgeseht fließende Quelle der Verbrechen zu verstopfen.

Dr. Legrain sprach über die Rückfälle der Alkoholisten. Seine Tabellen mußten auch dem Blindesten zeigen, wie sinnlos es ist, chronische Alkoholisten zu verurtheilen und sie immer wieder ungeheilt freizulassen. Ganze Menschenleben waren da graphisch dargestellt, die sich, mit kleinen Freiheitintervallen, abwechselnd zwischen Zuchthaus und Irrenhaus abspielten. Unfähig, die Freiheit zu ertragen, fielen diese Leute stets nach kurzer Zeit dem Säuferwahn oder dem Verbrechen anheim. Im Verlauf von zehn Jahren war mehr als Einer zwanzig-, dreißig- und vierzigmal im Gefängniß oder in der Irrenanstalt gewesen. Solche Leute zeugen Kinder, die ihnen nachschlagen. Dabei entartet unsere Rasse und die Gesellschaft thut nichts, um dagegen anzukämpfen. Im Namen der Freiheit züchtet man Das, was sie zu Grunde richtet. Nur zwei Gesellschaften, die Guttempler und das Blaue Kreuz, arbeiten thatsächlich an der Trinkerheilung.

Professor Stooß, ein geborener Schweizer, der in Wien doziert, betonte die Pflicht des Staates, Trinkerasylo zu gründen und sie in den Dienst der Verbrechenbekämpfung dadurch zu stellen, daß die Trinkerheilung mit den Strafmaßregeln verbunden wird. Ein Doktrinarismus, der durchaus die beiden Dinge trennen will, hindert jede erfolgreiche Maßregel. Säufer müssen wie Irrenige behandelt werden. Stooß wünscht ein Trinkergesetz.

Dr. Tilkowski, Direktor der wiener Landesirrenanstalt, findet die chronischen Alkoholisten störend für seine Anstalt. Da er ferner findet, es sei eine Härte für die anderen Geisteskranken, die Abstinenz in der Anstalt überhaupt durchzuführen (ich fand stets, es sei ein großer Segen und Vortheil), so er auf die Idee gekommen, einfach alle Alkoholisten gleich nach Ablauf des Deliriums zu entlassen und nicht delirirende nicht aufzunehmen. Er ist außer-

ordentlich glücklich über die in seiner Anstalt so erzielte Nähe. Sein Kollege, der Gerichtsarzt Dr. Hinterstoißer, meint, daß die nicht mehr delirirenden chronischen Alkoholisten geistig völlig gesund und zurechnungsfähig, eben so wie pathologische Schwindler (der bekannte Fall Paetz) und andere konstitutionelle Fälle, sind, so daß Alles vorzüglich klappt, um diese Kranken zuerst ins Zuchthaus zu dirigiren und dann wieder auf das Publikum loszulassen. Nach Tilkowski und Hinterstoißer sind es ja Simulanten. Dieser einigermaßen fossile Standpunkt wirkte tragikomisch neben den vorzüglichen sachlichen Erörterungen der Herren Irrenhausdirektor Frank in Mänsterlingen, Boghard, Trinkerasyldirektor in Ellikon, und A. Smith in Nienhof, die sowohl die vorzüglichen Resultate der Trinkerheilung in der Schweiz und in Deutschland als die neuen Gesetze und Gesetzesentwürfe auf Grund eines bedeutenden Materiales darlegten. Ich griff die Herren Tilkowski und Hinterstoißer an und versuchte, den Irrthum ihrer Theorie und ihrer Praxis zu zeigen. Wissenschaftliche Wahrheit und Ueberzeugung dürfen nicht dem Anstaltopportunismus geopfert werden. Nicht das irre Neben, sondern das irre Handeln soll den Maßstab für die forensische Beurtheilung des Irstuns geben. Die Störungen des Willens und des Gemüthes sind hier wichtiger als die des Intellektes. Durch Loslassen solcher Leute auf das Publikum wird dem Uebel doch wahrhaftig nicht gesteuert.

Diese Episode hatte ein Nachspiel in wiener medizinischen Blättern, wo Herr Tilkowski aus von ihm mißverstandenen Berichten der privaten Trinkerheilstätte Ellikon (einer Wohlthätigkeitsstiftung) Angriffsmaterial gegen mich schöpfen zu können glaubte. Er sei nicht gegen die Trinkerheilung, wolle nur bössartige Elemente aus den Irrenanstalten entfernen. Ich klärte die Mißverständnisse auf und wies aus meinem pariser Kongressvortrag nach, daß ich selbst die Gründung besonderer Anstalten für die Versorgung unheilbarer Trinker befürwortet und deren Bedingungen skizzirt habe.

Professor Wagner von Jauregg findet, es fehle in Oesterreich an Enthufasteten des Guten, und will daher die katholische Kirche mit der Gründung von Trinkerasylen betrauen. Dagegen protestirt Dr. Wlassak, der aus der Krankenbehandlung keine konfessionelle Sache gemacht wissen will.

Professor Dr. Masaryk gab eine geistreiche Skizze der psychologischen Theorie des Alkoholismus. Im Trinken belügt man sich selbst. Man sucht künstlich den Zustand des Aberglaubens hervorzurufen. Der Naturmensch hat eine gewisse Angst vor der Klarheit und Genauigkeit des Denkens. Das Trinkbedürfniß ist eine Art Gebet, zweimal Zwei möge Fünf und nicht Vier sein. Der moderne Realismus kommt der Wahrheit näher. Um sein Verweilen in der Kneipe zu entschuldigen, sagt ein Bauer, dort seien alle Menschen gleich. Das ist Utopie im Trinken. Manche Trinker glauben,

im Alkohol Sentimentalität zu finden. Der Untermensch meldet sich. Phantasterei und Mystizismus sind auch Begleiterscheinungen des Alkoholismus; dem Menschen mangelt es an Individualität und so wird das Phantom des Uebermenschen alkoholisch konstruiert. Ich bin, sagte Masaryk, als Skeptiker hierher gekommen; ich war nicht schlüssig darüber: Ist Mäßigkeit oder Abstinenz das Richtige? Ich genirte mich eigentlich, Abstinenzler zu sein. Die hier gehörten Argumente haben auf mich einen entscheidenden Eindruck gemacht. Mir ist der Beweis erbracht, daß ein alkoholfreies Leben höhere Lebensauffassung, damit freudigere, reinere Lebensstimmung und schließlich schönere Lebensführung bringt.

Am Abend des ersten April hatten die Abstinenten Wiens mit den Führern der Arbeiterpartei eine große Versammlung in den Sofiensälen veranstaltet, an der etwa dreitausend Personen theilnahmen. Als Redner traten Professor Gruber, Oberrichter Otto Lang und ich auf. Dr. Adler bekannte sich öffentlich als Abstinenzler und erklärte, vorzüglich dabei zu fahren. Gruber sprach über den Alkoholismus und die körperliche Gesundheit, zeigte das Siechthum als Folge der Trunksucht und anderer Lächerlichkeiten und sagte: „Die Demokratie wird moralisch sein oder sie wird nicht sein.“ Diesen Spruch habe ich von je her auch auf den Sozialismus angewendet. Dann wies ich die Zerrüttung des Denkens, des Fühlens und des Wollens durch die alkoholische Lähmung des Gehirnes nach, schilderte die Illusionen, die sie uns vorspiegeln, und zeigte, daß um die zahlreichen Ketten, eine nach der anderen, zu brechen, die die Menschheit in Sklaverei halten, man zunächst diesen elenden Betrüger gründlich beseitigen müsse; Krüppel werden nie fähig sein, sich ihrer Fesseln zu entledigen. In glänzender, freimüthiger Rede zeigte Otto Lang die traurigen Folgen der Alkoholtrinkhitte für die Arbeiterpartei. „So lange der Alkoholismus herrscht,“ sagte er, „wird der Sozialismus nicht Fuß fassen können.“

Andächtig harrten die Zuhörer von acht bis zwölf Uhr nachts; so lange währte noch die nachfolgende Diskussion, in der alle Redner für die Abstinenz sprachen. Auf allen Tischen sah man Limonadeflaschen zwischen den Biergläsern, die entschieden in der Minderheit waren.

Am nächsten Morgen las Gruber dem Kongress die folgende Zuschrift vor, die er von kneipenden Studenten erhalten hatte: „Als begeisterte Anhänger der Anti-Alkoholbewegung bestreben wir uns nach Möglichkeit, den Alkohol in jeder Form, wo wir ihn finden, zu vertilgen. Diese Bierrechnung diene zum Beweis unserer verdienstvollen, mühevollen Thätigkeit; Temperenzquodlibet: Schlumpf, Piff, Pagat, Hinz.“ Dazu einige Studentenzirkel, die Gruber als solche von studentischen Verbindungen ansehen mußte. Er bemerkte kurz dazu: „Und Das glaubt, Kulturträger zu sein!“ Der blöde Bierwitz wurde mit Pfuirufen quittirt.

Herr Dr. Rudler aus Paris erzählte die Maßregeln, die im französischen Heer zur Bekämpfung des Alkoholismus ergriffen sind. Vagnon meldete, General Galieni habe soeben in Madagaskar einen militärischen Abstinenzverein gegründet.

Herr Dr. Perzl zeigte, daß unter 5,7 Millionen Einwohnern Böhmens 25,202 notorische Säufer leben, wovon 18,253 verheiratet sind und zusammen 65,876 Kinder erzeugt haben. Er stellt die Vermehrung des Borkonsums in Böhmen fest. Der Advokat Borodine aus Petersburg weist das völlige Mißgln des Alkoholmonopols in Rußland nach. Man trinkt dort mehr und in schlimmerer Weise seit seiner Einführung als vorher. Nur das Finanzergebnis, das man hintanzusetzen vorgegeben hatte, ist glänzend für die Regierung, die jetzt den größten Profit aus der verdoppelten Volkvergiftung zieht, während sie ihn früher mit Privatleuten theilen mußte. Mit offiziellen Zahlen bewies Borodine unzweideutig die Vermehrung des Konsums und der fiskalischen Einnahmen durch das Monopol. Natürlich protestirten die offiziellen Vertreter der russischen Regierung, die Grafen Starzinski und Bulowski, indem sie die Erhebungen der Gemeindebehörden über die Wirkungen des Monopoles und die Vertheilung von Antialkoholischuren im Volk herabzogen. Doch hatten sie mit diesen Argumenten wenig Glück, denn Frau Daszinska und ein russischer Student, Herr Grigorowicz, wiesen sie darauf hin, daß Analphabeten — und aus solchen bestehen die meisten Gemeindebehörden — weder Erhebungen machen noch Prochuren lesen können. Die meisten Erhebungformulare sind im Voraus ausgefüllt oder werden leer zurückgeschickt. Ironisch sagte Herr Grigorowicz hinzu: „Herr Graf Starzinski scheint nicht zu wissen, daß der russische Bauer verhungert; er mag das Buch: 'Das hungernde Rußland' lesen. Hier in Oesterreich ist nun Das ja erlaubt. In Rußland selbst können freilich die offiziellen Männer nicht wissen, was dort vorgeht, denn in Rußland ist es verboten, über Rußland zu sprechen. Der Herr Graf wolle in Rußland dafür plaidiren, daß man die Studenten nicht einkerker, die das Volk lesen und schreiben lehren wollen: dann wird er mit Erfolg antialkoholische Prochuren verbreiten können und wird sich um den Kampf gegen den Alkoholismus ein Verdienst erworben haben!“

Auch der katholische Klerus ließ seine Stimme hören. Wie Bergsgüter erwähne ich die Rede des Rectors Josef Naumann aus Gmünd, der von den Abstinenzvereinen Entzucht fordert und wohlwollend über die Heiligkeit des Guttemplerordens in Deutschland sprach, die er unterstützen wolle. Der schweizer Pfarrer Bovet sprach über das Blauwe Kreuz. Pfarrer Martiner stellte fest, daß von seiner vorzüglichen irdischen Dignifikation, das schweizerische Alkoholmonopol den Alkoholismus keineswegs eingedämmt habe.

Wenn auch der Schnapskonsum etwas abgenommen hat, so haben Bier- und Weinkonsum um so mehr zugenommen und ihr Alkoholismus sei nur noch klarer erkennbar in den Vordergrund getreten.

Herr Dr. Bergmann aus Stockholm beschrieb die Abstinenzbewegung und die Antialkoholgesetze in Schweden. Der antialkoholische Unterricht in den Schulen ist ein mächtiger Hebel. In wenigen Jahren wird man gegen die Bierfabrikation und den Bierhandel einen großen Schlag führen müssen, will man nicht von einer anderen Seite wieder dem Uebel verfallen. Die Abstinenzpartei zählt jetzt sechzig Mitglieder im Reichstag. Dank der Antialkoholreform des neunzehnten Jahrhunderts ist das vor hundert Jahren furchtbar alkoholisierte schwedische Volk eins der nüchternsten Völker der Erde geworden. Diese Reform hat ihm zugleich zu einem wesentlichen materiellen und geistigen Fortschritt verholfen. Herr Wakely sprach über die 3 500 000 Mitglieder der Hoffnungsbunde (Kinderabstinenzvereine) in England; und Herr Malins gab eine Beschreibung des Guttemplerordens.

Abends versammelten sich die Kongreßmitglieder im Hotel Continental zu der vom Damenkomitee unter dem Präsidium der Frau Marie von Ebner-Eschenbach vorbereiteten alkoholfreien Abendunterhaltung. Wohl zum ersten Mal in Wien wurden in Wasser Toaste ausgebracht.

Am nächsten Tage wurde über Alkoholismus in Oesterreich berichtet. Auch hier überall soziales Elend, Entartung der Bauernbevölkerung, intellektueller und ethischer Rückgang als Folgen der Alkoholfenche. Direktor Frank sprach sein Erstaunen darüber aus, daß die österreichischen Gesetze das Hausstren mit Antialkohol-Schriften verbieten. Das österreichische Vereinsgesetz und seine Vollzieher legen übrigens der Gründung von Abstinenzvereinen alle erdenklichen Schwierigkeiten in den Weg, statt solche gemeinnützige Arbeit zu unterstützen. Ein Sozialdemokrat, Dr. Verkauf, betonte die ökonomische Seite der Frage. Da die Regierung die Hälfte ihres Kriegsbudgets durch den Alkoholertrag deckt, nützt es wenig, wenn der Ministerpräsident den Alkoholismus ein schädliches Laster nennt: der Finanzminister erscheint, fordert zwanzig Millionen Kronen von der Alkoholsteuer, — und man macht der Tugend eine Verbengung und bleibt beim Laster. Durch das neue Branntweinsteuergesetz werden nun noch neue Interessenten geschaffen, die gegen die Abstinenz sein werden: die einzelnen Länder, denen ein Kontingent zugeteilt werden soll. Ferner schädigt man die Interessen der Wein-, Hopfen- und Gerstebauer. Der Kampf gegen den Alkoholismus ist ein Riesenkampf gegen die Ausbeutung, gegen den Bodenwucher, gegen mächtige verbündete kapitalistische Interessen. Mit Worten kann man gegen solche Gegner nicht aufkommen; dazu gehört eine Sozialpolitik, die keine Rücksichten kennt. Der Ehrenpräsident Dr. von Hartel habe gesagt, die zunehmende Verbesserung

der Lohnverhältnisse schaffe leicht Begierden ungesunder Art. Wenn der Minister nur einen Bid in die Arbeiterverhältnisse gethan hätte, würde er diese Aeußerung nicht gemacht haben. Inspektor Gerenyi sucht das Botum Verlaufs durch den Hinweis auf Rußland zu entkräften, das viele Millionen Monopogeld zur Bekämpfung des Alkoholismus ausbebe. Nach den Darlegungen des Herrn Bördine verfehlt jedoch dieses Argument seine Wirkung. Selbst in der demokratischen Schweiz verhalten die am Monopol interessirten Kantonregierungen sich in der Regel ablehnend gegen die Alkoholbekämpfung, verwenden sogar das gesetzlich für diesen Kampf bestimmte „Alkoholgehütel“ für andere Zwecke (der Kanton Waadt für die verwahrloste Jugend und der Kanton Zürich für ein Sanatorium für Tuberkulose). Daß eine ernste Alkoholbekämpfung Interessentkonflikte schaffen muß, erkennt auch der Kongreßpräsident an. Doch sei man in Oesterreich lange noch nicht so weit und müsse zunächst anfangen, Etwas zu thun. Und wirklich lehren uns ja gerade hier viele Vorträge, wie sehr selbst die Alkoholisirung der Jugend in Oesterreich noch grassirt.

Ich selbst sprach noch über die Berechtigung mäßigen Alkoholgenusses vom Standpunkt der Volkshygiene und wies alle Argumente, die man für solchen Genuß ins Feld führt, als grundlos zurück; manche stammen aus der Unkenntniß des Alkohols und seiner Einwirkung auf Individuum und Gesellschaft; andere sind rein sophistischer Natur.

Vor dem Schluß des Kongresses — der nächste wird in Bremen stattfinden und der erste in Deutschland sein — dankte Dr. Legrain dem Vorsitzenden herzlich für seine vorzügliche Leitung und den wiener Damen für den liebenswürdigen Empfang. Aus der Schlußrede des Vorsitzenden sind namentlich die Sätze beherzigenswerth: „In eine Welt voll Haß, Verblendung, Verzweiflung und Muthlosigkeit hat dieser Kongreß hineingerufen mit der Stimme der Vernunft, Menschenliebe und Hoffnung. Wie Himmelschöre in der Heiligen Nacht ist der Geist der Menschenliebe, der Eintracht und des Verständnisses dafür, daß alle Menschen gemeinsame Ziele haben, hinausgedrungen. Ich danke unseren ausgezeichneten französischen Freunden, daß sie so oft darauf verzichtet haben, ihre so herrliche Muttersprache zu gebrauchen. Sie haben damit ausgedrückt, daß es nicht darauf ankommt, in welcher Sprache man spricht, sondern darauf, was man spricht, und, daß man sich versteht. Es giebt auch eine Trunkenheit des Ideals; wir sind berauscht v dem Gedanken an ein gesunderes, tüchtigeres, edleres Menschenthum, da kommen soll. Alle mögen uns heischen, daß diese Ideale nie verschwinden

Nach dem Kongreß, dessen Inhalt besonders von der Neuen Freien Pres vorzüglich wieder gegeben wurde, wurde ich zunächst ersucht, einen Vortrag über die Rolle der Frau im Kampf gegen den Alkoholismus zu halten. In d

folgenden Diskussion verteidigte Fräulein Weinreb den Weingenuß mit geschichtlichen und poetischen Argumenten. Dennoch gelang es, einen Frauenabstinenzverein Wiens zu gründen. Außerdem bildete sich ein Consortium zur Gründung von alkoholfreien Restaurants in Wien. Am sechzehnten April hielt ich dann vor etwa zweitausend Personen, meist Arbeitern, in Graz einen Vortrag über die Alkoholfrage. Die Arbeiterschaft zeigte sich der Abstinenzbewegung sehr sympathisch gestimmt und hat bald darauf einen Anti-alkoholistenverein für Steiermark gegründet. Auch in Budapest, wohin ich in Folge des Aufsehens gerufen war, das der Kongreß erregt hatte, hielt ich zwei Vorträge für ein gemischtes Publikum und speziell für Frauen. Auch hier war die Diskussion lebhaft und die Gründung eines Abstinenzvereins gelang, der schon fünfzig Mitglieder zählt und sich dem Alkoholgegnerbund angeschlossen hat. Eben so ging es in Preßburg. Diese That-sachen zeigen, daß die Abstinenzbewegung in Oesterreich-Ungarn Boden gewonnen hat. Die in ihr lebende Kraft wird ihr dort, wie in anderen Ländern, zu weiteren Fortschritten helfen.

Wenn ich jetzt auf die ganze Veranstaltung zurückblide, so muß ich wieder der schönen Schlußworte Grubers gedenken. Die Wärme, der so ganz natürliche und herzliche, für das Vaterland Mozarts so charakteristische Enthusiasmus, mit dem der Kongreß in Wien empfangen wurde, hat alle Theilnehmer ergriffen. Nicht ohne ein Gefühl der Behmuth über die unglücklichen sprachlichen und politischen Verhältnisse Oesterreichs hat wohl Jeder in sich das Sehnen empfunden, so harte Schicksalsschläge möchten dazu beitragen, die aufgeregten Gemüther auf solche einigende, rein menschliche soziale Fragen, wie die Alkoholfrage, abzulenken. Wer weiß? Nicht so selten entsteht Gutes aus Schlechtem! Jedenfalls mußten der tief ernste Ton der Redner und die andächtige Ausdauer der Hörer Jedem auffallen. Ein Vergleich mit der Interesselosigkeit und Blasirtheit, die in manchen anderen Gegenden bei solchen Anlässen zu spüren sind, fällt für Oesterreich sehr günstig aus. Selbstzufriedenheit, Selbstverherrlichung und hochmüthige Ablehnung aller Reformbestrebungen sind bekanntlich die unzweideutigsten Vorzeichen des Stillstandes, wenn nicht des Rückschrittes. Wir fanden nichts davon in Oesterreich. Das that uns wohl. Vergleichsobjekte mit Kontrastwirkung in dieser Hinsicht will ich lieber nicht nennen. Der deutsche Leser wird sie selbst finden.

Chigny.

Professor Dr. August Forel.



Hiob.

Es war in dem Jahre ein großer Segen Gottes auf den Feldern gewesen; denn im Januar war sehr viel Schnee gefallen und es thaute schon langsam von Anfang Februar an, so daß die Feuchtigkeit gänzlich bis tief in den Boden zog; gegen Ende Februar war die ganze Erde schwarz und die Sonne schien bereits warm, wie sonst im März; den ganzen März durch währten die sonnigen Tage; und als im April der Boden durch die Trockenheit Roth zu leiden schien, fiel lange, fast vierzehn Tage, ein feiner und warmer Regen, der wiederum nicht abließ, sondern von der Krume festgehalten wurde. Dann folgten im Mai drückend heiße Tage, zuerst noch mit feuchter Luft, endlich ganz trocken. Mit solchem Wachsnetter schien Gott zeigen zu wollen, was er vermöge für Die, so er liebt; denn manchen Bauern war der Roggen so geblieben, daß er hier und da schon Ende Mai gemäht wurde, was seit Menschengedenken nicht geschehen war; Viele pflügten die Stoppeln gleich wieder um und säten Klee an, den sie im Herbst frisch verfuttern wollten. Wunderbar war namentlich der Weizen gewachsen; ein Bauer hatte eine Pflanze, bei der aus einem einzigen Korn über hundert Halme mit Aehren gekommen waren, die zusammen an zwei Pfund wogen; diesen Busch hängte er zum ewigen Andenken in der Kirche auf, hinter dem Altar, wo die Myrthenkränze der früh verstorbenen Mädchen vom Luftzug der Thür leise bewegt werden. Ende Juni war die Weizenernte auf allen Feldern schon beendet; und so reif war die Frucht, daß der Segen auf der Dorfstraße überall verstreut war und die Gänse, die verlorene Körner auflesen, ganz fett wurden bei großem Schreien und Flügel schlagen.

Unter diesen allgemeinen Umständen brachten auf einem Bauernhof die Knechte eben die letzten Fuhrn. Ein hochgetürmter Wagen stand unter der Scheunentüre; der Knecht machte den Baum los und warf ihn auf den gepflasterten Boden, wo er mit klingenden Tönen federte, daß auf dem goldgelben Misthaufen die sauberen Kühe, die sich neugierig an die Barren gedrängt hatten, erschreckt fortliefen; ein Bullenkalb mit krausem Stirnhaar sprang mit allen vier Füßen zugleich in die Höhe. Die barfüßige Magd oben in der Luke schlug die Rode um die Beine zusammen und sprang juchzend auf das Fuder, wozu der Knecht mit pffiffigem Gesicht, sich den Schweiß mit der flachen Hand abwischend, einen starken Wit machte; und dann griffen die Beiden zu den Forken und reichten abwechselnd die Garben in die Höhe.

Unter der Hausthür stand die Frau, im grauen, kurzen Beiderwandrock, ein schwarzes Tuch um den Kopf gebunden, sorgenvollen Herzens; sie rief den Leuten scheltende Worte zu, wie es Gewohnheit ist, und die Leute ließen sie unbekümmert rufen. Der Bauer kam eben vom Feld, die Harke auf der Schulter; er trat an die Barre und kraute dem Bullenkälbchen den Kopf, i. mancherlei Gedanken versunken; erst als es mit seiner rauhen Zunge ihm an Hemdärmel leckte, fuhr er auf und gab ihm einen leichten Schlag mit der Hand der junge Hund mit seinen dicken Beinchen, der gespannt neben ihm stand, sprang auf das zurückweichende Kälbchen zu und wollte es jagen; aber der Bauer pfiff ihn sogleich zurück.

Als er über den wohlgepflegten Hof blickte, die schön gestrichenen Wände des Hauses, der Ställe und Scheunen, das glänzende Vieh, das mit vorgestreckten Köpfen nach ihm sah, das hohe Fuder, auf dem die fleißigen Leute abluden, erhob sich in ihm die Zufriedenheit und Sicherheit und ein Gefühl, daß ihm Niemand Etwas zu sagen hatte, daß er Keinen zu bitten brauche und daß ihm nichts geschehen könne. Tauben trippelten vorsichtig und suchten Körner und ein Täuberich lief gurrend um seine Frau herum. Das gab ihm ein ganz starkes Bewußtsein in seine Seele.

Da trat in den Thorweg ein Bettler in zerlumpter städtischer Kleidung und zerplagten Stiefeln, der aber doch einen reinen Hemdtragen und unter dem bis oben zugeknöpften Rock eine sorgfältig geknüpft Binde trug. Er sprach nichts, sondern grüßte nur, indem er den Hut lächerlich tief schwenkte, und sah ihn stehend an. Dem Bauern gab es plötzlich einen Stich und er wandte dem Mann den Rücken; dieser grüßte dann noch einmal und ging weg.

Nest überkam ihn mit Eins wieder die Angst, die ihm geschickt war als eine Züchtigung. Er wußte nicht, weshalb er sich so rauh abgewandt hatte; eigentlich hatte er sich geschämt um den verkommenen Menschen: aber er dachte, daß er vielleicht dem Mann das Stück Brot nicht gegönnt habe, denn er selbst arbeitete mühsällig vom Morgen bis zum Abend, und wer nicht arbeitet, Der soll auch nicht essen; er hatte wohl einen Haß gegen den Menschen. Aber zwischen den Tauben sah er einen schlechten Sperling, der frech sein Körnchen pickte; wollte nicht Gott, daß auch der Sperling sich nährte, und der arbeitete doch nicht noch nützte er sonst den Menschen?

Uebermächtig war Gottes Segen gewesen in diesem Jahr. Aber er wußte wohl: weder er, noch ein Anderer hatte ihn verdient. Und vielleicht waren die Anderen grobe Sünder, ihm zur Versuchung durch den Widersacher, damit er sich als ein Besserer erschienen konnte. Denn gewißlich war es nicht Gottes Wille, daß er hier stehen sollte und stolz sein in seinem Herzen.

Und so stieg es in ihm aus dem Herzen auf, siedend heiß, bis in den Kopf, daß ihm schwindlig wurde und er sich zusammennehmen mußte, um nicht hinzufallen. Er wußte wohl, daß er dem Bettelmann nachgehen sollte, ihn bei der Hand ergreifen und zu sich führen, um ihn zu laben. Aber ihn würgte die Scham, daß ers nicht thun konnte. Und so feig war er, so menschenfürchtig, daß er der Scham nachgab. Denn auch Solches waren des Teufels Wirkungen in uns.

Und da schwankte durch die Dorfstraße der letzte Wagen heran; oben auf den gethürmten Garben saß sein Töchterchen, das einzige Kindlein, das ihm Gott gegeben hatte, im rothen Kleid, die Beinchen auseinandergebreitet und sich ängstlich und mit glücklichem Gesicht am Baum festhaltend. Von Weitem schon sah sie ihn und jubelte ihm zu; aber ihm schnitt die Unschuld ins Herz. Er ging mit langen Schritten zu dem halb entladenen Fuder, das dort stand, schwang sich hinauf, und indem er die Forke unter das Band stach, half er dem Knecht und der Magd die Garben in die Luke werfen, zwei auf einmal hochhebend; die Leute oben konnten sie nicht so schnell wegtragen auf die Bause, wie sie vor ihnen niederrauschten.

Wenn Gott ihn strafen wollte: nur nicht an dem Kind, nur nicht an dem Kind, so betete er heimlich bei seiner Arbeit. Aber freilich: an Kindern

und Kindeskindern suchte Gott heim. Und hatte er denn schon seine Schuld bezahlt? War ihm bisher denn nicht Alles geglückt? O, der Tag der Abrechnung würde schon einmal noch kommen! Nur in Sicherheit gewiegt wurde er jetzt, aber Gottes Hand weiß zu finden, wen sie schlagen will.

Spät schlief er ein zu schweren Träumen. Aus dem Pferdestall herüber, der Wand an Wand mit dem Wohnhaus gebaut war, hörte er mitunter ein Klirren der Ketten und ein schweres Stampfen und Schnaufen. Plötzlich fuhr er empor und lauschte. Es klang, als ob die Thiere sich ängstlich bewegten. Er zog sich nothdürftig an und ging auf den Hof. Da arbeiteten sich eben durch das Dach der Scheune die Flammen und im selben Augenblick begannen die Kühe ängstlich zu brüllen und aus der offenen Luke des Stalles über dem Kuhstall kam ein dicker Rauch in die helle Mondnacht. Jetzt erscholl Bellen und Winseln des Hundes. Das war angelegt. Schnell enttettelte er den Hund, der an ihm hochsprang, lief in den Stall, schirrte ein Pferd los, das stolperig aus der Thür eilte, rüttelte die schlaftrunkenen Knechte wach, die Beide in der Ecke des Stalles auf einer Bahne schliefen, schrie ihnen zu, die anderen Pferde zu retten, die schon mit glänzenden Augen an ihren Ketten rissen, und stürzte ins Haus, wo die Frau sich eben ankleidete. Er ergriff das Kind, das sich, erstaunt lallend, die Augen rieb, packte die Kleidungsstücke, die er gerade fassen konnte, und trug es aus dem Haus, über den Hof, durch den Thorweg, gefolgt von dem wie irr springenden Hunde, bis an den Unterteich, wo er sie in das tiefe Kraut niederlegte. Da stürmte schon die Feuerglocke, in den Häusern wurde Licht gemacht, in den Thüren erschienen Menschen. Als er zurückkam, lief ihm die Frau entgegen mit Betten in den Armen. Die Pferde rasten durch den Thorweg, eins schlug Funken aus einem Pflasterstein, auf dem es glitt. Die Kühe brüllten und rasselten mit ihren Ketten, ein Knecht stürzte, mit Blut besudelt, aus der Thür des Kuhstalles. Der Hund, der merkte, daß die Kühe herausgetrieben werden sollten, lief bellend hinein und vermehrte nur die Angst der angefetteten Thiere. Der zweite Knecht hielt den Bauern mit Gewalt zurück und zerriß ihm den Rock, als er dem Hund nachzueilen wollte. Jetzt kamen andere Leute, liefen ins Haus, schleppten allerhand Geräthe auf den Hof. Der Bauer saß stumpfsinnig auf einem umgeworfenen Schiebekarren, hielt die Hände im Schoß, sah die Flammen außen huschen, das Feuer von innen heraus durch das Dach schießen, den Rauch durch die Lufen sich ballen, hörte das verzweifelte Brüllen der Thiere und dachte, daß die Gerste noch auf dem Felde war, wunderte sich, weshalb die Leute nicht auf den Gedanken kamen, daß das Feuer das übrige Dorf verbrennen werde, und schrie dann, daß die Speckseiten aus dem Schornstein genommen werden sollten. Da erst dachten die Leute an die Gefahr, und daß die fliegenden Garben das übrige Dorf anstecken würden: sie liefen auseinander. Jeder wollte seine Dächer mit Wasser begießen.

Aber ehe die erste Hilfe von Feuerwehrleuten und Wschgeräthschaften an der Stadt kam, stand schon das halbe Dorf in Flammen; und obwohl jetzt niedergerissen und mit Spritzen gelöscht wurde, war doch keine Rettung mehr möglich und alle Gebäude, die unter dem Wind waren, verbrannten.

Und so lagen am anderen Tage verkohlte Haufen, aus denen noch dünne Rauchsäulen aufstiegen; schwarze Mauertrümmer standen, zackig und schief; i

ihnen lehnten halbverbrannte Balken; Viehleichen, denen das Haar abgefeigert war, lagen aufgebunsen und ekelhaft unter den Trümmern; Gesindel, das plötzlich erichienen war, wie aus der Erde gewachsen, wühlte im Schutt, sich Fleisch zu holen, hier verschmeckt und dort sich wieder sammelnd; hochaufgetürmte Haufen von Garben mit vollen Aehren, viele gar nicht angebrannt, waren von zerbrochenen, geschwärzten Ziegeln und Kalkstücken bedeckt; ein Schrank, ein Ballen Betten, kupfernes oder eisernes Küchengeschirr, das zufällig gerettet war, lag über den Anger verstreut; und dazwischen liefen Gänse herum.

Der Bauer arbeitete mit einer schweren Hacke zwischen den schwarzen Mauern des Wohnhauses; der Boden war noch glühend heiß, trotzdem er lange Wasser aufgegossen hatte, und er stand mit den Füßen auf einem großen Trittsstein, den er hergewälzt hatte. In einem hohlen Balken hatte er einige hundert Thaler in Silber verwahrt und er suchte nun das geschmolzene Metall, nachdem er sich die Stelle ausgerechnet hatte, wo es liegen mußte; aber er fand keinerlei Ueberreste, nur geschwärzte Steine, Strohbüschel, etwa ein verbogenes Stück Eisen, das er mit zu einem Haufen in der Mitte warf. Als er ermüdet mit der Arbeit innehielt und aufsaß, erblickte er sein Weib, in der offenen Einfahrt stehend, dessen Thore aus den Haspen gehoben waren, wie sie ihre geballte Faust gegen den Himmel schüttelte, und hörte sie Gott fluchen. Und da er diese Vösterungen vernahm und das geschwärzte Gesicht mit den blutunterlaufenen Augen sah, gedachte er an Hiob; und er wußte, daß seiner Leiden Ende noch nicht gekommen war.

Das Kindchen aber saß unter dem Hollunderbusch, der unverfehrt geblieben war, und spielte mit den weißen großen Zähnen der verbrannten Kühle und jubelte über die Menge.

So war es nun nöthig, Geld aufzunehmen, um den Hof wieder zu bauen und alle Geräthe zu kaufen und Vieh zu beschaffen. Ein Mann will Ewigkeit; und die Kinder seiner Kindeskinde, die aus seinen Lenden entsprossen sind, sollen in seinem Hause wohnen, gerade so, wie er selbst wohnt. Deshalb ging er in die Stadt zum Kaufmann, um von ihm das Darlehen zu erbitten. Da wurde ihm so recht klar, wie dem Bettler zu Muth gewesen sein mochte; denn das Bitten ist das Schwerste in der Welt.

Er trat befangen in den Laden, wo vor den Trefen rotharmige Dienstmädchen standen. Der Kaufmann war ein kleiner, runder Mann mit einem lustigen Pausbackengesicht, unruhigen Augen und rothen Haaren. Er lief eilfertig hinter dem Labentisch hin und her, wog ab, schüttelte die Mäßen und verschloß sie, tauchte den Arm in das Heringfaß, wuschte sich die Hand an der schmutzigen Duelle und machte Witze, daß die Mädchen sich mit den Ellbogen kichernd in die Seiten stießen oder sich quiekend bogen. Er wußte schon, was der Mann wollte, und erzählte den Mädchen, die sich mitleidig umblickten, Das sei wieder Einer von den Abgebrannten, die glaubten, daß er Gold machen könne aus Häffel, wie die Bauern; heute aber werde nichts mehr verdient beim Geschäft, sondern zugesetzt wegen des großen Wettbewerbes und der vielen Steuern. Der Bauer schämte sich, als der Kaufmann sein Anliegen Allen erzählte und ihn die Mädchen bemitleideten: aber er dachte an die Frau, die zu Hause betete und das Kind zum Beten anhielt, daß er das Geld bekomme, und deshalb blieb

er mit unbewegtem Gesicht sitzen, hinten auf der Tonne, wo er sich niedergelassen hatte. Der Kaufmann rief seinem Weibe, daß sie den Laden versehen solle, dann nickte er dem Bauern zu und ging mit ihm in die Schreibstube, wo er sich auf einen hohen Hock setzte und mit den Fingern trommelnd und gleichgiltigen Gesichtes erwartete, was Der ihm sagen werde. Als die Bitte vorgebracht war, machte er ihm erstlich harte Bormwürfe, daß er oft seine Waaren von Anderen bezogen habe, als ob nicht seine eben so gut seien, und dann sagte er, wie er schon so viel ausgeliehen habe, das er nie wieder einbekommen werde, so daß er kein flüssiges Geld mehr besitze. Der Bauer schwieg bekümmert zu diesen Worten, obwohl er wußte, das Alles sei Lüge und nur in böswilliger Absicht gesagt; und er dachte daran, wie manchem Wittteller zu Muth gewesen sein mochte, der in ähnlicher Art vor ihm gestanden hatte, und wurde ihm sein ganzes vergangenes Leben klar, denn Hiob war gewesen ein Mann, schlecht und recht, im Lande Iſ, gottesfürchtig und mied stets streng das Böse, und dennoch gab ihn Gott in die Hand des Bösen, nahm ihm Alles, was er hatte, und schlug ihn mit Schwären von der Fußsohle bis zum Scheitel; und doch hatte er nicht den Dürftigen ihre Begierde versagt und die Augen der Wittwen lassen verschmachten noch einen Bissen allein geessen und nicht der Waise auch davon gegeben.

Als der Bauer so verstummte, trat eine große Stille ein zwischen den Beiden. Dann aber fing der Kaufmann mit der Hand eine Fliege aus der Luft, zerquetschte sie mit den Fingern, warf sie auf den Boden und sagte, daß er trotzdem aus besonderer Achtung für ihn das Geld beschaffen wolle, was freilich viel Mühe und Unkosten machen werde. So wurden sie endlich handelsseins; der Bauer versprach hohe Zinsen, verpfändete seine Aeder und unterschrieb einen Schein mit vielen Schlichen und Sicherungen, zwar zornigen Herzens über den Wucherer, aber in der gewissen Hoffnung, er könne bei großem Fleiß, und wenn Gott auch nur mittlere Ernten schicke, die Zinsen bezahlen und endlich auch noch die Hauptsumme abtragen.

Dann ging er schweren Herzens und mit nachdenklichem Gemüth aus dem Hause des Kaufmannes; bevor er sich aber auf den Heimweg machte, erstand er noch in einem Laden ein Püppchen für sein kleines Mädchen, dem seine alte Puppe mit verbrannt war, die es immer bei sich im Bettchen gehabt und jeden Abend ausgezogen und jeden Morgen angekleidet hatte.

Ruin kamen jedoch ohne Unterlaß nach einander schwere Schläge.

Bei dem neuen Aufbau des Hofes strengte sich der Bauer gleich in der ersten Zeit, als der Brandschutt abgeräumt wurde, über seine Kräfte an, schleppte sich Monate lang sich herum und genas sehr langsam, jedoch nicht zu seiner vorigen Gesundheit. In dieser Zeit wurden die Gebäude unter Dach gebracht und zum großen Theil inwendig ausgebaut, mit viel größeren Kosten, als er erwartet hatte, da bei seinem Fernsein die Maurer und Zimmernechte faul waren und sich unnöthige Tagelöhne aufschrieben und auch Manches verworfen und muthwillig beschädigt ward. Als das Arbeitgeräth angeschafft wurde, das fast gänzlich verbrannt war, zeigte sich, daß es eine weit höhere Summe kostete, als er veranschlagt hatte, denn viele unbeachtete, aber nothwendige kleine Dinge, sonst von den Urvätern vererbt und gelegentlich erneut, machten zusammen fast so viel wie die wenigen großen Geräthe, die er anfangs allein berechnet hatte. Es war nicht so

gutes Vieh zu bekommen, wie das alte gewesen war; denn wenn die Händler wissen, daß an einem Ort großes Bedürfniß herrscht, zu kaufen, so treiben sie nicht das beste Vieh an, da sie sicher sind, auch das geringere loszuwerden. Jeder weiß aber, welcher Verlust geringes Vieh für eine Wirthschaft ist, das Löhne kostet und Futter wie das gute und doch weniger einbringt. Endlich aber zeigte sich die nächste Ernte als von schlechter Aussicht, weil häufig geringe Ernten auf vorzügliche folgen und weil dem Boden wegen der vielfältigen anderen Arbeit sein Recht nicht geworden war.

So konnte der Bauer schon im ersten Jahr die Zinsen nicht bezahlen, mußte vielmehr nochmals Geld aufnehmen. Diesmal wollte ihm der Kaufmann nur gegen Wechsel leihen; und so sehr der Bauer erschrak, als er Das hörte, und dem Kaufmann nachwies, daß jede Sicherheit vorhanden sei, vermochte er doch keine günstigere Bedingung zu erlangen. Wie aber ein Mann, auch bei nur geringen Unglücksfällen, wenn er einmal solche gefährlichen Verpflichtungen sich aufgeladen hat, immer tiefer in Abhängigkeit und Verschuldung geräth, erwies sich auch hier wieder. Es folgten Hagelschläge und Prolongationen, Viehkrankheiten und Pfändungen; und nach kaum fünf Jahren stand Werther vor der Aussicht, daß er mit seiner Frau und der während dieser Zeit zu einem fünfzehnjährigen Jungfräulein herangewachsenen Tochter von Haus und Hof durch den unbarmherzigen Gläubiger würde vertrieben werden. Denn Dieser hatte die Hauptsumme zu einem bestimmten Termin gekündigt; und bei seinen schlechten Umständen wollte sie ihm kein Anderer borgen.

Schon hatte der Bauer aufgehört, sich abzuquälen mit den Gedanken über die Schuld, die Zinsen, die Rückzahlungen und den Zusammenbruch. Er hatte so lange über diese Dinge nachgedacht, daß er nicht mehr konnte und gänzlich müde geworden war. Wenn ihm jetzt ein solcher Gedanke kam, so war ihm, als ob sein Gehirn plötzlich ganz leer geworden sei und gar nichts enthalte, womit er denken könne; nur die Unruhe im Herzen hatte er, daß er sich hätte vor einer Maus fürchten mögen. Deshalb stand er mit dem Frühesten auf, weckte die beiden Knechte und zog schon vor ihnen außs Feld: immer hinter dem Pflug her, die Peine um den Hals geschlungen und die Augen auf den Boden gerichtet, wo der Pflugschar einen glänzenden Streifen loschnitt, der zu Schollen bröckelte, und das Streicheisen diese halb umwarf auf die Nebenscholle. Am Ende der Furche, wenn er den Pflug ausheben und wenden mußte, erwachte er wie aus tiefem Nachdenken; und er hatte doch nichts gedacht; nur den glänzenden Furchenrand und das Umfallen der abgeschnittenen Schollen betrachtet. So war er immer hinter dem Pfluge hergegangen, seit ihn sein Vater mit auf den Acker genommen hatte, und ihm war das Gefühl: Das müsse immer so weiter gehen und er dürfe nur nicht aufhören mit seiner Arbeit.

Abends aber, wenn er müde nach Hause kam, mit brechenden Knien, holte er die alte Bibel vom Reck, deren Blätter braun waren von den Händen seiner Vorväter, die sie umgewendet, und fleckig von dem Del der Lampe, bei der sie mühsam die großgedruckten Zeilen zusammenbuchstabirt hatten. Da las er im Buch Hiob:

„Wußtest Du, daß Du zu der Zeit solltest geboren werden? Und wie viele Deiner Tage sein würden? Bist Du gewesen, da der Schnee herkommt,

oder bist Du gewesen, da der Hagel herkommt, die ich habe verhalten bis auf die Zeit der Trübsal und auf den Tag des Streites und Krieges? Durch welchen Weg sich das Licht theilet und aufführt der Ostwind auf Erden? Wer hat dem Plazregen seinen Lauf ausgetheilt und den Weg dem Bliß und Donner? Daß es regnet auf das Land, da Niemand ist, in der Wüste, da kein Mensch ist? Daß er füllet die Eindden und Wildniß und macht, daß das Gras wächst? Wer ist des Regens Vater, wer hat die Tropfen des Thaus gezeugt? Aus wem Leibe ist das Eis gegangen und wer hat den Reif unter dem Himmel gezeugt, daß das Wasser verborgen wird wie unter Steinen und die Tiefe oben gestehet? Kannst Du die Bande der sieben Sterne zusammenbinden? Oder das Band des Orion auflösen? Kannst Du den Morgenstern hervorbringen zu seiner Zeit? Oder den Wagen am Himmel über seine Kinder führen? Weißt Du, wie der Himmel zu regiren ist, oder kannst Du ihn meistern auf Erden? Wer giebt die Weisheit in das Verborgene? Wer giebt verständige Gedanken?“

Aber während er mit bebenden Lippen für sich hin las und sein Töchterchen sich ängstlich an ihn schmiegte, stand sein Weib vor ihm, die Arme in die Seite gestemmt und schmähte:

„Hältst Du noch fest an Deiner Frömmigkeit? Ja, segne Gott und zieh vor dem Bucherer die Müze ab, wenn er uns jagt von unserem Hause! Dann schneide Dir einen Stecken und schäle ihm die Rinde ab und bettle für Weib und Kind. Denn was ich eingebracht habe an Geld, Betten, Leinen und vollen Schränken, ist den selben Weg gegangen wie Deiner Eltern Habe und von unserem Schweiß wächst des Juden Kohl. Wähnst Du, der Herr wird Dich segnen hernach? Der Hals ist mir steif geworden von dem Ausgucken nach den vierzehntausend Schafen und den tausend Joch Rinder, ob sie nicht über den Bach kommen; ja, vielleicht, daß dieser schlappe Leib noch einmal trüchtig wird und Du kriegst noch sieben Söhne und drei Töchter, die letzte Brotrinde zu fressen und Dir zu helfen, den Bettelsack tragen, wenn Dir bis dahin die Arbeit das letzte Mark aus den Knochen getrocknet hat, daß Du ihn nicht selbst schleppen kannst. Pfui über den Herrgott, der seine Diener giebt in die Hand des Satans, daß er sie verderbe! Wohl gethan haben die Juden, daß sie ihn ans Kreuz schlugen. Haben wir nicht das Land bebaut im Schweiß unsers Angesichts und sind Niemand nichts schuldig geblieben, haben Steuern und Abgaben gezahlt und keiner Unzucht gefröhnt noch Unmäßigkeit? Aber wenn es ihm Freude macht, den Frommen zu drücken und den Gottlosen zu erheben, so will ich auf Bibel und Gesangbuch speien und beten zum bösen Feind, denn der Gottseibeius hilft Denen, die zu ihm flehen und läßt sie nicht verkommen.“

Zitternd hörte der Bauer diese Lästerungen. Er schlug den Arm um das Kind und sprach zu ihm: „Singe mit!“ Und dann sang er, während das Mädchen mit ihrer von Thränen erstickten Stimme zu begleiten versuchte:

Ach, bleib mit Deiner Gnade
Bei uns, Herr Jesu Christ,
Daß uns hinfort nicht schade
Des bösen Feindes List.
Ach, bleib mit Deinem Worte
Bei uns, Erlöser werth,

Daß uns beid hier und dorte
 Sei Gut und Heil beschert.
 Ach, bleib mit Deinem Glanze
 Bei uns, Du werthes Licht!
 Dein Wahrheit uns umschanze,
 Auf daß wir irren nicht!

Das Weib heulte mißthönig dazwischen und versuchte, die frommen Klänge zu stören durch ein freches Totenlied, wie solches sonst nie über ihre Lippen gekommen war und das sie gehört haben mochte von irgend welchem verlorenen Volk auf der Landstraße; und dem Mann brach endlich die Stimme ab vor herzbrechendem Schluchzen. Denn wie sie als Mädchen am Sonntag abends durch die Dorfstraße gegangen war, eingehenkt in einer Reihe mit den Anderen, hatten sie schöne, alte Lieder gesungen. Er aber hatte vor Gottes Altar die Verantwortung auf sich genommen, sie zu halten in Ehrbarkeit und christlicher Zucht. Und wenn nun Gott ihn fragte nach seinem Weibe, so mußte er antworten wie Cain: Soll ich meines Bruders Hüter sein? Sie redete sich um Seligkeit und ewiges Leben; wie sollte er vor Gott bestehen? Und der Herr unser Gott war ein eifriger Gott. Er suchte heim bis ins dritte und vierte Glied. Und hatte er nicht einen großen Wind von der Wüste geschickt und stieß auf die vier Ecken des Hauses und warf es auf Hiobs Kinder, also, daß sie starben? Hiob aber sündigte nicht und that nichts Thörlisches wider Gott.

Da kam ihm ein Gedanke, wie er wollte seines Weibes Seele retten, mochte darum auch er selbst zur Hölle fahren; denn ein guter Hirte stirbt für seine Herde, und was Gott einem Menschen anvertraut hat, muß er hüten, auch mit eigener Gefahr. So brütete er im Geheimen und dachte sich ein Lügengespinnst aus, wie er wollte sein Weib täuschen. Er ging in die Stadt, als habe er dort zu thun, und als er wieder heimgekommen war, erzählte er seine Erfindung. Der Herr habe ihm eingegeben, zum Konsistorium zu gehen und dem seine Noth zu klagen. Da seien die Herren Räte aufgestanden von ihren Bänken und hätten ihm Trost eingesprochen und gesagt, daß Gott ihn nicht verlassen werde: der König werde das Geld geben, das er schuldig sei, in neuen und blanken Geldstücken, und Alles solle bezahlt werden und er solle wiedergeben, wenn er könne, ohne Drängen, Mahnen und Eintreiben. Das müsse aber geheim bleiben, weil sonst zu viele Leute kämen und auch böse Schuldner, die faul wären in ihrer Arbeit und nicht zahlten aus Lüderlichkeit.

Das Weib glaubte ihm, freilich mit Staunen, denn bis dahin war noch kein unwahres Wort aus seinem Munde gegangen. Sie meinte fast, ihr Mann habe geträumt oder sei tiefsinnig geworden; aber er ermahnte sie zu Dankbarkeit gegen Gott, der nun ihrer Prüfungen Ende bestimmt habe; sie erwiderte, daß sie abwarten wolle, bis Alles so geschehen sei. Aber da dem Verzweifelten die Hoffnung Alles wie möglich hinstellt, so begann sie von Tag zu Tag mehr zu vertrauen, wo sie sein Gesicht sah, das er mit Zwang heiter und zufrieden machte; er nachts, in der Dunkelheit, ließ er ihm die Falten, die sein Gemüth ihm an der Natur gab; auch wachte er viel und grübelte, that aber, als schlafe er sig und froher Hoffnung mit tiefen Athemzügen.

Am Kalender, der an einem Bindfaden im Fenster hing, hatte er mit d m

Fingernagel angemerkte, wann die Wechsel fällig waren, deren jezt mehrere über geringere Summen umliefen. Wenn die Zeit da war, ging er in die Stadt, sagte, daß er in seiner Sache mit den königlichen Beamten zu thun habe, und unterschrieb bei dem Kaufmann neue Wechsel mit höheren Zahlen. So bemerkte die Frau nichts davon, daß Alles immer schlechter und schlechter wurde, und ward mehr und mehr in ihren Wahn eingewiegt; dem Mädchen brachte er aber von solchem Gang immer ein kleines Geschenk billiger Art mit. Das hatte er seit Jahren nicht mehr gethan.

So liefen die Dinge wohl ein Vierteljahr und es nahte der Tag heran, zu dem der Kaufmann die Hauptsumme gekündigt hatte. Der Bauer hatte noch einen letzten Versuch gemacht, sein Herz zu erweichen; als einziger Bescheid ward ihm geantwortet, daß schon alle Vorbereitungen zur Gant getroffen seien, wenn er nicht bis zum Glockenschlag Zwölf das Geld aufzähle; zu Hause aber erzählte er mit heiterer Miene, daß ihm die königlichen Beamten das Geld gezeigt hätten, das für ihn bereit liege, in lauter neuen Stücken, je hundert Thaler immer in einem Sack, in einem großen eisernen Schrank mit ganz dicken Thürten. Er beschrieb auch, wie höflich und freundlich die königlichen Beamten gewesen seien und wie er habe auf einem Stuhl sitzen müssen und man habe ihm zu rauchen angeboten. Das habe er aber aus Bescheidenheit abgelehnt. So hatte er sich langsam ausgedacht.

Von solchen Erzählungen wurde die Frau so gerührt, daß sie Thränen vergoß und die Hände faltete und hintriete und zu Gott betete, daß er ihr möchte ihre große Sünde verzeihen, und ihm danke für seine Güte und Hilfe. Sie schlug sich die Brüste und raufte sich das Haar, als sie der Lästerungen gedachte, die sie ausgestoßen; der Bauer aber stand daneben, tröstete sie und sagte, daß Gott jede Sünde verzeihe, wenn man sie aufrichtig bereue, außer die Sünde wider den Heiligen Geist; die aber habe sie nicht begangen, denn sie habe sich nicht gewehrt gegen Gottes Wirken in ihr, vielmehr den Herrn mit offenen Armen empfangen. Dann gebot er ihr, morgen, als an einem Sonntag, zum Heiligen Abendmahl zu gehen, um der Vergebung ganz gewiß zu werden: für den Montag aber erwartete er schon, daß der Gerichtsbote kommen werde, um Allem, was er hatte, die Siegel anzulegen.

So machten sich denn die Drei bereit am anderen Morgen. In der Frühe standen sie auf und sangen fromme Lieder; kein Bissen kam über ihre Lippen, nur einen Schluck reinen Wassers nahmen sie zu sich, denn sie wollten fasten, bevor sie zum Tische des Herrn traten. Dann gingen sie in ihren besten Kleidern in die Kirche; mit Jubrust sprach die Frau die vorgeschriebenen Worte bei der öffentlichen Beichte, legte alle ihre Sünden und Lästerungen in ihr Bekenntniß hinein; und endlich knieten sie am Altar und empfingen gläubigen Herzens die Hostie und tranken das Blut. Sie kehrten zurück und gingen einen schmalen Steig zwischen ihren Feldern, wo das Korn hinter ihnen zusammen schlug: schwer neigten sich die goldenen Aehren, denn wir hatten ein fruchtbar Jahr: die Sonne schien warm vom Himmel und es war unbeweglich über der Aehrenfeld. Da ging der Frau das Herz auf über den Segen und es kame ihr die Thränen in die Augen, denn sie dachte, daß Gott ihr die Lästerung nicht angerechnet habe und sie wunderbar errettet und daß er dieses Jahr doppelt

und dreifach gab, wie als einen Lohn für das fromme und geduldige Ausharren des Mannes. Der aber sprach liebevolle Worte zu ihr; und sie wies auf die Tochter, die fröhlichen Gemüthes vor ihnen herwandelte, und sprach davon, wenn Diese erst verheirathet sei und sie Enkelkinder hätten und der Schwiegersohn ihn die harte Arbeit abnehmen würde: in wenigen Jahren könnten sie dann die Schäden der vergangenen Zeit wieder bessern.

Als sie zu Hause angekommen waren, aßen sie und die Frau war müde von dem Fasten und der großen Aufregung und Erhebung und begehrte, eine Stunde zu schlafen. Der Bauer schickte das Mädchen fort zu bekamnten Leuten im Dorf, dort sich zu vergnügen, ging noch einmal durch die Ställe, die verlassen waren, weil Knecht und Magd gleich nach dem Mittag fortgegangen waren, und schritt dann zur Scheune.

Hier hatte er eine scharfe Art verborgen, von der Art, wie die Zimmerleute sie zum Bebeilen der Pfosten zu gebrauchen pflegen. Diese hatte er in vorigen Tagen noch besonders sorgfältig geschliffen und abgezogen und versuchte sie jetzt, indem er einen Strohhalbm an ihr durchschnitt. Dann kniete er nieder zum Gebet; denn jetzt kam sein Plan zum Ende; nachdem er durch seine Erfindungen seine Frau wieder mit Gott versöhnt, wollte er sie ermorden, damit sie das folgende Unheil nicht erlebe, sondern frohen Herzens eingehe in das ewige Leben. Lange rang er im Gebet, denn er war ein weichmüthiger Mann und vermochte nicht der geringsten Kreatur ein Leid anzuthun; und die Thränen fielen ihm aus den Augen auf das Stroh und dicke Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn. Aber nachdem er sich Muth eingeflüßt hatte, erhob er sich und ging leise auf den Strümpfen in das eheliche Schlafgemach, wo die Frau auf ihrem Bette mit geschlossenen Augen lag. Er setzte die Schärfe des Beiles an ihrem Hals an und schnitt, nachdrückend, ganz hindurch.

Die Frau öffnete mit entsetztem Ausdruck die Augen, ihre Hände griffen nach seinem Arm und ein pfeifender und röchelnder Laut, kam aus der klaffenden Wunde. Dann versuchte sie, aufzustehen, fiel aber sogleich wieder zurück; und ihre Augen wurden starr. Er kniete am Bett und betete inbrünstig zu Gott, faltete auch ihre machtlosen Hände. Dann drückte er ihr die Augen zu und deckte ein Tuch über die Wunde.

Jetzt wusch er sich die Hände, zog den Rock wieder an, den er vorher abgeworfen hatte, um ihn nicht mit Blut zu besudeln, setzte den Hut auf, mit dem er zum heiligen Abendmahl gegangen war, und ging zum Schulzen und erzählte ihm, was er begangen habe. In der Nacht wurde er in aller Stille und ohne Aufsehen, wie er inständig gebeten hatte, nach der Stadt ins Gefängniß gebracht. Auch das Kind nicht mehr zu sehen, flehte er; die ganzen Stunden betete er zu Gott, daß er sich des Kindes annehmen möge und begünstigt sein mit dem Opfer, das er dargebracht durch sich selber.

Nur kurze Zeit währte es, bis des Gläubigers Leute in das jammervolle Haus eintraten, wo das verlassene Mädchen ohne Rath und Hilfe in einem dunklen Winkel saß. Alles wurde verkauft, Acker, Hof, Vieh, Geräth und Kleider und Leinen; ein geringes Geld, nicht ganz hundert Thaler, blieb übrig, die der Pfarrer für die Waise in die Sparkasse niederlegte, als einen Groschen, wenn sie einmal heirathen würde; den schönen Eichenstamm, den ihr Vater gefällt hatte, als sie

geboren war, einſt Ehebett und Schrank für ſie zimmern zu laſſen, wenn ein Mann ſie heimführen werde, und der unverfehrt unter dem Brandschutt geblieben war, hatte ein Schlächter erkauf; ihr war nur eine ärmliche Truhe geblieben, mit weniger Wäſche und dem Sonntagſkleid und ein billiges Klinglein aus Silber mit einer Locke ihres Vaters darin eingefaßt. Das hatte ſie ſich erbeten. Der gute Pfarrer ſorgte für ſie, daß ſie in der Stadt eine Stelle als Dienſtmagd bekam, wo ſie verſchüchtert und unter vielen nächtlichen Thränen Arbeit für fremde Leute thun mußte.

Die Aburtheilung des alten Bauern zog ſich lange hinaus. Er ſaß gramvoll, aber gefaßten Herzens in ſeiner Zelle und las in der Bibel. Als er vernommen wurde, hatte er Alles erzählt, wie es gekommen war, aber der Richter war böſe geworden und hatte ihm nicht geglaubt. Er hatte einen Schnurrbart, der ganz in die Höhe gebürſtet war, und fragte allerhand ſonderbare Sachen: zu welcher politiſchen Partei er gehöre und ob ſeine Frau Liebhaber gehabt habe. Da ſchwieg er erſchreckt und antwortete immer nur, er wiſſe nichts. Einen jungen Mann hatte man ihm als Vertheidiger eingefeßt. Der kam in ſeine Zelle, lachte und ſprach, ihm brauche er nichts vorzureden, ſondern er ſolle nur die Wahrheit ſagen, denn er könne dann vielleicht eine Milderung ausfindig machen. Dem antwortete er, indem er auf ſein weißes Haar wies, das aber kurz geſchoren war, und ſagte, er wolle haben, was ihm zukomme, und er habe nie Unwahres geredet, außer zu ſeinem Weibe, um ſie zu tröſten und zu beruhigen, und Das brauche er vor keinem Menſchen zu verantworten, ſondern nur vor Gott. Da wurde der junge Menſch verbrießlich und ſagte, die Bauern ſeien immer mißtrauiſch und lögen auch vor Denen, die ihnen helfen wollten; aber er wolle ſeine Pflicht thun und verſuchen, ob man ihn nicht für unzurechnungsfähig erklären werde, trotzdem er ſelbſt glaube, daß der Bauer wohl wiſſe, was er gethan habe. Dann kam ein Arzt und fragte ihn, ob er das Einmaleins wiſſe, und er antwortete, daß erſ in der Schule gelernt habe; er könne auch leſen und ſchreiben. So ſtellte dieſer Mann noch viele Fragen, deren Sinn er nicht einſah: nach dem Elternnamen ſeiner Mutter, und wie die Hauptſtadt heiße und wer König ſei und ſo fort.

Auch ein Geiſtlicher trat in die Zelle, im Ornat und mit dem Geſangbuch. Er ſah nach der Uhr, die eine doppelte Kapſel von Gold hatte, und ſagte, er ſei der Geiſtliche der Anſtalt und es ſei ſeine Pflicht, mit ihm zu ſprechen und ihn zu ermahnen. Dann ſetzte er ſich auf den Schemel und legte das Buch auf den Tiſch. Dem Bauern aber war die Kehle wie zugeſchnürt, obwohl er den Geiſtlichen mit großer Begierde erwartet hatte, und er wußte nichts zu erwidern. Der Geiſtliche mahnte, er ſolle die Wahrheit ſagen; ob er ſich habe vom ſchönen Mammon verblenden laſſen oder durch den Zorn. Ihm aber war es, als müßten ihm die Thränen kommen, und er fühlte ſich ganz hilflos; da ſagte er, ob nicht der Pfarrer aus ſeinem Ort kommen könne, der ſein Kind eingefeget hat. Hierauf wurde der Geiſtliche ungeduldig und der Bauer merkte, daß er ärgerte; er ſah dann nochmals nach der Uhr und ſprach, er habe ſehr viele ſchöne Arbeiten zu machen und jetzt keine Zeit mehr, und ob er ihm nicht in irgend etwas helfen könne. Daß der fremde Pfarrer kommen dürfe, glaube er nicht. Das werde wohl wider die Vorſchriften ſein. Als der Bauer darauf den ſchüttelte, ging er.

So vergingen Monate im Kerker, ohne daß Etwas geschah. Nur wurde der Mann immer blässer und fühlte sich endlich ganz hilflos.

Inzwischen bekümmerten sich um seine Tochter andere Mädchen, denen sie leidthat, und sie suchten sie zu erheitern durch Zuspruch. Sie waren aber leichtfertiger Natur und nahmen ihre Tröstungen aus ihrem oberflächlichen Gemüth; sie sagten, daß sie nicht an ihr Unglück denken müsse und sich zu dem Zweck zerstreuen solle, denn das Leben sei kurz, besonders die Jugend, und sie könne durch ihr Trauern doch Keinem nützen. So zogen sie das Kind an einem Sonntag nachmittags mit sich hinaus zu einem Spaziergang, wider ihren Wunsch; aber sie mochte die gutherzigen Mädchen nicht kränken. Als sie vor die Stadt kamen, warteten da die Verehrer der Beiden und hatten auch einen Dritten mitgebracht, der gleich ihnen ein Handwerksgefelle war, ein Schuster und lustiges Blut. Dieser machte sich an sie und sagte, er habe keinen Schatz und wolle deshalb mit ihr gehen. Und da sie nicht wollte, redeten ihr Alle zu, sie solle ihr Vergnügen doch nicht stören und es sei doch nichts Schlimmes, wenn sie mit dem Gefellen gehe; auch machte Dieser selbst gar treuherzige Augen. Da ließ sie sich bereben und hentte ihren Arm in seinen, vornehmlich aus Scham darüber, daß Alle so auf sie einsprachen.

Dann gingen die drei Paare zu einem Vergnügungsort, der etwa eine halbe Stunde vor der Stadt lag. Hier machten sich die beiden Anderen sogleich auf den Tanzboden, sie aber blieb unten in der Wirthschaft und der Gefelle setzte sich zu ihr und bestellte ihr Bier. Dann erzählte er ihr Allerlei, woher er stamme, und daß heute die Fabriken viel billiger arbeiten könnten als die Meister, und daß er sich gar nicht selbständig machen wolle, sondern zusehen, eine gute Stelle in einer Fabrik zu bekommen, wo er viel mehr verdienen, auch die Konzentration des Kapitals und so die endliche Befreiung des arbeitenden Volkes von seinen Ausbeutern befördern werde. Das Mädchen aber dachte seufzend bei sich, daß sie sich in ihrem jetzigen Stande wohl glücklich schätzen müsse, wenn einmal ein Fabrikarbeiter sie zum Weibe begehre.

Als es nun gegen den Abend kam und in der Wirthschaft die Lampen angezündet wurden, die trübe brannten in dem Cigarrenrauch, drängte sie nach Hause. Die beiden anderen Mädchen aber waren in der besten Freude über das Tanzen und wollten erst viel später gehen. Da machte sie sich allein auf den Weg und der Gefelle begleitete sie. Nachdem sie eine Strecke von dem Hause entfernt waren, wollte er, daß sie wieder ihren Arm einhente; sie weigerte sich, weil sie allein waren; auch fühlte sie Befangenheit und Furcht. Er aber machte Scherz und sagte, wenn er wolle, so müsse sie ihm den Arm geben; und als sie sich wehrte, rang er wie im Spiel mit ihr. Dabei küßte er sie unbehutsam auf den Mund; sie war zuerst so erschrockt, daß sie nur eine große Nase im Gesicht spürte und nicht wußte, was Das bedeute; als es ihr aber klar wurde, schrie sie und lief von ihm fort, auf dem Wege weiter. Er holte sie bald ein und bettelte in treuherzigen Worten, daß sie nicht böse sein solle; er wolle auch nicht wieder so zudringlich sein. Und da es ihr jetzt ängstlich war, so allein der Dunkelheit auf dem einsamen Wege fürbaß zu schreiten, so duldete sie der, daß er neben ihr herging.

Nachher erzählte er wieder Einiges. Er habe sich ein Uhrgehänge machen

lassen aus einem alten Thaler. Das sei jetzt das Modernste. Dann wiederholte er seine Bitten, ihr aber wurde eigen zu Muth, wie vorhin, jedoch auch wie vertrauensvoll. Sie gab ihm den Arm und ging langsam mit ihm: und er küßte sie wieder, wobei sie nur noch wenig widerstrebte; dann führte er sie noch einsamere Wege und sie konnte nicht mehr recht widerstehen, denn sie wußte auch, daß es doch nichts nützte. Zuletzt setzten sie sich auf eine Bank: und am Ende that er Alles, was er wollte.

Darauf war sie ganz entsetzt und es schien ihr, als wenn die Welt vor ihren Füßen versunken sei. Sie schrie laut und schluchzte unaufhörlich, hörte nicht auf die ermutigenden Reden des Gesellen und das einzige Wort, das sie zwischen den unverständlichen Tönen vorbrachte, war, daß sie ihren Vater rief. Wohl eine halbe Stunde lang bemühte sich der Geselle, aber sie schrie immer den selben Laut und Ton, schluchzte dazwischen und rief das eine Wort, als wenn sie von Sinnen sei. Da fiel dem Gesellen bei, daß erzählt wurde, ihr Vater sei irrsinnig, und das Grauen packte ihn, daß er fortließ, als wenn er verfolgt werde, bis er die Töne nicht mehr hörte, und dann weiter. Und als er an die Wirthschaft kam und die Lichter sah und die Musik hörte, überkam ihn eine neue Angst und er lief quer über das Feld weg, unter Stolpern und Fallen, daß er alle Richtung verlor und in dem Nebel irrte, der inzwischen gefallen war, bis er sich in der Stadt befand, wo er dann eilig in seine Dachkammer lief, sich ins Bett warf und die Decke über die Ohren zog.

Nachdem das Mädchen eine Weile allein geblieben war, verstummte ihr Schreien und sie begann ein leises Weinen. Dann, nach einer Zeit, stand sie von der Bank auf, ordnete ihre Kleider und machte sich auf den Weg nach der Stadt. Durch den Nebel schienen die Lichter einer Häuserreihe. Da kam der Zaun über sie und sie nahm ihr Kleid hoch, ging einen schmalen Feldweg, der dort abzweigte und zum Feuerteich führte. Als sie vor dem Feuerteich angekommen war, fiel sie auf die Knie, betete zu Gott um Vergebung für ihre Sünde, raffte das Kleid zusammen und stürzte sich kopfüber in das tiefe Wasser, das gänzlich mit Entengröße bedeckt war.

Als dem Bauern im Gefängniß berichtet wurde, daß man sein Kind aus dem Feuerteich gezogen habe, ging eine Bewegung vor in seinem Herzen, daß er eine ganze Weile starr und unbeweglich sitzen mußte. Dann begann er, für sich zu brüten. Er las nicht mehr in der Bibel, sondern sah auf dem Ende seines eisernen Bettes, den Kopf in die Hände gestemmt. So saß er den ganzen Tag und brütete.

Es glaubte ihm hier Niemand den Grund, den er sagte, weshalb er sein Weib getödtet habe. Das merkte er wohl. Auch der Geistliche glaubte ihm nicht, sondern meinte, daß er für seine That irgend eine andere Ursache gehabt habe. Das war doch ein ganz klarer Beweis dafür, daß seine Gedanken unrichtig gewesen sein mußten und daß es sich mit dem Eingreifen Gottes anders verhielt als er immer gemeint hatte.

Und ferner: wenn seine Gedanken richtig gewesen wären, so hätte er doch nicht Das mit seinem Kind geschehen lassen dürfen. Es wurde zwar imm gesagt: Wir sollen Gott nicht richten; aber er mußte doch irgend einen Grund sehen, den Gott gehabt hätte. Es war hier aber kein Grund zu finden. P

hatte er schon früher einmal den Gedanken gehabt, ob es vielleicht gar nicht wahr sei, daß Gott die Welt regirt, und ob nicht vielleicht Alles, was hier geschieht, von dem Widersacher ausgeht und Dieser nur die Menschen mit falschen Gedanken betrügt. Stand nicht geschrieben vom Antichrist, daß er sollte los werden aus seinem Gefängniß und ausgehen, zu verführen die Menschen?

Er wußte wohl, daß es hieß: „Welche ich lieb habe, Die strafe und züchtige ich. So sei nun fleißig und thue Buße!“ Aber dann fuhr der Heilige Geist fort: „Siehe, ich stehe vor der Thür und klopfе an. So Jemand meine Stimme hören wird und die Thür aufthun, zu Dem werde ich hingehen und das Abendmahl mit ihm halten und er mit mir.“ Aber an seine Thür hatte der Herr nicht geklopft, — nein: er hatte gerufen nach dem Herrn und keine Antwort war ihm geworden. So war er gänzlich betrogen.

Während er aber so nachdachte, fühlte er plötzlich, wie es ganz leer wurde in seinem Herzen und daß er nicht mehr an Gott glauben konnte. Das war, als sei es mit einem Male gekommen, in einem einzigen Augenblick. Angstvoll stand er auf und schlug mit den Fäusten an die Thür des Kerkers, bis durch das runde Loch in der Thür ein Aufseher blickte, der endlich öffnete auf das verzweifelte Gebahren des Mannes. Er stellte ihn an, daß er den Geistlichen zu ihm hole. Doch als Der nach einer Weile kam, war ihm wieder die Kehle zugeschnürt, kaum als er seine Bewegung beim Eintreten gesehen hatte.

Nun grübelte er weiter. Und mitten in diese Zeit kam endlich die Verhandlung, mit Fragen und Reden und vielen neugierigen Menschen und einem großen Saal mit drei Fenstern. Er merkte gar nichts von ihr; und auch, daß er verurtheilt wurde und hingerichtet werden sollte, ging nicht in sein Gemüth, sondern er hörte es nur.

Nun sollte er das Abendmahl nehmen. Aber er wollte nicht und wehrte sich mit allen Kräften. Denn er konnte ja nicht mehr glauben an Gott; wenn aber doch Gott wirklich war, so machte er seine Sache nur schlimmer. Denn wer unwürdig isst und trinket, Der isst und trinket sich selbst das Gericht.

So war er verstrickt in einem Netz, das er nicht zerreißen konnte. Zwei Menschen waren es, die ihn bei den Armen ergriffen und führten, durch lange, lange Gänge, an deren Ende ein kleines Fenster war und viele, viele Thüren an den Seiten; er konnte nicht denken, wie viele Thüren es waren. Dann aus der Thür auf einen Hof, wo ganz weit, ganz weit das Blutgerüst war mit dem wartenden Henker; er wußte nicht, wie lange er gehen mußte. Und dann stand er plötzlich oben und die beiden Männer hatten ihm die Rade ausgezogen und seine Hände auf dem Rücken gefesselt und neben ihm stand der Geistliche mit dem Kreuzifix und sprach Etwas. Aber in seinem Herzen war es ganz leer und er hatte den Glauben nicht. Den hatte ihm der Widersacher auch noch genommen, nachdem er ihm Alles genommen hatte. Und so mußte er sterben als in ungläubiger Sünden und seine Seele mußte zur ewigen Verdammniß fahren.

Friedenau.

Paul Ernst.



Selbstanzeigen.

Gemeinverständliche darwinistische Vorträge und Abhandlungen.

Herausgegeben vom Dr. W. Breitenbach, Döberlitz.

Unter dem diesen Zeilen vorangestellten Titel beginnen in meinem Verlag soeben in zwangloser Folge kleine, zwei bis drei Bogen starke Hefte in Oktav zu erscheinen, die sich die Aufgabe stellen, die mannichfachen Gedanken der Entwickelungslehre im Allgemeinen und des Darwinismus im Besonderen in leicht lesbare Form und zu billigem Preis in die weitesten Kreise der Gebildeten zu tragen. Eine der Hauptaufgaben, vor der die Naturwissenschaft unserer Zeit steht, ist die Begründung einer naturwissenschaftlichen, monistischen Weltanschauung im Gegensatz zu den veralteten Anschauungen vergangener Zeiten. Wohl giebt es eine ganze Anzahl größerer Werke, die den Darwinismus auch in allgemeinverständlicher Form behandeln; doch diese Bücher sind sehr umfangreich und auch recht theuer. Ein großer Theil des gebildeten Publikums ist ihnen deshalb bisher ziemlich fern geblieben und verknüpft mit dem Begriff des Darwinismus, im Grunde genommen, nicht viel mehr als den „berüchtigten“ Satz: „Der Mensch stammt vom Affen ab“. Die „Gemeinverständlichen darwinistischen Vorträge und Abhandlungen“ sollen nach und nach alle Fragen des Darwinismus, der Entwickelungslehre und der monistischen Weltanschauung berühren und so dem Leser ein genaues Bild vom heutigen Stande dieses Theiles der modernen Naturforschung und Naturphilosophie geben. Jedes Heft ist selbständig und einzeln käuflich und doch vereint alle ein gemeinsames Band: die Entwickelungslehre. Schon haben zahlreiche angesehene Naturforscher und Schriftsteller ihre Mitarbeit zugesagt und zum Theil bereits Beiträge zur Verfügung gestellt. Ernst Haeckel hat das Unternehmen in einem an den Herausgeber gerichteten Brief freudig begrüßt, der dem ersten Heft als Vorwort beigegeben ist. Dieses Heft, das eine allgemeine Uebersicht über die Abstammungslehre von dem berliner Zoologen Professor Plate enthält, bringt ferner ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Fachausdrücke, deren Erklärung von Heinrich Schmidt aus Jena herrührt. Das Verzeichniß soll in einem späteren Heft fortgesetzt werden. Im zweiten Heft behandle ich die Biologie im neunzehnten Jahrhundert.

Döberlitz.

Dr. W. Breitenbach.

Schuzmann Mentrup und Anderes. Köln, J. G. Schmitz. Preis 1 Mark.

Diese elf Erzählungen und Skizzen habe ich geschrieben, ehe ich mein zwanzigstes Jahr vollendete. Die jüngste davon stellte ich an die Spitze der anderen und sage damit nebenbei, daß mich Berlin magnetisch von der rheinischen Heimath fortgezogen hat; für eine gewisse Zeit wenigstens. Ein paar der 11 liegenden Skizzen spielen in London. Während ich das vielfach bittere E abschloß, mußte ich mir sagen, daß das „große Publikum“ einen etwas annehmlicheren Ton, Freundlicheres verlangt; und da ich es, nach Allem, was meine Freunde von ihm erzählt haben, für die anspruchsvollste aller Großmächte halte, so dürfte es damit in seinem gutem Recht sein. Einstweilen führe noch meinen Kampf dagegen. Und bin ich hier nicht ein Don Quixote, so g

es nur zwei Möglichkeiten: Sieg meiner trotz Alledem sich auswachsenden Persönlichkeit oder eine Konzession nach der anderen, schließlich Rückkehr in den Schoß des alleinseligmachenden Publikums, um der Existenz willen. Die Hoffnung ist jetzt noch auf meiner Seite. Alfons Paquet.



Wörterbuch der philosophischen Begriffe und Ausdrücke. Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1900. 16 Mark.

Nicht zum kleinsten Theil beruht die Schwierigkeit, die uns Lecture und Studium philosophischer Werke bereitet, auf der Mannichfaltigkeit von Bedeutungen, die sich mit den philosophischen Sachausdrücken verbinden lassen. Wörter wie Kausalität, Substanz, Kraft, Seele, Idee, Object, Ich, Erfahrung, Teleologie, immanent, transzendent, a priori u. s. w. haben allerdings alle einen bestimmten Inhalt, aber da die einzelnen Philosophen in ihren Lehrmeinungen oft sehr beträchtlich von einander abweichen, so kommt dieser Unterschied in den Schattirungen und Nuancen, die jedem Terminus anhaften, zum Ausdruck. Die Ausdrücke, deren sich die Philosophen bedienen, sind Vertreter ihrer Begriffe; und diese wiederum sind der Niederschlag ihrer Theorien. In meinem Wörterbuch ist der Versuch gemacht worden, zu jedem Ausdruck, der sich in der Metaphysik, Erkenntnistheorie, Psychologie, Aesthetik u. s. w. findet, die Bedeutung, die er bei den wichtigeren Philosophen des Alterthumes, Mittelalters, der Neuzeit bis auf unsere Tage, besitzt, meist mit den eigenen Worten des betreffenden Denkers vorzuführen. Das Werk ist also eine Geschichte der philosophischen Terminologie mit steter Beziehung zu den Ansichten der Philosophen, also eine Ergänzung zu jeder Geschichte der Philosophie. Es soll die Lecture der philosophischen Klassiker erleichtern, dem Studierenden eine Uebersicht über die Entwicklung philosophischer Begriffe gewähren, dem Gelehrten, dem Schriftsteller, dem Lehrer Quellenmaterial zur Illustrirung der eigenen Gedanken bieten.

Wien.

Dr. Rudolf Eisler.



Giordano Bruno (Das neue Jahrhundert). Eine Tragoedie und Overture zur neuen Zeit. Mit Vorwort von Ernst Haedel. Zweite Auflage. Verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig. Mit Umschlagbild und Buchschmuck von Fidus. 2 Mark, gebunden 3 Mark.

Wenn ich hier ein eigenes Werk anzeige, so thue ichs nicht, um damit die mannichfachen künstlerischen Intentionen zu verdeutlichen oder begrifflich zu formuliren, die bei Entstehung einer Tragoedie, uns selbst kaum bewußt, dem schaffenden Instinkt vorschweben, in verschiedensten Richtungen durcheinandergewogen und -weben, nur durch das einheitliche Fühlen verknüpft und verklärt. So soll eben auch ein Kunstwerk unzergliedert auf das bloße Fühlen des Beschauers wirken; und wie das Empfinden von nur zwei Menschen in hundert Richtungen auseinandergeht, so wird dem Einen trotz aller Begründung nie einleuchten, was der Andere ohne jede Begründung als groß oder schön empfindet. Die Begründung, der Grund liegt eben in der Wesenheit des Beschauers selbst.

Und auch über ein Anderes füge ich nur ein paar Worte bei, weil ich von verschiedenen Seiten darum gebeten wurde, doch an dieser Stelle einmal ein leises Streiflicht zu werfen auf die Verworrenheit einander widerstrebender Ansichten, die über die „Absichten“ dieses Werkes auftauchten. Nach den leipziger wie nach den hallischen Aufführungen zeigte sich das selbe Chaos: stürmische Begeisterung auf der einen, entschlossene Erbitterung auf der anderen Seite, bei Tausenden totale Verworrenheit, die schließlich der Sturm mitfortriß. Mit unzähligen Fragen wurde ich angegangen, die alle darin mündeten, ob ich ein Tendenzstück beabsichtigte. Die Meisten fragten nicht, sondern behaupteten: „Ein ausgesprochenes Tendenzstück!“ „Natürlich! Gegen Rom!“ „Nein, gegen das Kirchenthum überhaupt!“ „Nein, gegen das Christenthum überhaupt!“ „Nein, gegen alle Religion!“ „Nein, gegen die ganze gegenwärtige Kultur!“ Und Andere: „Ja, für das wahre Christenthum!“ „Nein, für die wahre Religion.“ „Nein, für die ideale Kultur überhaupt!“ Einige sahen „eine getreue Wiedergabe des historischen Bruno“; Andere „keine Spur von Bruno! Nießsche!“ „Nein, den Kriegsruf gegen Nießsche!“ Und so weiter. Ich würde auf all Das hier nicht antworten, auch wenn der Raum reichte. Eins nur: ein gewöhnliches Tendenzstück, das der einseitige „Haß diktirte“, wollte ich nicht schaffen und schuf ich nicht. Die Liebe muß schaffen, was leben soll: und die Liebe eines Suchenden zur juchenden Menschheit drängte mich zu diesem Werk. Freilich: die Menschenliebe eines bewußt Denkenden deckt sich unendlich schwer mit der eines objektiv Dichtenden. Denn diese verlangt ein gleiches Recht auch für die Gegenspieler, in diesem Fall für Alle, die auf anderem Wege als Bruno das Menschheitsglück suchen. Aber wollte nicht meine Theilnahme, so weit möglich, auch bei ihnen? Bei dem papistisch-antiindividualistisch-sozialistischen Campanella? Bei dem stillen Galilei, der fern von Beibei und aller Art Weltverbesserung seinen bescheidenen, aber sicheren Pfad exakter Forschung wandelt? Bei dem kirchlich liberalen Sarpi? Beim christlichen Kerkermeister? Ja, bei der Gestalt des Papstes, id est bei einer gewissen Größe seines hierarchischen Gedankens, zu dessen Verwirklichung doch all die anderen Aleriker nur allzu eifrige Handlanger sind? Ja, als ich ihnen Allen, Brunos Wahrheit gegenüber, auch ein gewisses Recht, ein „Recht“ in Anbetracht der für Bruno unreifen Zeitverhältnisse, einräumte: legte ich nicht dahinein gerade ein tragisches Moment? Die Tragik des mit der Gesamtheit seiner Zeitgenossen in Konflikt gerathenden, weil über seine Zeit — seherisch, und doch blindlings — hinausstürmenden Genies? Und zeigt meine Sympathie nicht auch die Tragik des Ewig-Menschlichen? Denn irrt nicht schon beim Ansturm der Prophet in seinem wilden Lauf? Da der Falter seines Geistes, der zu großen Sonnen sich hob, abgleitend zu einer Blume sich senkt, der übermenschlich Wolgende in die Schwäche des Ewig-Menschlichen sinkt? Der den Beruf — Das heißt: die Pflicht — der Menschheitserlösung in sich Fühlende, der auf das Allwohl der Menschheit Verzichtete in der Vereinzlung seines genießenden Ich sich verfeinern großes, prophetisches Ich verliert? Und wenn er, es geklärter wiederfind dem Ideal der Reinheit des großen Ich, der reinen Freiheit des selbständ Gott-Menschen begeistert „lebt und stirbt“ und ich wohl auch selbst hier Begeisterung bei ihm verweile, wenn ich den Helden im — instinktiv geahnte Darwinismus nicht die Mine sehen lasse, die alle herrsten Ideale men^{sch}

Vollkommenheit untergräbt, sondern den natürlichsten Grund und Boden, auf dem diese Ideale in die Wirklichkeit wachsen, — weil ja die Wirklichkeit in dem bisherigen Entwicklungsfortschritt die wirkliche Gewähr für den weiteren Menschheitsfortschritt erbringt, die herrliche Perspektive einer schrankenlosen geistig-sittlichen Vervollkommnung eröffnet, die Schranke zwischen Mensch und „Gott“ bricht? Und wenn ich so, nicht als Schwärmer, sondern auf dem Grunde der Wirklichkeit, zur Gottverbung des Menschen aufrufe: ist Das nun gehässige Tendenz? Gehässige Tendenz, wenn ich, als Dramatiker in Praxis umsehend, als Ethiker und Metaphysiker in die Ferne fortsehend, was als Physiker Haeddel kraftvoll begann, dem Verehrten dies Werk widmete?

Eine Nebenfrage: Macht man mich denn auch in technischer Hinsicht gleich zum „Naturalisten“, weil ich Hauptmann ein Werk widmete? Weil ich nämlich die vollendete Technik des Naturalismus bewunderte, in ihm eine gesunde Reaktion sah, eine Basis, auf der eine Zukunftskunst zu gründen wäre, die natürlich sei, aber freilich auch groß. Denn eine bewundernswürdigste, glänzendste Fingerfertigkeit ergiebt noch nicht die nothwendig von einer hinreißenden Idee getragene große Symphonie. Die alle einzelnen Theile verknüpfende große Idee vollendet erst das einheitliche große Kunstwerk. Nicht aber soll die Idee sich prahlerisch oder schulmeisternd vordrängen (eine Klippe, die gerade bei „Bruno“, wo es sich um die Verkündung eines „neuen Evangeliums“ handelt, unendlich schwer zu umschiffen war). Das ideale Kunstwerk gleiche dem Strom, der an der Hörer Seelen vorüberrauscht wie an verstaubten Gewänden, die in den Strom getaucht wurden. Das Gewand wird rein, aber es merkt es nicht. Der Strom spült es rein, aber er will es nicht. Beim nackten Naturalismus jedoch vermisse ich schmerzlich alle erhebende Größe; und mein Streben nach ihr könnte mich gar — wenn auch fälschlich — als seinen einseitig tendirten Gegner erscheinen lassen.

Um zum Hauptthema zurückzukehren: den Vorwurf „gehässiger Tendenz“ könnte ich den Angreifenden viel eher machen, wenn ein — sonst zwar angesehenes — katholisches Blatt das unglaubliche Urtheil fällt: „Gute Hasser sind sie Alle: Sarpi, Bruno, Borngräber und Haeddel!“ Die beiden Ersten wollten eben so das Beste, wie der Letzte es möchte. Und eben so will ichs. Jenes Urtheil ist nicht nur eine Ungerechtigkeit gegen mein bescheidenes Ich, sondern auch gegen die große Geschichte. Der Giordano Bruno der Geschichte hat sich gewiß manchmal zu Entrüstung, ja, zu Spott über die Verderbtheit der damaligen Kirche hinreißen lassen; aber, abgesehen davon, daß es auch dazumal noch — und dazumal schon — schwer war, über Rom „keine Satire zu schreiben“: macht ein im Drang des Augenblicks, ein in der Hitze der Leidenschaft übersiedendes herbes Wort gleich zum prinzipiellen, tendenziösen „Hasser“? Und — wenn ein Bild aus dem Drama brauchen darf — um das Eis erst einmal zu selzen, ist auch eine gewisse Bluth, eine Uebergluth erforderlich. Jene Uebergluth der Leidenschaft kennzeichnet ja gerade die für reinste Ideale Begeisterten. Und nun gar der bescheidene — nicht nur kirchlich-katholische, sondern sogar istliche — Sarpi ein „Hasser“! Und wenn der Urtheilende Bruno und Sarpi leicht in der Hauptsache nur aus meinem Drama kennt: vielleicht machte ich zu Hassern? Ich muß doch wohl, denn in die Reihe der „Hasser“ stellt er auch mich. Doch zeichnete ich nicht gerade den der einseitigen Tendenz be-

schuldigten Sarpi als den Allerunparteiischsten, Allergerechtesten? Legte ich nicht ihm gerade das Wort in den Mund:

„Das Recht liegt in der Regel in der Mitte,
Drum wählt man zwei verschieden denkende Richter“?

Ist nicht er es, der dem Himmelfürner Bruno, der zu Beginn seines Laufs sogleich das ganze Christenthum über den Haufen rennen möchte, ruhig und fest gegenübertritt mit den Worten:

„Du siehst den alten, ewig klaren Wein
In einem arg besudelten Gefäß,
Drum ekelst Dich davor“

oder später dem Idealisten, „milde wehrend“:

„Sagt mir, was frommt dem armen Mütterchen
Solch unergriff'ner Lehre hoher Flug“?

Doch man könnte sagen: Bruno bleibt jedenfalls ein glühender Hasser. Bleibt? Freilich, wenn er bei seinem ersten Auftritt, als Mönchsgesang ihn aus seinem Zauchzen über die sieben zum ersten Mal empfundene volle Göttlichkeit des Universums jäh herausreißt, erbittert in die Pausen des Gesanges einfällt:

„Ich höre das heilige Kriegsgeheul
Meiner lauerten Feinde!
In Massen trotten sie an!
Ihr Heerdenstraße!
Aber seid auf der Hut!
Es naht Eurer Hürde
Der Feu! (Sie beugen sich vorm Kreuz; Bruno schweigt.)
Wie sie mich mustern!
Ich mustre Euch auch!
Ihr heiligen Weiber-Anbeter!
Die soll'n für Euch betteln?
Weil Ihr zu Thaten zu trüg!
Gehabt Euch wohl, Ihr Ritter vom geschorenen Verstand!
Wie schäm' ich mich solcher Feinde!“

so klingt Das wohl wie Haß, der sich sogar zum Christushaß versteigen will, wenn gleich darauf der ganze verhaltene Unwille Brunos hervorbricht:

„Bist Gottes Sohn, so steig herab vom Kreuz!
Zerschmeiß dies hohle, thönerne Getöpf!
Das quäht und plärrt
Und, ohne Mark, vor seinem Nachwerk kriecht!
Ich krieche nicht wie diese schleichenden Schlangen!
Mein elender Erdwurm!
Zum Aether schwingt mein Flug, dem Adler gleich,
Und jauchzt über Dir!“

(Er breitet triumphirend seine Hand gleichsam über dem Kreuzifix aus. Plötzlich erschrickt er vor sich selbst. Wie vom Blitz getroffen, zuckt sein Arm herab: die Hand legt sich auf die Brust).“

Aber ist nicht schon in diesem letzten Moment die Perspektive seiner Wei-
entwicklung gezeichnet? Der Held bleibt doch nicht, der er im Anfang ersch-

Nachdem nach Schluß des zweiten Aktes Brunos Klärungsprozeß begann: weichen nicht allmählich die Blicke jähcr Ausbrüche den Sonnenstrahlen sich selbst überwindender Liebe? Das Volk macht sich im dritten Akt über den Vater lustig, dem es sonst nachplärrt; und Bruno ruft streng ins Volk hinab:

„Ernst, Freunde! Zöge gern auch ihn empor;
Leid thut mir dieser Mann. Wie könnt Ihr lachen?“

Und wie verhält sich der geklärte Bruno zur Person Jesu? Als der christliche Sterkermeister dem an die Selbsterlösung Glaubenden entgegenhält:

„Ich glaube nur an Gott. Glaubst meinem Herrn!
Wein Jesus ist mir meine Lebenskraft
Und ohn' ihn wär' ich nichts. Ja, ohn' ihn wär' ich
Zerquält, stükelos, zu jedem Guten hilflos“,

erwidert ihm Bruno *versöhnlich*:

„Dann gehe hin, mein Freund, und freu' Dich noch
An Deinem Glauben; dient er Dir als Stütze,
So rank' an ihm empor . . .!“

Das letzte Stadium zeigt vor der Person Jesu Achtung, Verehrung, Liebe. Nicht in Haß: in Schmerz löst er sich von ihm. Wehmüthig ruht sein Blick auf der Bibel:

„ . . . Und doch! — es war so schön! —
O gute Mutter! —
Da Du des Kindes stillem Lauscheohr
Die lieblichen Geschichten all erzähltest
Und schöne Bilder in die Seele maltest!“

Und will man Das ganz auf Rechnung des kindlichen Fühlens setzen: als man ihm am Scheiterhaufen das Kreuzifix reicht, in den Anblick des Heilands versunken, sagt er:

„Wozu reicht Ihr mir Das? Um mir zu zeigen,
Daß für die Wahrheit man kann sterben? Denn
Du wähtest, sie zu sehn; — und — sahst viel. —
Es trübte Dich ein nächtiges Jahrtausend
Und träumte einen Kindeswundertraum.
So träume weiter denn auch Du, Jahrhundert!
Ich will Dich aus dem schönen Traum nicht stören.
Ich hab's gefühlt: es schmerzt den Schlummernden,
Wenn grell der erste Morgenstrahl ihn quält.
So müßte auch den großen Schmerz empfinden
Ein kommendes Jahrhundert . . . Doch es kommt!
In meinen Flammen glüht sein Morgenroth!
Schwer aber ist die Trennung von dem Schlaf,
Wenn einst den stillen Freund es von sich weist, wie jetzt ich.
(Er reicht das Kreuz zurück und blickt gläubig gen Himmel.)“

Schon diese kurzen Striche werden genügen, um den gegen mich geschleuderten Vorwurf „gehässiger Tendenz“ zu entkräften, der meine Freunde getränkt hat.

Stendal.

Otto Borngräber.



Die Dame.

Wo man auch die Probleme, die mit dem Weibe im Zusammenhang stehen, anfassen mag: immer wird man auf etwas unlösbar Widerspruchsvolles stoßen. Nirgends liegen die äußersten Gegensätze so unmittelbar neben einander wie hier. Durch die ganze Geschichte menschlicher Entwicklung erscheint das Weib in einem seltsamen Zwiellicht: halb als ein übermenschliches, halb als ein unermenschliches Wesen, halb göttlich oder halb teuflisch, als Prophetin und Sybille mit wunderthätigen Eigenschaften ausgestattet oder als Heze und Zauberin von dämonischen Kräften besessen. Diese Mischung von Aberglauben und Vorurtheilen macht sich im günstigen und im ungünstigen Sinn geltend und bewirkt auch in der sozialen Stellung des weiblichen Geschlechtes eine widerspruchsvolle Ungleichheit. Unterdrückung bis zur Sklaverei und Verherrlichung bis zur Anbetung. Wenn man den Psychologen Glauben schenken darf, läge schon tief in der seelischen Konstitution des Weibes das Bedürfnis nach Unterordnung. Mag sein: thatsächlich wird das Weib durch Gesetz und Sitte fast bei allen Völkern und zu allen Zeiten in die Gewalt des Mannes gegeben. Auch im modernen Staat ist das Weib als Tochter, als Gattin, als Mutter zu einer weitgehenden Abhängigkeit verurtheilt und die Frau als selbständige Erwerblerin, als Beamtin, als Lehrerin, als Arbeiterin bekommt es empfindlich zu fühlen, daß das weibliche Geschlecht als das minderwerthige und zur Dienstbarkeit bestimmte gilt. Und doch ist es zu einer Lebensform gelangt, in der es das Vorrrecht unumschränkter Herrschaft genießt. Das Weib als Dame: sagt man zu viel, wenn man behauptet, daß unter dieser Form ein Theil des weiblichen Geschlechtes die glänzendste und genüßreichste Oberhoheit besitzt? Ist die Dame nicht die wahre Herrin und Königin der bestehenden Gesellschaftsordnung? Gehören nicht ihr die werthvollsten Begünstigungen und Annehmlichkeiten, die diese Ordnung zu geben hat? Lebt sie nicht herrlich und in Freuden?

Zwei Dinge sind die Voraussetzung für diese Existenz: Vermögen und Schönheit. Allerdings berechtigt auch die Abkunft aus einer sogenannten guten Familie dazu; aber die geborene Dame, die nicht von Hause aus versorgt ist, muß gewöhnlich vom Thron herabsteigen, um zu arbeiten, wenn sie nicht in der Schönheit das Mittel besitzt, einen reichen Gatten und mit ihm eine angemessene Lebensstellung zu gewinnen. So kann man wohl Schönheit als die erste Lebensbedingung der Dame bezeichnen. Und zwar die durch kunstvolle Pflege gehobene Schönheit noch mehr als die bloß natürliche. Die Künste der Toilette, in denen der weibliche Geschmack eine so hohe Meisterschaft erreicht hat, gehören zu den wichtigsten Lebensaufgaben der Dame. Nicht ohne Ironie hat Balzac ihr Leben so geschildert: „Sie liebt es, ihre Haare zu glätten, zu parfümiren, ihre rosanen Nägel zu bürsten, in Mandelform zu schneiden, ihre zarten Gliedmaßen hi zu baden . . . Ihre Finger scheuen sich, andere als weiche, zarte, duftende D zu berühren . . . Ist sie? Das ist ein Geheimniß. Theilt sie die Bedürfnisse übrigen Arten? Das ist ein Problem . . . Lieben ist ihre Religion. Liebe zu ernten, ist das Ziel all ihres Strebens, Verlangen zu wecken, ihrer Geberden. Sie sinnt Tag und Nacht auf neuen Schmuck, nur au Mittel, zu glänzen, und verbraucht ihr Leben, um ihre Roben zu . . .“

um Fiskus zu zerreißen . . . Sie fürchtet die Ehe, weil sie ihr die Taille verdirbt; aber sie tritt in die Ehe, weil sie ihr Glück verhäßt.“

Der Mann aller Klassen ist während der europäischen Kulturentwicklung zum Typus des Nützlichen geworden, das Weib als Dame zum Typus des Schönen. Das ist um so bemerkenswerther, als darin eine Umkehrung der natürlichen Ordnung liegt; denn bei allen höheren Thieren und auch noch bei allen wilden oder halbwildem Völkern ist der Schmuck, die glänzende Ausstattung der Erscheinung, also die Betonung des ästhetischen Prinzips, das auszeichnende Vorrecht des männlichen Geschlechtes. Auch die Griechen haben unter dem Ideal der höchsten menschlichen Vollendung, dem Kalogathos, einen Mann verstanden. Alle Vorzüge, die später Eigenthum der Dame werden — die raffinierte Pflege des Körpers, die vollendete Anmuth in Sprache und Gebarden, das harmonische Gleichgewicht körperlicher und geistiger Ausbildung, der sichere Takt in der Beherrschung der Umgangsformen, das wohlabgewogene Maß, die sittliche Besonnenheit — als schöne Mänlichkeit hat sie die griechische Kultur gefeiert. Die Krone der Schöpfung zur Zeit der Hellenen war der Mann; in der Kultur der modernen Völker ist sie, wenigstens im gesellschaftlichen Leben, die Dame.

Man könnte wohl die Stellung des Weibes als Dame aus einer Entfaltung und Geltendmachung spezifisch weiblicher Genialität zu erklären versuchen. Zwar gilt es heutzutage für ausgemacht, daß wahres Genie nur beim männlichen Geschlecht auftritt. Vielleicht übersieht man aber, daß die weibliche Genialität sich gewöhnlich auf andere Gebiete erstreckt als die männliche. Eine solche spezifisch weibliche Genialität — wenn auch durchaus nicht eine ausschließlich weibliche — ist die Genialität des geselligen Verkehrs, die Gabe, die eigene Persönlichkeit durch die Umgangsformen zum Ausdruck zu bringen. Als die Sitten in Mitteleuropa sich milderten und Raum für verfeinerte Bedürfnisse gewährten, hat das weibliche Geschlecht bestimmend auf die herrschenden Verhältnisse einzuwirken begonnen. Denn nun lagen die Dinge innerhalb des weiblichen Geschlechtes ganz anders als im Alterthum und rechtfertigten einigermaßen die Auffassung, durch die das Weib zum höheren Wesen aufstieg. Die vornehmen Frauen des Mittelalters besaßen den Vorzug geistiger Bildung vor den Männern ihres Standes. Sie waren es, die in den Fragen der „Moralität“, nämlich der schönen Sitte und des tadellosen Benehmens, das entscheidende Urtheil hatten; sie verstanden sich auf das richtige Maßhalten in allen Dingen, das im Mittelalter die Ehren der höchsten Tugend genoh, vielleicht dem Gesetze gemäß, nach dem die Männer jedes Zeitalters am Meisten gerade Das an den Frauen schätzen, was ihnen selbst abgeht. Auch waren sie kundig des Lesens und Schreibens, jener Künste, die nach mittelalterlichen Anschauungen sich mit den Beschäftigungen und Aufgaben des Mannes nicht vertrugen und dem weiblichen und geistlichen an entsprachen. Gerade die Verwandtschaft zwischen der durch die Religion überlieferten Sinnesart und den Tendenzen der weiblichen Natur mußte dazu itragen, in einer christlich-religiösen Epoche die Werthschätzung der Frauen zu eigen. In ihnen hatte der Kompromiß zwischen Christenthum und natürlichem Leben, der in den Maximen der katholischen Kirche zum Ausdruck gelangt, seine vollkommenen Repräsentanten gefunden. Nicht die Männer: die Frauen sind die Träger der kirchlichen Kultur in der weltlichen Lebensführung.

Doch wie hoch man auch die kulturelle Bedeutung der mittelalterlichen Frau anschlagen mag: es scheint, daß dem Manne ein eben so großer Theil an jener außerordentlichen Wandlung zuerkannt werden muß. Wazu deutlich verräth die Dame ihre Herkunft aus der erotischen Phantasie des Mannes. Ihrem Wesen nach besteht das ritterliche Empfinden gegenüber dem Weibe in einer Differenzirung der Männlichkeit selbst, Das heißt: in einer Abänderung der das erotische Erleben begleitenden Vorstellungen. Denn im letzten Grunde ist doch auch für die soziale Stellung des weiblichen Geschlechtes das sexuelle Moment bestimmend. Ein Blick auf die historische Entwicklung der erotischen Beziehungen wird das am Besten verdeutlichen.

Es ist bekannt genug, daß die Liebe bei den Völkern der alten Kultur hauptsächlich auf Individuen des gleichen Geschlechtes gerichtet war. Ueber die griechischen Frauen jedoch herrschte der männliche Geschlechtstrieb in seiner härtesten und despotischsten Form und bestimmte aus seinen Bedürfnissen heraus die Bedingungen ihres Lebens. Die Hellenen und auch die Römer der älteren Zeit stehen in ihrem psychosexuellen Charakter den orientalischen und barbarischen Völkerschaften ganz nah; ihre erotischen Beziehungen vollziehen sich unter den Vorstellungen unbedingter Herrschaft des Mannes über Körper und Seele des Weibes. Das Weib als bloßes Geschlechtswesen, als Besitzgegenstand, eingeschlossen in die vier Wände des Hauses, aber nicht einmal dessen Verwalterin, Gebälerin der Kinder, aber nicht einmal deren Erzieherin —: Das ist die Form, die die griechische Erotik dem legitimen Leben zwischen Mann und Weib gab. Und jene weiblichen Wesen, denen die männlichen Ansprüche mehr Freiheit der Entwicklung gestatteten, waren von den bürgerlichen Ehren ausgeschlossen und standen um eine Stufe tiefer im Range der Weiblichkeit.

Man kann den Typus dieses Verhältnisses als den primitiven oder herrischen bezeichnen. Primitiv und indifferenzirt wie der Trieb, dessen Ausdruck er ist, hat dieser Typus zum ganzen Inhalt den Zweck der Gattung, die Fortpflanzung. Von einem Versuch, die Interessen der Gattung mit denen der Persönlichkeit auf einer höheren Stufe des Empfindens zu vereinen, von vertiefteren, individualisirten Beziehungen und geistiger Gemeinschaft findet man dabei kaum eine Spur. Die Gegensätzlichkeit zwischen Gattung und Persönlichkeit ist noch nicht Problem geworden; aus dem einfachen Grunde, weil die Persönlichkeit noch im Embryo steckt oder weil selbst in den hervorragenden Individuen die sexuelle Sphäre noch nicht individuell differenzirt, noch nicht mit Persönlichkeitsgehalt erfüllt ist. Auch nach dieser Richtung erscheint Plato als der Vorläufer und Verkündiger eines neuen Zeitalters; er, dieses „schönste Gewächs des Alterthumes“, dessen Persönlichkeit und Anschauungen schon die Symptome der weltgeschichtlichen Krankheit aufweisen, die als Entzweiung von Geist und Natur, von Körper und Seele das geistige Leben des nächsten Jahrtausends bestimmen sollte. D vielleicht war die letzte Ursache dieser Krankheit, in den dunklen Untergründen des menschlichen Bewußtseins verborgen, nichts Anderes als der Konflikt zwischen Gattung und Persönlichkeit.

Bei diesem Konflikt, den noch Kant in seiner Metaphysik der Sitten bald formulirt, daß sich im Geschlechtsakt der Mensch selbst zur Sache macht, „welch dem Recht der Menschheit an seiner eigenen Person widerstreitet“, kam

Weib zunächst schlecht weg. Es besaß zwar in der frühchristlichen Welt, sofern es nicht als Geschlechtswesen, sondern als „Schwester“ betrachtet wurde, die gleiche Verpflichtung zur Ueberwindung des Geschlechtes und die gleichen Anrechte auf ein ungeschlechtliches Himmelreich wie der Mann, aber es war gleichzeitig für den Mann ein Gegenstand der Verjuchung, dasjenige Wesen, das in Gestalt der Eva „die Uebertretung eingeführt“ und die verhängnisvolle Frucht Adam angeboten hatte. Die weniger subtilen Geister verwechselten damals wie heute das Objekt der Begierde mit der Begierde, was besonders grell durch die fanatische Formel des Heiligen Hieronymus ausgedrückt wird, die das Weib „die Pforte der Hölle“ nennt. Diese Männer des innerlichen Zwiespaltes konnten den schmerzlichen Konflikt, der ihre Seelen zerriß, nur lösen, wenn sie das Weib zugleich mit der ganzen Welt der Zeugung von sich abthaten. Trotz aller Theilnahme der Frauen am christlichen Propheten- und Märtyrertum, trotz all ihren wohlverordneten und im Evangelium verbürgten Rechten auf Gleichstellung, wird daher weder die erotische noch die juristische Stellung des Weibes in den ersten christlichen Jahrhunderten wesentlich geändert.

Aber in der Entwicklung der jungen Rassen behauptet das Jüdische sein Recht und findet einen ästhetischen Ausdruck in der Gemüthsstimmung Derer, die durch ihre Anlagen und Neigungen wurzelecht mit dem Erdenbasen verwachsen sind: in den Künstlern, den Dichtern und der Elite der Weltmenschen, die mit Künstlern und Dichtern gemischt dem menschlichen Dasein eine neue, edle Form zu geben streben. Das Leben in hohen und ekstatischen Illusionen, dieses auszeichnende Merkmal der mittelalterlichen Geistesrichtung, ergreift in Gestalt des Frauendienstes das sexuelle Gebiet und bringt ein neues Phänomen in der männlichen Psyche hervor. Diese Differenzirung der Männlichkeit, die mit der ritterlichen Erotik zum ersten Mal in die Welt tritt, ist eine der größten Errungenschaften des Mittelalters; denn sie ist es, die einen neuen Typus des Verhältnisses zwischen Mann und Weib erschafft.

Die Abhängigkeit vom Weibe, in die der Mann durch seine geschlechtliche Natur gebracht wird, jene Abhängigkeit, von der die Männer der antiken Kultur sich dadurch zu befreien suchten, daß sie sich zu unumschränkten Herren des Weibes machten, die Männer der asketischen Christlichkeit aber dadurch, daß sie auf das Weib überhaupt verzichteten, verwandelt sich nun in eine freiwillige, ehren- und freudvolle. Aus dem Stolz vornehmer Naturen, die ihre eigene Wesensart als Bürgschaft und Rechtfertigung empfinden, geht die Verherrlichung und Verklärung des Weibes hervor, die dem ritterlichen Geschlechtsverhältnis zu Grunde liegt. War der Mann abhängig vom Weibe, so konnte das Weib nichts Anderes sein als die hohe Herrin, der zu dienen ein Vorrecht und eine Gunst war. Die Ritterlichkeit des Mannes gegenüber dem Weibe ist mit den edelsten Eigenschaften der menschlichen Natur verschwistert: mit dem Stolz, der nur dort dienen will, wo er verehrt, der Großmuth, die jede Unterstüßung in eine Hulbigung verwandelt, der Selbstverleugnung, die an den eigenen Vortagen erst Freude empfindet, wenn sie zu Gunsten Anderer thätig werden. Alle Hoheit, aller Ueberschwang, alles Raffinement einer neuen Kultur strömt jetzt in der erotischen Sphäre zusammen und verkörpert sich leidhaftig in dem Bilde der Dame. Ja, sogar ein Hauch religiöser Inbrunst, ausgehend von der Verehrung der Himmelskönigin,

„der höchsten Dame, der reizenden Heiligen Jungfrau, die der eigentliche Gott des Mittelalters war“ (Taine), fehlt in diesem Kultus des Weibes nicht. Die Liebe erhebt die neue Generation in Zustände schwärmerischer Trunkenheit. Dante, der sagte: „Ich lausche, wenn in mir die Liebe spricht; was sie mir eingiebt, schreibe ich nieder“, macht aus der Geliebten die Führerin in die höchsten Sphären der Geistigkeit, hält ihre Gestalt in den mythischen Königsmantel der Allegorie und knüpft an ihren Namen die letzten Geheimnisse des Himmelreiches.

Die ritterliche Vorstellung vom Weibe ist zur Grundlage des höheren europäischen Gesellschaftslebens geworden, dessen Mittelpunkt die Dame bildet. Auch nachdem die Blüthezeit des höfischen Lebensideales und zugleich die glänzende Mode des Fraubienstes längst vorüber war, verlor die Dame nicht mehr ganz das Prestige des höheren Wesens. Doch was zuerst der Ausdruck einer enthusiastischen Ueberzeugung war, nimmt allmählich die Gestalt einer bloßen Konvention an. Die Ritterlichkeit sinkt zur Galanterie herab.

Während der geschmeidige, rastlose, wandlungsfähige Genius des männlichen Geschlechtes mit fortschreitender Civilisation sich aller Mittel geistiger Kultur bemächtigt, bleibt die Dame in dem Reich der Galanterie zurück und löst sich aus dem lebendigen Prozeß der Entwicklung. Zwar bietet sich auch in der späteren Verflachung für ihre Herrschaft noch Spielraum genug; und die Kulturgeschichte des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, insbesondere die Frankreichs, wird in wesentlichen Zügen durch den Einfluß der Dame bestimmt. Aber das Künstliche und Hohle, das sich hinter dem äußerlichen Glanz dieser Epoche verbirgt und erst in jenem ungeheuren Zusammenbruch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ganz zu Tage tritt, ist zum nicht geringen Theil auf das Künstliche und Hohle in der Existenz der tonangebenden Frauen zurückzuführen. Die Galanterie, eine frivole und heuchlerische Manier, gesteht der Dame den Schein der Ueberlegenheit zu, um sie in Wahrheit auf den Platz zwischen Kindern und Unmündigen hinabzudrücken, der dem Weibe nach den Vorstellungen der herrschenden Männlichkeit zukommt. Der Mann, doppelt überlegen durch seine physische wie geistige Ausrüstung, benützt die Galanterie als Mittel, um sich die Nachhansprüche der Dame vom Leibe zu halten. In dem selben Maß, wie der Abstand zwischen der männlichen und der weiblichen Bildung zunimmt, verengert sich die Sphäre, die der Dame eingeräumt ist. Alle großen und ernstesten Probleme des Lebens sind daraus verbannt; der Salon, in dem die Dame herrscht, ist nicht viel mehr als ein modernisirtes Gynaecium, bewohnt von eleganten Puppen, deren oberste Aufgabe ist, sich zu schmücken, um zu gefallen.

Es ist ein theurer Preis, mit dem die Dame ihre Herrschaft bezahlt. In dem Bestreben, diese Herrschaft zu erhalten, muß sie sich hinter eine reaktionäre Tradition verchanzen. Als Repräsentantin des Schicklichen ist sie in einen bedenklichen Gegensatz zum Natürlichen gerathen, das in der Region der Dummheit zum Unanständigen wird. Ganz feindlich aber steht sie allen Neuerungen gegenüber, die eine moderne Weltanschauung in das Leben des weiblichen Geschlechtes einzuführen versucht.

Es liegt in dem Begriff der Dame selbst Etwas, das sich mit dem Begehren der freien Persönlichkeit nicht verträgt. Das Weib als Dame, scheinbar auf dem höchsten Gipfel der schönen Menschlichkeit erhoben, führt als Individualität

Leben innerhalb eng gezogener Schranken. Nicht auf freie Entfaltung des Individuellen, sondern auf die Ausbildung und Bewahrung einer Konvention sind die Bedingungen der Damenschaft gestellt. Der Mann des ritterlichen Zeitalters verehrte in der Dame seines Herzens weniger eine bestimmte, ausgeprägte Individualität als vielmehr einen Komplex von Tugenden und Vorzügen nach konventionellen Begriffen. Daher vollzog sich der Verkehr zwischen der Dame und ihrem Ritter in ziemlicher Ferne und ließ im Grunde eine intimere Lebensgemeinschaft gar nicht zu. Dieses Element des innerlichen Fremdseins ist untrennbar mit dem Wesen der Dame verknüpft; es bildet eine Scheidewand zwischen den Geschlechtern, die nicht beseitigt werden kann, ohne daß zugleich ein Stück von dem Wesen der Dame fällt.

Mit den Ideen der großen französischen Revolution, als die Rechte der Persönlichkeit auch unter den Frauen reklamirt werden, treten aber die Vorstellungen der Gleichheit und der Gemeinsamkeit zwischen Mann und Weib in den Vordergrund. Die Erkenntniß, um welchen Preis die Erziehung zur Dame erkauft wird, entwerthet die Vorrechte, die damit verbunden sind, und der Trieb nach freier Selbstbestimmung bewirkt in einzelnen weiblichen Individuen eine auf völlig geänderten Voraussetzungen beruhende Annäherung an das männliche Geschlecht. Sie lehnen sich gegen die unwürdige und unfreie Stellung auf, die das Gesetz dem weiblichen Geschlecht anweist; aber sie verschmähen zugleich die Huldigungen des gesellschaftlichen Verkehrs, die aus einer phantastischen Auffassung der Weiblichkeit hervorgehen.

Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, verdient die moderne Frauenbewegung eine andere Würdigung, als man ihr gewöhnlich zu Theil werden läßt. Denn in diesen Vorstellungen der Gemeinsamkeit trägt sie den werthvollsten Bestandtheil einer neuen Ordnung zwischen Mann und Weib mit sich; indem sie etwas, das sich vielleicht als Unterströmung schon lange in den Beziehungen der Geschlechter vorbereitet hat, zum System erhebt und eine Lehre daraus macht, bringt sie es erst ganz zum allgemeinen Bewußtsein und verleiht ihm die suggestive Kraft, durch die es vorbildlich weiter wirken kann.

Schon Mary Wolstonecraft beleuchtet in ihrer „Verteidigung der Rechte der Frau“ (1792) — einem Buche, das alle Richtungslinien der späteren Frauenbewegung enthält — die Mängel, die aus der Erziehung zur Dame entspringen, und kommt zu dem Schluß, „daß es gut wäre, wenn die Frauen nur angenehme, vernünftige Kameraden wären, ausgenommen ihrem Geliebten gegenüber.“ Diese „Ausnahme“ bedeutet jedoch eine bloß subjektive Einschränkung. Zugleich mit der beginnenden Umwandlung in der sozialen Stellung des weiblichen Geschlechtes vollzieht sich eine Umwandlung des erotischen Verkehrs. Als eine geistig-körperliche Gemeinschaft auf der Basis individueller Anziehung und Erziehung ist der kameradschaftliche Typus des Geschlechtsverhältnisses zu einem Ideal der Liebe geworden.

Die Voraussetzung dafür ist allerdings eine Veränderung auch in der Natur des Mannes. Nur die männlichen Individualitäten, aus deren psychischer Beschaffenheit das Bedürfnis entspringt, sich in der Liebe an ein unbärtiges Wesen zu wenden, werden die Vorstellung der Gemeinsamkeit an Stelle setzen, die in dem primitiven Verhältniß die Vorstellung der Herr-

schaft, in dem ritterlichen die Vorstellung der freiwilligen Unterordnung einnimmt. Vielleicht bezeichnet man diesen kameradschaftlichen Typus am Besten als eine Uebertragung der antiken Liebesvorstellungen, wie sie den finnlich-überfönnlichen Freundschaftsbündnissen zwischen Jüngling und Mann zu Grunde lagen, auf das Verhältnis von Weib und Mann. Was in Platons Symposion als höchste Liebe zwischen einem jüngeren und einem älteren Freunde geschildert wird, ist für das moderne Empfinden nichts Anderes als die Darstellung der edelsten heterosexuellen Beziehungen.

Mit dem Ideal der Gemeinsamkeit hat die Frauenbewegung eins der Vermächtnisse aufgegriffen, die die Renaissance kommenden Jahrhunderten hinterließ. Die freie Persönlichkeit, die Gleichberechtigung der Geschlechter zum Zwecke einer ungehemmten und bedingungslosen Entfaltung individueller Eigenschaften sind in jenem allzu kurzen Aufleuchten höchster Kultur vorübergehend schon Besitz der menschlichen Gesellschaft gewesen. „Die Frau von Stande mußte damals ganz wie der Mann nach einer abgeschlossenen, in jeder Hinsicht vollendeten Persönlichkeit streben. Der selbe Hergang in Geist und Herz, der den Mann vollkommen machte, sollte auch das Weib vollkommen machen . . . Man braucht nur die völlig männliche Haltung der meisten Weiber in den Heldengebichten, zumal bei Bojardo und Ariosto, zu beachten, um zu wissen, daß es sich hier um ein bestimmtes Ideal handelt.“ (Burdhardt, Kultur der Renaissance).

So läßt sich in dem „Vollmenschen“, der in dem Ideenkreis der Frauenbewegung auftaucht, eine zwar abgeschwächte, aber in der Hauptsache zutreffende Fassung Dessen erkennen, was die Renaissance als Bildungskanon aufgestellt hat. Und der Umstand, daß es die Frauenbewegung nicht auf dem Wege historischer Entwicklung übernommen, sondern aus sich selbst neu geschaffen hat, kann nur dazu beitragen, seinen kulturellen Werth zu beglaubigen.

Die Kluft zwischen den Geschlechtern, aus der im Verlauf der europäischen Zivilisation so verschiedenartige Gebilde aufgestiegen sind, glänzende Blüten der Gefühlromantik, wie der Minnebeschwärmer, und schauerlich groteske Ausgeburten feindsälligen Wahnes, wie der Hegenprozeß: in dem kameradschaftlichen Verhältnis erscheint sie zum ersten Mal ganz überbrückt. Als freie Gefährten, ausgerüstet mit den gleichen Hilfsmitteln der Kultur, zu gegenseitigem Verständnis gereift und bereit, die Höhen und Tiefen des Lebens gemeinsam zu durchschreiten: so treten Mann und Weib in ein neues Zeitalter ein, das seine Signatur von ihrem Bunde erhalten soll.

Allerdings gibt es unter den modernen Frauen auch solche, die das Heil des Weibes in der Losagung vom Mann erblicken: eine ästhetische, männerfeindliche Richtung voll anmaßender Ueberschätzung der Weiblichkeit, voll kurzfristiger Verkennung Dessen, was das Weib der hohen und verfeinerten Männlichkeit verdankt. Sollte man in dieser Abkehr von allem Männlichen nicht ein Analogon zur Abkehr der frühchristlichen Männer erblicken dürfen, wiederum einen noch ungelösten Konflikt zwischen Gattung und Persönlichkeit, dessen Schauplatz diesmal die weibliche Psyche ist? Diese Frauen stehen noch auf dem Boden der Damenschaft, obwohl sie ihren geistigen Meinungen und Forderungen nicht mehr die Existenz der Dame führen. Sie unterziehen das Verhältnis von Mann und Weib einer Kritik, bei der sie die Auffassung des Weibes als des höhere

Wesens zur Grundlage machen, ohne zu bemerken, welchen naiven Diebstahl an der Großmuth der Männlichkeit sie dabei begehen. In ihnen verräth sich Etwas von der wahren Gesinnung der Dame gegenüber dem Mann, von den Heimlichkeiten ihres erotischen Empfindens, das die Damen der alten Schule mit dem unverbrüchlichen Schweigen der großen Lebensklugheit verhält. Sie betrachten sich selbst als „die Menschenblume, die Krone der Schöpfung“ und den Mann nur als „das zufällige Beiwerk“; der Mann erscheint ihnen als „ein komisches, großes Kind“, als ein „Thier mit primitiven Instinkten“ oder gar schlechtweg als „Mannbestie“. Und ihre Lehre lautet: „Halte deine Seele fest in der Hand und verpände sie an keinen Mann“ (Egerton). Wie könnte auch zwischen einem Thier mit primitiven Instinkten und einem verfeinerten höheren Wesen ein Zustand wirklicher Gemeinschaft bestehen? Für diese Frauen haben die Vorstellungen eines kameradschaftlichen Verhältnisses zum Manne keinerlei Reiz.

Aber auch für einen Theil der Männer — und wahrscheinlich für die große Mehrzahl — wird Das, was sie unter Kameradschaft verstehen, weitabliegen von den Vorstellungen, die sie sich über den Umgang mit Weibern machen. Im Grunde ist immer noch der primitive herrische Typus im Verhältniß von Mann und Weib der dominirende. Selbst in der Blüthezeit des ritterlichen Verhältnisses haben bekanntlich nur die obersten Klassen, diejenigen, die durch eine bevorzugte Lebensstellung die Träger der geistigen Verfeinerung oder wenigstens der eleganten Mode waren, daran Theil genommen; und auch innerhalb dieser Klassen erstreckte sich die Verehrung des Weibes keineswegs auf das Eheleben. Nicht die Gattin, die Lebensgefährtin, genoß die Ehren des Dienstes, nur die Geliebte, die ferne und unzugängliche Frau eines Anderen.

Was sich in diesen drei Typen, dem herrischen, dem ritterlichen und dem kameradschaftlichen, vor Allem ausdrückt, ist die psychosexuelle Individualität, die besondere, angeborene Disposition im Verhalten des einzelnen Mannes gegenüber dem Weibe. Wenn auch in verschiedenen Epochen der menschlichen Kultur der eine oder der andere Typus mehr hervortritt und den allgemeinen Zuständen nach dieser Richtung seinen Charakter verleiht, bestehen sie doch gleichzeitig neben einander fort. Die vornehmen griechischen Hetären, die „Gesellschafterinnen“ des Mannes, haben als die Ersten dem erotischen Verkehr ein Gebiet geistiger Gemeinsamkeit erobert, indem sie an der Bildung und den Interessen der Männer theilnahmen. In diesen illegitimen Beziehungen milberte und verfeinerte sich zuerst der männliche Herreninstinkt, bis er in der Sphäre der schönen Geselligkeit die Herrschaft des Weibes unter der Form der Dame legalisirte.

Und nun hat es den Anschein, als ob die Tage dieser Herrschaft gezählt seien. Der Begriff der Dame beginnt, hinfällig zu werden. Etwas Antiquirtes, eine Art Donquixoterie fängt an, sich an ihn zu heften. Noch ganz unbestimmt und unmerklich, nur erst wahrnehmbar in gewissen Beleuchtungen und Reflexen.

Die wirthschaftlichen und sozialen Umwälzungen, die die Funktion des „hauswaltenden“ Weibes täglich mehr zu einem Anachronismus machen, gehen auch an der Existenz der Dame nicht spurlos vorüber. So weit eine Frau ihren Unterhalt selbst verdienen, also mit dem Manne in Konkurrenz treten muß, hört sie auf, unter den Bedingungen zu leben, die ihr nur innerhalb des Gesellschaftslebens garantirt sind. Auf dem Gebiete des Erwerbslebens endet die Galanterie

als Ausgangsform. Ein härteres Gesetz, eine strengere Verantwortlichkeit regiren hier und fordern unerbittlich andere Vorzüge, als sie aus der Bestimmung zur Dame hervorgehen können.

Aber auch in jene Kreise, die scheinbar ganz unberührt von modernen Ideen sind, bringen die Einflüsse einer in voller Wandlung begriffenen Kultur, — in jene Kreise, in denen die Dame noch unbestritten regirt und zu deren konservativen Stützen sie gehört. Nicht als neue Erkenntnisse freilich, nicht als bewußte Forderungen einer freien, individuellen Lebensführung treten sie auf, sondern ganz unverfänglich, unter verschiedenen Masken: als neue Vergnügungen und Spielereien für das aus Vergnügungen und Spielereien zusammengesetzte Daseinsprogramm der Dame. Zu diesen verlarvten, revolutionären Elementen gehört vor Allem jeder Sport, der anstrengende Leibesübungen in sich begreift, rasche und heftige, nicht auf Grazie, sondern auf Treffsicherheit gestellte Bewegungen oder selbst-nur seelische Abhärtung, die sich der Gefahr kleinerer Entstellungen und Verletzungen unbedenklich aussetzt. Dergleichen verstoßt gegen den orthodoxen Begriff der Dame, der ein des Schutzes bedürftiges, in seiner Zartheit und Schwäche verehrungswürdiges Wesen zur Voraussetzung hat. Was die Dame zum „höheren Wesen“ stempelt, ist ihr Gegensatz zum Thun und Treiben der Männlichkeit; deshalb ist alles Kameradschaftliche im Verkehr der Geschlechter an sich schon unvereinbar mit dem Wesen der Damenschast. Aber gerade auf dem Gebiet des Sportes ist das Kameradschaftliche im Verkehr der Geschlechter nicht auszuschließen. Dort hat es auch seine ausgebehntesten und überraschendsten Siege gewonnen. Man kann, das berühmte Wort Buckles über die ethische Mission der Lokomotive voritrend, wohl behaupten: Das Bicycle hat zur Emanzipation der Frauen aus den höheren Gesellschaftsklassen mehr beigetragen als alle Bestrebungen der Frauenbewegung zusammengenommen.

Ja, der Begriff der Dame beginnt, hinfällig zu werden. Und die Folgen dieses Auflösungsprozesses einer historischen Form müssen sich natürlich bald zeigen. Es dürfte der Dame kaum gelingen, sich über die unbequemen Bedingungen ihrer Vorrechte hinwegzusetzen und doch zugleich im ungeschwächerten Genuß der Vorrechte selber zu bleiben.

Und Etwas wie eine Gefahr, die drohende Möglichkeit empfindlicher Verluste für das weibliche Geschlecht, scheint am Horizont aufzutauchen. Es wäre immerhin denkbar, daß alle die Güter, die sich das moderne Weib von der Freiheit der Selbstbestimmung verspricht, die Vortheile nicht aufwiegen, die das weibliche Geschlecht unter der Lebensform der Dame befehen hat. Es wäre immerhin möglich, daß die Nöthigung zur Konkurrenz bei dem männlichen Theil die Veredelung des Instinktes, die sich als Ritterlichkeit manifestirt, und bei dem weiblichen Theil die Zucht zur Schönheit, zur Harmonie, zur körperlichen und seelischen Höhe, aus der die Dame hervorgegangen ist, wieder zerstört.

Hier liegt ein Kulturproblem: die Frauen müssen die alte Form winden, ohne deren kulturelle Errungenschaften preiszugeben, einen neuen der Weiblichkeit bilden, eine Form des Seins, die sich in organischem Wachstum aus der bestehenden entwickelt, um Raum zu gewähren für Das, die Dame nicht war und nicht sein konnte: die freie Persönlichkeit.

Wien.

Rosa Mayred.



Berlin, den 28. September 1901.

Moriz und Rina.

Kressin, am einundzwanzigsten September.

Monsieur mon frère!

Lang, lang ist's her. Da erzähltest Du der damals noch nicht verstoßenen Schwester, ein Ruffentaiser, der Nikolaus hieß, habe dem Herrn Louis Napoleon, zweifelhaften Ursprunges, die Anrede verweigert, mit der ich Euer Hochgeboren nach einer Anstandspause soeben begrüßte; und daraus sei ein ziemlich bössartiger Krieg entstanden. Lang ist's her. Und die Welt ist seitdem nur noch verdrehter geworden. Oder wie denkst Du über die Intimität des neusten Nikolaus mit Herrn Loubet nebst Frau Gemahlin (so schreiben die Bürgerlichen, wenn sie furchtbar vornehm sein wollen)? Doch einfach, um auf die Klazien zu klettern. Dabei kann man nicht mal sagen, daß diese Leute sich taktlos benehmen; Adolf, der die letzte Scham abgelegt hat und seit Juli das rötheste aller rothen Blätter hält (zum Glück läßt ers wenigstens im Couvert schicken), empfiehlt sie natürlich allen Gekrönten als Muster kluger Bescheidenheit. Auf diese Lasterbrücke kriegt er mich nicht; wenn die Beschreibung aber richtig war, müssen die Toiletten der Madame Präsidentin wirklich geschmackvoll gewesen sein. Früher hättest Du mir bei solchem Anlaß so was wie den Figaro geschickt. Jetzt hast Du für mich altes Möbel keine Zeit. Schön. Ich habe mir fest vorgenommen, mich nicht mehr zu Anklagen herabzulassen. Und dabei warst Du in Danzig und hast, als Landwehrkavallerist, Herrenhäusler, Exdiplomats und Ritter p. p., sicher Allerlei gesehen, gehört, gerochen. Leugne nicht: Du

warst dort! Runo, der nur noch in Marineausdrücken redet, sah Dich auf dem zoppoter Seefesteg an der Steuerbordseite vorüberschlingern; konnte in der Eile nicht feststellen, ob Du einer citronengelben Polactin nachstiegest oder auf andere Küstenjagd gingst. Einerlei; ich gönne jedem Thierchen sein Plaisirchen und wünschte nur, Lotte achtete auf Eure Geschichten so wenig wie ich. Aber daß Du drei Schritt vom Pommerland warst und nicht zu uns kamst, ist eine Leistung. Schriebst auch nicht eine Sterbenssilbe. Keine Zeit; selbstverständlich; hattest wohl mit dem Chinesenprinzen Sechshundsechzig zu spielen. Was liegt daran, ob ich mir den Kopf zerbreche? Zwölf außs Duzend, sagst Du und hüllst Dich in Schweigen. Mein altes Preußenherz (lächle nicht, Weltmann; die Doppelploambe oben links ist nicht kleidsam!) war so froh, als ich las, das Verhältniß zu Rußland sei jetzt herzlicher als seit Jahren. Das konnte doch nicht erlogen sein. Na, nun haben wir die Bescherung. Bei uns wird immerzu von Freund und Freundschaft geredet; und drüben... Es sieht schon wie Absicht aus. Uns den Pflichttheil, den Franzosen eine Riesenbonbonnière voll Süßigkeit. Runo war ja entzückt. Er hatte am Tag der Flottenparade die beiden Kaiser auf der Kommandobrücke der „Hohenzollern“ in lebhaftem Gespräch gesehen, ganz nah, gerade in dem Augenblick, wo der Russe unserem Herrn eine Cigarette anbot. Aber Runo kann ich als Politiker nicht so ernst nehmen wie als Bowlenmacher. Vielleicht wüßte ich, was los ist, wenn ich selbst den Ravensprung über Pasewalk gemacht hätte. Doch erstens ist Marine nicht mein faible; zu komplizirter Kram und das Torpedogetute fällt mir auf die Nerven. Und zweitens wäre Adolf bestimmt an meiner Seite als Anarchist verhaftet worden. Du ahnst nicht, welche Redensarten Der jetzt im Munde führt. Diesen überaus vortrefflichen Gatten danke ich Deinem gütigen Rath. Und Du schweigst. Ich nehme Dirs nicht übel; will Dich auch gar nicht provoziren. Nicht im Geringsten. Muß mich eben allein zurechtfinden. Ni frère ni mari. Geht auch so. Nur bilde Dir nicht ein, daß ich Deines Geburtstages wegen wieder sieben Stunden auf der Landstraße liege. Auch nicht zu Weihnachten. Dein Deputat ist Dir sicher. Und mein Anblick wird Dir nicht fehlen. Schauffire Dich also nicht.

Sage mal: wer ist eigentlich der „Kerl mit den Hyänenaugen“? weißt doch! Der den armen Phili so niederträchtig quälen soll. Muß ja merkwürdiger Kunde sein; geheimnißvolle Anspielungen auf Duelle, S, nage, ehrgeizige Pläne. Auch was Neues, daß die schmutzige Wäsche Diplomaten vor versammeltem Kriegsvolk eingeweicht wird. Dein Schw

amüßirt sich darüber wie ein Schneekönig und meint, es werde bald noch viel besser kommen. In solchen Momenten fühle ich immer, daß er kein Altpreuße ist, trotz Rothspohn, Schwarzsauer und Sichtignoten. Wir Beide sinds, Morig, und sollten deshalb eigentlich zusammenhalten. Du mußt S. M. doch gesehen haben; hast wahrscheinlich auch die Rede an den Bürgermeister gehört, der, wie der Rodensteiner behauptet, nach Berlin soll, wenn die Anderen erst aufgebraucht sind. Und August Venke hat endlich das Orangeband und schafft sich vor Freude vielleicht zum Jubiläum einen neuen Federbusch an, um inkognito reisen zu können. Manöver wohl ganz verregnet? Bei uns schwamm Alles; und die Aepfel! Wenn wir den Regen im Juni gehabt hätten, könnten wir an Paris denken. Ihr geht doch hin? Entschließe Dich, umgehend zu schreiben (nicht nur drei frostige Artigkeiten auf einer Herrenhauskarte), dann will ich sehen, was zu machen ist. Vottens wegen. Denn Du bist ein fremder Herr

Deiner zärtlichen Schwester

Rina.

Berlin, umgehend.

Graue Ninette,

Du behandelst mich immer, als wäre ich noch ein Jüngling im lockigen Haar. Immer; auch wenn Du Dein Mütchen an meinen ehrwürdigen Plomben kühlst. Dabei denke ich noch nicht mal an die Schönheitsgeiten, die Du dem biederen Runo nachsagst. Ueber solche Verdächtigung bin ich erhaben, holde Edelfrau. Seit Jahrzehnten abgerüstet; und daß Citrongelb nie meine Couleur war, daß schnurrbärtige Jagellonenlippen mir selbst in robusteren Tagen geschaffen schienen, von Sünden zu entwöhnen, kann Vottka Dir bestätigen. Kam Mittwoch zurück und so matt wie die letzte der überlebenden Fliegen. Madame aber ist empört, weil sie noch keinen ausführlichen Bericht hat. Und thut, als hätte ich armer Landwehrkrüppel und Pensionär die Gabe empfangen, auf, bei und um Hela das Gras wachsen zu hören.

Mag sein, daß trotz den Herbsttürmen welches gewachsen ist. Ich habe von Hela nichts als das Blinkfeuer gesehen; also auch den weltgeschichtlichen Moment versäumt, von dem Dein marinirter Vetter schwärmt. War überhaupt, mit Verlaub, nicht als Reporter dort, sondern von Zufalls wegen; Jagderöffnung in der Gegend der westpreußischen Schweiz. Und da benutzte ich die Gelegenheit, mal wieder durch Danzig zu stromern, dem Lachskurfürsten an der Quelle zu huldigen, der langfuhrer Husarenstadt — so was gabs in

Preußen noch nicht — Reverenz zu erweisen und den olivaer Wald, meine alte Liebe, aufzusuchen. Der Hunger trieb mich dann bis ins zoppoter Slavenreich und ich wäre zu Euch gekommen, wenn ich nicht gefürchtet hätte, mit meiner bösen Verstimmung den Zorn der Schwester und die Spottlust des Schwagers zu reizen.

Ich war nämlich furchtbar verstimmt, bins noch immer und fühlte, als ich eben Deinen Scheltbrief las, die Macht des verwandten Blutes. An die herzlichen Beziehungen zu Rußland hatte ich nie geglaubt. Nach Allem, was die Chinesengeschichte uns an Affront beschert hat, wäre dazu mehr Naivetät nöthig gewesen, als ich zur Verfügung habe; kenne auch zu unzweideutige Aeußerungen persönlicher Antipathie. Waldersee hat den Andreas bekommen, weil er, nach einigem Zögern, nichts gethan hat, was die Russen auch nur von fern ärgern konnte. Und der liebe Nachbar, dessen eifige Zurückhaltung noch in der beim Alexandrinerfest (oder wars wieder ein anderes?) verlesenen Depesche fast schon kränkend fühlbar war, hat uns ein paar freundliche Blicke gegönnt, weil er dadurch die Handelsvertragsaussichten zu bessern hofft. Einziger Zweck der Uebung; die Sache stand für die Moskowiter gut, wenn wieder ein Wort fiel wie anno Caprivi: „Was soll der russische Kaiser von mir denken?“ Sonst wäre Nikolaus gar nicht gekommen. Daß er nicht gern kommt, hat er ja deutlich gezeigt. Berlin hat er, seit er Kaiser ist, überhaupt noch nicht betreten, den Besuch unseres Herrn also nicht erwidert. Oder bist Du etwa zufrieden, hältst Du eine Fortsetzung des Verkehrs auch nur für möglich, wenn eine Nachbarin, der Du den ersten Besuch gemacht hast, Dir, statt sich innerhalb der Anstandsfrist in Kresjin einzufinden, vorschlägt, Ihr solltet Euch nächstens mal in der Kreisstadt treffen? Wir hatten uns damit, wie mit so Vielem, nachgerade abgefunden. Und das Gerücht, schon jetzt seien auf der Höhe von Hela in Sachen Kornzoll beruhigende Zusicherungen gegeben worden, mag nur zur Hälfte wahr sein. Diesmal aber ging mir die ganze Geschichte doch wider den Strich. Keinen Fuß hat der Rußenherrscher aufs westpreußische Land gesetzt. Das war nicht, wie man uns vorschwindeln wollte, vorher vereinbart. In Neufahrwasser waren, dicht am Bahnhof, zwei Landungsbrücken gebaut, eine für den Deutschen Kaiser, die andere für den Zaren. Der aber wollte nicht landen; und als man sicher war, daß er nicht in die Bucht einfahren würde, mußte man wohl oder übel die Leinwand mit den Farben der russischen Tricolore von dem unnützen Brettergerüst reißen. Das nennt man bei uns heutzutage einen Besuch. Furcht vor Attentaten? Wer's glaubt, zahlt 'nen

Thaler. So sicher wie eine französische ist am Ende auch eine preußische Hafenstadt; und beide Weichselufer waren, obwohl die Kaiserschiffe anderthalb Stunden weit vom Land entfernt lagen, von Schugmannschaft und Artillerie streng abgesperrt. Nein: Batjuska hatte eben keine Lust; er wollte nicht mehr leisten als das leider Unvermeidliche. Und gleich danach der Ueberchwang der Gefühle, womit er Frankreich beglückt. Da macht er schon den zweiten Besuch; und richtige Besuche nach allen Ceremonialregeln. Dahin nimmt er die Frau mit. Und um Jeden den Unterschied fühlen zu lassen, zeigt der sonst so Wortkarge sich dort redselig und wird nicht müde, in froher Nührung den Herzensbund mit der Republik zu preisen.

Natürlich heller Blödsinn, sich über irgend was noch zu wundern. Doch denke mal fünfzehn Jahre zurück. Thurmhoch war die Freundschaft mit Rußland da auch nicht. Wenn aber damals Einer gesagt hätte, ein Zar, der Berlin wie einen Seuchenherd meide und, der Roggenzollnoth, nicht dem eigenen Triebe gehorchend, dem Deutschen Kaiser auf der Ostsee ein Rendezvous giebt, werde zweimal zu familiärem Freundschaftbesuch nach Frankreich gehen und mit der Republik ein Bündniß schließen, ihr Heer, ihre Flotte feiern und zum Ruhm des Galliergenius die zärtlichsten Worte suchen, — dann hättenman solchen Propheten mit der Narrenkappe gekrönt. Wir habens in kurzer Zeit wirklich weit gebracht. Und meinen, wir brauchten nur den Kopf in den Sand zu stecken, um die Welt über die Veränderung unserer Lage zu täuschen.

So. Nun mach Dich nach Herzenslust über den blamirten Bruder lustig, der immer den Weisen, den kühl allen Wandel des Irdischen Betrachtenden spielen wollte und über Unabänderliches jetzt ganz kindisch greint und tobt. Hätte ich die Sache nur nicht in der Nähe gesehen, nicht mit eigenen Ohren von Russen gehört, ihr Gossudar komme nicht an Land, weil er sich nicht wieder festlegen lassen wolle! Erspare mir Weiteres und lerne das Opfer schätzen, das ich brachte, als ich meinen frischen Gram heimwärts trug.

Mit Neuigkeiten kann ich höchstens im Postkartenstil dienen; zu mehr langts nicht. Tschun, Wand an Wand mit mir im Danziger Hof, sehr fidel; mit Hurra begrüßt; daß er nun auch noch den zweithöchsten preußischen Orden hat, gehört zum Ganzen. Manöver nur in sehr beschränktem Umfang möglich; furchtbar schwer trotzdem für Leute und Führer. Lenze 1 a, wie immer; Kavallerie wurde allerdings mit prinziplichem Glan in den Wursthesseln geführt. Der Schwarze Adler getheilte Freude, weil ihn auch der Königsberger, bei beträchtlich geringerem Verdienst, hat. Den Einzug sah ich; ziemlich still.

Absperrungen übrigens strenger als in Petersburg; langer Polizeieinsatz verbot ungefähr Alles, sogar Fahnenzwecken, und der Anblick des nur für diese vier Tage auf eingezäuntem Terrain gebauten Bahnhofes stimmte nicht gerade heiter. Selbst nach Hddel und Nobiling nahm mans gelinder. Die Reden hast Du gelesen. Allgemein fiel auf, daß nirgends der Name des Mannes genannt wurde, dem die verarmte Handelsstadt den neuen Nimbus dankt: Goflers. Der Bürgermeister, ein kalter Freikonservativer von anständigem Rednertalent, soll in der Ausführung fremder Ideen geschickt, von der Ueberfülle eigener Gedanken aber nicht belastet sein. Sehr wahrscheinlich, daß er nach Berlin kommt. Ueberhaupt für! Bürgerliche günstige Konjunktur. Sind Die erst zum ruere in servitium (Adolf soll im Büchmann nachschlagen) entschlossen, dann sicher um mindestens eine Pferdelänge jedem Junker voraus. Der „Kerl mit den Phänenaugen“? Angeblich bismärckiiches Wort, das mir sehr unecht klingt; ich hab's nie vom Fürsten gehört. Gemeint ist der Wirkliche Geheime Holstein, der Austerfreund des Kladderadatsch; ließ, als er die Hintermänner des Wigblattes suchte, erst Herbert Bismarck, dann Guido Händel fordern, der Waldersee als Sekundanten hatte. Eine umständliche Geschichte, deren Entwicklung man abwarten muß. Gedulde Dich fein und freue Dich mit mir, daß Austerfreund und Troubadour nun an einander gerathen sind. Dem Rundreisebotschafter will aber wohl ein Höherer als der Wirkliche Geheime an den rheumatischen Leib.

Daß Preußens Krone und Szepter in Königsberg am Altar ausgestellt worden sind, damit ihnen an heiliger Stätte neuer Segen werde, weißt Du natürlich; hast gewiß auch mit Eurem Pfarrer darüber gesprochen, der ja noch zu den Amlutherischen zählt. Neu aber wird Dir sein — und namentlich Adolf interessieren —, daß hier im Wintergarten (wo wir damals den Barrisons entließen) jetzt allabendlich der Zug zu sehen ist, der dem Leib der Kaiserin Friedrich das letzte Geleit gab. Nach kinematographischen Aufnahmen, die auf Allerhöchsten Befehl gemacht und zuerst im Neuen Palais vorgeführt wurden, verkündet die Direktion.

Hierher willst Du nicht kommen, uns aber in Paris treffen. Mein mein Herz. Wir waren zuletzt bei Euch und erwarten Euren Gegenbesuch. Sonst könnten gute Freunde und getreue Nachbarn sagen, unser Berkniß sei herzlicher als seit Jahren. Das wäre mir unangenehm. Denn bin, quand même.

Dein erster Anbeter und ältester Dienstmann

Mo

Alte und neue Tonkunst.*)

Die Musik des frühen und hohen Mittelalters ist, so weit sie nationale — und Das heißt: weltliche — Kunst war, im Grunde nur Musik der menschlichen Stimme gewesen. Natürlich gab es Instrumente; aber sie wurden doch vornehmlich nur zu Angabe des Rhythmus bei Tanz und Kampfesgang gebraucht; im Verein mit der menschlichen Stimme dienten sie weiter zur Tonfüllung des Gesanges, wirkten also wie die rohe Farbengebung innerhalb des Umrisses unserer ältesten Malerei, gleichsam flächen- und körperbildend. Weitere Anwendungen künstlerischer Art verbot schon die Unvollkommenheit ihres Tones. Aber selbst wenn die Tongebung reiner gewesen wäre, hätten die Instrumente dennoch nicht umfassend benutzt werden können; dazu mangelte noch das Gefühl für Tonschattirung und Tondynamik.

Denn Das ist vielleicht das Bezeichnendste der Vokalmusik, des Gesanges dieser Zeit, daß sie gänzlich entfernt noch war von jeder Befehlung; man sang in der Weise der heutigen kirchlich gebundenen Litanei oder so etwa, wie heute Kinder, marschirende Soldaten, kneipende Studenten zu singen pflegen: ohne ein Persönliches musikalischer Stimmung, dem bloßen physikalischen Ton folgend, — objektiv gleichsam und nichts als Ohr, so daß das Herz, das Gemüth ohne merkbaren Antheil im Ausdruck blieb. Und so wenig wie eine Dynamik vorhanden war, kannte man eine Schattirung der Melodie durch Harmonisirung: der Gesang war Einzelgesang, Monodie; man sang monoton und monodisch.

Auf der seelischen Grundlage dieser weltlichen Musik erwuchs auch die Kirchenmusik. Nur daß hier doch, beim Psalmodiren und sonst, vielfach der Einzelne allein sang und auch allein singend empfunden ward. Das führte dann bald dazu, daß man der einfachsten durchgehenden Monodie, dem cantus firmus, doch mehr persönliche Elemente einverleibte und namentlich anhängte, indem man zum Beispiel die jubilirenden Kadenzen des Hallelujah im Ueberschwall individueller Gefühle in die Länge zog und somit abänderte. Auf diese Art entwickelte sich aus dem cantus firmus die ebenfalls noch einstimmige Sequenz; sehr früh, schon im neunten Jahrhundert, hat Notker für diese musikalische Form berühmte Texte gedichtet. Und zur selben Zeit etwa mag man auch bereits aus der Monodie hinausgelangt sein. Aber nächst nicht im Gesang, sondern auf der Orgel, dem weitaus am Höchsten entwickelten Instrument der Zeit, das auf diese und auf noch viel spätere Jahrhunderte in seiner verhältnismäßigen Fülle und Reinheit einen fast gleichen Eindruck gemacht haben muß. Hier hatte man nun zum Spiele

*) Aus einem im Herbst erscheinenden neuen Bande der Deutschen Geschichte.

beide Hände zur Verfügung: man konnte Töne gegen einander, Note gegen Note, punctum contra punctum marschiren lassen und so ganze Manöver mit Tönen ausführen. Es ist die Entstehung der polyphonen Musik und des Kontrapunktes, wie sie an den Namen des Mönches Hucbald von St. Amand (zweite Hälfte des neunten Jahrhunderts) geknüpft wird.

Der Kontrapunkt ist in der Ausbildung, die er seit dem dreizehnten Jahrhundert zu den kunstvollsten Systemen erfuhr — in der kontrapunktischen Musik des sechzehnten Jahrhunderts marschiren bis zu dreißig Stimmen neben und gegen einander —, die vollendetste Musikform der mittelalterlichen Zeiten geistiger Gebundenheit. Denn auch in ihm hat noch, wie in der weltlich-nationalen Musik, der Ton zunächst nur physikalischen oder nervenreizenden, dagegen keinen stimmungsvollen Werth; und es handelt sich in ihm nicht so sehr um den fein abgewogenen musikalischen Ausdruck menschlicher Gefühle wie um Klangerregungen für Ohr und Nervenbahnen. Darum ist die Harmonie ein Zufall in dieser Musik; die Sazart ist vielmehr so, daß die einzelnen Stimmen vollständig gegen und neben einander laufen, freilich unter immer klarerer Ausscheidung und Verminderung gewisser Mißklänge (Dissonanzen). So war denn in dieser Zeit Musiker, wer ein feiner Berechner der kontrapunktischen Tonbewegungen war und gleichsam virtuose Tänze von Tönen zusammenzustellen verstand: und die musische Kunst weit-eiferte schließlich in geist- und seelenloser Künstlichkeit wenigstens vorübergehend mit den innerlich verwandten Ausgängen der Scholastik und der absterbenden Architektur gothischen Stiles.

Aber schon wartete der Erbe. Der Umschwung kam von der Volksmusik her und auch diesmal noch wesentlich aus dem Gesange. Auf diesem Gebiete zuerst und viel früher als auf dem hieratischen zeigte sich, daß die geistige Grundlage des mittelalterlichen gebundenen Seelenlebens am Zusammenbrechen war; ganz ähnlich hat sich das deutsche Recht unter den Verschiebungen des wirtschaftlichen und sozialen Lebens in neuzeitliche Verhältnisse gegen Ausgang des Mittelalters und im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert weit rascher verändert als das kanonische Recht der Kirche.

Das aber, was hier vor sich ging, war Folgendes. Es begann sich zunächst neben dem herkömmlichen Volkslied in seiner monodischen, dem Tonausdruck nach noch völlig gebundenen Form ein weltlicher Kunstgesang für eine Stimme zu entwickeln. Wann Dies zuerst der Fall gewesen: weiß es? Gewiß aber ist, daß dieser Kunstgesang zur Zeit der Minnesang vorhanden war. Nun hätte man hier zur Beseelung der Individualstimme gelangen können, sollte man meinen. Doch dazu war die allgemeine seelich-Grundlage der Nation noch längst nicht genügend individualisierungs-kraftig einer der lehrreichsten Beweise für die außerordentliche, für den Fortschritt

Volksebens schlechthin ausschlaggebende Bedeutung der allgemeinen psychischen Veränderungen. Was eintrat, war vielmehr eine leisere Verwandlung noch auf dem Boden einer halbgebundenen Kultur: der Gesangsvortrag blieb noch ohne Dynamik, aber er wurde feelisch abgeschattirt dadurch, daß die Monodie erst zum dreistimmigen Gesang, schließlich zum Quartett erweitert ward. Es sind die großen Ereignisse des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts; nun erscheint die Stimme, von der die Melodie getragen wird, als Tenor und zu ihr stellen sich in gleichem Rhythmus allmählich nicht mehr kontrapunktisch, sondern harmonisch die vox alta und die vox bassa ins Verhältnis, der Alt und der Bass, denen dann im Quartett noch eine weitere, meist eine zweite Oberstimme zur Seite tritt.

Es ist ein Vorgang von der außerordentlichsten Bedeutung. Bis dahin hatte jeder Ton für sich ein eigenes, aber gleichsam nur physikalisches Leben gehabt und zunächst nur auf die Nerven gewirkt. Darum war der Aufbau der Musik im Kontrapunkt ein mathematisch-architektonischer gewesen: gewisse Regeln, nicht Stimmenelemente, objektive Kunst, nicht Empfindungsdrang waren maßgebend gewesen für Erfindung und Ausschmückung der Musik. Jetzt trat der einzelne Ton jeder Melodie nicht mit gegengestellten Tönen zugleich, sondern für sich, aber umgeben von einem harmonischen Mantel anderer Töne auf, deren Zusammensetzung, die innerhalb gewisser Grenzen zu freier Wahl stand, dazu bestimmt war, ihn zu charakterisiren, ihn nicht bloß klangschön wirken zu lassen, sondern ihm Stimmung zu geben. Erst jetzt begann damit das im höheren Sinn Seelische der Musik zu erblühen: die Thore eines neuen, des individualistischen Zeitalters der Musik hinaus über die Räume des mittelalterlich gebundenen Stiles öffneten sich.

Die Errungenschaft geht nun alsbald auf das Gebiet der Kunstmusik über: die hieratische Musik verliert dadurch wenigstens da, wo sich die Gemeinde an ihr theiligt, im Choral, den Kontrapunkt und muß dem harmonischen Satz Eintritt gestatten, woraus sich denn ganz neue Formen der Kirchenmusik (Motette u. s. w.) entwickeln; die weltliche Kunstmusik entfaltet entsprechend dem mehrstimmigen Volksgesang, nur kunstvoller, das Madrigal.

Aber war damit schon die volle Beseelung der Musik gewonnen? Die Abschattirung der Empfindungen war erreicht, nicht aber deren ganze und fessellose Dynamik. Diese hat erst die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, anfangs vor Allem in Italien: denn seit dem Uebergang der großen italienischen Tonkünstler nach Italien und seit Palestrina hatte dieses Land für lange Zeit die Führung in der europäischen Musikgeschichte an sich genommen. Und die Dynamik wurde erreicht da, wo die stärksten Empfindungen italisch ausgedrückt werden mußten, im *dramma per musica*. Diese Form der Oper bedeutete bekanntlich nach dem Empfinden der Zeit-

genossen die Wiederbelebung des antiken Dramas, einer theatralischen Kunstform hoher Kultur mit sehr ausgesprochenen Charakteren und Leidenschaften. Da blieb denn nichts übrig, als die monotone, adynamische Monodie zu verlassen. Gewiß war Das schwer; aber doch sehen wir allmählich Fortschritte gemacht und wir können sie abschätzen nach den Fortschritten einer neuen Theilnehmerin der Gesangskunst, der Instrumentalmusik, die erst jetzt entscheidend in die Entwicklung der Musik eingreift.

Das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert brachten entschiedene Verbesserungen wenigstens für die Saiteninstrumente, während die Blasinstrumente noch bis tief ins achtzehnte, ja ins neunzehnte Jahrhundert hinein recht unrein blieben; namentlich die Geigenbaukunst lieferte seit dem siebzehnten Jahrhundert vorzügliche Ergebnisse. So brauchte dem *dramma per musica* nicht mehr eine eingehendere instrumentale Begleitung zu fehlen und fehlte ihm auch nicht. Und bald entwickelte sich, am Reichsten zunächst wohl in Italien, auch die Instrumentalmusik an sich selbständig, und zwar gern auch schon nach den Grundsätzen der harmonischen Sazart: wie der menschliche Einzelgesang das *Krioso* gefunden hatte, so fand die Instrumentalmusik die Symphonie. Eine ganz neue Höhe der musikalischen Ausdrucksmittel war dadurch erreicht; und der neue Geist suchte nun auch neue musikalische Formen. Die alte Kontrapunktik begann außerhalb des hieratischen Gebrauchs abzustorben; im harmonischen Sazge, dessen Theorie vornehmlich in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ermittelt ward, begannen aus neuen Strukturgesetzen neue Gattungen der musikalischen Erfindung zu erwachsen: wie bald vermehrten sich die einfache Kantata und die einfache Sonata, das gefungene und das gespielte Musikstück harmonischen Sazes, zu den verschiedensten Formen: der Arie, dem Rezitativ, der Suite, dem Konzert u. s. w. Und nun erstand jene reiche Welt einer neuen Musik, von Schütz und Schein, den großen deutschen Anfängern des Neuen, an bis zu Händel. Mit Bach feierte zwar die alte Kontrapunktik noch einmal eine Auferstehung: ergiebt sie sich in den Werken für Orgel, die Bachs Thätigkeit central zum Ausdruck bringen, als ein diesem Instrument anscheinend wesenhaftes Element, so übertrug sie Bach doch auch auf andere Gattungen der Komposition. Aber wie er nebenbei ein Meister volltöniger Harmonik ist, so ist seine Kontrapunktik überhaupt nicht mehr die schematische früherer Zeit und wird in seiner Behandlung vielmehr ein starkes Ausdrucksmittel der Stimmung. Durch Haydn und Mozart aber finden dann die neuen musikalischen Formen ihre klassischste Ausprägung: sie vor Allem haben die Melodie verinnerlicht und sie zum Dometsch feiner abgestufter Empfindungen umgeschaffen. Und damit erhob sie denn ein großes Zeitalter neuer Musik mehr als ebenbürtig der Blüthezeit der ausgehenden mittelalterlichen Musik eines Dufay und Ockeghem, Isa und Senfl und zugleich um eine Entwicklungsstufe höher.

Aber schon in der Reifezeit dieser Kunst begann etwas Aehnliches einzutreten wie früher die Umwandlung der Kontrapunktik zu bloß virtuoser Berechnung von Tönen. Wie sich die alte Musik architektonisirt hatte, so geschah es auch mit der neuen. Die musikalischen Formen der Sonate, der Suite, der Symphonie — um nur die gebräuchlichsten Arten zu nennen — setzen sich aus einer Anzahl kleinerer formaler Theile, gern etwa dreien, zusammen, für deren Wesen und Stimmung feststehende typische Auffassungen zur Geltung gelangten. Nach diesen Auffassungen wurde aufgebaut, erhielten die Theile, oft ohne nähere Stimmungbeziehung zu einander, ihre Fügung als Ganzes. Es war, innerhalb des Bereiches der seit dem sechzehnten Jahrhundert steigend gewonnenen Beseelung, ein Vorgang der Rationalisirung, den man wohl mit der Verkünderung des kontrapunktischen Stiles vergleichen darf!

Und schon zeigten sich seit etwa der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, mit dem beginnenden neuen seelischen Zeitalter des Subjektivismus, in dem wir noch heute leben — denn Klopstock und Lessing, Goethe und Schiller sind unseres Fleisches und Blutes —, in den Jahrzehnten der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges Spuren der Auflehnung gegen diese Rationalisirung der Musik und Keimansätze einer neuen Musik, die weit mehr noch als alle mühsche Kunst bisher auf die Wiedergabe des Seelischen ausgingen. Kein Zweifel: mit dem neuen Zeitalter des Geisteslebens in Dichtung und bildender Kunst zog auch, leise zunächst, eine neue Musik herauf. Frühester Führer dieser Bewegung war Gluck. Und man braucht sich nur einer Oper und fast noch besser einiger der wunderbar ergreifenden Lieder Glucks (etwa der Kompositionen zu Klopstocks Oden) zu erinnern, um unmittelbar von dem Neuen ergriffen zu sein. Mit einfachsten Mitteln, fern von der namentlich in der Gesangkunst zur Routine gewordenen virtuoson Architektonik, tiefste Empfindungen zu wecken, und zwar Empfindungen von einheitlicher Dauer während des selben musikalischen Kunstwerkes: Das ist das Ideal, das Gluck und seinen Nachfolgern vorschwebt.

Aber freilich: leicht zu verwirklichen war dies Ideal nur im Gesang. Denn hier spricht Seele unmittelbar zu Seele: und was das neue Zeitalter empfand, das gegenüber der Art und dem Gebahren des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts unendlich gehobene Interesse des Menschen am Menschen, wie es sich in den Freundschafts- und Liebesenthusiasmen der Zeit am Unmittelbarsten auswirkte, Das gab sich ohne Weiteres auch durch die gesanglichen Ausdrucksmittel kund. Darum erhebt sich mit der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine ungeahnte Blüthe des Liedes; und aus dem Lied richt selbst da, wo es sich noch in herkömmlicher architektonischer Form zu gehen versucht, triebmäßig das neue, tiefere Stimmungsleben hervor.

Auders mit der Instrumentalmusik. Hier war die Zahl der Instrumente

immer größer, die Erringung der technischen Herrschaft über die Stimmittel, sei es des einzelnen Instrumentes, sei es des Orchesters, immer schwerer geworden: tausend Hände hielten an der hergebrachten Architektur fest und nur ein Meister von vulkanischer Kraft konnte sie zerreißen. Dieser Meister war Beethoven in seiner letzten Periode. Die neunte Symphonie erhebt sich jubelnd in einer einzigen gewaltigen Grundstimmung über alle Musik der Vorzeit; in nie erhörten langandauernden Athemstößen trägt sie die einheitliche Empfindung, von der sie befeelt ist, an das Ohr des Empfänglichen: und als sollte der Beweis geliefert werden, daß die psychische Kraft der Instrumente jetzt der Beseelung des Gesanges annähernd gewachsen sei, endet sie mit dem Alles überhallenden Hochgesang an die Freude.

Mit Beethovens letzten Werken war ein neues Zeitalter der Musik vollends eingeleitet: das subjektivistische, das Zeitalter der Gegenwart. Aber war es mit ihm vollendet? Nein. Beethoven bedeutet nur den Abschluß einer ersten Stufe. Denn sieht man genauer zu für die Zeit zwischen Gluck und Beethoven, so findet man, daß die architektonische Musik dieser Zeit überhaupt doch schon stark durchseigt ist von Elementen der psychologischen Vertiefung, des stimmungsvollen Pathos im modernen Sinn. Und diese Elemente nehmen zu: Mozart wird von ihnen schon ganz anders getragen als Haydn in seinen jüngeren Jahren, Beethoven bereits in seiner Anfangszeit nicht minder als Mozart. So steht der alternde Beethoven am Ende einer ersten Stufe der modernen Musik. Freilich: einer ersten Stufe. Denn hat er etwa, so ist man zu fragen berechtigt, in der neunten Symphonie das volle, ihm vorschwebende Ziel der Beseelung, der tiefsten und reichsten Stimmungsharmonie der Musik wirklich schon erreicht?

So hieß es nach Beethoven: Weiter! Vorwärts! Nicht ein Endiger, ein Eröffner neuer Zeit war der große Meister, so betrachtet. Und nun tritt die Frage auf: ist diese neue Zeit gekommen? Hat die Musik so, wie in immer stärkerer seelischer Intensivierung auf die Zeiten der Empfindsamkeit die der Romantik und auf die Romantik die Periode der modernen Reizsamkeit gefolgt sind, so nach Beethoven eine Periode weiteren Fortschritts erlebt?

Wir können hier zunächst nur nach allgemeinen Eindrücken urtheilen. Die Musik der sogenannten klassischen Periode, der Zeit von Gluck bis Beethoven, versteht und schätzt heute „Jedermann aus dem Volke“. Sie lebt mit uns und ist uns familiär geworden. Die Musik der Romantik von Weber über Spohr und Schumann bis auf Wagner in den Werken seiner früheren Periode (Moenzi, Holländer, Tannhäuser, Lohengrin), versteht auch Jedermann und schätzt sie, weiß sie aber doch recht wohl von der noch viel heimlicheren klassischen Musik zu trennen. Sie ist etwas Auserwähltes. Die Musik Liszts und Wagners in seiner zweiten Periode (na...

Nibelungenring, Tristan und Isolde, Parsifal) und die Musik von meist jüngeren Nachfolgern dieser Meister, wie Cornelius, Strauß, Wolf, Bruckner, ja auch von Brahms, verstehen Viele nicht und schätzen sie deshalb weniger: sie ist ihnen zu neu.

Bedeutet nun diese Abschätzungen zugleich Periodisierungen? Nur eine eingehende Durchforschung der Musik der letzten Gruppe kann hier unwiderruflich entscheiden. Doch ist merkwürdiger Weise diese letzte Gruppe auf ihre innerste musikalische Form hin noch wenig untersucht worden; namentlich die zahlreiche Wagner-Literatur bietet in dieser Richtung wenig. Das Ganze der neuen Musik hat dann neuerdings Rietsch einer im Folgenden vielfach benutzten literarischen Untersuchung unterworfen, indem er ihre besondere Harmonik, Stimmführung und Rhythmik festzustellen suchte.

Die Harmonik ist die Lehre von dem Verhältniß der Töne zu einander; es wird gleichsam das Fleisch, der Stoff des musikalischen Körpers in seinem jeweilig charakteristischen Gehalte betrachtet. Die Stimmführung spricht von den in sich zusammenhängenden Tonreihen der menschlichen Stimme wie der Instrumente, sie handelt von der Muskulatur des musikalischen Körpers. Die Rhythmik endlich faßt das Zeitverhältniß der Stimmen unter sich, wie dies Zeitverhältniß als Ganzes, den Rhythmus also der Tonreihen ins Auge. Es ist, als wollte man eine Lehre des Skelettes des musikalischen Körpers geben.

Welche Besonderheiten bieten nun Harmonik, Stimmführung und Rhythmik der neuen Musik?

Am Wichtigsten wird es sein, die Harmonik zu betrachten. Und hier wird zum genaueren Verständniß bis auf die Periode der musikalischen Entwicklung zurückzugreifen sein, die den harmonischen Saubau brachte, also das zweite, mit dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert einsetzende, mit dem achtzehnten Jahrhundert zum Ausfallen gelangende Zeitalter der deutschen Musik. Da war nun die Harmonisierung anfangs grundsätzlich und auch praktisch fast ausnahmslos diatonisch. Das heißt: es wurden zur Bildung der Harmonien überwiegend Ganztöne, im Gegensatz zur chromatischen (und enharmonischen) Tonfolge benutzt. Dabei galt dann für die Melodiebildung, wie noch heute, daß die Stufe der diatonischen Tonleiter, auf die allein irgend ein Akkord bezogen werden kann, das sogenannte Fundament, als einzige Erkenntnisquelle der Konsonanzen und Dissonanzen in Betracht kam.

In diesen Schranken verlaufende Musik hat für unsere heutigen Ohren is hartes, Herbes, Erhabenes, in Summa Frühzeitliches; es sind die sfindungen, die der protestantische Choral in seiner ursprünglichen Harmonisierung in uns erweckt.

Dem siebzehnten Jahrhundert aber fing diese Musik bereits an, zu kantig und eckig gleichsam zu klingen; es begann darum, die härtesten

Akkorde durch „Färben“ der Töne, durch Einführung von Halbtonen zu mildern: die Chromatik erhob sich neben der Diatonik. Im achtzehnten Jahrhundert standen dann Chromatik und Diatonik — etwas schematisch und massiv ausgedrückt — gleichberechtigt neben einander. War da nun anzunehmen, daß diese Verschiebung von der Diatonik zur Chromatik mit jenem neuen, dritten Zeitalter unserer Musikgeschichte abbrechen werde, das leise seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts einsetzte? Wie wäre Das denkbar gewesen, da doch gerade auf der Einführung der chromatischen Elemente, der gebrochenen Farben gleichsam, jene schärfere Schattirungsmöglichkeit der Musik beruhte, wie sie eine Kultur verlangte, die in immer feinere Nuancen des Seelenlebens verläuft? Im Gegentheil, die Chromatik nahm zu: beim alternden Beethoven, bei Schubert, Weber, Marschner, dem jungen Schumann hat sie schon das Uebergewicht, bis sie in der neuen Musik bei allem grundsätzlichen Festhalten an der Diatonik beinahe völlig siegt, so daß Dur und Moll sich vermischen und sich fast die Aussicht auf ein anderes Tonssystem als das bisher bestehende aufthut.

Und wer kühn ist, wird auf Grund dieser Vorgänge vielleicht gar die entwicklungsgeschichtliche Stellung der neuen Musik dahin bestimmen wollen, daß sie zwar noch nicht der Held, wohl aber der Vorbote eines ganz neuen Tonsystems sei, das sich auf dem Grunde rein chromatischer Verhältnisse aufbauen würde. Wie Dem auch sei: hier soll die Eröffnung dieser Aussicht nur dazu dienen, den Charakter der neuen Musik verständlicher zu machen. Es ist eine Musik, die noch grundsätzlich und der Lehre nach diatonisch erscheint; aber der tonale Grundcharakter wird doch in tausend Fällen immer und immer wieder zum Zweck feinerer Abschattirung der Tonempfindungen chromatisch durchbrochen. Da wird die Modulation viel leichter gehandhabt, besonders gern in der Form, daß man das selbe Motiv in wenig verwandten Tonarten, häufig nur um einen halben Ton versetzt, wiederholend neben einander stellt. Oder man operirt ständig mit akkordfremden Tönen, so daß geradezu eine volle Lehre darüber entwickelt wird, wie sie möglichst kühn einzusetzen seien. Oder endlich, leiterfremde Akkordtöne werden nicht mehr ausnahmsweise verwendet, sondern tauchen in Gruppen, in regelmäßig gedachten Ansätzen, auf. Und dieser Vorgang vollzieht sich so, daß auf diese Weise gebildete fremdartige Zusammenklänge anfangs nur zu ganz bestimmtem Zweck, zu einmaliger vorübergehender Färbung, auftreten, dann aber gleichsam nicht mehr als Einbringlinge gefühlt erscheinen, sondern sich zu eigenen, ständig gebraucht Akkorden befestigen.

Nun tauchen freilich neben diesen außerordentlichen Fortschritten Chromatik ganz bewußt auch Erneuerungen der herben Diatonik vornehm des Anfanges der zweiten Periode unserer Musik wieder auf. Geschieht ?

aber auf dem Wege organischer Weiterbildung? Keineswegs! Es ist nur eine Folge des Historismus, der etwa von den zwanziger bis zu den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts alle unsere Künste beherrscht hat: die geschichtliche Einsicht stellte diese alte herbe Musik zur Verfügung und man nahm deren Harmonik auf, wo sie der jetzt, also nur moderner Weise mit ihr verknüpft gefühlten Empfindungswelt des Herben und Primitiven den besten Ausdruck zu geben vermochte. Es handelt sich also thatsächlich nur um eine Renaissance des Alten zur Vergrößerung der Spannungsweite des modernen musikalischen Empfindens; und deshalb ist die Nachahmung auch nie genau, sondern modernem Bedürfnis angepaßt; so gebraucht man in der modernen Musik die sogenannten Nebensetzakkorde selbständig, was in ihrer eigentlichen Zeit Heimat, dem späteren Mittelalter, nie geschah.

Es ist also mit diesem musikalischen Historismus wie mit anderen Historismen, etwa den Anknüpfungen der englischen Präraffaeliten oder der deutschen Idealisten (Vöcklin, Klinger) an das Quattrocento oder den Wiederbelebungsversuchen früherer Zeiten im historischen Roman: getragen von einem starken geschichtlichen Bedürfnis der Zeitgenossen gingen sie zunächst von Kontrastwirkungen aus und benutzten diese zur Wiedergabe bisher unbekannter oder wenigstens noch nicht sinnlich genau zum Ausdruck gebrachter Empfindungen. Wie wuchtig dieser Gegensatz zwischen moderner Chromatik und urwüchsigem Diatonik benutzt werden kann, zeigt eindringlich die symphonische Dichtung „Tod und Verklärung“ von Richard Strauß: hier erscheint der im Titel hervorgehobene Kontrast musikalisch geradezu auf diesem Gegensatz aufgebaut.

Wir nehmen von der Harmonik Abschied und wenden uns zur Stimmführung. Freilich, wie sich sogleich zeigen wird, nur äußerlich: denn im Grunde sind die modernen Aenderungen in der Stimmführung nur Folgen der immer mehr ausgesprochenen chromatischen Neigungen. Sie lassen sich mit einem Wort dahin zusammenfassen, daß die Nebensimmen immer mehr von der Hauptstimme losgelöst werden. Die Akkorde werden gleichsam aufgetröfelt, die Nebensimmen schweifen ab, stellen sich gegen die Hauptstimme: es scheint, als solle das alte kontrapunktische Tonexerziren wieder beginnen. Was ist aber der Grund dieser Befreiung? Einfach das Bedürfnis, zur Gewinnung neuer und immer feinerer Tonschattirungen die Nebensimmen bis zu dem Grade zur Hauptstimme in Dissonanz zu setzen, daß ein volles akkordmäßiges Zusammenklingen nicht mehr als möglich oder doch schon als Wagstück empfunden wird. Da werden die Nebensimmen stufenweise chromatisch geführt; oder es werden bei ihnen akkordfremde Töne angewendet: und gern wird der Satz mit einer liegenden Stimme, einem beharlichen Ton, dem Orgelpunkt, aufgenommen, dem es dann obliegt, entlegene und zerstreute Harmonien zu binden und damit eine Milderung und Verschleierung der

harmonischen Nüchternheiten zu erzielen. So liegt denn dieser modernen Polyphonie, deren leise Anfänge schon in der sogenannten „obligaten Begleitung“ Beethovens auftauchen, keineswegs eine Regung nach rein physikalischer Auffassung der Töne zu Grunde, wie sie das psychische Motiv der Kontrapunktik war, sondern genau das Gegenteil: das Bedürfnis, immer noch mehr stimmungsmäßig zu spalten und zu schattieren.

In der Rhythmik halten wir uns hier zunächst an jenes engere Gebiet, in dem es sich nur um das Verhältniß der Töne zu einander innerhalb eines Motivs handelt. Da sind nun zwei Fälle denkbar: entweder Rhythmus und Takt (Metrum) fallen zusammen oder der Rhythmus entwickelt seine Accentordnung gegen die metrische. Und da hat nun für beide früheren Musikperioden und auch noch für die klassische Musik, in der schon die Anfänge des dritten Zeitalters eingeschlossen sind, im Allgemeinen gegolten, daß Rhythmus und Takt zusammengehen. Anders in der neuen Musik und in Anfängen schon bei Schumann und Chopin. Da entwickelt sich der Rhythmus recht häufig gegen das Metrum und wird so ein viel stärkeres Reizmittel in der Maß- und Accentordnung; für manche der hier auftauchenden Möglichkeiten des Auseinanderfallens von Metrum und Rhythmus liegt der Vergleich mit der physiologischen Erscheinung eines Herzens nah, das in Folge hoher Aufregung in unregelmäßigen Schlägen geht.

Aber auch da, wo Takt und Rhythmus zusammengehen, entwickelt die neue Kunst unbekannte Freiheiten. So findet man sehr häufig schon innerhalb enger Grenzen Taktwechsel; oder es werden Taktgattungen angewandt, die aus einem geraden und einem ungeraden Metrum zusammengesetzt sind. Vor Allem aber wird die Führung des Tempos ungleich freier und damit dringt denn eine unerhörte Dynamik ein: das Hauptzeitmaß wird unter ständigen Schwankungen durchgeführt, wie sie die musikalische Empfindung schärfer zum Ausdruck bringen sollen; die Stärkegrade werden mit der weitestgehenden Feinheit behandelt, Intonationsschwankungen vorgenommen u. s. w. Das ist denn recht eigentlich die Domäne des modernen Kapellmeisters, der unter der Durchführung all dieser neuen Anregungen zum vollen Künstler geworden ist: welche Periode der Vergangenheit hat etwa eine Gestalt aufzuweisen wie die Hausens von Bülow?

Freilich: genau wie in der Harmonik und eben so, wenn auch in mehr abgeleiteter mittelbarer Weise, in der Stimmführung eine Reivorhanden ist, gegenüber der größeren Freiheit der modernen Musik auf strengen Formen der Vorzeit zurückzugreifen, so auch in der Rhythmik. auch das Motiv ist hier das selbe: man bezweckt nichts als noch Durchbildung der Ausdrucksmittel. Und so hat denn, um ein Werk wie des selben Meisters anzuführen, Richard Strauß in seiner Tondichtung,

„Heldenleben“ neben allen rhythmischen Neuerungen doch auch die klare und streng übersichtliche Rhythmik der Alten angewandt, um gewissen Empfindungen namentlich des Heroischen und Großgearteten einen Ausdruck zu schaffen, der dem modernen Ohr unmittelbar eingeht.

Faßt man nun die neuen Erscheinungen in Harmonik, Rhythmik und Stimmführung zusammen, so darf man wohl sagen: sie bilden ein Ganzes und geben der in ihnen lebenden und athmenden Musik einen bestimmten neuen Charakter. Und so ist denn auch ihre Wirkung auf das Seelenleben der Zeit wie auf die Entwicklung der Musik klar und einheitlich gewesen.

Zunächst besteht kein Zweifel darüber, daß das Ohr und die übrigen Aufnahmestellen des modernen Menschen für musikalische Eindrücke ungleich empfindlicher geworden sind. Man hat gelernt, Schallwellen bewußt aufzunehmen und als schön zu empfinden, die bis dahin in musikalischer Kombination überhaupt nicht leicht zusammentrafen oder aber weder harmonisch noch rhythmisch als schön empfunden, ja überhaupt nicht (wenn Das zu sagen erlaubt ist) vollkommen bewußt aufgenommen wurden. Und diese Erweiterung des ästhetischen Empfindungsvermögens ist vornehmlich nach der Richtung hin eingetreten, daß eine bisher unbekannte Feinheit der Nuancirung erreicht ward, die es nun gestattete, auch bis dahin unerhörte, noch in der Tiefe der Seele schlummernde, noch nie ins musikalische Bewußtsein gehobene Feinheiten der Empfindung durch Töne auszudrücken.

Gewiß waren Das Errungenschaften, die, wie alle psychischen Fortschritte, zunächst nur in kleinen, geistig und künstlerisch führenden Kreisen auftraten: hier ward in ewiger Wechselwirkung des schöpferischen Zeugens und Empfangens, der immer stärker differenzirten Empfindung und des technischen Versuches das Neue geschaffen, — freilich im Sinn eines gesetzmäßigen Fortschreitens innerhalb der Entwicklungsbahn, die dem geschichtlichen Verlauf menschlicher Gesellschaften durch das Wesen der menschlichen Seele vorgezeichnet ist. Aber, wie Kant gemeint hat, die Musik ist eine aufdringliche Kunst. Und sie ist die bevorzugte Kunst der demokratischen Zeit, die sich seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts vorbereitete. So drangen denn die Neuerungen rasch ins „Volk“ und trafen dort auf nicht völlig vorbereitete Ohren. War Das nun der Grund, warum die neue Kunst, wie man in der Umgangssprache zu sagen pflegt, „auf die Nerven fiel“?

Alle Kunst will fesseln und erregt darum Spannungsgefühle. Aber „Spannungsgefühle immer alsbald in gleichsam voller Nacktheit „auf Nerven“? Die ältere Kunst richtete sich mit ihren Spannungsgefühlen Allgemeinen an die oberen Empfindungen, an das Gemüth, an die Gele, an die seelischen Gesamthaltungen, die auf Grund zahlreicher Einzelaktionen der Nerven durch gedächtnismäßige Zusammenfassung und Um-

gestaltung dieser Affektionen gebildet werden. Sie grub also in der Seele bloß bis ins Stockwerk der Gefühle hinunter; die darunter liegende, mehr primäre, nervöse Schicht erreichte sie nicht oder doch nicht unmittelbar.

War Das nun die Art auch der neuen Musik? Die Musik wirkt nach alter Erfahrung mehr als irgend eine andere Kunst auf die Nerven; sie geht gleichsam sinnlich in die Nervenbahnen ein. Warum Das so ist, ist hier nicht zu untersuchen; die Thatsache besteht. Und sie steht fest auch schon unter normalen Verhältnissen, also dann, wenn das Tonempfinden bei schaffendem und genießendem Theil im Allgemeinen das gleiche ist. In unserem Falle aber galt das gerade Gegenteil. Nicht bloß durch gelegentliche unerwartete musikalische Wendungen, nein, ganz ausgesprochen systematisch, in jedem Moment der gerade ihr eigenen Harmonisirung, Stimulirung, Rhythmik wollte die neue Musik auf die Nerven wirken. Dissonanz und immer wieder Dissonanz, so klagte man.

Nun haben verwandte Inkonvenienzen natürlich bei jedem Uebergang von einer Periode zur anderen bestanden: die führenden Empfinder waren weiter als die geführten, empfangenden Hörer. Aber diesmal griff der Unterschied doch wohl besonders tief, wurde jedenfalls — was schließlich das Selbe ist — besonders scharf empfunden. Der Grund hierfür ist wohl darin zu suchen, daß, wie schon angedeutet, die Erregung von Spannungsgefühlen diesmal nicht erst auf der höheren Stufe des spezifischen musikalischen Stimmungsgehaltes eintrat, sondern durchaus schon in dem Tonmaterial selbst, den Bausteinen gleichsam des musikalischen Gebäudes, beschlossen lag. Denn gewiß ist es etwas Anderes, ob ich Dissonanzen — und ihre Folge: Spannungsgefühle — grundsätzlich und ständig schon in der Struktur, dem Körper der Musik empfinde oder ob ich, bei Durchbildung dieser Struktur ohne Einschluß von Spannungserregung, Dissonanzen nur dann fühle, wenn einer besonders disharmonischen Stimmung gelegentlich Ausdruck gegeben werden soll. Im zweiten Fall wird es zu einer vorübergehenden, im ersten zu einer ständigen Bildung von Spannungsgefühlen kommen. Eben Das war nun in der neuen Kunst der Fall; es schien, als sollte sich der Strom eines neuen Tonsystems ergießen, zu dessen künstlerischem Durchleben es viel feinerer Nerven — und an erster Stelle der Nerven überhaupt — bedürfe; und jedenfalls wurden die äußersten Gebiete des bestehenden Tonsystems mit einem nie rastenden Muth extremen technischen Versuchens abgeseucht.

Trotz Alledem ist das speziell musikalische Publikum, ja in eini Richtungen auch schon die größte Oeffentlichkeit der neuen Kunst gefolgt. Heute steht es fest: es ist eine erhöhte Aufnahmefähigkeit der Nerven! musikalische Eindrücke nach ihrer Abschattirung wie nach ihrem Zusammenklang und ihrer Aufeinanderfolge gewonnen, das Feld der zur Vorstell-

gelangenden Nervenreize ist also nach Seiten hin erweitert, die bis dahin unangebaut lagen: tausend neue Empfindungsnuancen — und namentlich wieder Nuancen im Gebiet des Schwebend=Ätherischen, Geheimnißvollen, Ahnungreichen, Nervös-Schmerzlichen — sind uns zugänglich geworden. Hier liegen die Haupttrümpfe der neuen Kunst.

Indem nun aber von vorn herein, und wie sich zeigte, mit Recht, mit einer erhöhten musikalischen Reizbarkeit und Aufnahmefähigkeit auch der Hörenden gerechnet wurde, veränderten sich zugleich die Grenzen der musikalischen Formen, innerhalb deren man in der alten Kunst noch Empfänglichkeit hatte erwarten können. So war es jetzt, bei gesteigertem Sinn für die Chromatik und damit auch für deren Gegenteil, die Diatonik, möglich, trotz größter Mannichfaltigkeit des harmonischen Lebens den tonalen Grundcharakter weit entschiedener als bisher zum Ausdruck ausgedehnter musikalischer Kunstwerke zu machen. Denn nicht nur ließ das moderne Ohr sich durch fortwährende Häufung chromatischer Momente in der Aufnahme und dem Festhalten des tonalen Grundcharakters nicht stören: es faßte, eben in Folge des Reizes der chromatischen Gegenwirkungen, diesen Charakter um so entschiedener ins Auge, erhielt sich um so mehr seine einheitliche Stimmung. Und so brauchte der Künstler nicht zu fürchten, daß der Hörer den Faden der Tonalität verliere, auch wenn er diesen durch Werke von früher nicht gekannter Ausdehnung hin einheitlich und energisch festhielt. So ist es in Wagners „Parsifal“ geschehen; mit weit mehr Recht führt er die Angabe in As-Dur als manche Symphonie der älteren Zeit die Bezeichnung ihrer besonderen Tonart. Entsprechende Erscheinungen traten auch in Stimmführung und Rhythmik auf. Die moderne Musik hat es durch rastlose Modulationen in Folge veränderter Harmonik zu bisher fast unerhört langen und dennoch unaufhaltsam wirkenden Steigerungen (von 30, 40 und mehr Takten) gebracht und verfügt dadurch schon auf dem Wege der Stimmführung über ganz neue Mittel, große Tonwerke zu binden und zu vereinheitlichen. Und durch die zahlreichen Abweichungen zwischen Takt und Rhythmus ist auch das rhythmische Gefühl so gestärkt, daß es trotz allen rhythmischen Dissonanzen oder vielmehr eben wegen dieser einen bestimmten Rhythmus auch dann noch klar festhält (nicht „aus dem Takt kommt“), wenn er sich über ein besonders langes Werk erstreckt. Auch hier bietet wieder die Musik Wagners hervorragende Beispiele; so hinterläßt der „Lohengrin“ noch Tage lang nach der Aufführung, ähnlich etwa einer bewegten Seefahrt, die Empfindung eines bestimmten Rhythmus. Da versteht es sich denn von selbst, daß diese neuen psychischen Voraussetzungen für das Schaffen und bald auch das Hören von Musik alle Formen des bisherigen musikalischen Kunstwerks auf die Dauer sprengen mußten. Ganz andere Langathmigkeit und ganz andere innere Geschlossenheit als bisher: Das wurde die Lösung der neuen Musik.

Wie konnte da also die alte musikalische Architektur mit ihrer breiten malerischen Lagerung, mit ihren Ausbauten und Annexen, die Symphonie und Sonate mit ihren Theilen von oft so verschiedenartigem Empfindungscharakter, wie gar die Oper mit ihren Arien, Ritornellen, Duetten, Terzetten, Chören bestehen bleiben? Alle diese Formen mit ihren starken Einschnitten, mit ihrem Lückenmäßigen waren für die neue Musik im Grunde unbrauchbar; am Meisten freilich die Oper: hier hat schon Gluck die Unmöglichkeit des Fortlebens in den alten Formen gefühlt. Wie also in der Architektur ein Bautenkomplex von heiter hingelagertem malerischen Auseinander, der Hofbau etwa eines deutschen Bauern mit Wohnhaus und Scheuer und Stallgebäuden und Koben, beim Uebergang zur städtischen Kultur dem einen großen, alles umfassenden Bürgerhause mit seiner viel strengeren Gliederung hatte weichen müssen, so schwanden jetzt die malerisch-architektonischen Formen der alten Musik noch des klassischen Zeitalters vor neueren, umfangreicheren, einheitlicher und kompakter organisirten Gebilden.

Diese neuen Gebilde aber konnten am Leichtesten da gewonnen werden, wo nicht bloß unbestimmte Gefühle das Gerüst der musikalischen Stimmung abgaben, sondern unzweideutige Mittel der Sprache die Stimmung entschieden und klar zum Ausdruck brachten: also in der von Texten begleiteten Musik: im Lied, im Oratorium, in der Oper. Und so geschah es. Das Lied wurde schon in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts der Träger der jungen Anfänge der neuen Kunst; die Oper sah sich seit Gluck auf den selben Pfad gedrängt und schlug ihn erfolgreich ein seit Wagner; und das Oratorium ist, wenn auch noch tastend, des gleichen Weges gegangen seit Liszt.

Und die Instrumentalmusik? Hat sie die großen eurhythmisch-architektonischen Formen der klassischen Zeit schon verlassen? In vielen kleineren Gattungen noch nicht, obgleich die Zahl der freieren Bildungen auch hier schon die der alten, gebundenen überragt. In den großen Gattungen dagegen ist das Streben nach einer neuen Eurhythmie im Sinne der Vereinheitlichung und organischen Durchführung einer bestimmten Stimmung ganz unverkennbar. Weit geht es zurück; schon Beethovens „Sonata quasi una fantasia“ kann in diesem Zusammenhang genannt werden. Und bereits um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hat es in Deutschland zu den Keimen einer neuen Form, der der symphonischen Dichtung, geführt; Liszts vielleicht erstes hierhergehöriges völlig klares Werk, die Musikdichtung nach Victor Hugo *Ce qu'on entend sur la montagne*, ist 1849 vollendet, 1854 auf Hofkonzert in Weimar zuerst gespielt, 1857 veröffentlicht worden. Und war der erste Begründer und zugleich der Hauptkämpfer der neuen Ton-



Im Harmonikazug.

Ich gehöre zu den Menschen, die gelten lassen. Das heißt: ich bemühe mich, auch die mir unverständlichsten, mir durchaus widerstrebenden Ansichten zu verstehen. Eins aber bleibt mir ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch: wie ist es möglich, daß es Reisende giebt, die unsere sogenannten Harmonikazüge lieben und loben? Ein irgendwie nennenswerthes Bedürfniß nach der Einführung von Harmonikazügen besteht nicht. Dafür giebt es einen schlagenden Beweis: aus keiner der bisher zu ihrem Glück von den Harmonikazügen verschonten Provinzen Preußens sind beachtenswerthe Stimmen mit der Forderung an die Verwaltung gedrungen, auch ihnen Harmonikazüge zu gewähren. Ich halte diesen Beweis für so einleuchtend, daß ich schon daraus folgere: die Harmonikazüge sind überhaupt nicht aus einem Bedürfniß der Reisenden hervorgegangen, sondern nur aus dem Bedürfniß der Plusmacherei. Ein „Harmonikazug“ ist ja nicht ein aus Wagen mit Seitengängen zusammengesetzter Zug; sondern die eigenthümliche Spielart eines preußischen Durchgangszuges besteht darin, daß für das Recht auf einen Platz in einem solchen Zuge eine eigene Platzgebühr von zwei Mark erhoben wird. Ueber die Berechtigung zur Erhebung einer besonderen Platzgebühr ist schon vor Jahren alles Nöthige gesagt worden. Die Gerichte haben der preußischen Eisenbahnverwaltung rundweg das Recht bestritten, eine Platzgebühr in den Fällen zu erheben, wo die Reisenden im Besiß einer Fahrkarte waren mit dem Vermerk: „Giltig für alle Züge“. Die Eisenbahnverwaltung ist gezwungen worden, auf die Fahrkarten die Einschränkung zu drucken: „Für D-Züge tarifmäßige Platzgebühr“. Jedenfalls ist die preußische Eisenbahnverwaltung die einzige auf Erden, die neben der Fahrkarte für das Recht auf einen Platz noch eine besondere Bezahlung verlangt. Keine Verwaltung hat ihr dieses Kunststück nachgemacht.

Es giebt wohlwollende Menschen, die einen Harmonikazug für eine Art von Luxuszug halten und sich sehr vornehm dünken, wenn sie in einem solchen fahren. Der angebliche Luxus der Harmonikazüge besteht darin: man
 1 durch den ganzen Zug gehen und sich einige Bewegung machen, so
 : es die engen, meist von stehenden Reisenden angefüllten Seitengänge
 .atten; man kann ferner während der Fahrt im Speisewagen oder auch
 dem eigenen Abtheil Speise und Trank zu sich nehmen, ohne den Zug
 verlassen. Diese Vortheile der Harmonikazüge erkenne ich an; sie sind
 r die einzigen; und ich wüßte nicht, mit welchem Recht man so selbstver-

ständliche Bequemlichkeiten schon als Luxus betrachten will, zumal es ja viele gewöhnliche Züge mit Speise- und auch mit Durchgangswagen giebt.

Ueber die besondere Gefährlichkeit der Harmonikawagen will ich hier nicht weitläufig reden. Unglücksfälle wie der bei Offenbach gehören ja nicht nur bei Harmonikazügen, sondern überhaupt im Eisenbahnverkehr zu den Seltenheiten. Das aber steht für mich fest, daß jeder ähnliche Unglücksfall — es braucht nicht immer bis zum Verbrennen der Wagen zu kommen — für die Insassen eines Harmonikawagens größere Gefahren mit sich bringt als für die eines gewöhnlichen Wagens. Das wird der nächste Unglücksfall eines Harmonikazuges erweisen. Doch selbst im schlimmsten Fall werden im Harmonikazug Reisende nur in geringer Zahl und in langen Zwischenräumen verbrennen oder rettungslos in den zerschmetterten Wagen verbluten. Die nicht getödteten, aber während der ganzen Fahrt mehr oder minder geplagten Reisenden der Harmonikazüge zählen jedoch nach Hunderttausenden, wenn nicht nach Millionen. Ich vermeide grundsätzlich die Fahrt in diesen mir höchst widerwärtigen Zügen; vor ein paar Wochen mußte ich aber, wenn ich nicht einen ganzen Tag verlieren wollte, aus einem guten gewöhnlichen Schnellzug von Bremen nach Berlin über Hannover unterwegs in einen aus Köln kommenden Harmonikazug übergehen und habe auf der Strecke von Hannover bis Berlin wieder einmal reiche Gelegenheit gehabt, alle Gräuelpunkte der Harmonikazüge am eigenen Leibe und durch die Beobachtung Anderer zu genießen. Ich zähle nur einige der größten Unannehmlichkeiten auf; jeder Reisende kann meine Beobachtungen ergänzen.

Die Abtheile leiden an Lichtmangel, denn volles Licht empfangen sie nur von der einen Außenseite; das Licht durch die Fenster nach dem Seitengange ist selbst dann getrübt, wenn im Seitengang Niemand sich aufhält; bei dem fortwährenden Hin und Her aber wechselt unaufhörlich Licht und Schatten. Und nun das Ein- und Aussteigen mit Handgepäck! Das Drängen und Quetschen durch die engen, mit stehenden und gehenden Reisenden gefüllten Seitengänge! Während man einsteigt und vom Seitengange aus spärende Blicke in das Innere der Abtheile nach einem leeren Platz aussendet, stürzt Einem hastig der auch mit Handgepäck beladene aussteigende Reisende entgegen. Dieses Gedränge — man denke an die Begegnung von Herren und Damen in allen Abstufungen der Körperfülle —, diese Rathlosigkeit des durch das Gepäck ohnehin in der Bewegung gehemmten Reisenden, die Rücksichtslosigkeit, die sich auf allen Seiten dabei entwickelt, — nein: Jemand angesichts dieser auf jeder Station sich wiederholenden Widrigkeit die Harmonikazüge und ihren Erfinder nicht zum Teufel wünschen kann, will mein Verstand nie verstehen lernen.

Wodurch ist man denn bei uns in Deutschland auf die Harmonik

züge gekommen? Etwas durch ein unwiderstehliches Drängen des Publikums? Ganz und gar nicht; vielmehr sind die unglückseligen Harmonikazüge nichts Anderes als eine ungeschickte Nachahmung amerikanischer Einrichtungen. Für amerikanische Züge, die einen oder mehrere Tage lang die unermesslichen Strecken zwischen New-York und dem fernem Westen durchheilen, mit ihrem seltenen Halten, mit ihrem eben so seltenen Wechsel der Reisenden, mit ihren schlechten kleinen Stationen ohne Speisewirtschaft, sind die Harmonikazüge das Selbstverständliche. Dazu kommt, daß bei der in Amerika herrschenden fast unbegrenzten Gepäckfreiheit kein Reisender mehr an Handgepäck in den Wagen nimmt als das unbedingt nöthige Handtäschchen, dessen Tragen weder ihn noch die ihm Begegnenden belästigt. Damit vergleiche man die in Folge des abschreckend hohen Gepäcktarifs in Deutschland herrschenden Zustände. Die meisten „Rundreisenden“ nehmen ja überhaupt nur Handgepäck, darunter ganz große „Handkoffer“, auf die Reise mit; auch sonst entgeht man dem hohen Tarif nach Möglichkeit durch reichliches Handgepäck. Und dabei läßt man Wagen fahren, in die man nur durch zwei enge Thüren und durch einen noch engeren darmähnlichen Gang gelangen kann!

Eine ganz gewöhnliche Erscheinung ist die, daß man auf der Zielstation verhindert wird, den Wagen schnell zu verlassen, erstens durch die in den Wagen stürmenden neuen Reisenden, zweitens durch deren Gepäckträger. Jede Haltestelle bedeutet für einen Harmonikazug einen geradezu schauderhaften Wirrwarr in allen Wagen.

Und die lieblichen Zustände während der Fahrt! Der Seitengang ist ein Spazierweg für gelangweilte Reisende; jeder dieser Luftwandler wirkt natürlich in jedes Abtheil einen neugierigen Blick, was für reisende Damen keine besondere Annehmlichkeit ist. Will man sich gegen diese fortwährende Beaugenscheinigung schützen, so muß man die Vorhänge vorziehen und beraubt sich dadurch des Lichtes und der Luft. Daß noch Belästigungen ganz anderer Art durch die Bauart der Wagen möglich werden und thatsächlich vorkommen — dazu gehört das angeblich harmlose, in Wahrheit oft sehr rüpelhafte Eindringen in Damenabtheile zur Nachtzeit —, deute ich nur an. Auch mit der Annehmlichkeit, im Gange einmal die Glieder zu strecken, ist es nicht weit her. Ruhig stehen kann man kaum eine Minute; hin und her acht das Gedränge der ungeduldrigen Reisenden, der mit Tellern und Tassen ladenen Kellner, der Schenkerfrauen und Schaffner.

Es ist ja auch nicht einmal wahr, was man immer als Entschuldigung für die Einführung der Harmonikazüge vorbringt: daß sie die schnellsten sind und dem Durchgangsverkehr dienen sollen. Bei der Grundsatzlosigkeit, die überhaupt das Wesen unseres Eisenbahnsystems ist, verkehren Harmonikazüge, die auf mehr Stationen halten als die gewöhnlichen Schnellzüge. Als Bei-

spiel führe ich den zehn Minuten vor drei Uhr nachmittags aus Frankfurt über Eisenach nach Berlin fahrenden Harmonikazug an, der nicht weniger als achtzehnmal hält. Es wäre mir auch ein Leichtes, viele gewöhnliche Schnellzüge nachzuweisen, die schneller fahren als die auf der selben Strecke verkehrenden Harmonikazüge. Wären diese als ganz neue Züge neben den früher bestehenden eingeführt worden, so ließe sich noch darüber reden; in den meisten Fällen hat die Verwaltung einfach gewöhnliche Schnellzüge in Harmonikazüge verwandelt, nicht, um einem lebhaft geäußerten Wunsch der Reisenden entgegenzukommen, sondern — sagen wir es doch gerade heraus —, um einen Wunsch des damaligen Ministers Miquel zu erfüllen, also eine neue Einnahmequelle zu schaffen. Wollte die Eisenbahnverwaltung einmal einwandfrei feststellen, wie groß das wirkliche Bedürfniß der Reisenden nach Harmonikazügen ist, so brauchte sie nur folgendes einfache Mittel anzuwenden: sie lasse fünfzehn Minuten vor oder nach jedem Harmonikazug einen Doppelzug als gewöhnlichen Schnellzug fahren und sehe dann zu, wie viele Reisende sich noch entschließen werden, die angeblichen Annehmlichkeiten eines Harmonikazuges zu genießen und für sie gar zwei Mark zu zahlen! Daß es sich um eine ganz willkürliche, nicht aus einem leitenden Grundsatz stammende Einrichtung handelt, beweist die Eisenbahnverwaltung selbst: sie beglückt ja nur bestimmte Provinzen mit Harmonikazügen, während sie andere, Gott sei Dank, damit verschont. Auch bei der Auswahl der Strecken und Provinzen geht es rein nach Willkür. In den verkehrslosesten Gegenden, in den ärmsten Provinzen fahren die vertheuerten Harmonikazüge, so auf der Ostbahn von Berlin nach Ostpreußen; dagegen fehlen sie auf der Strecke Berlin-Dresden und Berlin-Breslau, auch von Berlin über Stettin nach Danzig. Sie fehlen ferner in Schleswig-Holstein und in der Provinz Posen. Warum? Darum! Die Eisenbahnverwaltung gehört ja zu den bevorzugten Zweigen unseres Staatslebens, die nicht nach Verfassung und Gesetz, sondern nach unumschränkter Willkür zu handeln befugt sind und die deshalb keinem Unterthanenverstand Rechenschaft schulden. Es ist daher möglich, daß die Harmonikazüge durch einen Federstrich des Eisenbahnministers eines Tages eben so aus der Welt geschafft werden, wie sie durch einen Federstrich ins Leben geführt worden sind. Ich und zahllose andere Reisenden werden den Tag segnen, an dem uns der Minister von den Harmonikazügen befreit.

Eduard G.



Waterproof.

Er war ein müder, blasser Mann von zweiundzwanzig Jahren und konnte nicht mehr lieben.

Da kam Maria. Auch Maria konnte nicht mehr lieben.

Maria hatte Geist: es war nicht der Geist der Geldsäcke ihres verstorbenen Vaters. Es war ihr eigener Geist.

Maria war schön: es war nicht die Schönheit des in Reichtum und Pflege sich badenden Körpers. Es war die Schönheit der eigenen Seele.

Auf der Düne, am Meeresstrande, trafen sich Blasius und Maria. Einmal, zweimal, dreimal, viele Male. Bleiche, müde Gestalten. Mann und Weib . . .

Nach dem Geheiß der Natur hätten sie sich lieben müssen. Aber sie liebten sich nicht.

Ein Uebermensch hätte vielleicht in Maria das Weib noch wahrufen können. Aber Blasius war kein Uebermensch. Eher ein Untermensch; denn in seinen Mußestunden versah er das Amt eines Sekretärs. Er ließ sich willig Akten und Schriften von seinen Vorgesetzten aufladen. Nicht, weil er arbeitete oder arbeiten wollte, sondern, weil er müde war und seine Seele ein Geheimniß trug.

Jetzt hatte Blasius einen längeren Urlaub bekommen. Er hatte sich nicht überarbeitet. Aber er war der Sohn eines Sektionschefs.

Er solle seine Freiheit genießen, sagte sein Vater. Freiheit! Er hätte dieses Wortes gelächelt, wenn er noch zu lächeln vermocht hätte.

Er war ans Meer gegangen. Die weite, undurchbringliche Wasserfläche mit ihren müden Bewegungen zog ihn an. Er würde das Meer geliebt haben, wenn er noch zu lieben vermocht hätte.

Es war Herbst.

Allabendlich schritt er ans Meer hinaus, in die graue Dämmerung hinein, wo die Seele der Einsamkeit seufzte. Er sog die graue Dämmerung in sich: sie war ihm homogen. Er trug einen grauen Mantel, grau in grau, — karritt; jeden Abend. Denn es war feucht.

Da trafen sie sich . . .

Auch Maria war immer gleich gekleidet, denn sie achtete nicht des Lebens. Schneiderin, Modistin, Kammerjungfer: Das war ihr Leben. Gewesen. Jetzt nicht mehr. Es war vorbei. Sie trug ein weißes, enganliegendes, langnackwallendes Gewand. Ihr Gang war müde, schwankend.

Und dann trafen sie sich. Einmal, zweimal, dreimal, viele Male.

Jedesmal bohrte Maria ihre müden, grünshillernden, langtiefeligen Augen ^{hört} grauen Mantel.

Und Blasius blickte auf ihren Schirm, der Lilienstengel trug.

Ihre Seelen begegneten einander in dem Grau der Dämmerung. Doch jen sie an einander vorüber.

Aber einmal kam es anders.

Es war ein grauer Nebelabend. Noch grauer als sonst. Blasius sah sie sich nahen. Er blieb stehen. Sie stand still. Er sah. Sie sah.

Da schritt sie mit ausgestreckter Hand auf ihn zu. Gewaltsam, wie ein Stöhnen aus der Tiefe heraus, rang es sich von ihren bleichen Lippen, gequält, abgerissen:

„Woher haben Sie ihn?“

„Wen?“ Ihre Stimme durchbohrte sein Gehirn.

„Den Mantel!“

Den Mantel . . . ah . . . Das wars! Sie hatte in seine Seele geschaut. Er wußte, was sie meinte. Woher er den Mantel hatte, — seinen Mantel: das gefüllte Grau der Weisheit des Alters, das um sein müde Seele sich legte wie der graue Mantel um seinen Körper. Das wars.

„Vom Schneider Gunkel,“ murmelte er tonlos.

Eine müde, zitternde Saite vibrirte in seiner Brust. Würde sie wissen, ahnen, verstehen, was in dem „Schneider“ lag? Es war das Leben. Sein Leben. War es auch ihres?

Sie sah lange vor sich nieder.. Der graue Nebel umwallte Maria im weißen Gewande.

Dann bückte sie sich und schrieb mit dünnem, langem, bleichem Finger Etwas in den Sand. Es war ein Wort. Dann sah sie auf seinen Mantel, lange, unverwandt. Er sah sie nicht an, aber er fühlte sie; und er sah die Lilienstengel auf ihrem Schirm.

Ihre Seelen begegneten einander. Es war wie eine körperliche Berührung. Ein Schmerz.

Langsam rückwärts schreitend, entwand sie sich seinen Augen. Langsam, müde, tragisch, — wie das Schicksal. Blasius blickte ihr nach. Graue Nebel umwallten sie Beide. Es war doüber . . . Lange schwieg er erschüttert. Nur seine Seele athmete. Dann aber bückte er sich und las, was Maria in den Sand geschrieben hatte. Nur ein Wort war es:

„Waterproof.“

Da fühlte er, daß sie ihn erkannt habe. Waterproof . . .

Das war das Geheimniß seiner Seele. Das war die unburchbringliche, graue, kühle Hülle des Alters, die ihn umgab, daß er nicht mehr lieben und lächeln konnte, daß Alles an ihm abgleiten mußte, unwiederbringlich.

Maria war das erste Weib, das ihn verstand.

Aber er liebte sie nicht. Wer war sie? Sie war das Schicksal! Ihre Seelen hatten hüllenlos einander gegenübergestanden. So hätten sie verharrten sollen, immer, ewig, sich auflösend schließlich in das Nichts . . . Nirwana . . .

Aber begegnen durften sie einander nicht mehr. Das fühlte er.

Am nächsten Morgen verließ Blasius den Strand; er kehrte zurück in das Leben; sein Leben. Und er schrieb das Geheimniß des Begegnens ihrer Seelen, wie er es gesehen hatte. Und er wurde ein großer Dichter.

Auch Maria schrieb es, wie sie es gesehen hatte, und wurde keine g. Dichterin; denn sie hatte keine Freunde in der Presse und hatte vergessen, einer Gilde anzuschließen.

Wien.

Helene Wigerka.



Schoftag.

Herr Edmund Klapper, der Herausgeber der Deutschen Agrarzeitung, hat in einem sehr scharfen Artikel neulich den ehemaligen Direktor der Deutschen Bank, der jetzt als Ausschichtath durch ein dauerndes Einkommen für die mühevollste Arbeit vergangener Jahre entschädigt wird, angegriffen und ihm besonders die von der Deutschen Bank emittirten ausländischen Anleihen vorgeworfen. Diese Kontroverse scheint nur natürlich. Herr von Siemens, der Führer des Handelsvertrags-Vereins und der Freisinnigen Vereinigung, ist der entschiedene Gegner des Bundes der Landwirthe, dem Herr Klapper als Sachverständiger dient; und daß dieser Bund den ausländischen Anleihen ewige Feindschaft geschworen hat und wegen Beihilfe zu dem angeblich dadurch verübten nationalen Verrath Herrn von Siemens angreift, kann nicht auffallen. Nur danach konnte man fragen, warum dieser Angriff gerade jetzt erfolge. Herr Klapper ist nicht der Mann zwecklosen Handelns. Er ist auch nicht der Mann, dem es genügen konnte, durch seinen neuen Angriff auf die Börsenthätigkeit die Kreise der versammelten Börsen-Sittenkommision zu stören. Ob er am Ende glaubt, Herr von Siemens könne doch nächstens noch Minister werden?

Es ist nicht meine Schuld, daß ich zur Begründung der Nothwendigkeit ausländischer Anleihen nichts wesentlich Neues anführen kann; eher die des Herrn Klapper, der leider kein neues Moment in die Erörterung einzuführen vermochte. Er geht prinzipiellen Betrachtungen aus dem Wege. Der Angriff richtet sich fast nur gegen die Thätigkeit der Deutschen Bank, der vorgeworfen wird, sie habe ausländische Anleihen emittirt, obwohl der Sättigungspunkt in der Aufnahmefähigkeit des deutschen Marktes schon überschritten war. Mit Theorien ist der agrarische Gegner diesmal also nicht zu bekämpfen. Die Aufgabe der Agrarier wäre, einmal klipp und klar die Schäden zu zeigen, die nach ihrer Ansicht durch die Auswanderung deutschen Kapitals entstehen. Erst, wenn solche wesentliche Schäden nachgewiesen sind, könnte man in eine erspriehliche Debatte eintreten. Vorläufig müssen wir daran festhalten, daß wir eine Auswanderung deutschen Kapitals nicht verhüten können, so lange nach den Gesetzen der wirtschaftlichen Entwicklung der Zinsfuß im eigenen Lande niedrig, im Ausland beträchtlich höher ist. Stellen wir uns die Auswanderung des deutschen Kapitals einmal als eine Transaktion vor, an der das große Publikum nicht theilhaftig ist; nehmen wir an, Rothschild oder Mendelssohn verborgten an irgend einen ausländischen Staat eine größere Summe. Dafür haben wir zunächst den Nutzen, daß jährlich, halbjährlich oder vierteljährlich die Zinsen zu uns ins Land geschickt werden müssen. Die Handelsbilanz zwischen Deutschland und dem ausländischen Staat wird durch diese Zinszahlung, auch wenn sie nicht baar, sondern in Waaren erfolgt, beeinflusst. Die Waaren, die uns statt der Baarzinsen geliefert werden, mußten wir unter allen Umständen kaufen; wir hätten sie sonst mit baarem Gelde bezahlt, während wir so die jährlichen Handelsbilanzen zu unserem Vortheil beeinflussen können. Aber man kann — Das sei zugegeben — über diese Handelsbilanz-Theorie verschiedener Ansicht sein. Nicht zweifelhaft aber ist, daß die politische Macht eines Staates in dem selben Maße wächst wie die finanzielle Abhängigkeit der anderen Staaten von ihm. Die englische Geschichte bietet ein charakteristi-

sches Beispiel dafür, was ein Staat vermag, dem alle Länder der Welt tributpflichtig sind. Wie lange mußte Preußen nach Englands Pfeife tanzen, weil es zu allen politischen Transaktionen das Geld der Engländer brauchte! Und heute bietet wiederum Rußland ein Beispiel dafür, wie vorsichtig die Politik eines Staates sein muß, der finanziell von seinen politischen Gegnern abhängig ist. Daß trotzdem die russische Diplomatie gerade in den letzten Jahren große Erfolge aufzuweisen hatte, dankt sie ihrer besonderen Tüchtigkeit.

Auch im Leben der Staaten gilt ferner das Wort: manus manum lavat. Wer das Geld giebt, hat gewöhnlich auch Aussicht auf lohnende Lieferungen; er ist der Nächste dazu, wenn das Militär- und Verkehrswesen reformirt und neu ausgestattet werden soll. Ueber die damit verbundenen Gefahren täusche ich mich nicht. Wenn mit unserem Geld Rußland seine Eisenbahnen baut und China seine Truppen rüstet, so können diese Waffen sich wirtschaftlich und politisch eines Tages gegen uns kehren. Das läßt sich leider nicht so leicht ändern. Bauen wir nicht die Bahnen und liefern wir nicht die Waffen, so thut unser Nachbar und wir haben die späteren wirtschaftlichen und politischen Nachteile, ohne wenigstens vorher die Vortheile eingeheimst zu haben. Das ist der *circulus vitiosus* der kapitalistischen Weltordnung, der nur mit ihr verschwinden wird. Nun richtet sich allerdings die Hauptwaffe der Agrarier gegen das zweite Stadium der Kapitalauswanderung, wo die großen Finanzmächte durch die Emission von Anleihen ihr Risiko auf die einheimischen Bevölkerungsschichten abzuwälzen versuchen. Und da muß man den agrarischen Bedenken eine gewisse Berechtigung zuerkennen. Es wäre vielleicht besser, wenn unser deutsches Publikum den exotischen Anleihen ganz fern geblieben wäre. Erschwert man aber, wie die Agrarier rathen, die Emission von ausländischen Anleihen in Deutschland, sei es durch übergroße Besteuerung, sei es durch übergroße Vorsichtsmaßregeln, so wendet sich das deutsche Publikum eben ins Ausland und kauft diese Anleihen dort. Der flüchtig Hinsichtende mag freilich glauben, an solcher Spekulation im Auslande könnten sich nur kapitalkräftigere Leute betheiligen. Doch waren nicht gerade in den letzten Jahren große Massen kleinster Leute zum Beispiel in der Minenspekulation des londoner Kaffercirkus engagirt?

Die Gefahr der Spekulation und Anlage in exotischen Werthen verkennt auch Herr von Siemens nicht, denn er sagt in seiner Entgegnung: „Solche Anlagen empfehlen sich nicht für Arme, sondern für wohlhabende Leute, die ein eigenes Urtheil haben und in schwierigen Tagen nicht sofort den Kopf verlieren.“ Der Theoretiker Siemens wandelt hier sehr richtige Wege. Aber der frühere Direktor der Deutschen Bank muß doch wissen, daß in der Praxis die Dinge sich ganz anders gestalten. Die Deutsche Bank mag die exotischen Anleihen direkt vielleicht nur an kapitalkräftige Bankiers abgesetzt haben. Diese Bankiers aber haben die Anleihen in die Kreise der kleinen Leute weitergegeben und die Deutsche Bank, die den Bankiers Vergütungen gewährte, hat dabei in gewissem Sinn gewirkt. Es ist ja auch natürlich, daß gerade die kleinsten Kapitalisten auf Idee verfallen, ihren Zinsertrag durch den Ankauf exotischer Anleihen zu erhöhen. Herr von Siemens hat eine Tabelle veröffentlicht, worin der Gewinn oder Verlust, der seit den Tagen der Emission auf den verschiedenen nothleid gewordenen ausländischen Anleihen bis zum ersten Januar 1901 ruht, be-

gegenüber gestellt ist, den der Kapitalist am ersten Januar 1901 gehabt hätte, wenn er an den Emissionstagen preussische vierprozentige Konsols oder schlesische landwirthschaftliche Pfandbriefe gekauft hätte. Da erfährt man denn, daß der Gewinn an exotischen Anleihen größer war als der an preussischen Konsols und schlesischen Pfandbriefen. Doch gerade, weil ich im Prinzip die Nothwendigkeit der Emission ausländischer Anleihen anerkenne, halte ich mich für verpflichtet, darauf hinzuweisen, daß die Tabelle des Herrn von Siemens sehr ansehbar ist. Er scheint ja im Recht, wenn er sagt: „Der Vorwurf, daß die deutsche Nation an dergleichen Anleihen viele Millionen verloren habe, ist nicht nur eine Uebertreibung, sondern eine Unwahrheit.“ Das deutsche Volk — oder, besser gesagt: das Nationalvermögen, wenn man dazu auch das Vermögen der Banken rechnet — hat natürlich nur geringe oder gar keine Verluste erlitten. Aber wenn man die Banken und die Großkapitalisten abzieht, so bleiben in Deutschland doch Tausende, die den größten Theil ihres Vermögens an ausländischen Staatsanleihen verloren haben. Denn es ist eine alte Regel, daß der kleine Mann zu den höchsten Kursen kauft, bei den niedrigsten Kursen aber ängstlich wird und verkauft. Die spanische Anleihe wurde mit 60 Prozent in Deutschland eingeführt; sie notirte am letzten Jahreschluß beinahe 70. Aber sie war auch schon einmal auf 46 gesunken und nach alter Erfahrung muß man annehmen, daß ein großer Theil des Publikums in seiner Angst gerade zu diesem Kurs verkauft hat. Und so steht es mit sämmtlichen Anleihen, die auf der Tabelle zu finden sind. Argentinier, Portugiesen, Griechen und Northern haben Reorganisationen durchgemacht, aus denen Banken und Großkapitalisten den Hauptnutzen gezogen haben. Herr von Siemens hat also durch die Art seiner Beweisführung der guten Sache, die er vertreten wollte, im Grunde nur geschadet.

Die Thatsache, daß an exotischen Anleihen viel deutsches Geld verloren worden ist, kann selbst der Geschickteste nicht aus der Welt schaffen. Er kann höchstens fragen, ob denn daheim dieses Geld unter allen Umständen besser angelegt gewesen wäre, ob Alles, was unter der stolzen Flagge der „vaterländischen Industrie“ segelt, etwa größere Sicherheit bot. Und da kann die Antwort nicht zweifelhaft sein. Seit den ersten Frühlingstagen dieses Krachjahres haben wir erkennen gelernt — wenn wirs nicht vorher schon wußten —, wie Vieles auch in unserer lieben Heimath faul war und leider noch immer ist. Die Hypothekensbankkrisen, die dresdener, leipziger, breslauer, berliner Zusammenbrüche, die Betrügereien, die auch fern vom Wasserkopf des Reiches aufgedeckt worden sind, haben für eine Weile wenigstens wohl Jeden gewarnt, alle einheimischen Unternehmungen blind für solid und im eigentlichen Sinne produktiv zu halten. Nur den Journalisten ist in diesem Sommer des Mißvergnügens gut gegangen; an Stoff hats ihnen während der Gurkenaison diesmal nicht gefehlt.

Eben sahen wir wieder ein Bild, das uns zeigte, um wie viel schlimmer es einmal in der Heimath aussieht als jenseits der Meere. Der Zusammenbruch der Verbebank in Heilbronn und die Connoissementsfälschungen bei der Breslauer Rederei Vereinigter Schiffer sind die neusten Beispiele für die alte Lehre. Der Heilbronner Fall ist nicht sehr interessant. Die ehrsamten Heilbronner, die an den Ufern des Neckar und seiner nicht minder schönen Nebenflüsse nach alter Sitte ihr Weid in Landwein ersäufen, werden freilich meinen, ihr Fall sei

das Sensationellste des Sensationellen. Wir aber sind als arge Weltstädter gegen solche Dinge abgestumpft und sehen in dem heilbronner Betrug nur einen gemeinen Wald- und Wiesenschwindel.

Wie anders wirkt das Breslauer Zeichen auf uns ein! Armes Breslau! Nach Landau Schostag! Wenn ich die Beiden zusammenstelle, so soll nicht etwa der Schwindelbetrieb als tertium comparationis hingestellt werden. Denn man muß den Landaus nachsagen, daß sie verstanden haben, mit einem gewissen Anstand ihr Geld zu verlieren. Schostag dagegen verlor auf sehr unanständige Weise das Geld anderer Leute. Doch der Vergleich drängt sich auf, weil in beiden Fällen Firmen plötzlich am Rande des Abgrundes stehen, die man für besonders solid und gut gehalten hatte. Wie sollte man auch auf den Gedanken kommen, daß eine Gesellschaft mit 2 $\frac{1}{2}$ Millionen Aktientkapital, die seit 1888 anständige, manchmal sogar recht hohe Dividenden vertheilte, völlig unterminirt sei? Die Breslauer Rhederei war sehr beliebt, weil die rührige Direktion die Schifffahrt und namentlich auch das Frachtgeschäft auf der Oder beträchtlich gehoben hatte. Das wurde gerade in den letzten Jahren laut anerkannt, weil die Eisenbahnen den durch die günstige Konjunktur gestetgerten Güterumlauf nicht annähernd bewältigen konnten. Diese Situation hat die Rhederei klug ausgenutzt. Sie hatte vor Kurzem erst mit erheblichem Kostenaufwand eine große Umschlagsstelle errichtet. Ihre Bilanzen schienen mit muthiger Offenheit aufgestellt. Solide Leute saßen im Aufsichtsrath, Leute, denen man zutrante, daß sie sich auch um die ihnen verbündeten Gesellschaften kümmerten. Einer von ihnen benutzte noch vor wenigen Wochen eine Sommerreise dazu, den Etablissements der Gesellschaft Besuche abzustatten, und kam mit dem freudigen Gefühl nach Berlin zurück, daß bei seiner Gesellschaft Alles tip-top sei.

Aber der Direktor Schostag, dessen Name mit dem Wachsen und Gedeihen der Gesellschaft eng verknüpft ist, hatte anscheinend nicht nur eine doppelte Buch-, sondern auch eine doppelte Lebensführung. Angeblich war er im Hauptamt Direktor der Gesellschaft; im Nebenamt übte er das Gewerbe eines Abbruzzenräubers. Oder wie soll man die Thatsache beurtheilen, daß er Jahre lang in Millionenbeträgen Commissionsanteile fälschte und sie lombardirte, um für seine Spekulationszwecke daraus Geld zu ziehen? Er wird als ein genialer Kaufmann geschildert. Das muß er gewesen sein, da es ihm gelungen ist, Jahre lang im Kopf oder im kleinen Privatnotizbuch die verschlungenen Fäden seiner Betrügereien zu entwirren. Doch ganz sicher war er auch ein großer Räuberhauptmann, einer, der das alte System der Schuß-, Dieb- und Stichwaffen vornehm verschmähte und mit höchst modernen Mitteln harmlosen Leuten saßt das Geld aus der Tasche holte. In Breslau sagen die Leute jetzt, man habe seit Jahren gewußt, daß Schostag ein Lump sei. Darauf ist nicht viel zu geben; so wird stets geredet, wenn ein Spitzbubenstreich entdeckt ist. Man hat auch Schostag Vorleben durchforscht und gefunden, daß er schon einmal unter dem Verdacht der Unterschlagung verhaftet gewesen sei; nach dem Tode seiner Braut fehlten nämlich gewisse Werthpapiere. Die Sache ist nicht ganz aufgeklärt worden und der gerechte Kritiker darf sie deshalb nicht auf Schostags Schuldkonto setzen. Ich möchte nicht die Größen der Finanzwelt und des Handels bis in die Nieren prüfen, um festzustellen, ob sich nicht irgendwo und irgendwann ein Nest auf

ihrer Ehre aufweisen läßt. Jedenfalls galt Schoftag als ein hervorragend tüchtiger Geschäftsmann. Diese Tüchtigkeit imponirte auch dem Aufsichtsrath. Die Rhederei hatte verschiedene Geschäftsstellen und der Direktor organisirte sich mit Hilfe dieser Filialen seinen Inkassoverkehr selbst, um die Bankprovisionen zu schinden. Die im Aufsichtsrath sitzenden Bankiers baton beständig, sie doch auch Etwas verdienen zu lassen. Aber der tüchtige Mann stellte sich auf den Standpunkt, daß er zuerst für sich und seine Gesellschaft und dann erst für den Gewinn seiner Aufsichtsräthe zu sorgen habe. Er erklärte einem dieser Herren kundheraus, daß er ihnen die Provisionen nicht gönne. Direktoren, die ihren Aufsichtsräthen Solches zu bieten wagen, müssen tüchtig sein. Und so imponirte Schoftag schon wegen seiner Schroffheit den Aufsichtsinstanzen. Nur einmal hatte der Herr Direktor ein Bischen zu viel in der Welt herumgepumpt; da wurde denn ein Aufsichtsrath-Beschluß herbeigeführt: künftig dürfe die Rhederei nur bei den Firmen Abraham Schlesinger und Marcus Melken & Sohn ihre Geldbedürfnisse befriedigen. Durch diesen Beschluß fühlte sich der Aufsichtsrath gesichert, besonders, als er merkte, daß Schoftag sich Mühe gab, dieser Forderung der Kontrolleure nachzukommen. Durch die Entdeckung der umfangreichen Betrügereien wurde dann plötzlich das feste Vertrauen entzweit.

Stunend hörten alle Sachverständigen die Kunde. Wie war es möglich, fragten sie, daß diese Riesenfälschungen unbemerkt blieben? Daß der Aufsichtsrath nichts merkte, war nach dem Gesagten nicht unbegreiflich. Die Bücher wußten ja von Güterbeleihung nichts zu erzählen; man konnte deshalb von umfangreichen Connoissement-Lombardirungen nichts ahnen. Daß der Kollege des Direktors Schoftag nichts verrieth, ist selbstverständlich; denn er hat sich als Mitthäter entpuppt. Er behauptet, seine Unterschrift nur zu Dokumenten gegeben zu haben, die er für rechtmäßig hielt. „Angeblieh“ soll Schoftag, bevor er sich vergiftete, einen Brief an seinen Mitdirektor Breslauer geschrieben und Beteuerung dafür erbeten haben, daß er ihn mit ins Unglück gezogen habe. Dieses Entlastungsschreiben will Herr Breslauer vernichtet haben. Sehr glaublich...

Unglaublich aber ist, daß die Höhe der lombardirten Connoissements den beiden Firmen nicht auffiel, die in engtem Geschäftsverkehr mit Schoftag standen, den Herren Hamburger & Co. und Ernst Kuznizky. Man hat behauptet, die Höhe der Engagements sei nicht auffällig gewesen, weil sie sich in Jahre lang dauernbem Geschäftsverkehr angehäuft hätten. Das kann man doch nur ganz grünen Laien vorreden. Ein Connoissement ist, ähnlich wie ein Wechsel, an eine bestimmte Einlösungfrist gebunden. Und thatsächlich sind auch wiederholt Connoissements von Schoftag eingelöst worden, so daß der umgesetzte Gesamtbetrag der Connoissements weit über 4½ Millionen hinausgegangen sein muß. Auch sollen von Schoftag so erhebliche Provisionen und Zinsen gezahlt worden sein, daß es eigentlich bei Anwendung der Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmannes den Diskontirenden auffallen mußte, eine Gesellschaft vom Range der Breslauer Rhederei mit potenten Bankverbindungen so hohe Spesen häufen zu sehen. Die Frage, ob die beiden Firmen Schoftags Machenschaften kannten und kennen mußten, ist noch nicht bündig beantwortet. Ohne Mitwisser, darin sind die Sachverständigen einig, war der Millionenschwindel nicht durchzuführen. Ich neige sogar zu dem Glauben, daß der Direktor im Schoß der eigenen Gesellschaft Mitwisser gehabt haben muß.

Plutus.



Notizbuch.

Miquel ist am achten September gestorben. Herzschlag nannten die Aerzte die Todesursache. Mit nicht geringerem Recht sagten die Politiker: Er starb an der Entamung. Krank war er längst, ein gebrochener Mann schon, als das Gefindel mit Knütteln auf ihn schlug. Der Geist aber, der sich den Körper baut, hätte auch diesen morschen Leib noch eine Weile erhalten. Da kam die brüskte Verabschiebung. Wie ein zum Krüppel gewordener Portier, der seinen Dienst nicht mehr versehen kann, wurde der Mann weggeschickt, der so viel für Preußen gethan hatte, — öffentlich so viel und sehr viel Wichtigeres noch im Stillen. Graf Bülow wollte ihn nicht länger neben sich sehen. Sein Instinkt war richtig. Miquel hatte von der staatsmännischen Fähigkeit des „berebten Herrn“ keine allzu hohe Meinung. Er fand, der Ministerpräsident kenne Preußen nicht, nicht Preußens Geschichte und besondere Bedürfnisse. Vielleicht war er deshalb seiner Stellung so sicher. Es schmerzte ihn, daß er nicht mehr an den König herankam, nicht persönlich auf ihn wirken, ihn für seine politischen Pläne gewinnen konnte. Der Kampf wurde mit ungleichen Waffen geführt; Bülow sah den Monarchen fast täglich, Miquel sah ihn in langen Monaten kaum einmal flüchtig. Und ringsum spürte er den dumpfen Haß seiner Kreaturen und mußte Zeden, der Etwas erreichen wollte, ängstlich bitten, nur ja nicht zu sagen, daß er beim Finanzminister gewesen sei. Immerhin glaubte er, in berechtigtem Selbstgefühl, der Tag könne nicht kommen, wo man ihm einfach sagen werde: Pade Dich, alter Knabe! Er war ja nicht unbequem wie Bismarck, lökte nie wieder den Stachel und mußte die Zuversicht haben, man werde Werth darauf legen, ihn bis zum letzten Kraftrest zu verbrauchen. Aber der Tag kam: und er fand den Abberufenen nicht zum Gehen bereitet. Ein furchtbar schweres Scheiden; und das Häuflein der trauernd Theilnehmenden war gar so klein. Miquel hats nicht verwunden. Für solche Einsamkeit war der Stolz nicht stolz genug. Als dann die Nachricht von seinem Tode eintraf, merkte man in den Retrologen doch eine Ahnung Dessen, was dieser Mann dem hinschwindenden Preußen gewesen war. Einen Augenblick freilich nur; gleich danach hörten wir wieder die alten Geschichten von Unzuverlässigkeit, Arglist, trüglicher Falschheit; von wie anderem Schlage doch ein Thielen oder gar ein Bennisgen sei. Diese Feinde und ihres Befehdens Methode muß man ansehen, ehe man Miquels Bedeutung zu ermesen sucht. Er wäre ein großer Staatsmann geworden, wenn er nicht allzu viel Klugheit besessen hätte. Der Mangel, den Unverständige im Charakter suchten, lag im Intellekt. Miquel war ein kritischer Geist; ihm fehlte die fröhliche Sicherheit, die der Schaffende braucht. Nach einem guten Wahl sah er Welt und Menschen in Rosenfarbe, überseh er die Schwierigkeit des gewählten Weges. Mit der Ernüchterung aber stellte sich auch die Stepsis ein. Dann sah Miquel beide Seiten jedes Dinges, schlüpfte behend in Anderer Fühlen, Wünschen, Trachten und schien Unentwegten der Ver Schlagene, dem nicht zu trauen sei. Das Alles ist hier oft geoft begründet worden. Hinzuzufügen ist heute nichts; und der Leeren Grabred sind wir längst Alle satt. Wir haben einen Mann verloren, der Etwas gelernt hat Etwas wollte, Etwas konnte. Graf Bülow warf ihn über Bord. Graf Bülow endlich nun zeigen, was Preußen von seiner Führerkunft zu erwarten hat.

*

*

*

Die Sicherheit des im Denken und Fühlen nützlich Begrenzten, die Miquel fehlte, hatte William Mac Kinley. Der Hannoveraner war deklariert; der Amerikaner wurzelte mit jeder Faser fest in seiner Klasse. Er war der beste Mann der Großbourgeoisie, der geschickteste Kopf, dem bisher die Führung eines modernen Industriestaates anvertraut ward. Ein Verbrecher, der sich mit dem Namen eines Anarchisten zu putzen bemüht war, hat ihn gemordet. Gegen solche Thaten fanatischen Ueberwizes ist kein Kraut gewachsen; längst haben, ehe der Waldersee sein Opfer heischte, die Chinesen das Sprichwort geprägt: Wer sein Leben wagt, kann einen Kaiser vom Pferde reißen. An dem Attentat war nichts schlimmes Modernes; eher schon an der Art, wie die von ihm zu fürchtenden Folgen beseitigt wurden. Der plötzliche Tod des Präsidenten hätte einen jähen Kurssturz, vielleicht eine Katastrophe herbeigeführt. Um solches Ungemach zu vermeiden, traten die Börsenpotentaten in New-York zusammen, — und siehe da: ungefähr eine Woche lang erklärten fünf Aerzte, dem Leben des Präsidenten drohe keine Gefahr. Als er dann doch starb, trotz den rucklos optimistischen Krankenzustandzeugnissen, hatten die Gemüther sich beruhigt und es kam zu keiner Panik. Das war ganz im Sinn Mac Kinleys gehandelt. Besteckung? Nein: Politik; die Politik der Milliardenetrusts, die auf ihre besondere Weise auch sozial empfinden und das Behagen der herrschenden Klasse höher schätzen als das Schicksal des Einzelnen. Weil Mac Kinley ohne Heuchelei diese Politik trieb, war er stark, wurde er sogar von denen bewundert, die den Hochschußzöllner früher in den Sünderabgrund verdammt hatten. Und weil Amerika, wie auch der Präsident heißen mag, auf der Bahn solcher Politik fortschreiten und nie über die Grenze seiner Kraft hinausstreben wird, muß es unseren Kontinent, den alten und kümmerlich armen, eines gar nicht mehr fernen Tages im geräuschlosen Kapitalistenkriege besiegen.

* * *

Zwei Schreiber sind im ersten Septemberrittel siebenzig Jahre alt geworden, zwei Vielschreiber; ein Deutscher und ein Franzos, ein Epiker und ein Dramatiker: Wilhelm Raabe und Victorien Sardou. Um des Himmels willen! ruft Einer von den Neusten; bist Du denn ganz verrückt, ganz unrettbar reaktionär geworden, da Du die beiden Namen neben einander zu stellen wagst? Den Dichter neben den Macher? Den geschäftsmännischen Schmierfinken neben den keuschen Menschenbildner und Heimathkünstler? Thut; aber nur, um zu zeigen, wie der Meiste sich vom unreinen abhebt, der Mann für Alle vom Poeten der Wenigen. Schlachte den Franzen und baue aus Elfenbein und Perlmutter dem Deutschen einen Altar. Und sage gründlich einmal den Landsleuten die Wahrheit; wie erbärmlich ihr Geschmack ist und wie widerwöllich ihr Handeln, da sie dem pariser Taschenpieler den Säckel füllen und den Dichter in Braunschweig darben lassen . . . Solche Hoffnung werde ich täuschen. Nicht ästhetisch will ich die beiden Geburtstagskinder abschätzen; und erst recht nicht moralisch. Sinnlos schiene mir der Versuch, Sardou die Mängel des Könnens ins Gewissen zu schieben. Er ist ein ehrlicher Mann und immer beim Nächsten neidlos vorwärts zu helfen; sogar dem Feindsten. Er hat Henry que, dessen Hungerparoxysmus gerade gegen die Modetheatraliker mit frechster Ebnüht tobte, so zärtlich unterstützt, daß er das Herz des Wütherichs gewann. Er Jahre lang in der Akademie für Zola gestimmt, der ihn mit fanatischer Ungerechtigkeit behandelt und ihm hundertmal in die Ohren gebrüllt hatte: Monsieur lou n'a pas notre estime littéraire. Er hat sicher auch nie geglaubt, daß seine

Stücke schlecht seien. Zwar hat Zola gesagt: Herr Sardou hat, als sein einziges gutes Drama, *La Haine*, durchgefallen war, geschworen, künftig nur noch Schund zu machen, und er hat seinen Schwur gehalten. Das ist ein netter Witz, zeigt aber den Psychologen Zola nicht im besten Licht. Menschen, die das Renommirwort des shakespeareischen Richard ernst nehmen und eines schönen Tages den Entschluß fassen, ein Bösewicht zu werden, scheiden sich damit schon aus der Menschlichkeit; und Erfolge, wie Sardou sie erlebt hat, sind für Den nur zu haben, der innig selbst an seiner Schöpfung Herrlichkeit glaubt. Wer, um Geld zu verdienen, mit dem Voratz an die Arbeit geht, etwas recht Schlechtes, recht Niedriges, dem Geschmacksniveau der Menge Ungepaßtes zu machen, wird selbst im berliner Metropol-Theater kaum die Masse zwingen. Und Sardou hat seit Jahrzehnten den Beifall der Besten. Der nach der Rangliste unserer Gesellschaftordnung Besten; der in Besitz und Bildung Wohnenden, die für drei im Schauspielhaus verbrachte Abendstunden fünf Mark ausgeben können. Die hat Sardou gehabt, in allen fünf Erdtheilen, in New-York, Melbourne, Petersburg, Kalkutta und Kairo. Und wenn man die Geschichte vom argen Alba, von der äppigen Theodora und der ungenirten Käthe Arbeitern, organisirten Proletariern, vorgespielt hätte, ohne durch einen Prologus melden zu lassen, Solches dürfe „Zielbewußten“ nicht gefallen, dann hätten auch sie beim Anblick der bunten Bilder gejauchzt. Der Franzose scheint mir also nicht unmoralischer als der Deutsche, der auch manchmal invita Minerva gearbeitet und nicht immer nur dann nach dem Federhalter gegriffen hat, wenn der Gott in ihm sprach. Den vorurtheilenden Glauben, wer Geld verdient, müsse ein Gauner sein, wollen wir den Stumpfrichtern überlassen. Die Poetenkraj der Weiden darf man freilich nicht vergleichen. Raabe gehört zu den großen Humoristen und könnte, hätten die Deutschen sich längst nicht das Lesen abgewöhnt, seinen Landsleuten beinahe sein, was Dickens den Briten, Andersen den Skandinaven, Balzac den Franzosen, Gogol den Russen ist. Beinahe. Er hat sich, als ein echthürtiger Nachfahre der Romantiker und des Jungen Deutschland, nie streng diszipliniert, zu oft sich seinen Schrollen und der Lust an krausem Schnörkelwerk überlassen und seine Bistou ist kleiner als Balzacs und Gogols. Aber er hat eine Weltanschauung und auch über seinen reifsten Werken könnte der stolze Titel des Franzosen stehen: *Comédie Humaine*. In der Raabewelt, wo es von scharf gesehenen wunderlichen Käuzen und mild belächelten intimen Menschlichkeiten wimmelt, ist Alles in Komödienstimmung getaucht; die Tragikomödie gehört ja in diesen Dämmerbereich. Keine Uebermenschenkonflikte, kein Krampfmühen, ungleiche Geister zu begreifen und den furchtsam weggekrümmten Wurm Weltenthronen ertriechen zu lassen. Ort der Handlung ist fast immer das große, schier grenzenlose Flachland Philistrien. Da gedeihen keine Titanen. Da holen die aufrechten Idealisten sich an den Schlagbäumen der Kleinbürgerlichkeit blutige Köpfe. Da lernen die Tapfersten das Ducken und die harte Linie der Tragik biegt sich inskomödische um. Wie klein muß Sardou Dem scheinen, der aus dieser im Buchstaben-sinn wundervollen Welt kommt! Klein, wie nach einem Blick in nächtliche Meeresst ein Theatermaschinensturm, der über bemalte Leinwand hinbraust. Der Berg müßte ungerecht machen. Sardou ist nicht von denen, die ihren Traum dich des aus frommem Anschauen empfangenen Gefühls Symbole mit Odem erfüllt. Er denkt in Coulissenbildern und hat den Schauspielergeist, *l'esprit d'auteur*. Er Kosmos ist das Theater. Das kennt er; und nie kam ihm der närrische Einfall Lebensbedingungen dieses uralten, ehrwürdigen Mechanismus ändern zu kö-

Wozu auch? Nährt nicht Klio selbst für alte Puppen nur neue Kleider? Der großen Weltmodistin ahmt der Theaterpaquin nach; und sein Atelier hat allerliebste Sachen und Säckelchen geliefert, so saubere, wie sie in Deutschland selbst die höheren Anspruch erhebende Firma Sübermann nicht herzustellen vermochte. Patrio ist ein solid und elegant gearbeitetes Theaterstück. Der zweite Akt von Divorçons grenzt hart ans Reich der großen Gesellschaftskomoedie. Die anmuthigen Plauderfesseln in Pantes de mouche können heute noch Verwöhnte entzücken. Und Rabagas, Sardous stärkste Gestalt, kann sich neben den Mercadet und Nucingen Balzaes sehen lassen. Wären wir dem Fürsten von Monaco, dem als Fürst und Ehemann gekrönten Tiefseeforscher nach Spielerleichen, nicht allzu innig befreundet: die lustigste Verhöhnung der demokratischen Streberphrase stände in jedem Monat auf dem Spielplan des Hoftheaters; sie könnte eher gute Gesinnung züchten als alle Burggrafen und Eisenzähne läuflicher Phantasie. Diese politische Posse zeigt, mit ihrem Eutetias Titelkeit kränkenden Schlußepigramm, daß Sardou durchaus nicht immer seines Publikums ergebenster Diener sein wollte. Er hat sich auch später — Daniel Rochat und schroffer noch Thermidor haben es bewiesen — nie gescheut, der Kundschaft unangenehme Wahrheiten zu sagen. Darin wenigstens ist er, der konservative Verächter des Demos und aller revolutionären Grimasse, vom aristophanischen Stamm. Weil er geistreich ist, der einzige geistreiche Schreiber in Europa, der heute konservative Tendenzen auf die Bretter bringt, ward ihm von den Republikanern verziehen; wohl auch, weil er jede Lebenslüge liebevoll konservirt — schon deshalb mußte ihm Bösen ein Gräucl sein — und die Menschen nicht bessern noch gar bekehren will. Er kennt die Salongesellschaft und weiß, daß sie sich sogar leichte Ruthenstreiche gefallen läßt, wenn sie nur sicher ist, nachher am rechten Fleckchen getipelt zu werden. Und er ist unerschöpflich an neuen, schlauen Erfindungen. Der beste Regisseur und Theaterpädagog. Ein Mann, für dessen hohl tönende Boulevardtragoedien Lessings Wort wahr bleibt, daß schlechte Stücke zu dulden sind, wenn sie großen Schauspielern Gelegenheit geben, ihr Können ins hellste Rampenlicht zu rücken. Wer Theodora, Toska, Gismonda von Sarah Bernhardt gesehen hat, in der sorgjamen, das Kleinste mit feinsten Kunst betreuenden Anjenzierung einer pariser Bühne, Der begreift, daß diese Stücke Hunderttausenden gefallen. Für einen Dichter hält kein ernsthafter Franzmann den weltberühmten Theatraliker; und die Germanistenzumuthung, Sardous Dramen auf Menschlichkeit und Naturtreue zu prüfen, würde an der Seine belächelt werden. Die Franzosen haben eine zu alte Kultur, als daß sie das Parvenuvergünstigen locken könnte, im Schauspielhaus nachzurechnen, ob auch Alles „stimmt“, ob auch ja genau so gerebet, gestammelt, geflennet wird wie im wirklichen Alltagsleben. Wenn sie im Theater sitzen, wollen sie nicht das Theater vergessen — wie könnten sies je, da eine Wand immer fehlt und alle dreißig Minuten der Vorhang ^{fällt}? —, sondern mit Theatermitteln unterhalten sein, gerührt oder erheitert, den Alltagsorgen entzündet. In Sardou schätzen sie den Handwerksmeister, den artisan, der in unen Stunden zum Staunen erregenden Artisten wird. Handwerk ist keine schlechte Sache; wir haben im deutschen Kunstreich nur allzu wenig davon. Die alten Meister hämten sich nicht, Handwerker zu sein; und der Handwerksmeisterschaft dankt heute noch ^{ein} Angel seines Ruhmes dauerbarsten Theil. Raabe, der nicht nur als Dichter, der auch Erfinder zu den Reichsten gehört, hätte seinem Werk eine weiter klingende Resonanz ^{gegeben}, wenn er, als Romantikerproß, das Kunsthandwerk nicht gar so vornehm

verschmäht hätte. Das aber erklärt noch nicht die geringe Wirkung seines bunten Schaffens. Wie kommt es, daß dieser Dichter, dessen Humor so echt germanisch ist wie je einer seit Sternes, des Ahnen, Tagen, in Germanien der Poet der Wenigen blieb, — in dem selben Lande, wo Sardou spielend eine Massengemeinde war? Raabe ist ganz deutsch, Sardou Parisien de Paris; und wenn die Hälfte der Summe, die Sardou seit 1870 an deutschen Aufführungen seiner Stücke verdient hat, durch Raabes Bücher eingebracht worden wäre, dann brauchten des Dichters Freunde jetzt nicht um Maecenatenpenden zu betteln. Das muß man bedenken, ehe man in die Posaune stößt und durch die Gassen ruft: Sardou ist längst überwunden, ist mausetot und Raabe ist mit seinen sieben Lebensjahrzehnten so jung wie an dem Tage, da er die Chronik der Sperlingsgasse schrieb! Auch, ehe man jubelt, uns leuchte das Morgenroth einer Heimathkunst. Der Heimath des Deutschen müßte der Rektor von Paddenau und die Base Schlotterbeck doch näher sein als Herr von Brunelles und Madame Sans-Gene. Müßte, wenn es heute noch eine allen Deutschen gemeinsame Gefühlsheimath gäbe. Was aber ist des deutschen Kunstfuchers Vaterland? Kaum noch Europa, seit der Japonismus gewirkt hat und Tolstoi mit applausfüchtiger Greisenensigkeit die Lehren alter Asiaten auf den Markt bringt. Nur eine Heimath blieb dem Europäer: sein Altfassenbezirk. Da weiß er Bescheid, findet er sich leicht zurecht; und mit dem Klaffengenossen aus Jundhal kann er sich schneller verständigen als mit dem Grünkrauthändler, der im selben Hause den Keller bewohnt. Diesem Europäer ist die Welt der Jean Paul und Raabe so fern und fremd wie das Mondgebirge, viel ferner und fremder als Sardous Weinwandreich. Daß Raabe oft eine altfränkische Schwerfälligkeit zeigt und dem Wanderer den Weg nicht bequem macht, würde der Bergsteiger verzeihen, wenn er nach mühsamem Aufstieg oben Bekannte träfe. Die aber fehlen; den Rektor von Paddenau und die Base Schlotterbeck hat der Maschinenkulturmensch nie gesehen und die assoziative Kraft seiner Phantasie ist verkümmert. So wurde das seltsame Schauspiel möglich: Wilhelm Raabe, der deutsche Dichter, ist in dem Deutschland heimathlos, wo Sardou, der flinke Macher aus Frankreich, ist in dem Deutschland thronet. Draußen aber, weitaus von der Wirklichkeit, wird in weltfremden Sekten von ehrlich Gläubigen die frohe Botschaft verkündet, eine Renaissance der Heimathkunst sei den Deutschen von heute beschieden.

* * *

Eduard, dem König von Großbritannien, Kaiser von Indien und Befürworter des echten Glaubens, wird eine Pietätlosigkeit nachgesagt, die geeignet ist, den guten Ruf seines Charakters zu schädigen. Seine Mutter hatte einen Kammerdiener, der Brown hieß und, wie es scheint, unermüdlich im Dienste der Herrin war. Die Gehilferin war dankbar und treu: immer, wo sie auch weilte, wollte ihr Auge sich an der Marmorbüste des toten Dieners freuen; und die Zimmer, die Brown bewohnt hatte, sollten für ewige Zeiten unverändert und unberührt bleiben. Jetzt heißt es, Viktorias Sohn habe die Büste dem überlebenden Bruder Browns geschenkt und Zimmer des eifrigen Leibdieners neuen Leuten als Wohnung angewiesen. Das verbreitet und nirgends regt sich Widerspruch. Die Sache ist, bei der Verwandtschaft der Dynastien und der innigen Freundschaft der Völker, auch nicht bedeutungslos. Deshalb fordern wir ein unzweideutiges Dementi. Man muß in dem zu solcher Dienstleistung besonders geeigneten Berliner Tageblatt gestellt werden, daß Alberts Wittve überhaupt nie einen Kammerdiener gehabt hat, daß Eduard in Worten tiefster Empörung den unsinnigen Klatsch verdammt:

Autoren-Register zu Band 25—36.

(Die fetten Zahlen bedeuten den Band.)

Achelis, Thomas.
Philosophie, die, im geistig. Leben **22**, 187.
Adamowitsch, Jovan.
Komplot? ein **28**, 380.
Adler, Gg.
Arbeiterpolitik, die, des deutschen Absolutismus **27**, 191.
Geschichtsauffassung, parabolische **28**, 488
Kommunismus im alten Israel **27**, 503.
Wirtschaftsentwicklung, deutsche **30**, 339.
Aho, Juhani.
Lampe kaufte, als Vater die **33**, 299.
Albert, Eugen d'.
Zukunft des Klaviers, die **36**, 36.
Andreas-Salomé, Lou.
Regereien gegen die moderne Frau **26**, 237.
Kunsthaft, vom **27**, 366.
Physische Liebe **25**, 218.
Annunzio, Gabriele d'.
Elisabeth, Kaiserin, **25**, 113.
Anonym.
Bliesenbach **28**, 384.
Gardecorps, das **27**, 168.
Gasthöfe und Reisebücher **36**, 124.
Gnadenrecht siehe Justizchronik! **31**, 455.
Inquisitoren, Märtyrer und Dürstbier **30**, 134.
Ja und Amen **28**, 428.
Justizchronik **30**, 486; **31**, 39; **31**, 230; **31**, 454.
Kellnerlehrlinge **27**, 409.
Kommunikation, öffentliche **26**, 83.
Körtevorlage, die **26**, 70.
Körte-bogi **28**, 478.
Kologie der Geschäfte **35**, 495.
Körtehaussteuer, die **31**, 137.
Ansforg, Conrad.
Körte des Klaviers, die **36**, 36.
Aronstein, Philipp.
Körte, William **31**, 490.

Arpad, Michael.
Körte zu Szell, von **26**, 524.
Körte, die, in Ungarn **25**, 466.
Ausschuß der deutschen Studentenschaft.
Bismarck-Säulen **26**, 258.
Bauer, Ludwig.
Gebichte **32**, 126.
Julianus, das Ende des **28**, 253.
Körtektion-Europäer, der **29**, 353.
Schlenter, die Aera **31**, 124.
Beaulien, G. von.
Entgleiten, die Freundin der **25**, 476.
Körte, eine **27**, 299.
Eugenbold, ein **26**, 472.
Weltreisende, meine **33**, 122.
Beaurepaire, Duesney de.
Körte, das **27**, 384.
Below, Ernst.
Körteotropismus **30**, 342.
Bératon, Ferrh.
Körte, wiener **27**, 216.
Berg, Leo.
Autorität **34**, 158.
Körte und Kapitalismus **32**, 152.
Körte und Sinnlichkeit **33**, 58.
Ueberbürdung **35**, 152.
Bernfeld, S.
Körte, der **28**, 156.
Bethlen, Graf Miklos.
Körte von Siebenbürgen, die **25**, 333.
Bieberstein, Rogalla von.
Körtegrenzen im Offiziercorps, die **29**, 561.
Friedenskonferenz, die **25**, 424.
Gibraltar **36**, 197.
Humanisierung des Krieges **27**, 528.
Körte-shafen, ein neuer **31**, 214.
Landesbefestigungen **29**, 68.
Spaniens Armee **28**, 297.
Unterseeboote, die **26**, 476; **34**, 460.

- Bigelow, Konstantin.**
Automobil, im 33, 33.
Flotte lehrt, was uns die spanische 31, 538.
- Tommy Atkins, Yankee-Soldat und Dur**
30, 240.
- Bischoff, Heinrich.**
Sprache, die deutsche, in Belgien 32, 168.
- Bittrich, Max.**
Volksthum und Militarismus 27, 353.
- Black, Clementina.**
Mondlicht und Fluth 28, 536.
- Bleibtreu, Karl.**
Civilstrategen 33, 253.
Milizsystem, das, der Zukunft 29, 378.
- Blen, Fritz.**
Entdeutschung, Deutschlands 33, 210.
- Bleunerhaffett, Ladh.**
Mutterchaft und geistige Arbeit 35, 515.
- Blum, Hans.**
Südbilder 28, 383.
Verlagsrecht, deutsches 33, 244.
- Blumenthal, Oskar.**
Notizblätter eines Pächnerlesters 29, 327.
- Blumentritt, Ferdinand.**
Frage, die polipinische 29, 313.
- Bode, Wilhelm.**
Pos von der Kuepe! 34, 550.
Staatsanwalt, der 36, 370.
Wirthshaus, der Untergang des 32, 288.
- Bogenhardt, G.**
Glück, ständiges 28, 609.
- Bourget, Paul.**
Roman Briefwechsel 28, 120.
- Bracco, Roberto.**
Seelenheil 33, 196.
- Brandes, Georg.**
Besuch, russischer 34, 31.
Dänenthum in Südjütland, das 27, 58.
Devereux, Roy 33, 228.
Kulturkampf 35, 414.
- Braun, Eish.**
Rey, Ellen, und die Frauenfrage 28, 318.
Reform der Hauswirtschaft, die 34, 408; 34, 540.
- Breitbach, Friedrich.**
Ruf nach Gerechtigkeit, ein 30, 206.
- Brensig, Kurt.**
Freiheit, die, politische Aeußerung und die Universitäten 25, 576.
Kulturgeschichte 31, 192.
Kunst, deutsche und italienische 35, 259.
Lyriker, der, unserer Tage 30, 110, 156.
Nietzsche's Bahre, an Friedrich 32, 409.
- Sozialismus und Persönlichkeit 34, 16.**
Soziologie und soziale Frage 27, 419.
- Brochhoff, Albert.**
Engel, der gepanzerte 27, 523.
- Brumm, Karl.**
England, das heutige 32, 429.
- Burchardt, Jacob.**
Sklaverei in Griechenland 25, 17.
- Busse, Karl.**
Niegel, Agnes 36, 310.
- Meyer, Conrad Ferdinand, als Tyrifer**
25, 459.
- Bälou, Frieda Freira von.**
Die es thaten 26, 126.
Einjährige, weibliche 32, 30.
Pear-Patriotismus 30, 569.
Männerurtheil üb. Frauenbildung 28, 26.
Stadt, die 29, 241.
- Chamberlain, G. E.**
Krieg, der 30, 291.
Lucian 26, 426.
- Wagner, Siegfried, und der Därenhäuter**
27, 158.
- Christaller, Gottfried.**
Luther, der neue 29, 194.
- Collin, Christian.**
Realismus, kämpfend. u. passiv 27, 309.
- Conrad, Elise.**
Deutschthum in America 35, 274.
- Conrad, Hermann.**
Herodes und Mariamne 35, 55.
- Conrad, Michael Gg.**
Oberammergau 32, 208.
Serenissimus und die Lissi 30, 443.
Zarathustra 26, 475.
- Crüwell, G. Aug.**
Kiplings Gedichte 33, 368.
- Czettrig, von.**
Landwirthschaft und Volksernährung 27, 434.
- Czumkow, Wladimir.**
Antichristen 35, 229.
- David, J. J.**
1866 34, 163.
- Groh, Gustav 25, 588.**
Hiob 33, 200. siehe auch Ernst 36, 476.
- Decker, Eduard D.**
Ramirez Alonzo, Don 26, 371.
Schmetterling der 28, 420.
- Déry, Juliane.**
Vogeljagd 25, 434.
- Dir, Arthur.**
Kampf um die Flotte, der 29, 33
- Dyhrenfurth, G.**
Konfektionsindustrie, die gesetzliche handlung der 27, 150.

Dohm, Schwig.
Frauenbewegung, Reaktion in der 29, 279.
Mutter, die Neue 31, 513.
Nietzsche und die Frauen 25, 534.

Drüben, Ernst von.
Samoa, aus 25, 222 siehe auch Harden 27, 96.

Duboc, Julius.
Heilig sei das Eigenthum 32, 394.
Heuse, Paul 30, 424.
Kunstschauvinismus 35, 397.
Philosophie, weibliche 34, 366.
The missing link 28, 236.
Totentänze, einiges über 29, 415.

Dumas, Georges.
Comte, Auguste, und die Jesuiten 27, 206.

Dümmler, Ferdinand.
Staat, der platonische 34, 238.

Eckmann, Otto.
Beardsley, Ruben Vincent 28, 42.

Ehrlich, Heinrich.
Mitter-Nußli, irrende 25, 508.

Eichenberg, Julius.
Stiefelnecht und Goethes „Faust“ 28, 129.

Essenhardt, Franz.
Boskio 29, 329.
Chigi, Don Mario 34, 503.
Hamburg seit dem Zollanschluß 35, 369.
Lehrweisheit, neugriechische 36, 272.
Mahona 32, 119.
Miquez 33, 289.
Reisen sonst und jetzt! 32, 383.
Voltaire und die Komnenen 28, 459.

Esdorff, Hans von.
Wittwer, der 31, 447.

Eugel, Eduard.
Harmonikszug, Im 36, 525.
Personentarif und Rückfahrkarten 36, 161.
Riesenthorheit, eine 25, 306.

Erismann, G. F.
Bettenlofer, Max von 35, 134.

Eraft, Paul.
Ethik, jüdische 33, 379.
Jiab 36, 476. siehe auch David 33, 200.
Julian und Celia 32, 252.
Konsumvereine 26, 516.
Philosophie des Geldes 35, 377.
Pilger, die beiden 25, 263.
Sozialpolitiker, ein konservativer 26, 216.

Etler, Carl.
Sieh-Dich-vor 34, 512.

Eucken, Rudolf.
Goethe und die großen Denker 34, 145.
Triebräfte, die moralischen, im Leben der Gegenwart 25, 412.

Eulenburg, Albert.
Kindheitstagen, aus den, der Medizin 30, 37.
Sacher-Masoch 35, 306.
Sade, der Marquis de 26, 497.

Evans, C. P.
Amerikanismus und Deutschtum 26, 210.

Faber, Paul.
Verbi, Giuseppe 35, 281.

Federn, Karl.
Gioconda, la 28, 378.
Fuchs, Renate 34, 464.
Il Fuoco 32, 146.
Roberts, Lord 31, 104.
Satan und Prometheus 25, 286.

Ferri, Curcio.
Religion und Verbrechen 28, 25.
Verbrecher in der Literatur 25, 342.
Verurtheilten, der letzte Tag eines 26, 240.

Fiel, Richard.
Indien, unehrliche Leute im alten 27, 563.

Fidus.
Göttin für Alles, die 34, 341.

Flink, Fritz.
Hallatisten, die 25, 544.

Fogazzaro, Antonio.
Perle, die 26, 344.

Forel, August.
Alkoholfrage, die 25, 185.
Antialkoholismus 36, 465.
Ethik, Ueber 28, 574.
Faktoren des Ich, die 36, 7, 59.
Nordamerika, in 30, 282, 465.
Reisestützen aus Kanada 30, 28.
Zurechnungsfähigkeit, die verminderte 26, 8.

Förster-Nietzsche, Elisabeth.
Kampf um die Nietzsche-Ausgabe 31, 110, 279 siehe auch Raumann 31, 279.
Nietzsche und die Franzosen 26, 462.
Nietzsches Krankheit 30, 9. siehe auch Grosse 28, 203.

France, Anatole.
Ei, das rote 32, 162.
Hahn, der 36, 362.

Franken, Else.
Erinnerung an Karl du Prel, eine 30, 223.
Hackels Arbeitstätte, Ernst 28, 601.
Hase, Karl von 32, 334.
Studenten, Jenaer 32, 477.

Fred, W.
Giovanni Segantini 29, 66.
Kunst, neue österreichische 35, 435.

Frei, Philipp.
Pathologie der jüdischen Volksseele 26, 339.

Freilking, Richard.
Wilde Thier, das 29, 86.

Frentag, Gustav.
Tretschke, ein Brief an 29, 187.

Fuchs, Friedrich.
Bilder, neue 35, 234.
Die XI. 26, 351.

Fuchs, Theodor.
Universitätsreform, Ideen zu einer 29, 306.

Gabrielside, v.
Kreta und Griechenland 25, 160.

Gaederth, Karl Th.
Bismarck und Fritz Reuter 28, 221.
Bismarck und die plattdeutsche Sprache 30, 573.

Gagliardi, Ernesto.
Annunzio, bei Gabriele d' 35, 201.
Italiens Noth 28, 374.
Italiens rother Sommer 36, 82.

Garin, Paul.
Bayersdorfer, Adolf 35, 417.
Frieden, der Weg zum 27, 347.

Greif, Martin, und Karl du Prel 28, 270.
Leutenoth auf dem Lande, die 30, 583.
Scandinavien, die, in der deutschen Literatur 27, 554.

Garnett, Richard.
Klaue, die 32, 473.
Panopolis, der Dichter von 33, 382.
Weisheit der Inder, die 35, 314.

Geyer, Emil.
Bourgeoise, die aristokratische Entwicklung der 35, 356.

Gelber, Adolf.
Nahrhunderts Reize, an des 33, 560.
Shakespeare und der Krieg 32, 56.
Rom, das Volk von 28, 183.

Gelzer, Heinrich.
Byzanz, aus dem alten 32, 25.
Byzanz, Bilder aus 33, 8.
Seneca 35, 19.
Sittengeschichtliche Parallelen 36, 29.
Türken, die 33, 110.

Gerhard, Adelf.
Dichtung, weibliche 27, 92.

Giesebrecht, Franz.
Schule in Brasilien, die deutsche 26, 329.

Gladden, Washington.
Trunks in den Vereinigten Staaten, die 29, 372.

Gleichen-Nußwurm, A. von.
Haus, das große 29, 369.
Zeiten, verwandte 32, 237.

Graud-Rühne, Elisabeth.
Bozen, auf dem sonnigen Markt in 29, 181.

Gebichte 25, 583.
Königssohn, der 27, 487.
Löwenmaul, das 28, 153.
Nachtigal, die 25, 205.
Pflingtmärchen, ein 27, 338.
Venus, Frau 31, 574.

Goldbeck, Eduard.
Crebo, Ohne 33, 340.
Konjunktur, eine neue 33, 390.
Lehmann, Willi 34, 178.

Goldstein, Josef.
Bevölkerungsfrage in Frankreich, die 28, 543.
Soda-Industrie, die deutsche 27, 520.
Wirthschaftspolitik, französische 29, 477.

Gorkij, Maxim.
Boles 34, 249.
Lenzstimmen 36, 108.
Natascha 31, 338.
Zigeunerweise 32, 420.

Göhler, Gg.
Land der Kunst, das 36, 278.

Göhre, Paul.
Nationalsozialen, meine Trennung von den 27, 281, 432.
Uebertritt zur Sozialdemokratie, mein 31, 326.

Graebner, Walter.
Bismarcks Vorfahren 30, 81.

Graf, Max.
Richter, Hans 32, 286.
Wolf, Hugo 30, 124.

Gracser, Karl.
Wohlthätigkeit, neapolitanische 28, 75.

Grazie, M. C. deMe.
Allerseele 25, 370.
Augenblicke 34, 469.

Greif, Martin.
1900 29, 553.
Goethe 28, 359.
Seines letzter Ausgang, Heinrich 29, 456.
Hermen 31, 439.
Juli, zum dreißigsten 28, 182.
Lingg, Hermann 30, 170.
Morgenlicht, im 27, 553.

Großmann, Stefan.
Mullatuli 31, 294.

Grosche, Johannes.
Nichtsches Größestrankeith 28, 208 f
auch: Förfser-Nichtsche 30, 9.

Grotzahn, Alfred.
Episephtiker in der Weltgeschichte, die : 225.

- Grottewitz, Kurt.**
Naturwissenschaft und Moral 36, 399.
Sokrates, Herr und Frau 26, 439.
- Grün, Olla.**
Ehen werden im Himmel geschlossen 33, 434.
- Guggenheimer, Siegmund.**
Elektrotechnik, ein Handbuch der 33, 156.
- Gumprowicz, Ludwig.**
Geschichtsauffassung, soziologische 29, 406, 468.
Individuellen, vom, zum Sozialen 26, 233.
Ratzenhofers Urkrafttheorie 31, 150.
Rom, Fos von 33, 451; siehe auch:
Rofegger 33, 24.
Smith, Mary und Wendstern 30, 298.
Soziologie 26, 165.
Staat, Kulturkreis und Menschheit 26, 434.
Wechselbeziehungen der sozialen Gebilde, die 26, 366.
- Gurlitt, Cornelius.**
Anfänge moderner Kunst 26, 144.
Kunstlehre und Reichstag 26, 414.
Schubarts Nachlaß, Martin 29, 10.
- Ganneken, W. von.**
Missionare in China 32, 471.
- Gausson, Dia.**
Chaiselongue, die 34, 225.
Doppelgänger, mein 32, 573.
Kunstausstellungen, münchener 32, 68.
Schnaps, die Geschichte von einem 35, 387.
Schwiegervater, der gestohlene 33, 169.
Verleger, mein letzter 36, 165.
- Gamann, Richard.**
Naturgefühl, das romantische 34, 546.
- Gamsun, Knut.**
Esklaven der Liebe 31, 28.
- Garden, Maximilian.**
Abenteurer und die Sängerin, der; siehe
Theater 27, 46.
Adventisten 25, 491.
Alexandriener 35, 1.
Als ich wiedertam 29, 401.
Anklagebank, auf der 25, 273.
Auferstehung 31, 49.
Bahn des Lasters, die 33, 42.
Klang, Marie; siehe: Briefe 35, 289.
Krumm 31, 321.
Bebel, die Rotte 29, 97.
ergprebigt 34, 401.
ismard, Bill 35, 409.
Bismards Buch entstand, wie 26, 457.
Bismard-Denkmal siehe Diener 36, 1.
- Bismard Posthumus 26, 1.
Bismards Todestag 28, 177.
Böcklin 34, 258.
Boyer 31, 457.
Briefe, zwei 29, 482; 35, 289.
Briefe, drei 36, 251.
Briefe, vier 32, 530.
Briefkasten 27, 406; 29, 532.
Bund der Jugend siehe Theaternotiz-
buch 32, 487.
Blücherliste 33, 477.
Blülow, Graf, siehe Sieger 35, 253.
Carrus Navalis 30, 273.
China, Deutschland in 35, 129.
Chinarinde, 32, 42.
Chinesisch-Deutsche Jahreszeiten - siehe
Jahreszeiten 32, 97.
Chlodwig, Onkel 33, 178.
Chlodwigs Vermächtniß 28, 393.
Chromatrop 27, 97.
Chronika 35, 447.
Cyrano de Bergerac siehe Theater 26,
262.
- Dame von Maxim siehe Theaternotiz-
buch 31, 134.
Danaerpolitik 32, 449.
Deflircour 29, 535.
Depeschen, zwei 29, 185.
Deutschland in China siehe China 35,
129.
D. R. A.-G. 26, 185.
Diagnose 34, 361.
Dialog 35, 89.
Diener, der stumme 36, 1.
Drachen, der Kampf mit dem, siehe
Kampf 32, 225.
Drachen, der Sieg des, siehe Sieg 36, 417.
Draga 35, 291.
Dramaturgie, moabiter 33, 263.
Dreibund, der neue 30, 233.
Drei Heißerfedern siehe Theater 26,
270.
Drenfus 28, 481.
Dreyfus-Pärm, der 28, 521.
Durch Dick und Dünn 34, 233.
Eisenzahn, der 28, 1.
Epiphania 34, 1.
Ernst, Otto siehe Theater 34, 90.
Fastenspeise 26, 273.
Festtagebuch 31, 233.
Flachsmann siehe Theater 34, 90.
Flotte, die 29, 447.
Fontane 25, 1.
Franz Joseph 25, 407.
Friedensfest, das 29, 178.
Friedrich, Kaiserin, siehe Kaiserin 36,
257.

- Fuhrmann Henschel siehe Theater 26, 271.
 Geldpolitik 30, 1.
 Gewitternacht siehe Theater 26, 271.
 Goethe, Lex 26, 409.
 Götter, Helden und Waldersee siehe Waldersee 32, 401.
 Goldener, der junge, siehe Theater 34, 354.
 Guilbert, Yvette 34, 309.
 Gutsmann 27, 185.
 Halensee 32, 356.
 Harmlosen, der Klub der 26, 97.
 Harmlosen, die 29, 1.
 Heilige Stätten 25, 529.
 Heimathlosen, die, siehe Theater 26, 455.
 Heinze, Lex 30, 457 siehe auch Jentsch 30, 514.
 Heys Armee 27, 361.
 Heyle, der alte 30, 432.
 Hochzeit der Soborde, die, siehe Theater 27, 48.
 Hofacht 28, 569.
 Hohenlohe, der Fall 25, 49.
 Hompesch, Lex 31, 369.
 Iphigenie in Bergen 28, 97.
 Jahreszeiten, Chinesisch-Deutsche 32, 97.
 Jau 30, 308.
 Johannisfeuer siehe Dramaturgie 33, 263.
 Jubilus 34, 97.
 Jugend von heute siehe Theater 31, 44.
 Kaiser im Reichstag, der 28, 49.
 Kaiser-Kanal, der 28, 313.
 Kaiser von China 32, 217.
 Kaisertoaste 30, 232.
 Kaiserin Friedrich siehe Friedrich 36, 257.
 Kampf mit dem Drachen, der, siehe Drachen 32, 225.
 Kanal, Sturm im 28, 353.
 Kanzler, der zweite 26, 225.
 Kanzler, an den 34, 449.
 Konig, 32, 1.
 Kramer, Michael siehe Theater 34, 90.
 Krankheit, englische 30, 409.
 Kröchers Frau 34, 527.
 Kreuzfahrer, die 25, 361.
 Krisen 35, 211.
 Krüger, der Fall 33, 521.
 Kärm um nichts, viel 30, 505.
 Legenden, zwei 25, 230.
 Lemurien 28, 441.
 Leoniden 29, 273.
 Leon, Moriz 34, 313.
 Linden, unter den 31, 185.
 Löbtau 26, 361.
 Lucae Offenbarung 36, 137.
 Pülk 26, 49.
 Macht der Finsterniß, siehe 34, 351.
 Männer, tote 36, 297.
 Marken, neue 29, 320.
 Marten, Dragoner 36, 337.
 Messalina 28, 136.
 Mickiewicz, Adam 25, 608.
 Minenkrieg 29, 49.
 Ministerreisen 35, 49.
 Ministerworte 33, 357.
 Mitternacht, Hermann von 33, 568.
 Mode und Mägen 30, 549.
 Molières, im Hause 30, 499.
 Moriz und Nina 31, 1, 35, 213, 36, 506.
 Murawiew 31, 545.
 Nationen, zwei 32, 273.
 1917 29, 233.
 Neupreußen 30, 49.
 Notizbuch 25 46, 131, 526, 562, 26 93, 134, 182, 319, 395, 490, 27 492, 28 47, 311, 388, 431, 565, 613, 29 45, 91, 229, 267, 30 93, 141, 190, 269, 304, 356, 450, 495, 593, 31 93, 177, 313, 404, 540, 583, 32 39, 90, 178, 314, 442, 33 130, 216, 440, 34 138, 255, 299, 346, 387, 444, 484, 567, 35 46, 85, 171, 245, 327, 445, 534, 36 92, 334, 536.
 Oberhofmeisterstück 29, 359.
 Offenbarung siehe Lucae 36, 137.
 Palästina-Postkarten 25, 95.
 Pantomismus 27, 49.
 Parisiana 31, 417.
 Pauline siehe Theater 26, 449.
 Pflaster, englisches 33, 143.
 Phrasologie 31, 97.
 Porte-Coton 27, 230.
 Posthumus siehe Bismard 26, 1.
 Präsident, der 26, 321.
 Preußenfeier 34, 49.
 Prozeßbericht 33, 95.
 Prügel 30, 369.
 Rede, die neueste 32, 185.
 Reich, das neue 32, 439.
 Reichstag, der 33, 223.
 Reichstagsstenogramm 34, 318.
 Rennes, in 28, 265.
 Rettung aus Gefahr, für 33, 1.
 Revirement 36, 49.
 Rhede, die Hamburger 29, 145.
 Rosengart, Frau 27, 1.
 Rosenmontag siehe Dramaturgie 33, 263.
 Rottenparade 25, 97.
 Samoa 27, 59.

- Sarcey siehe Theaterkritiker 31, 362.
 Savinas Gastspiel siehe Theater 27, 141.
 Seepredigt eines Königs 32, 264.
 Schauspielerkünste 31, 537.
 Scheherzad 25, 137.
 Sieg des Drachen, der, siehe Drachen 36, 417.
 Sieger, der 35, 253.
 Sieger, der, siehe Theater 34, 523.
 Standal, ein 33, 183.
 Spiel siehe Theaterkritiker 31, 362.
 Stadt der Welt, die schönste 26, 36.
 Sternberg 33, 479.
 Sternberg-Prozeß 33, 525.
 Stumm 34, 437.
 Sturm im Kanal siehe Kanal 28, 353.
 Tag, der 34, 273.
 Tausendjährige Reich, das 30, 398.
 Tetralogie 33, 399.
 Theater 26, 262, 449, 27, 43, 141, 31, 44, 34, 90, 354, 521.
 Théâtre Antoine 27, 443.
 Theaterkritiker, zwei 31, 362.
 Theaternotizbuch 27, 182, 31, 133, 32, 486.
 Thomas, Schäfer 25, 567.
 Tietz und Wertheim 32, 537.
 Tingeltangel 34, 396.
 Tochter des Erasmus, die, siehe Theater 31, 46.
 Tolstoi in Berlin 33, 351.
 Toten erwecken, wenn wir 30, 553.
 Toten erwecken, als die 32, 321.
 Topica 31, 505.
 Tragikomödie 29, 577.
 Transvaal 30, 193.
 Trostes, der Sohn des 27, 321.
 Tse Si 30, 321.
 Tsin-Schi-Hoang-Ti 32, 49.
 Ueberbreitl siehe Tingeltangel 34, 396.
 Unen durch! 36, 97.
 Upolu, Bülow von 27, 145.
 Vermächtniß, das 25, 133.
 Victoria 34, 183.
 Waldersee, Helden und Götter siehe unter Götter 32, 401.
 Weisen vom Morgenland, die 29, 487.
 Wertheim und Tietz siehe unter Tietz 32, 537.
 Windsor-Pubbing 29, 321.
 Winterschlaf siehe Theaternotizbuch 31, 133.
 Wirtschaftnotizbuch 29, 398.
 Zoltaris, der 36, 177.
 Zuchtshausvorlage, die 27, 497.
 Zwillingsschwester, die, siehe Theater 34, 359.
- Hart, Julius.
 Alten und Neuen, vom 32, 378.
 Kunst, tote 31, 560.
 Weltanschauungen, zwei 33, 542.
 Hasbach, Wilhelm.
 Weltausstellung-Eindrücke 31, 429.
 Hecht, Carl.
 Dreyfus, die Juden und 27, 72.
 Heilborn, Adolf.
 Tausendstelfekunde, eine 27, 524.
 Hensdemaun-Röhrling, C.
 Sonnenblume, die 29, 291.
 Heune, Rudolf.
 Wahrheit und Liebe 30, 263.
 Hellen, Ed. von der.
 Ideale 26, 353.
 Strife der Geister, der 25, 77.
 Toteninsel, die 25, 127.
 Weihnachtsbaum, der 25, 551.
 Hellweg, Paul.
 Herbst, im 33, 338.
 Helmolt, G. F.
 Anthropogeographie 28, 597.
 Diplomaten, wir 25, 83.
 Humboldt, Wilhelm von 35, 96.
 Tulpe, in der 31, 166.
 Verfassungsgeschichte, deutsche 32, 462.
 Weltgeschichte? was ist 26, 250.
 Hennings, Vennart.
 Totenreich, der Traum vom 28, 205.
 Hessen, Robert.
 Gespenster, meine vier 32, 109.
 Medizinische Pfaffen 36, 104.
 Teufels Rache, des 29, 563.
 Hevesi, Ludwig.
 Sacrum, Ver 27, 123.
 Hilditch, Jakob.
 Idylle 30, 216.
 Hirschfeld, Magnus.
 Kultur und Ehe 33, 325.
 Hoernes, Moriz.
 Anthropologie 32, 104.
 Hoeßlin, Jul. Konst. von.
 Charfreitag in Griechenland 27, 37.
 Hofmannsthal, G. von.
 Berje 25, 65.
 Hoffmann, Riva.
 Gorkij, Maxim 29, 338.
 Holitscher, Arthur.
 Alter, das 35, 117.
 Holck-Weithmann, R.
 Modern-Detorativ 26, 85.
 Holi, Arno.
 Schlaf, Johannes 25, 163.
 Phantafus 26, 173.

Gornung, Aug.
Krieg in Südafrika, der 29, 429.
Sudan, der britische 31, 344.

Gouben, Feinr.
Gutzkows Apostata 32, 77.

Göber, Rud.
Medizinstudium der Frauen, das 27, 422.
Organismus, die Bedeutung des Wassers im 32, 386.

Görmann, Konrad.
Barbarische Kulturformen 30, 63.

Jacobowski, Ludwiga.
Gedichte 25, 585.
Verse, neue 32, 508.

Janitschek, Maria.
Giebts nicht! 30, 389.
Judas 32, 556.
Lendemain 36, 283.

Jentich, Karl.
Agrarfrisis 26, 215.
Antike Humanität 30, 145.
Arbeiterbewegungen, eine Geschichte der 30, 587.
Bernstein, Eduard 34, 185.
Fragen, zwei deutsche 29, 361.
Gehorsam 31, 224.
Großdeutschland und Oesterreich 28, 401.
Heinze, Lex 30, 514.
Siehe auch Harden 30, 457.
Humanität und Christenthum 31, 464.
Humanität und modernes Leben 31, 520.
Industriefeudalismus 35, 158.
Inventur, eine kleine 28, 55, 107.
Kampf um die Flotte, der 29, 334.
Katholikerversammlung, die 28, 497.
Kriminalistische Regereien 36, 377.
Liberalismus 33, 311.
Marxismus, das Ende des 29, 119.
Mission und Heidenmission, innere 32, 495.
Religion, deutsche 33, 47.
Hobbertus, der Utopist 26, 190.
Schleiermacher 31, 281.
Schulreform 32, 361.
Weltpolitik, deutsche 33, 443.
Weltreiche, die drei 35, 29.

Jessen, Jarno.
Malerei, englische 31, 356.

Julius, Hugo.
Bismarckfeier 32, 173.
Veichalle, die akademische 34, 67.
Wolke, Memento 33, 125.

Kahlenberg, S. von.
Abschied 28, 514.

Kamper, Walter.
Rhein-Elbe-Kanal, der 30, 178.

Katayama, S. Jof.
Sozialismus in Japan 36, 319.

Kawowitz, Max.
Nahrung? wozu dient unsere 29, 151.
Reize und das Leben, die 28, 225.
Vitalismus, der alte und der neue 31, 243.

Keben, Gg.
Lachens, die Kunst des 35, 165.

Kipping, Rudhard.
Anus, des Königs 26, 290.
Dungaras Rache 32, 520.
Imrays Rückkehr 34, 34.
Heimathkommando, das trunkene 32, 339.
Wintie, Wee Willie 32, 16.
Zeichen des Thieres, das 36, 20.

Kirchbach, B.
Erfindung, malerische 28, 361.
Thierschutz und Thierethik im Judenthum 31, 478.

Kirlein, Paul.
Schule, aus der 33, 467.

Klapper, Edmund.
Fleischbeschau 30, 538.

Kleinwachter, Friedr.
Aktienregulativ, das österreichische 29, 500.
Getreideterminhandel 33, 274.
Glückspiele, die öffentlichen 28, 530.
Sprachenstreit in Oesterreich, der 27, 103.
Siehe auch Kramarz 26, 280.

Koetschau, Karl.
Schubarts Thorax-Buch 29, 250.

Kohn, Rud.
Kanäle 29, 80.

Korolenko, Wladimir.
Nothwendigkeit, die 29, 420.

Kramarz, Karl.
Sprachenstreit, der deutsch-böhmische 26, 280.
Siehe auch Kleinwachter 27, 103.

Kriegel, Friedr.
Marx als Journalist, Karl 34, 127.

Kulemann, B.
Braunschweig 25, 233.

Kupffer, Elix. von.
Schönheitsfrevler 31, 496.

Küchler, Walther.
Schöne Seele, die 30, 247.

Kühl, Gust.
Groths, Klaus, Geburtstag 27, 17
Konzertleben, berliner 31, 120.

Lachmann, Hedwig.
Kunst, Symbolische 34, 373.

Lamprecht, Karl.
Festrede, eine 26, 137.
Relativismus 34, 12.

Lonkunst, alte und neue 36, 511

- Landau, S. Raf.**
 Zionistenkongreß in Basel, der 28, 422.
Landauer, Gust.
 Mauthner, Fritz 29, 296.
 Mauthners Sprachkritik 35, 220.
 Zukunft-Menschen 31, 529.
Landerer, Albert.
 Tuberkulose, eine neue Behandlung der 29, 457.
Langenbruch, W.
 Guthmann-Graphologen 27, 277.
Lazar, Bela.
 Petöfi, Alexander 29, 570.
Lecher, Otto.
 Industriepolitik, österreichische 27, 465.
 Kohlenarbeiterausstand, der 30, 419.
 Sorgen, österreichische 35, 175.
Lehmann, Rud.
 Schulreform 36, 217.
Lehen, Friedr. von der.
 Indisches Märchen 29, 519.
Lemastre, Jul.
 Agathe, Schwester 26, 530.
Lenon, Hippolyte.
 Geheimniß der Materie, das 25, 590.
Lie, Jonas.
 Diva Evina 25, 166.
Lynkeus.
 Anleihsorgen 30, 353.
 Bankabschlüsse 30, 448.
 Bergabl 31, 451.
 Berlin und Leheran 30, 300.
 Bilanzen, im Zeichen der 33, 475.
 Börse, die arme 32, 87.
 Boom, der neueste 31, 35.
 Bürgermeister, der neue 33, 92.
 Chinesenkrieg, der 32, 214.
 Dämon, der 28, 610.
 Deroute 31, 309.
 Eisen? wer kauft 32, 353.
 Elektra 29, 395.
 Fiskus als Kohlenhändler, der 34, 230.
 Flotte und Börse 31, 276.
 Geldnoth 28, 562.
 Generalversammlung 33, 39.
 Gewehr bei Fuß! 28, 517.
 Gewitterbildung 31, 534.
 Gold, gleichendes 31, 580.
 Goodwill 31, 128.
 Herbstwehen 29, 42.
 Hütten und Wägen 30, 394.
 Hypothekendarlehen 33, 213.
 Hypothekenprozeß, der stettiner 32, 175.
 Hypotheken Netter, die 34, 253.
 Industriebahnen 32, 438.
 Jahr des Heils, das 29, 572.
 Jahrhundertouvertüre 30, 90.
 Johannis, die Weisheit 30, 492.
 Jonathan, Bruder 30, 267.
 Kapitalistenjorgen 30, 186.
 Kohle, theure 32, 311.
 Kohlenstaub 29, 88.
 Kohlenwucher? 31, 170.
 Krisis, die unterirdische 33, 127.
 Kronenrente, die 31, 400.
 Letze 29, 175.
 Männer, alte und neue 33, 174.
 1900 34, 47.
 Non possumus 28, 475.
 Novemberstimmung 33, 260.
 Pfandbriefe 33, 517.
 Preussische Wirtschaft 30, 41.
 Prospektbefreiungen 30, 138.
 Sam, Uncle 33, 346.
 Schwarze Tage 31, 502.
 Schweizerpille, eine 30, 546.
 Semesterwechsel 32, 35.
 Silvesterstimmung 33, 565.
 Spielhagen-Banken, die 33, 308.
 Spielhagen-Katastrophe, die 33, 436.
 Spielhagen-Krach, der 34, 87.
 Spinner und Weber 29, 318.
 Stadtanleihen 31, 226.
 Stahlpanzer 29, 226.
 Stille, in der 32, 261.
 Sturmsignale 31, 359.
 Tage, heiße 32, 134.
 Trebertrocknung 29, 264; 34, 296.
 Tribut an Amerika 32, 527.
 Unwälfster Himmel 30, 229.
 Verkehrsvereinigungen 34, 1-0.
 Vorbedeutungen, böse 29, 356.
 Wasserwirtschaft 34, 135.
 Weihnachtsbescherung 29, 528.
 Weisheit des Sultans, die 29, 442.
 Weisheit, norddeutsche allgemeine 30, 590.
 Werthe, fremde 29, 132.
 Winter des Mißvergnügens, im 29, 479, 33, 396.
 Wittes Reich, aus 32, 578.
 Wolle, in der 32, 483.
Loewengard, Max.
 Mistel, berliner 35, 422.
Loewenstein, Siegf.
 Spielerprozeß, Glossen zum 29, 138.
Lombroso, Cesare.
 Heilkunde, primitive 33, 149.
 Luchensis Verbrechen 25, 366.
 Reaktion in Italien, die 28, 102.
 Vereinigten Staaten von Afrika, die 31, 287.
Lothar, Rud.
 Wiener Theater 34, 121.

- Lublinski, Z.**
 Macchiavelli und Riegsche 34, 73.
Lund, Troels.
 Christenthumes, die Entstehung des 27
 546.
- Machly, Jak.**
 Lyrik, antike und moderne 33, 425.
- Maeterlinck, Maurice.**
 Drama, das moderne 36, 190.
 Napoleon 26, 418.
- Mann, Franziska.**
 Ruhm, junger 28, 560.
- Marcuse, Julian.**
 Frauen, heilkundige, im Alterthum 27,
 261.
 Tuberkuloseheilstätten 27, 355.
- Marholm, Laura.**
 Empfinden der Mutter, das 28, 593.
 Frau in der Gegenwart, die 25, 210.
 Köchin, die 33, 471.
- Marriot, Emil.**
 Einsamen, die 35, 110.
 Frau, meine 25, 511.
 Gedichte 25, 585.
 Kompromittirt 27, 201.
 Momentaufnahmen, pariser 32, 397.
 Pater Max 35, 419.
 Rebellion 30, 71.
 Sündenrinnen 31, 269.
 Todesangst 28, 370.
 Unehre 26, 378.
 Verse 29, 518.
- Marichalk, Max.**
 Don Rienl 25, 438.
 Klavier und seine Meister, das 27, 428.
 Strauß, Richard, und seine Leute 28,
 412.
- Martertzig, Max.**
 Dekorationen 32, 200.
 Sommeropern 36, 450.
- Maser, Fritz.**
 777 28, 290.
- Mataja, Victor.**
 Arbeitsstatistische Amt in Oesterreich, das
 26, 17.
 Bühne und Kind in Frankreich 29, 7.
 Erwerbszweige, sonderbare 33, 535.
 Fuhrwerk und Fußgänger 31, 18.
- Mauclair, Camille.**
 Frankreich, das neue 27, 234.
 Intellektuellen, die 28, 11.
 Karneval in Nizza 31, 156.
 Poeten, intime 32, 390.
- Maupassant, Guy de.**
 Gedichte, drei 32, 571.
- Maurizio, A.**
 Fese, die 29, 252.
- May, H. C.**
 Kohlenlampf, der 33, 513.
 Partei, die redaktionäre 28, 161.
- Mayne, Harry.**
 Mörke, Eduard 35, 430.
- Mayerder, Rosa.**
 Dame, Die 36, 496.
- Meier-Graefe, Jul.**
 Darmstadt 35, 478.
 Kunst, dresdener 27, 214.
 Felicien Rops 25, 430.
 Van Dyck-Ausstellung, eine, 29, 159.
 Weltausstellung, die Architektur auf der
 31, 569.
- Meißel-Geb, Grete.**
 Leib, das 33, 233.
- Meyer-Förster, Elisabeth.**
 Gefegnete, die 28, 462.
- Menger, Ant.**
 Bewegung in der Kulturwelt, die soziale
 26, 327.
 Volksbildung, Einheit der 27, 14.
- Merian, Hans.**
 Klingers Werkstatt, aus 25, 67.
- Michaelsen-Jessen, Anna.**
 Bromning, Robert, und Elisabeth Barrett
 28, 555.
- Mihi, Mari.**
 Fuß, des Kanzlers 35, 486.
- Nigerla, Helene.**
 Endlich! 30, 126.
 Fluch der Schule, der 32, 381.
 Lachesis 36, 68.
 Waterproof 36, 529.
- Nöbels, Paul Jul.**
 Gespräche über Religion, drei 28, 137.
 Nervenkranken, die Beschäftigungen der
 28, 292.
- Noll, Albert.**
 Arzt und Richter 34, 57.
 Deutschthum in den Vereinigten Staaten,
 das 26, 105.
 Indianer in den Vereinigten Staaten,
 die 27, 129.
 Versuche am lebenden Menschen 29, 213.
 Volksschule, die nordamerikanische 28, 88.
- Norrißon, D. T.**
 Verbrecher, jugendliche 26, 481.
- Nosso, Angelo.**
 Materialismus und Mystizismus 33, 411
- Müller-Cafenov, Hans.**
 Yankee und Dutchman 29, 392.
- Müller, Rudolf.**
 Mafia, die 30, 45.
- Müllner, Laurenz.**
 Noß, Gruß an Rich. 36, 406.

- Münsterberg, Emil.**
Familienväter, schlechte 27, 479.
- Münsterberg, Hugo.**
Amerikanische Universitäten 31, 380.
- Münz, Sigm.**
Pobedonoszew 35, 296.
- Naschold, Karl.**
Stille, die 29, 65.
- Raumann, Gust.**
Kampf um die Nietzsche-Ausgabe, der 31, 279.
Siehe auch Förster-Nietzsche 31, 110, 279.
- Neuendorff, Edm.**
Turnen und Sport 33, 87.
- Neumann, Karl Eng.**
Buddhistische Lieder 25, 116.
- Nietzsche, Friedr.**
Aphorismen, neue 32, 11.
Bismarck und die Deutschen 25, 321.
Brief, ein 33, 7.
Nihilismus 31, 10.
- **Nissen, Hermann.**
Theateragenten 26, 205.
- Nissen, Walter.**
Sonne 34, 438.
- Nippold, F. W.**
Deutsch, Bischof 29, 104.
Inquisitio haereticae pravitatis 30, 332.
- Nippold, W. A. A.**
Schweiz im neunzehnten Jahrhundert, die 29, 244.
- Roffig, Alfred.**
Agrarpolitik, französische 29, 83.
- Restrup, Joh.**
Bündniß, ein deutsch-dänisches 26, 101.
Wiedergerburt der türkischen Literatur, die 29, 191.
- Rfner, Jul.**
Gemeindestatut, das wiener 28, 258.
- Riberg, Oda.**
Crispi 36, 357.
Frage, die neapolitanische 34, 207.
Fruchtbarkeit 34, 476.
Luccheni 25, 371.
- Rypenheimer, Franz.**
Berlins Baugeschichte, aus 36, 144.
Kautsky als Wirtschaftshistoriker 28, 241.
Kautsky als Theoretiker 28, 278.
Utopien, verwirklichte 31, 207.
- Orienter, Ota.**
Mütter, dichtende 27, 272.
- Ostwald, Hans.**
Tippelschidsen 35, 63.
- Palingenius.**
Genius der Pöblichkeit, der 29, 312.
- Pardo-Bazan, Emilie Gräfin.**
Christi, der Durst 26, 74.
- Pereira, A. G.**
Mohammedanismus in Indien, der 27, 83.
- Peschkow, Alex. Kay.**
Emeljan Biljai 29, 72.
- Peters, Karl.**
Schopenhauer-Dentmal, ein 34, 153.
- Pfitner, Paul.**
Pompeji, ein neues 28, 587.
Vor 5000 Jahren 30, 198.
- Pfizer, Gustav.**
Kampf ums Recht, ein 28, 261.
Lippe und Koburg 26, 333.
- Pietra, G. de.**
Batilan, aus dem 29, 513.
- Piper, Otto.**
Hohkönigsburg, die 36, 432.
- Platzhoff, Edward.**
Männlich und Weiblich 35, 472.
- Pluto.**
1899? 26, 29.
Bankbilanzen 26, 392.
Banken und Kundschaft 27, 137.
Bankmanöver, west-östliche 25, 182.
Börse im Lenz, die 27, 227.
Börsenwandlungen 26, 446.
Cement, unser 27, 534.
Dezemberjorgen 25, 485.
Ferienbörsen 28, 168.
Finanzminister, die deutschen 28, 131.
Finanzjorgen 25, 227.
Gasindustrie 26, 221.
Geldbewegung 28, 44.
Geldknappheit 25, 403.
Geldpolitik 26, 90.
Gründung, eine franko russische 27, 357.
Hausse, à la 26, 131.
Hochsommer 28, 218.
Holzhandel, unser 27, 274.
Hütten und Bechen 27, 179.
Illusionen 27, 440.
Industrie, russische 27, 89.
Industrieblüthe 25, 92.
Industrien, chemische 25, 603.
Italien und Frankreich 25, 444.
Kapital und Börse 25, 523.
Loewe-Schudert 25, 358.
Maisrost 27, 317.
Oktoberstimmung 25, 127.
Provinz, die kluge 27, 489.
Prozent? 3 oder 3½, 26, 259.
Schweizerpillen 26, 179.

Semestralbilanz 28, 93.
 Spaniens Zukunft 25, 559.
 Subskriptionsfest 26, 316.
 Transaktionen, neue 25, 318.
 Verträge, telephonirte 26, 540.
 Waarenhauffe 26, 358.
 Warnung, eine 25, 270.
 Warnungssignale 27, 580.
 Werthe, dunkle 26, 437.
 Wie lange noch? 27, 40.
 Yankee's Erwachen, des 27, 404.
 Zuckerstandal, ein 25, 43.
Plutus.
 Agenten, siehe Handelskammer 34, 384.
 Aktiengesetz, das 35, 531.
 Anleihe, die neue 35, 82.
 Arbeitgeberstrafe, ein 35, 243.
 Bankering, der 35, 209.
 Baubanken 34, 482.
 Bund der Bankiers, der 34, 564.
 Dannenbaum 35, 286.
 Größenwahn & Co. 34, 441.
 Hanau und Terlinden 36, 214.
 Handelsgesellschaft in Naubeim, die 36, 373.
 Handelskammer und Agenten 34, 384.
 Hofbankdirektoren 35, 366.
 Kampf um den Zoll, der 36, 248.
 Kartellwirthschaften 35, 443.
 Krisis, die amerikanische 35, 325.
 Kummer 35, 492.
 Landaus 36, 292.
 Naubeim siehe Handelsgesellschaft 36, 373.
 Oesterreichs Kanal 35, 403.
 Preußen in Sachsen 36, 88.
 Rentenjubel 34, 343.
 Rothschild 35, 168.
 Sammelgründungen 34, 518.
 Schoftag 36, 531.
 Schudert 36, 119.
 Stahlarbeiterstrafe 36, 175.
 Stoß, der erste 36, 331.
 Terlinden siehe Hanau 36, 214.
 Theorie und Praxis 36, 411.
 Tisch 35, 125- siehe auch Horden 32, 537.
 Treber 36, 45.
 Wittes Goldwährung 36, 448.
 Zollorgane 35, 43.
Pomtow, Mar.
 Schule, die hellenische 36, 72.
Prato, Giovanni da.
 Neben ein Traum, das 36, 441.
Prévoist, Marcel.
 Seine, die 29, 28.
Pringsheim, Otto.
 Volkstrotkultur 35, 162.

Browe, Hermann.
 Arbeiterfragen, ersonne 31, 262.
Brus, Boleslaw.
 Ferien, in den 30, 295.
Buttfamer, Alberta von.
 Böcklin, an 34, 339.
Buttfamer, von.
 Burenheer, was uns das, lehrt 30, 481.
Kassalovich, Wladimir.
 Burenpolitik 30, 382.
Nath, Philipp.
 Bücherliebhaberei 33, 84.
Nagel, Friedrich.
 Naturgefühl unserer Zeit, das 35, 7.
Nau, Albrecht.
 Belträttsel, die 32, 246.
Nechert, Emil.
 Niederösterreich, die Leute von 26, 77.
 Skizzenbuch eines Flaneurs 28, 468.
Nein, Wilhelm.
 Schulbureaukratie 25, 260.
Reinhold, Otto.
 Juristenhilf 34, 202.
 Nachtwächter von Lichtenberg, der 30, 477.
 Zuchtbrüder, die 25, 606.
 Zuchtbrüder-Jubiläum 28, 134.
Reissenauer, Alfred.
 Zukunft des Klaviers, die 36, 37.
Reisener, Hans.
 Faschoda 25, 336.
Reventlow, Franziska Gräfin von.
 Frankl 28, 214.
Riehl, Alois.
 Nießliches Werk 33, 23.
Rilke, Rainer Maria.
 Generationen 25, 393.
Rosegger, Peter.
 Freuden des Berühmtseins, die 28, 18.
 Marianna 26, 21.
 Meerfahrt, meine 35, 34.
 Meraner Volkschauspiele 25, 31.
 Ehrenbeichte, die 27, 22.
 Persönlichkeit Jesu, die 27, 296.
 Reinlichkeit in den Alpen 31, 25.
 Rom, los von 33, 24 siehe auch Gum-
 plowicz 33, 451.
 Schneiderliebe 33, 553.
Rosen, Kunz von der.
 Bundesratsbeschlüsse 29, 532.
 Narrenreiche 26, 543.
Rosenhagen, Hans.
 Kunst von heute und morgen, die
 197.
 Kunstausstellungsepilog 29, 34.

Kunst und Kunstsalons in Berlin 31, 217.
Kunstaussstellungen, die beiden berliner 32,
279.

Ruhland, Gust.

Wirtschaftsgeschichte, jüdische 25, 447, 496.

Rutkowski, Jan.

Spinnengewebe 36, 171.

Rüttenauer, Benno.

Darmstädter Künstlerkolonie, die 36, 112.

Morreau-Museum, das 33, 202.

Robin, Auguste 33, 487.

Stendhal 35, 390.

Saenger, Samuel.

Chamberlain und der englische Imperia-
lismus 30, 55.

Chamberlains Richter 35, 113.

Comte und Mill 34, 212.

Glossen 34, 113, 332.

Journalistendeutsch 36, 158.

Krisis, die sozialistische 35, 337.

Mill als Kritiker der Demokratie 35, 181.

Oberlehrermisere 31, 144.

Rustin, John, als Sozialreformer 28,
503.

Rustins sentimentale Wissenschaft 33, 158.

Sembrich, Marcella 35, 407.

Sudermann als Bekannter 36, 366.

Theobice, eine positivistische 30, 526.

Talus, Hugo.

Einzug 36, 309.

Epistel an Deutschlands junge Dichter
34, 247.

Gedichte 34, 544.

Handschuh, der 35, 239.

Hände 35, 527.

Legende von der Mutter Gottes 36, 58.

Reigen 33, 432.

Zamter, Stadtrath.

Familienvater, Schutz gegen schlechte 27,
372.

Zandberg, Richard.

Nietsches Leben und Schaffen, aus 27,
246.

Zcala, Rudolf von.

Generallandtag, ein österreicherischer 30,
326, 376.

Zschäpke, Albert.

Ideologie, unsere 25, 245.

räfte, die bewegenden, der Volkswirth-
schaft 25, 143.

Sozialwissenschaft, das Ende der 25, 59.

Errichtung des Gelehrten Sozialismus
25, 7.

Zschallmayer, Wilh.

encer, Herbert, und der Sozialismus
31, 58.

Zhang, A.

Reform der Frauenkleidung 29, 384.

Zheffler, Karl.

Hofmann, Ludwig von 28, 301.

Kunstaussstellungen 34, 289.

Monet und Böcklin 35, 342.

Sezession, berliner 36, 322.

Siegesallee, die 34, 492.

Velde, Henry van de 33, 459.

Weltmeisterschaft, um die 36, 200.

Zhent, Maximilian.

Khayyam, Omar 36, 243.

Seiten, von zwei 31, 299.

Stiefel, enge 32, 481.

Zichowski, John.

Sezession-Bühne 34, 42.

Zschiller, Ferrm.

Weltgeschichte 36, 238, siehe auch Schwann.

Zschirrmacher, Käthe.

Poinard, le Père 26, 355.

Zschlaf, Johannes.

Gerechtigkeit 27, 509.

Literatur, deutsche 26, 374.

Zschleich, A. Z.

Psychophysik des Humors 25, 374.

Schlaf und Traum 29, 14, 54.

Zschlicht, Frhr. von.

Koller, der 28, 337.

Willberg, der kleine 35, 270.

Zschmitt, Eug. Heinz.

Bauernsozialismus, ungarischer 26, 534.

Zschöener, Reinh.

Sozialist, ein italienischer 26, 55.

Wirtschaft, italienische 31, 440.

Zschönhoff, Leop.

Theater 29, 142 siehe auch Harden.

Zschovelin, Jul.

Ausperrung in Dänemark, die 28, 606.

Zschulte-Naumburg, Paul.

Ziele moderner Kunst 27, 378.

Zschwabe, Paul.

Wahlausichten der Sozialdemokratie, die
28, 465.

Zschwann, Mathieu.

Dämmerungen, zwei 34, 172.

Heim, im neuen 28, 82.

Leben, aus dem rheinischen 32, 194.

Revision, eine kleine 29, 164.

Weltgeschichte, im Kampf um die 35, 457.

Weltgeschichte 36, 386. siehe auch Zschiller.

Zschweninger, Ernst.

Alteppo-Beuten 27, 117.

Antwort, eine 34, 14.

Bismarcks letzte Tage 27, 9. siehe auch
Harden.

Rezepte, meine 25, 488.

Tuberkulose 27, 537.

Zeidel, Feinr.

Chemie, aus dem Reich der 32, 127.

Selbstanzeigen.

Adelt, Werden 26, 215.

Anonym, Argumente für und wider den Krieg 28, 166.

" Deutschland bei Beginn des 20. Jahrhunderts 32, 132.

Arjuna, Christlich-Germanisch 25, 88.

Arnold, Europäische Lyrik 25, 479.

Baerwald, Dr., Eignet sich der fremdsprachliche Unterricht für die Schule? 26, 33.

Barfels, Der dumme Teufel 29, 388.

Bau, Zur Arbeiterwohnungsfrage 28, 347.

Bauer, Der Heilige 25, 269.

Beer, Dr., Aus Natur und Kunst 30, 228.

Behnisch, Blutstropfen 26, 214.

Benndorf, Dr., Hymnen an Zarathustra 34, 516.

Berg, Gefesselte Kunst 35, 41.

" Das sexuelle Problem in Kunst und Leben 34, 132.

Besser, Dr., Die menschliche Sittlichkeit zc. 29, 389.

Bierleben, Stammbuchblätter 35, 324.

Bleibtreu, Belfort 34, 295.

" Der große Dreyfuswindel 30, 227.

" Marcksälle, Generale, Soldaten Napoleons 26, 539.

" Der böse Wille des Militarismus 27, 530.

" Orleans 33, 173.

" Paris 1870/71 26, 387.

" Von Robespierre zu Buddha 27, 530.

" Wörth, Gravelotte 31, 163.

Blumenthal, Federkrieg 33, 513.

Merzjettel 25, 397.

Bode, Dr., Studien z. Alkoholfrage 35, 43.

" Die Lehren Lollois 32, 213.

Böhlau, Halbthier! 28, 307.

Bölsche, Das Liebesleben in der Natur 25, 89.

Boylen, Griechenland vor und nach dem Kriege 25, 602.

Bormann, Bacon-Shakespeares 29, 388.

Bormann, Dr., Der Schotte Home 30, 130.

Borngräber, Bruno, Giordano 36, 491.

Brand, Die Geheimnisse der lateinischen Küche 35, 489.

Braungart, Uebergänge 32, 86.

Brausewetter, Knecht Ruprecht 32, 576.

Breitenbach, Darwinist. Vorträge 36, 490.

Bröding, Dr., Das Rätsel der eisernen Maske 25, 600.

Bruckmann, Die Kunst 29, 262.

Büch, Johannes 26, 315.

Busse, Graphologie zc. 25, 88.

Clement, Dr., Flavius Josephus: Jüdische Alterthümer 31, 450.

Dankelmann, Frhr. v., Abbasah 25, 179.

Deinhard, Die uralte Weisheit 25, 125.

" Beiträge zur okkulten Wissenschaft 35, 207.

Dir, Der Egoismus 28, 345.

Dohm, Schicksale einer Seele 27, 316.

Donath, Tage und Nächte 25, 181.

Driesmann, M. von Egidy 32, 212, 35, 441.

" Das Keltenthum 30, 265.

Dühren, Dr., Marquis de Sade 32, 310.

Dürbig, Chinesische Charakterzüge 30, 132.

Duboc, Dr., Die Lust als sozialetisches Entwicklungsprinzip 34, 29.

" Früh- und Abendroth 30, 87.

" Hundert Jahre Zeitgeist in Deutschland 28, 474.

Eck, Augusta Trevirorum 32, 577.

Efendi, Dr., Das neue Weltreich 34, 515.

Eigenbrodt, Bismard und der Kronprinz in der Kaiserfrage 35, 441.

Eisler, Dr., Das Bewußtsein der Abwesenheit 35, 364.

" Wörterb. d. philos. Begriffe 36, 491.

Eisler, Kleingeld 25, 480.

Elissen, Weh den Klugen 32, 132.

Elstrau, von der, Jugend-Dichtungen 29, 174.

Engel, Die Furcht vor dem Weibe 34, 295.

Enting, Mis Nielsen 27, 223.

Erler, Briefwechsel zwischen Haedel und F. von Hellwald 36, 118.

Ernst, Dr., Wenn die Blätter fall Der Tod 31, 92.

Eschwege, Privilegirtes Spekulantenthum 27, 439.

Esmerich, Lebensbogen-Regenbogen 34, 489.

Eulenberg, Dogenglück 25, 601.

" Anna Walewska 29, 173.

Evans, Prof., Beiträge zur amerika.

- schen Literatur- und Kulturgeschichte 26, 313.
 Ewers, Ein Fabelbuch 36, 43.
 Ewert, Drei Dramen 31, 90.
 Faldenberg, D., Morgenlieder 30, 131.
 Falkenberg, A., Der deutsche Postverband 35, 401.
 Fallensfeld, Marx und Nietzsche 28, 167.
 Fechner, Zehn-Avesta 35, 322.
 Federn, Dr., Essays zur amerikanischen Literatur 28, 165.
 " Rosa Maria 35, 442.
 " Zwei Novellen 30, 133.
 Feige, Das lachende Schloffen 31, 90.
 Fessel, Lyrik 29, 390.
 Flachs, Dragan Bratow 33, 171.
 Fick, Dr., Auf Deutschlands hohen Schulen 31, 499.
 Finbel, Kirchenglaube und Vernunftreligion 27, 315.
 Fischer, S. W., Albalbert Falk 34, 383.
 " " Sehnen und Leben 34, 229.
 " A., Streifzüge durch Formosa 29, 391.
 Fred, Modernes Kunstgewerbe 35, 489.
 " Praeraphaeliten, die 31, 163.
 Friedrich, Christus 30, 131.
 Gaedert, Dr., Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen 33, 509.
 " Bei Goethe zu Gast 32, 347.
 " Fürst Bismarck und Fritz Reuter 25, 126.
 Galli, Das Fräulein und Anderes 32, 578.
 Geyer, Dr., Unser Kaiser und die Schulreform 32, 258.
 Gemberg, Der dritte Bruder, Des Geistes Erfüllung 31, 132.
 Geude, Nächte 25, 599.
 Gylstrow, Dr., Der Katholizismus und die moderne Dichtung 31, 164.
 Gnauck-Kühne, Aus Wald und Flur 32, 349.
 Grabowsky, Sehnsucht 32, 469.
 Graeber, Die Freude am Waidwerk 32, 309.
 Graf, Dr., Deutsche Musik im 19. Jahrhundert 27, 87.
 Gramow, Dr., Friedr. Ed. Benekes Leben und Philosophie 28, 166.
 Großmann, Die Treue 33, 394.
 Grotjahn, Der Alkoholismus 25, 556.
 Grünfeld, Stimmungen 31, 131.
 Gsell-Fels, Dr., Rom und die Campagna 34, 561.
 Häfner, Die Buren 31, 91.
 Hagenauer, Muspilli 31, 273.
 Harnack, Dr., Goethes ausgewählte Gedichte 35, 365.
 Hart, Der neue Gott 26, 388.
 Hauschner, Lehrgeld, Die Unterseele 27, 532.
 Haushofer, Planetenfeuer 27, 403.
 Haymann, Dr., Jean Jacques Rousseaus Sozialphilosophie 25, 124.
 Hed, Dr., Lebende Bilder aus dem Reiche der Thiere 30, 265.
 Heigl, Die Religion und Kultur Chinas 32, 348.
 Heilborn, Dr., Guy de Maupassant, Musorte 27, 485.
 Heinemann, Dr., Goethes Werke 34, 561.
 Heitmüller, Lampete 27, 532.
 Helmolt, Dr., Weltgeschichte 27, 577, 36, 407.
 Hempel, Die Bedeutung der Schule Gabelsberger 33, 306.
 " Welche Kurzschrift ist die beste? 27, 533.
 Hensel, Eborrit 30, 392.
 Hensel, Fantasia und das Kloster Karen x. 27, 531.
 Herber, Trauerweidenblätter 32, 133.
 Heffen, Dr., Das Glück in der Liebe 29, 263.
 Hettler, Historische Monatschrift 34, 516.
 Himmelbauer, Waldsegen 33, 306.
 Hirsch, 19. oder 20. Jahrhundert 33, 172.
 Hirschfeld, Dr., Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen 29, 389.
 Hoffmann, Th. M. Dostojewskij 27, 271.
 Holm, Meine Welt 30, 227.
 " Totu mulier 32, 309.
 Holz, Dr. Richard W. Meyer 32, 213.
 " Phantasia 27, 87.
 " Revolution der Lyrik 30, 226.
 Hude, Die Handels-Vilana 33, 258.
 Jolani, Sebastian Kluge 25, 395.
 Jadasohn, Ruth von Felsed 34, 516.
 Jentsch, Friedrich Vist 35, 491.
 " Sexualleibit, Sexualjustiz, Sexualpolizei 30, 129.
 Jerusalem, Dr., Einleitung in die Philosophie 29, 174.
 Jungmann, Irrfahrten 35, 207.
 Käufer, Dr., Die Gewerbmäßigkeit im Glückspiel 33, 307.
 Kirchner, Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe 32, 212.
 Kirckstein, Gerhart Hauptmann 36, 117.

- Kirchstein, Merlin **33**, 394.
 Klotz, Graphische Malerei **31**, 164.
 Knuffert, Frauengehalten **28**, 167.
 Kohn Dr., Rom's Weiber **26**, 177.
 Kohn Rud., Oesterreich am Ende des
 19. Jahrhunderts **30**, 129.
 König Dr., Wilhelm Wundt **36**, 86.
 Krane von, Traum und Wahrheit **27**,
 315.
 Krieger, Willy Meier **29**, 173.
 Kriowski Dr., Unsere Schätze — Unsere
 Kinder **26**, 538.
 Kroell Dr., Der Aufbau der menschlichen
 Seele **32**, 259.
 Kruse, Schwarzbrotesser **35**, 203.
 Kuhlbeck, Giordano Brunos Eroici-
 furori **26**, 176.
 Kunowski von, Durch Kunst zum Leben
36, 237.
 Kupffer von, Der Herr der Welt **25**, 180.
 " " Irrlichter **33**, 172.
 Kühn Dr., Ausgewählte Essais von Mon-
 taigue **31**, 303.
 Kweß Dr., Quo vadis **31**, 449.
 Laifo, Y—3 Straußen **27**, 485.
 Landau Dr., Unter jüdischen Proletariern
25, 430.
 Landsberg Dr., Los von Hauptmann **32**,
 213.
 Lehmann-Rußbüdt, Weckruf an Deutsch-
 lands junge Geister **36**, 117.
 Leppmann, Mensch und Dichter **26**, 388.
 Levi, Gesammelte Erzählungen und Mär-
 chen **31**, 306.
 " Neue Klavierauszüge mozartischer
 L'opern **26**, 337.
 Levi, Philosophie der Form **35**, 207.
 Lichtenberger, Der kleine Froit **36**, 169.
 Linke Dr., Gedichte von Friedrich Höp-
 derlin **31**, 131.
 Löns, Mein goldenes Buch **36**, 107.
 Lory Dr., Edelmensch und Kampf ums
 Dasein **32**, 470.
 Pouis Dr., Giordano Bruno **30**, 491.
 Lubinski, Literatur und Gesellschaft im
 19. Jahrhundert **33**, 511.
 " Neu-Deutschland **33**, 511.
 Lutoslawski, Seelenmacht **27**, 86.
 Marcus, Das Frühlingsglück **32**, 85.
 Marcuse Dr., Diätetik im Altertum **27**,
 533.
 Marholm, Der Weg nach Altötting **32**,
 260.
 Mariot, Ibieregeschichten **25**, 481.
 Martens, Befreite Flügel **26**, 185.
 Marthes, Mignon, Goethes Herz **34**, 293.
 Maclair, L'Ennemie des Rôves **30**, 264.
 Mauerhof, Ursprung und Zweck der
 Poesie **25**, 396.
 Maupassant, Vater Milton **28**, 473.
 " Zwecklose Schönheit und
 andere Geschichten **27**, 270.
 Mayer von, Die Bücher Kains vom
 ewigen Leben **26**, 36.
 Meißner, Das Künstlerbuch **26**, 486, **28**,
 305, **30**, 132.
 Meier-Graefe, Germinal **29**, 527.
 Meisel-Hefß, Generationen und ihre Bild-
 ner **36**, 407.
 Mey, Der Meistergesang in Geschichte
 und Kunst **34**, 515.
 " Die Musik als tönende Weltidee
35, 322.
 Menura, Fable Blätter **30**, 491.
 Merkl, Im Hörjelberg **27**, 315.
 Messer, Die moderne Seele **26**, 314.
 " Wiener Bummelgeschichten **31**,
 274.
 Migerta, Auch eine soziale Aufgabe **26**, 178.
 Michle Dr., Max Javelaar **33**, 395.
 Möbus, Steckbriefe **31**, 275.
 Moeller-Bruck, Die moderne Literatur **26**,
 130.
 Mongré, Das Chaos in kosmischer Aus-
 lese **29**, 222.
 Morburger, Im Wirbel **31**, 450.
 Moszkowski, Pariser Bummel **32**, 133.
 Mühlberger Dr., P. J. Prondson **30**, 266.
 Müller von, Göttermoral **28**, 473.
 Müller Dr., Irrenärzte auf Irrwegen
26, 214.
 Müller, G. A., Hainot **27**, 316.
 Müller, H., Beleidigung und Ehrver-
 letzung **28**, 167.
 Müller Dr., Dora Hornau: Iphigenie
34, 134.
 Nereje, „Holt fast“ **26**, 130.
 Nerrlich Prof., Ein Nachwort zum Dogma
 vom klassischen Altertum **26**, 314.
 Nerrlich, Dr., Ein Reformator als exakter
 Forscher **35**, 323.
 Neubürger Dr., F. Max Klingers Goethes
 Jugendfreund **28**, 513.
 " Nachtlänge **33**, 259.
 Neubürger Ferd., Der Reichstanzler in
 Nüßingen **29**, 391.
 Nöb, Theorie und Praxis des Ge-
 lehrs **27**, 533.
 Neßeren von, Merlin **32**, 259.
 Noppeln Bronifowski, Jhr. v., Der e
 der Armen **25**, 5f.
 " " Die blaue Blume **31**,
 " " Ein Abenteuer in
31, 449.

- Oppeln-Bronikowski, Richard Wagner der
 Dichter und Denker 27, 401.
 Orlov, Nakte Wahrheit 26, 34.
 Ostwald, Bagabonden 32, 86.
 Paquet, Schutzmann Nentrup etc. 36, 490.
 Paug Dr., Mohamebs Lehre von der
 Offenbarung 26, 537.
 Peerd, te, Das Problem der Darstellung
 des Momentes der Zeit in den Werken
 der malenden und zeichnenden Kunst
 26, 129.
 Pieper, Gewerbe- und Industrieschutz II
 27, 88.
 Pilgrim, Geistlich 36, 170.
 Piper Dr., Soll die Höfönigsburg neu
 aufgebaut werden? 34, 30.
 Plate Prof., Ueber die Bedeutung und
 Tragweite des darwinischen Selektion-
 prinzipes 30, 392.
 Plathoff, Ernst Renan 35, 365.
 Poritzky, Die Studentin 34, 383.
 " Lametrie 31, 305.
 " Wie sollen wir Heintr. Heine
 verstehen? 27, 223.
 Pochhammer, Chlers Musikalisch-Litera-
 rische Rundschau 26, 129.
 " Symphonien, Die belie-
 testen 25, 395.
 Prager, Bibliothek der Volkswirtschafts-
 lehre 27, 483.
 Rahmer Dr., Heines Krankheit und
 Leidensgeschichte 35, 121.
 Rappaport Dr., Spinoza und Schopen-
 hauer 28, 512.
 Rau, Die Ethik Jesu 29, 524.
 Rechart, Rauchringe 26, 314.
 Reichel, Gottsched der Deutsche 34, 227.
 " Kleines Gottsched-Denkmal 33, 510.
 " Die Meisterkrone 26, 177.
 Reibnitz, Frhr. von, Torso 32, 310.
 Reinhardt, Kennt die Bibel das Jenseits?
 31, 89.
 Reß, Farben 26, 538.
 Reuter, Ludwig Jacobowski 30, 264.
 Milke, Zwei Prager Geschichten 27, 486.
 Rose Dr., Die Griechen und ihre Sprache
 30, 133.
 Ruback Dr., Medizin und Recht 27, 402.
 Ruskin, Die sieben Leuchter der Baukunst
 34, 29.
 " adä, Ein Lebensmorgen 29, 174.
 " Worte der Seele 32, 133.
 " d, Dionysische Gottes- und Weltan-
 schauung 29, 526.
 " enger Dr., John Stuart Mill 35, 402.
 " int-Victor de, Die beiden Masken 29,
 1.
 Schafter, Hohe Politik 25, 265.
 Schanderl, Wurzeln 35, 43.
 Schaulal Dr., Intérieurs aus dem Leben
 der Zwanzigjährigen 35, 120.
 Scheid, Avalon 36, 118.
 Schering, Gustav Wafa 31, 273.
 " Nach Damaskus 28, 306.
 " Otern 36, 86.
 " Luitborn 26, 35.
 " Strindberg: Legenden 27, 270.
 " Vor höherer Instanz 29, 225.
 Schickenberg, Die Lösung der Stenogra-
 phie-Frage 32, 577.
 Schiller Dr., Weltgeschichte 32, 84.
 Schlaf, Das dritte Reich 30, 391.
 Schlicht Frhr. von, Ein Leben in Waffen
 30, 393.
 Schmidt Prof., Zur Reform der klassi-
 schen Studien 32, 468.
 Schoefer Dr. von, Kritik der wissenschaft-
 lichen Erkenntnis 25, 178.
 " Probleme 32, 470.
 Schoenau, Gesammelte Werke von Guy
 de Maupassant 26, 387.
 Scholz von, Der Besiegte 26, 486.
 " Der Gast 30, 131.
 Schreiber, Rinder der Nacht 32, 85.
 Schulze Dr., Falk und Goethe 33, 259.
 Schurz Dr., Urgeschichte der Kultur 33,
 395.
 Schütting, Göttinger Museen-Almanach
 30, 490.
 Schüler, Gebichte 34, 228.
 Schwabe, Manuscriptzeitung für jüngere
 Literatur 33, 307.
 Schwarz, Der Ungebändigte 35, 269.
 Schwemer Dr., Papsttum und Kaiser-
 thum 32, 577.
 Seidel, Beiträge zur Kolonialpolitik und
 Kolonialwirtschaft 28, 306.
 Seidl Dr., Moderner Geist in der deut-
 schen Tonkunst 33, 511.
 Seiling Prof., Ernst Haedel und der
 „Spiritismus“ 34, 294.
 " " Pessimistische Weisheit-
 förmer 34, 30.
 Severus Dr., Prostitution und Staats-
 gewalt 27, 439.
 Simson, Striese 25, 126.
 Sincerus, Von der glücklichen mecklen-
 burgischen Verfassung 25, 88.
 Sparagnapane, 48 Lieder und Balladen
 27, 579.
 " Fiat iustitia 29, 225.
 Epemann, Epemanns Hausstunde 33, 510.
 Sperling Dr., Ehrengericht und Medizi-
 nalreform 27, 86.

